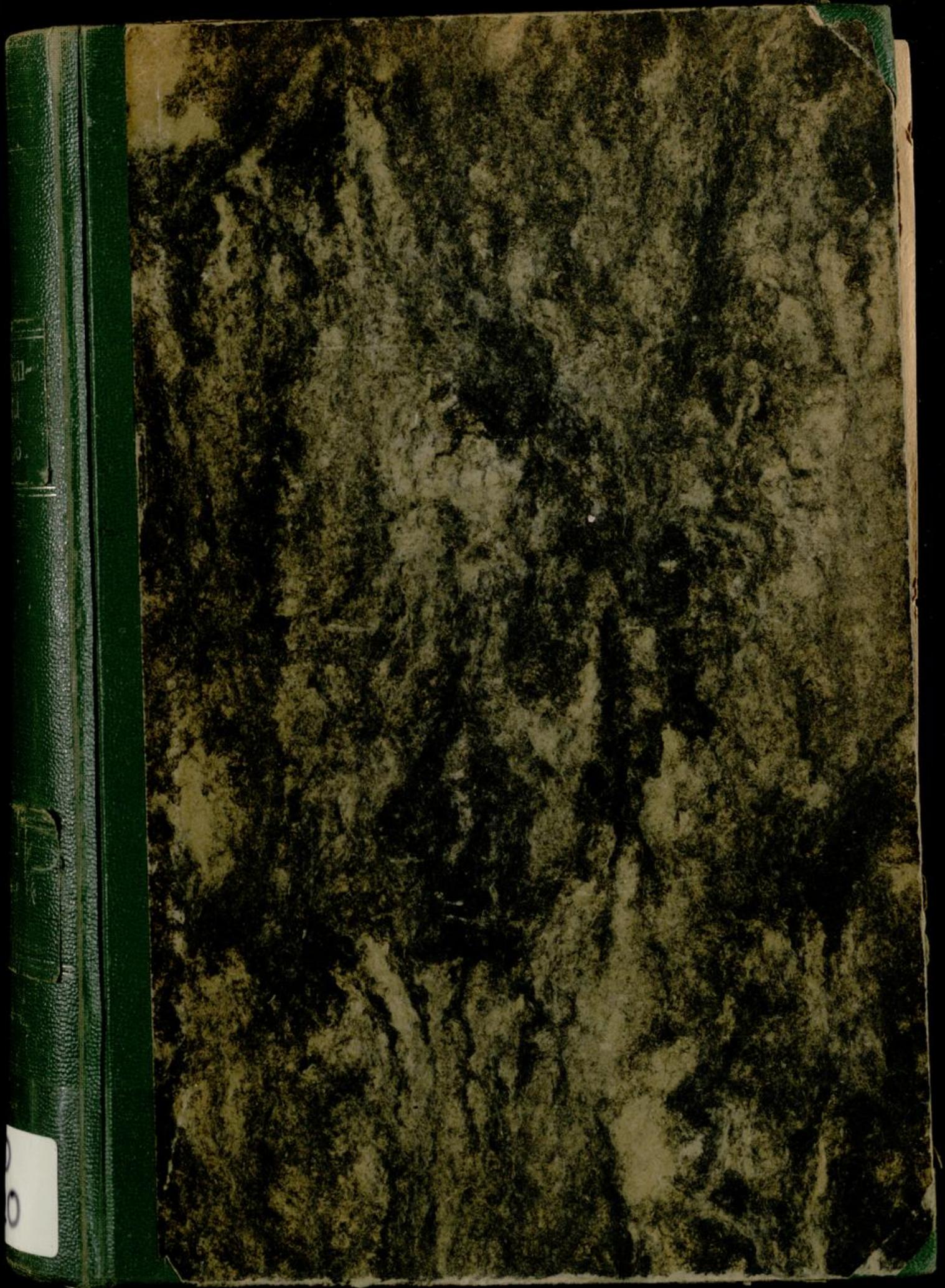


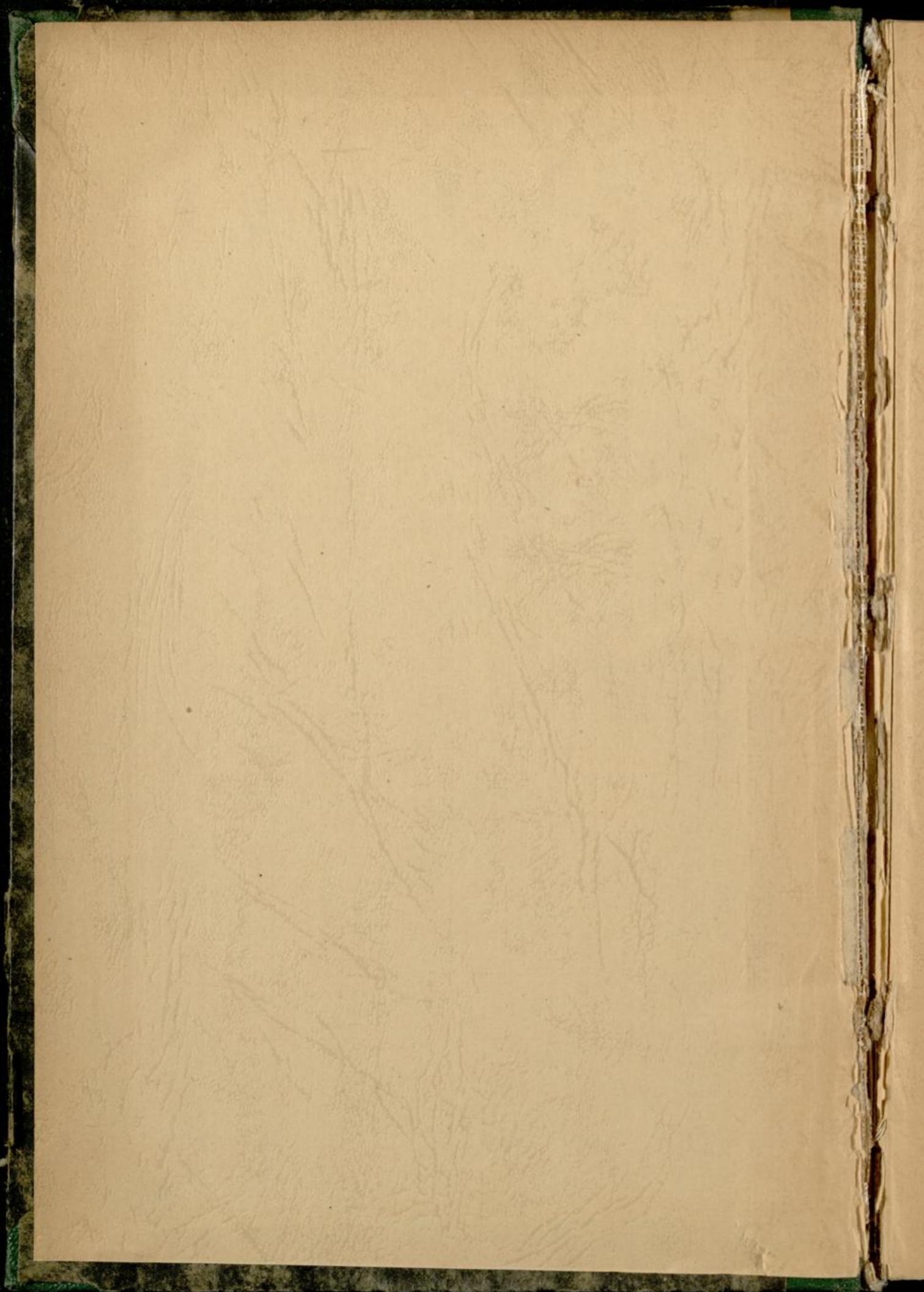
Digitales Brandenburg

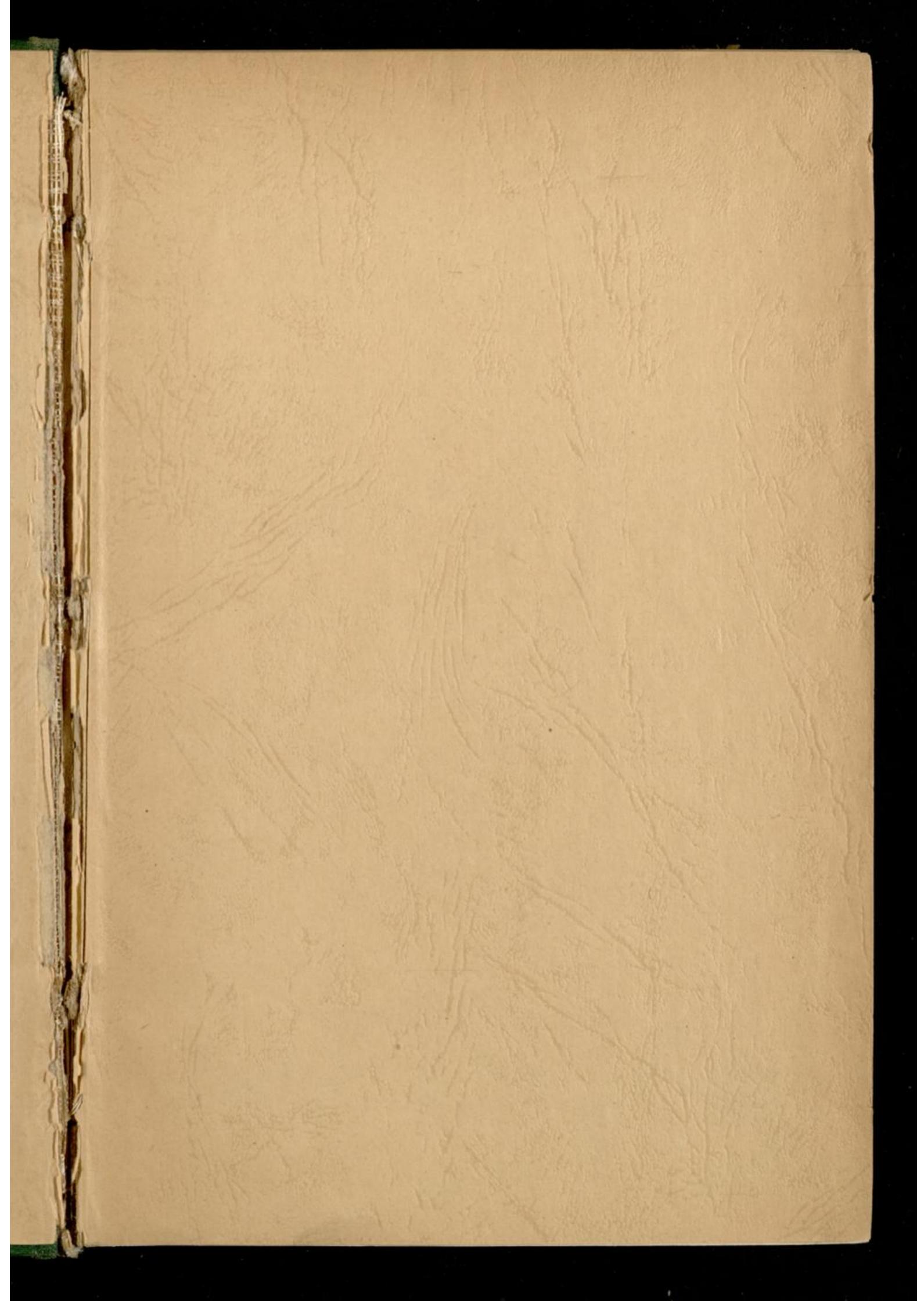
hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

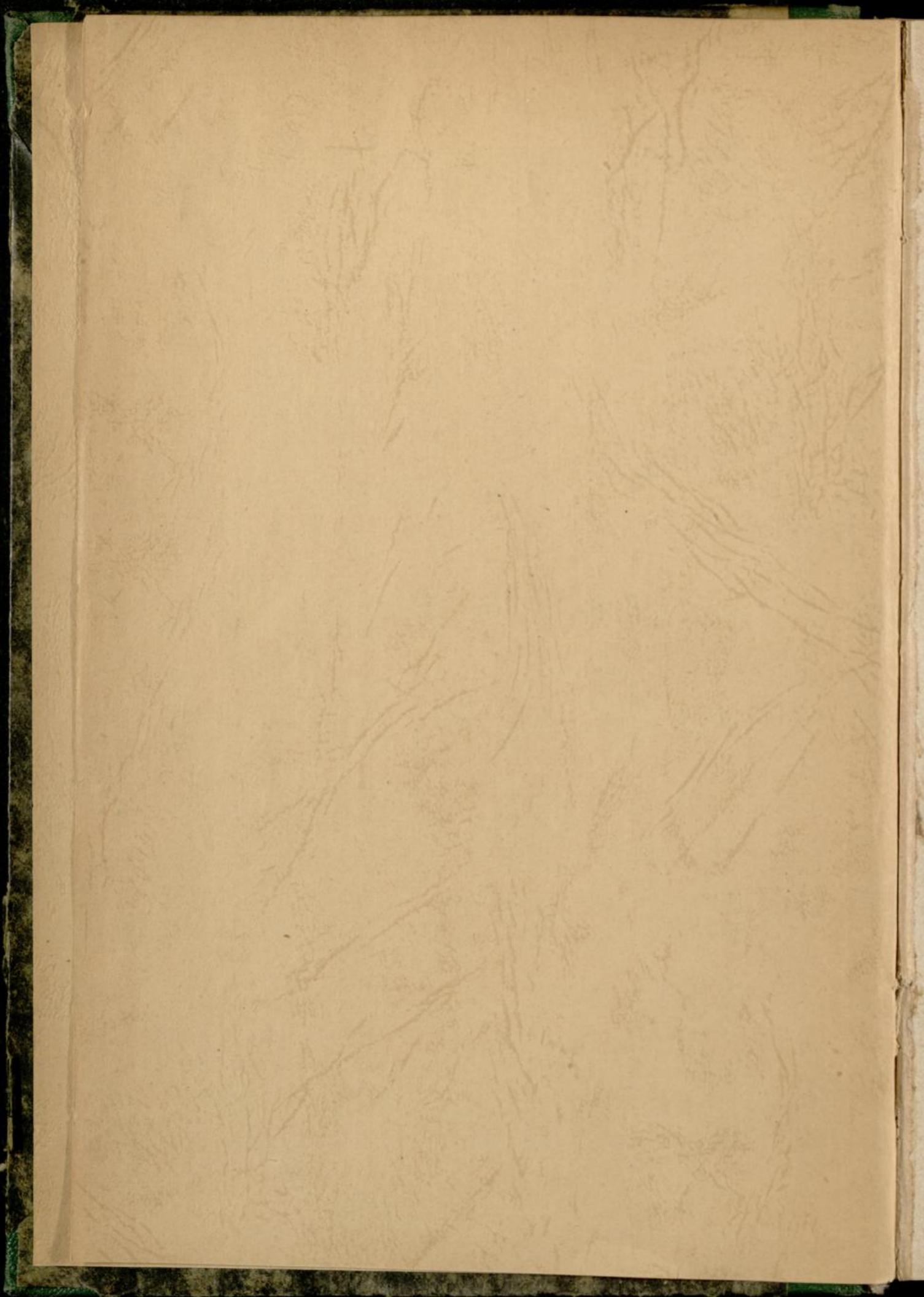
Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin 1896

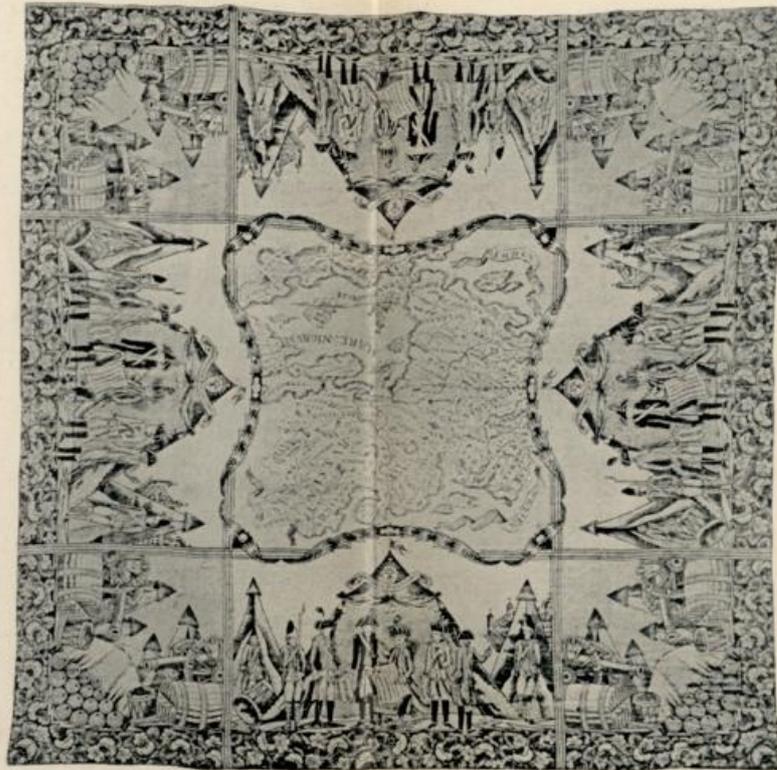
4 (1.1.2019)

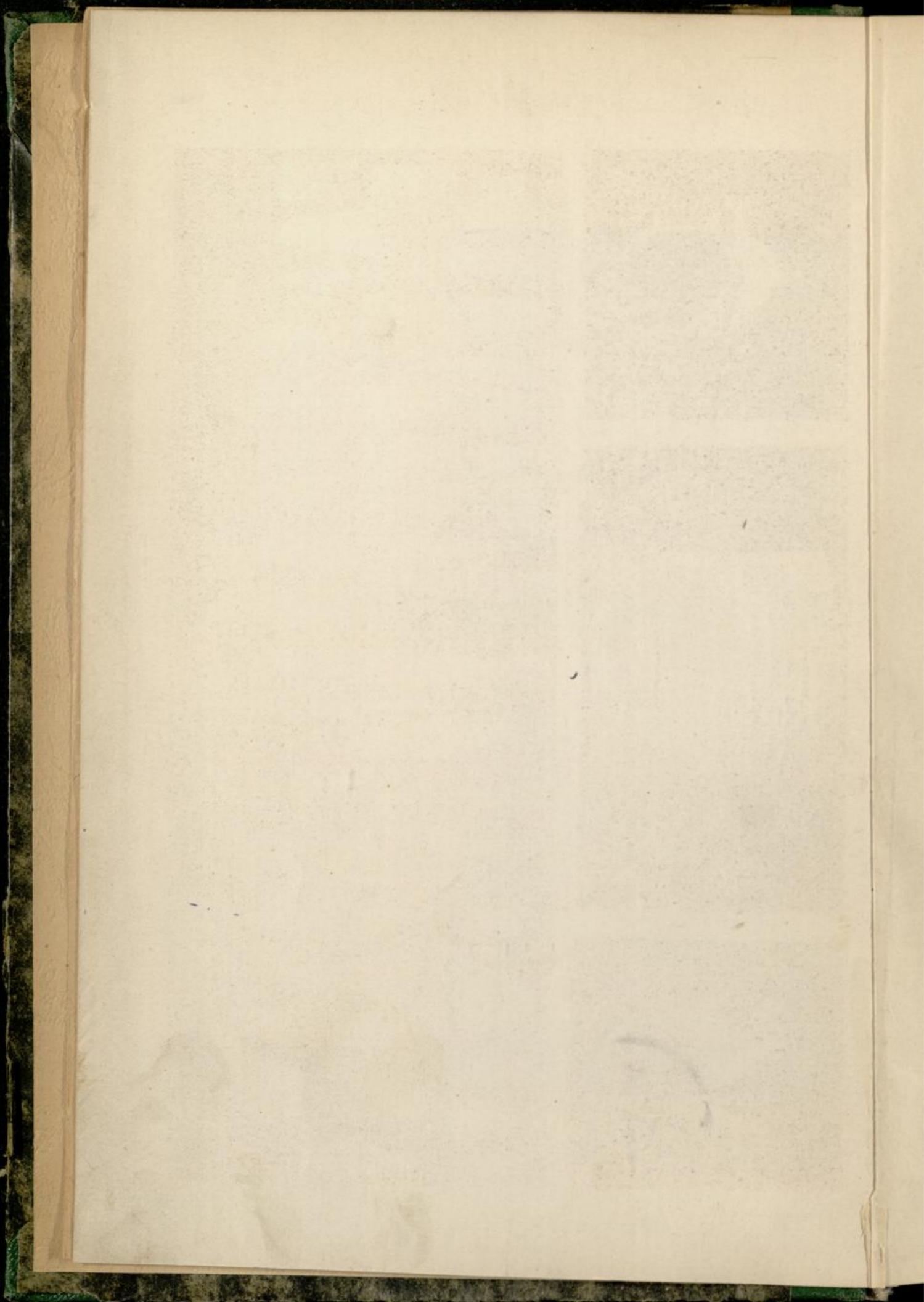












15. (7. ausserordl.) Versammlung des 3. Vereinsjahres

Sonnabend, den 16. Februar 1895, mittags 12^{1/2} Uhr,
Besichtigung der Städtischen Webe-Schule.

In dem gewerblichen Schulwesen Berlins nimmt die Städtische Webe-Schule, Markusstrasse 46, einen hervorragenden Platz ein; ihr galt der Besuch, der die Mitglieder der Brandenburgia am genannten Tage in den Bibliothekssaal der Anstalt führte, von wo sie unter Führung der Herren Obermeister Schmidt, Assistent Buchner, Lehrer Flemming und eines Mitgliedes die vier übereinander gelegenen grossen Maschinsäle mit ihren im Betriebe befindlichen Maschinen besichtigten, nachdem der 2. Vorsitzende, Herr Geh. Reg.-Rat Friedel auf die reiche Geschichte der heimischen Webeindustrie hingewiesen hatte.

Es fehlt nicht an Urkunden, welche für das älteste Berlin dies Gewerk der Tuchmacher bezeugen; doch dürften sich deren Erzeugnisse wohl kaum weit über die Mark hinaus gewagt haben, wo sie mit anderen hochberühmten Industriestädten in Wettbewerbung traten. Erst unter Friedrich Wilhelm I., der wie auch in anderen Zweigen des gewerblichen Lebens hier Schöpfer wurde, entwickelte sich in Berlin eine umfangreichere Industrie. Er berief in den ersten Jahren seiner Regierung erfahrene Weber aus Italien, Frankreich und Spanien in seine Hauptstadt, mit deren Hülfe der damalige geheime Rat von Kraut, der spätere Etatsminister, eine Wollmanufaktur in dem alten Lagerhause errichtete, welche sich im Laufe der Jahre sehr entwickelte. Schon 1716 lieferte sie die gesamten Monturen für die preussische Armee. Alle Arten von Gespinsten wurden später daselbst hergestellt und ihr ein Monopol für ganz Preussen verliehen. 1723 war das Potsdamer Waisenhaus Besitzer der Manufaktur, von dem sie 1764 der Geh. Commerzienrat Schmidts, ein bekannter, aus dem Aachener Industriebezirk stammender Industrieller, erwarb, um sie auf eigene Rechnung fortzusetzen. Berliner Gespinste wurden damals nach allen Himmelsrichtungen versandt, sie bildeten ein Haupterzeugnis der Stadt, und bereits 1777, als Berlin ca. 110 000 Einwohner zählte, war ein jährlicher Umsatz von ca. 1 200 000 Thlrn. zu verzeichnen, ein Umsatz, der auch nach unserer heutigen veränderten

Wertschätzung noch imponierend erscheint. Berühmte Erzeugnisse waren u. a. das sogenannte „blaue Königstuch“ und das „preussische Scharlachtuch“, die beide nicht ohne Einfluss auf die Gestaltung der preussischen Uniformen geblieben sind. 1782 waren hier in der Tuch- und Wollmanufaktur 336 Fabrikanten mit 3097 Webstühlen zu zählen, durch welche 13 000 Weber ihr Brot fanden. Dazu kamen noch in der Seidenmanufaktur 56 Fabrikanten mit 1083 Stühlen und ca. 7000 Arbeitern.



Besonders die letzte Industrie blühte unter der persönlichen Fürsorge Friedrichs II. nach dem siebenjährigen Kriege auf; unablässig war er bemüht durch Ausfuhr-Prämien, durch Kapitalien und durch Erleichte-

rungen aller Art den Osten seiner Monarchie in diesem Gewerbe zu derselben Höhe zu bringen, welche in seinen westlichen Provinzen, in Crefeld und Aachen dank einer langen Überlieferung sich entwickelt hatte. Erst neuerdings ist diese Thätigkeit des grossen Königs durch die von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Acta Borussia“ in vollstem Umfange bekannt geworden.

In diese Blüte griff die harte Hand der Ereignisse 1806 ein; was nicht infolge der Kriegsereignisse zu Grunde ging, vernichteten die Rückwirkungen der Napoleon'schen Kontinentalsperre. Die veränderten Verkehrswege, die Gewerbefreiheit, die Freizügigkeit und andere national-ökonomische Einflüsse, die den Schwerpunkt auch so mancher anderen Industrie verrückten, hielten eine Aufwärtsbewegung in der friedericianischen Höhe dauernd zurück. Zwar war Berlin noch vor dem letzten Kriege ein achtungsgebietender Fabrikationsort, namentlich schien der Seidenindustrie ein verhältnismässiger Aufschwung gesichert zu sein, doch ging auch sie in den beiden letzten Jahrzehnten wieder so zurück, dass die Befürchtung nahe lag, sie ganz und gar verschwinden zu sehen.

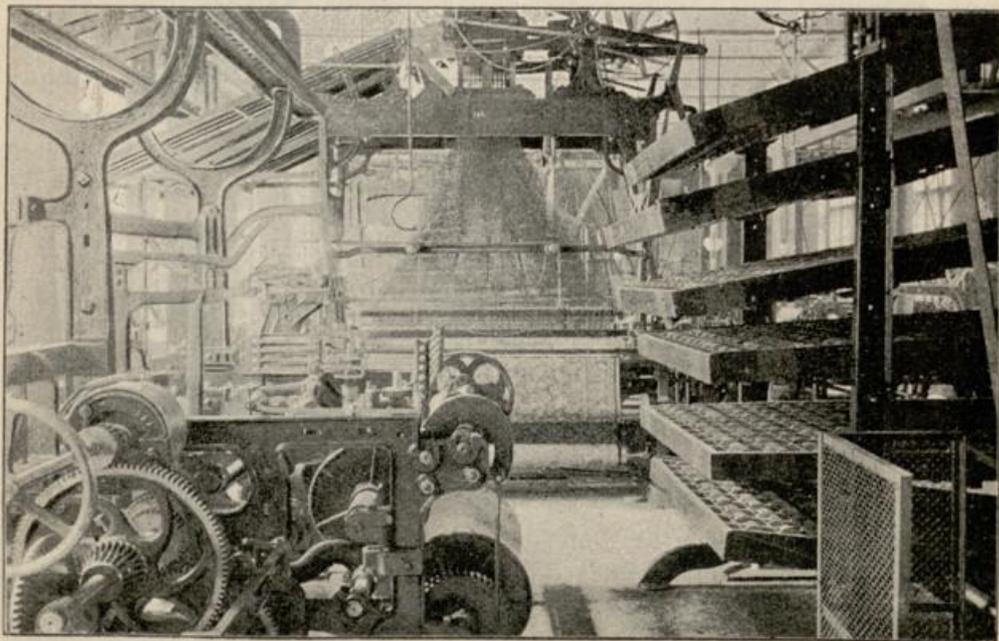
Dieser Entwicklung entgegenzutreten, ist durch die Schöpfung der Berliner Webe-Schule vor 5 Jahren versucht worden. Ob sie das und in welchem Masse sie das erreicht, lässt sich nach dieser kurzen Zeit um so weniger übersehen, als die Textilbranche durch die „Mac-Kinley-Bill“ einen ihrer besten Märkte verlor, und nur langsam gelingt es ihr, sich von diesem Schlage zu erholen und durch neue Absatzgebiete den Verlust zu ersetzen. —

Die Besichtigung musste in zwei Abteilungen erfolgen, weil der Raum zwischen den einzelnen Maschinen ein gar zu beschränkter ist. Einen klaren Einblick in die Technik der Weberei erhielt der Unkundige am besten, wenn er zuerst den eine Treppe hoch gelegenen Handwebe-Saal besuchte; hier tritt uns noch am ehesten das Bild einer traditionellen Weberei entgegen. Maschinen, deren Urahnen einst im fernen Osten gestanden haben, und die in ursprünglichster Schlichtheit noch heute in den Händen persischer und arabischer Stämme Produkte von wunderbarer Schönheit hervorbringen, gab es hier nicht, wenn wir von dem in einem Nebenraume aufgestellten Stuhl für Knüpfarbeit absehen. Die meisten Stühle sind sogenannte Jacquard-Stühle, wie man sie in mehr oder minder vereinfachter Gestalt auch noch in manchem Bauernhaus der Mark findet. An solchen Maschinen wurde die Herstellung von Leinen, Seide, der eigentümlichen Frottierhandtücher-Gewebe, der Axminster-Teppiche und anderer erklärt und die Durchschlingung von Kett- und Schussfäden wohl soweit erläutert, dass die Besucher inmitten des „Mechanischen Webe-Saales“, der eine Treppe tiefer liegt, mit seinen chaotischen Rädergewirr nicht mehr ganz fremd waren. Was oben die Hand des Webers verrichtet, wird hier von der Maschine geleistet, deren

eine das Schiffchen in der Minute 180 mal hin- und herüber treibt. Besondere Aufmerksamkeit erregte der grosse Stuhl mit seinem Lager von Hunderten von farbigen Spulen, der die bekannten Brüsseler Teppiche erzeugt. Auch die Leinen- und Portièren-Gewebe fanden reichen Beifall.



Von hier aus ging es in den dritten Stock, wo der Wirkersaal mit seinen Trikot-, Strumpf und ähnlichen Maschinen besichtigt wurde. Es



entzieht sich der Beschreibung, die sinnreiche Weise zu erläutern, in der Tausende von Nadeln mit berechneter Genauigkeit ineinander greifen, um die Maschen zu dem Tricotgewebe zu verbinden, indessen dürfte doch den Mitgliedern ein ungefährer Einblick auch in die Geheimnisse dieser Branche ermöglicht sein. Gerade in dieser hat die Reichshauptstadt zur Zeit einen bedeutenden Ruf. Ein grosser Teil des Weltmarktes wird von hier aus mit Waren versehen.

Das oberste und letzte Stockwerk ist der Posamenterei und verwandten Zweigen gewidmet. Bänder, Borden, Chenillewaren, das Bespinnen von Knöpfen und Troddeln wurde von den Meistern und Schülern in bereitwilligster Weise erläutert. Besondere Beachtung und auch Heiterkeit erregte eine Maschine, auf der eine Spule gewissermassen im Paradeschritt einherging. Sie dient zur Anfertigung eines Bandes.

Noch manche Maschine von den ca. 60 vorhandenen, noch manche mit der Weberei in Verbindung stehende Technik wurde von den Versammelten mit anscheinend regem Interesse betrachtet. Eine grosse Fülle von fertigen Waren, die von den Schülern der Anstalt hergestellt waren, dienten dazu, auch die Erfolge derselben in Augenschein zu nehmen. Selbst die erst neuerdings eingerichtete Färberei wurde besucht, wengleich es sich bei der Natur der Färbeprocesses und der kurzen Zeit von selbst verbot, hier einiges von der Arbeit zu sehen.

Jedenfalls dürften die ca. 50 bis 60 Besucher, welche sich am 16. Februar zusammengefunden hatten, mit hoher Befriedigung diese Anstalt verlassen haben, in der sie ein, wenn auch nicht erschöpfendes, so doch wenigstens umfassendes Bild von einem der ältesten und der verbreitetsten Gewerbe werden erhalten haben.

R. M.

Bericht über die 16. (7. öffentliche) Versammlung des 3. Vereinsjahres

Mittwoch, den 27. März 1895, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr

im

Bürgersaale des Rathauses.

1. Der II. Vorsitzende E. Friedel eröffnete die Sitzung mit der Einladung, sich bei der Feier des Stiftungsfestes am 30. d. M. recht zahlreich zu beteiligen.

2. Ausgelegt war der „Verlags-Katalog von Gebrüder Paetel in Berlin 1837—1895“ als Prachtausgabe zum 14. d. M. erschienen, an welchem Tage das 25jährige Bestehen der jetzigen Firma gefeiert wurde.

Alexander Duncker begründete am 2. Januar 1837 die hochangesehene Firma, am 1. Januar 1870 ging sie an die Gebrüder Elwin Paetel und Dr. Hermann Paetel über, seit 1. April 1884 ist Herr Elwin Paetel alleiniger Inhaber. Beim Durchblättern des Katalogs findet man fast das ganze schöngeistige Deutschland neben einer Menge von fachwissenschaftlichen Autoritäten vertreten. Das grossartigste Unternehmen der Firma ist die von unserm Ehrenmitglied Dr. Julius Rodenberg geleitete, seit 1874 erscheinende „Deutsche Rundschau,“ unbestritten die vornehmste litterarische Revue Deutschlands. — Herr E. Friedel legte dazu gleichzeitig ein Heft „Festklänge“ vor, welches die Mitarbeiter der „Deutschen Rundschau“ und die Autoren des Verlags Herrn E. Paetel zum 14. März d. J. gewidmet haben; darin sind wissenschaftliche und litterarische Namen vom besten Ruf weit hinaus über Deutschlands Grenzen vertreten.

3. Berliner Kongressalbum 1878. Mit Rücksicht auf die nahe bevorstehende Feier des achtzigjährigen Geburtstags des Fürsten Bismarck, Herzogs von Lauenburg, legte Herr E. Friedel das dem Märkischen Museum gestiftete Album zur Erinnerung an den Berliner Kongress von 1878 vor. Dasselbe besteht aus einem künstlerisch ausgeführten Widmungsblatt mit folgendem Wortlaut:

„Dem Magistrat und den Stadtverordneten von Berlin für das Märkische Provinzial-Museum gewidmet von den Mitgliedern des Berliner Friedens-Kongresses am 13. Juli 1878.“

Es folgt dann das Inhaltsverzeichniss;

- | | |
|---|-------------------------------------|
| 1. Fürst Bismarck | } Deutsche Bevollmächtigte. |
| 2. B. E. von Bülow | |
| 3. Fürst Hohenlohe-Schillings-
fürst | |
| 4. Graf Andrassy | } Oesterreichische Bevollmächtigte. |
| 5. Graf Károlyi | |
| 6. Freiherr von Haymerle | |
| 7. W. H. Waddington | } Französische Bevollmächtigte. |
| 8. Graf von Saint Vallier | |
| 9. P. H. Desprez | |
| 10. Lord Beaconsfield | } Englische Bevollmächtigte. |
| 11. Lord Salisbury | |
| 12. Lord Odo Russel | |
| 13. Graf Corti | } Italienische Bevollmächtigte. |
| 14. Graf von Launay | |
| 15. Fürst Gortschakoff | } Russische Bevollmächtigte. |
| 16. Graf Schuwaloff | |
| 17. P. von Oubril | |

- | | | |
|---|---|----------------------------|
| 18. Karatheodory Pascha | } | Türkische Bevollmächtigte. |
| 19. Mehemed Ali Pascha | | |
| 20. Sadullah Bey | | |
| 21. von Radowitz | } | Sekretäre des Kongresses. |
| 22. Comte de Mouy | | |
| 23. Zusammenstellung sämtlicher Porträts. | | |
| 24. Eine Plenarsitzung des Kongresses. | | |
| 25. Abschieds-Diner im weissen Saale des Königl. Schlosses. | | |
| 26. Schreiben des Vorsitzenden des Kongresses vom 4. August 1878. | | |
| 27. Amtliche Ausgabe des Berliner Friedensvertrages vom 11. September 1878. | | |

Demnächst folgen die Photographieen, soweit sie Mitglieder des denkwürdigen, den Frieden zwischen Russland und der Türkei befestigenden Kongresses betreffen, mit deren eigenhändigen Unterschriften.

Von Interesse ist folgendes vom Fürsten Bismarck eigenhändig unterzeichnete Schreiben „an den Bürgermeister von Berlin, Herrn Duncker, Hochwohlgeboren.“

Kissingen, den 4. August 1878.

Auf Euerer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 29. Juni cr. betreffend die Herstellung eines Bildes zum Andenken an den Kongress habe ich gern die nötigen Schritte gethan, um unserem berühmten Mitbürger, Herrn von Werner, die Ausführung des ihm zu Teil gewordenen Auftrages bei den Mitgliedern des Kongresses zu erleichtern. Diese Herren sind dem Wunsche bereitwilligst entgegen gekommen, und haben mich zugleich in den Stand gesetzt, Ihnen die nunmehr vollständige Sammlung der Photographieen der Kongressmitglieder nebst deren eigenhändigen Unterschriften ganz ergebenst zu übersenden, welche für das unter Ihrer Verwaltung stehende Märkische Museum bestimmt ist.

Ich benutze mit Vergnügen diese Gelegenheit, um als Vertreter des auswärtigen Dienstes den Herren Magistratsmitgliedern und Stadtverordneten der Residenz für die würdige Anerkennung, welche Sie durch Ihren Beschluss der Thätigkeit der Kongressmitglieder haben zu teil werden lassen, im Namen derselben meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

Genehmigen Eure Hochwohlgeboren die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung.

v. Bismarck.

Der Deckel des Album ist in hellem Eichenholz von dem Holzbildhauer Wilhelm Femerling kunstvoll geschnitzt, auf der Vorderseite in der Mitte mit dem Reichsadler, dem Berliner Bär, dem preussischen und brandenburgischen Adler und am Rande mit den farbigen Wappenschildern der Kongressmächte, auf der Rückseite mit dem einfachen

Berliner Stadtwappen verziert. Das erwähnte Bild, durch Anton von Werners Meisterhand gefertigt, zierte bekanntlich den Festsaal des Berliner Rathauses. Infolge dieser Veranlassung widmeten die Teilnehmer des Kongresses ihre Bilder für das heut vorgelegte interessante Album.

Dasselbe wird alle Zeit für die Städtischen Behörden eine wertvolle Erinnerung an die Zeit nach dem grossen Kriege von 1870/71 sein, als der erste Reichskanzler, um sein eigenes Wort zu gebrauchen „als ehrlicher Makler“ bemüht war, den Weltfrieden wieder herzustellen und zu sichern.

4. Herr E. Friedel legte ferner aus den 11. Jahresbericht des Touristen-Club für die Mark Brandenburg zu Berlin für 1894.

Ueber die litterarische Thätigkeit desselben ist schon in unserer Februar-Sitzung berichtet worden. — Gemeinnützig hat der Club gewirkt, indem er die Wegebezeichnung im Grunewald zu Ende führte und in der Jungfernhaide, wo man sich leicht verlaufen und dabei in recht unliebsame Beziehung zum Artillerie-Schiessplatz und seiner Postenkette bringen kann, angefangen hat. Nachdem die Jungfernhaide markiert ist, sollen entferntere Ausflugsgebiete in ähnlicher Weise an die Reihe kommen. Unsere „Brandenburgia“ bringt dem Club lebhaftes Sympathien entgegen.

5. Herr E. Friedel überreicht als Geschenk für die Bibliothek der „Brandenburgia“ die von ihm als Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Bär“ herausgegebene Schrift: „Die Herrscher-Galerie in der Sieges-Allee zu Berlin.“

Unser Kaiser und König hat bekanntlich an seinem diesjährigen Geburtstag folgenden Erlass an den Magistrat und die Stadtverordneten von Berlin gerichtet:

Ein Vierteljahrhundert ist nahezu verflossen, seitdem das deutsche Volk, dem Ruf seiner Fürsten folgend, sich in Einmütigkeit erhob, um fremden Angriff abzuwehren, und in glorreichen, wenn auch mit schweren Opfern erkämpften Siegen die Einheit des Vaterlandes und die Wiederbegründung des Reichs errang. Meine Haupt- und Residenzstadt Berlin hat an der Entwicklung, welche dem deutschen Städtewesen dadurch beschieden ward, reichen Anteil genommen, und sind die städtischen Behörden mit Hingebung und Erfolg bemüht gewesen, die kommunalen Einrichtungen der Stadt ihrer Stellung im Reich entsprechend würdig auszugestalten. Als Zeichen Meiner Anerkennung für die Stadt und zur Erinnerung an die ruhmreiche Vergangenheit unseres Vaterlandes will Ich daher einen bleibenden Ehrenschild für Meine Haupt- und Residenzstadt Berlin stiften, welcher die Entwicklung der vaterländischen Geschichte von der Begründung der

Mark Brandenburg bis zur Wiederaufrichtung des Reichs darstellen soll. Mein Plan geht dahin, in der Sieges-Allee die Marmor-Statuenbilder der Fürsten Brandenburgs und Preussens, beginnend mit dem Markgrafen Albrecht dem Bären und schliessend mit dem Kaiser und König Wilhelm I., und neben ihnen die Bildwerke je eines, für seine Zeit besonders charakterischen Mannes, sei er Soldat, Staatsmann oder Bürger, in fortlaufender Reihe errichten zu lassen. Die Kosten der Gesamtausführung will Ich auf Meine Schatulle übernehmen. Indem Ich Mir die weiteren Bestimmungen vorbehalte, freue Ich Mich, dem Magistrat und den Stadtverordneten hiervon an Meinem heutigen Geburtstag Kenntnis zu geben.

Berlin, den 27. Januar 1895.

Wilhelm R.

Vom Verfasser werden folgende 30 Fürsten und 30 Seitenfiguren mit kurzer geschichtlicher Begründung und künstlerischen Hinweisen für die ausführenden Bildhauer vorgeschlagen.

A. Die Askanier 1142—1320.

1. Albrecht der Bär 1142—1170: — Wiger, Bischof von Brandenburg.
2. Otto I. 1170—1184: — Sibeld, Abt von Lehnin.
3. Otto II. 1184—1205: — Hubert, Bischof von Havelberg.
4. Albrecht II. 1205—1220: — Sibold, Bischof von Havelberg.
5. Johann I. 1220—1226: — Marsilius, erster Schultheiss von Berlin.
6. Otto III. 1220—1268: — Günther I. Graf von Lindow und Ruppin.
7. Otto IV. mit dem Pfeil 1266—1308: — Johann von Buch, Kanzler.
8. Waldemar der Grosse 1308—1319: — Ulrich I., Graf von Ruppin.

B. Die Bayern 1324—1373.

9. Ludwig I. 1324—1351: — Johann II., Burggraf von Nürnberg.
10. Ludwig der II. der Römer 1351—1365: — Friedrich von Lochen, Hauptmann der Mark.

C. Die Luxemburger 1373—1415.

11. Kaiser Karl IV. 1373—1378: — Dietrich Kagelwitt, Erzbischof von Magdeburg.
12. Kaiser Sigismund 1378—1415: — Lippold von Bredow, Landeshauptmann.

D. Die Hohenzollern 1415—1888.

13. Kurfürst Friedrich I. 1415—1440: — Caspar Gans zu Putlitz, Landeshauptmann.
14. Kurfürst Friedrich II. 1440—1470: — Conrad Lindtorp, Bischof von Havelberg.
15. Kurfürst Albrecht Achilles 1470—1486: — Friedrich Sesselmann, Bischof v. Lebus.
16. Kurfürst Johann Cicero 1486—1499: — Wedigo, Bischof von Havelberg.
17. Kurfürst Joachim I. 1499—1535: — Eustachius von Schlieben, Kanzler.
18. Kurfürst Joachim II. 1535—1571: — Lampert Distelmeier, Kanzler.
19. Kurfürst Johann Georg 1571—1598: — Rochus, Graf zu Lynar.
20. Kurfürst Joachim Friedrich 1598—1608: — Thomas von Knesebeck, Landeshauptmann
21. Kurfürst Johann Sigismund 1608—1619: — Adam Gans Edler Herr zu Putlitz, Statthalter.

22. Kurfürst Georg Wilhelm 1619—1640: — Conrad von Borgsdorf, Oberkämmerer.
 22. Kurfürst Friedrich Wilhelm 1640—1688: — Derfflinger, Feldmarschall.
 24. Kurfürst Friedrich III., als König Friedrich I. 1688—1713. — Der Philosoph Leibniz.
 25. König Friedrich Wilhelm I. 1713—1740: — Friedrich Wilhelm von Grumbkow, General-Feldmarschall.
 26. König Friedrich II., 1740—1786: — Heinrich, Prinz von Preussen.
 27. König Friedrich Wilhelm II. 1786—1797: — Der Bildhauer Gottfried Schadow.
 28. König Friedrich Wilhelm III. 1797—1840: — Ernst Moritz Arndt.
 29. König Friedrich Wilhelm IV. 1840—1861: — Alexander von Humboldt.
 30. König Wilhelm, als Kaiser Wilhelm I. 1861—1888: — Fürst Bismarck.

6. Als Geschenk der Verlagshandlung J. Rentel wird überreicht, „Heimatskunde der Provinz Brandenburg. Mit Anhang: I. Grundriss der Geographie. II. Bilder aus der vaterländischen Geschichte. Herausgegeben von einem Verein von Lehrern.“ 12. Aufl. (ohne Jahresangabe). Herr Friedel bemerkt hierzu: Diese Heimatskunde ist nicht allein wertlos, sondern nahezu gefährlich, da sie von Unrichtigkeiten wimmelt. Die statistischen Angaben sind schon veraltet, Berlin mit über 1 700 000 Einw. wird nur mit 1 500 000 E., Charlottenburg mit 115 000 E. nur mit 68 000 E., Rixdorf mit 55 000 E. nur mit 20 000 E. bedacht. S. 45 finden sich zwei bedenkliche Druckfehler Neumarck und Uckermarck. Die Wenden sollen braungelbe Hautfarbe, schwarzes Haar und dunkle feurige Augen haben, während doch z. B. die Bewohner des Spreewaldes, die wendischen Ammen pp. uns zeigen, dass die Wenden so blond und hellfarbig wie möglich sind. Also erschienen die Slaven bereits i. J. 973 dem gelehrten Arzt Ibrahim ibn Jakub. Deshalb sagt er von den eine Ausnahme bildenden Tschechen: „Eine merkwürdige Erscheinung ist es, dass die Einwohner Böhmens von dunkler Hautfarbe sind und schwarzes Haar haben; der blonde (slavische) Typus kommt nur wenig unter ihnen vor.“ — Auf der Übersichtskarte fehlt die längst eröffnete Zweigbahn Glöwen-Havelberg.

7. Herr E. Friedel zeigt das Probeheft eines grossartig angelegten, künstlerisch ausgestatteten Prachtwerkes von Otto Hupp in Schleissheim bei München: Die Wappen und Siegel der deutschen Städte, Flecken und Dörfer. Nach amtlichen und archivalischen Quellen bearbeitet. Datirt vom Mai 1894.“ — Wer die Schwierigkeit von dergleichen Arbeiten kennt, wird dem Bienenfleiss des Unternehmers, dem wir von Herzen nicht bloss wissenschaftliche Anerkennung, sondern auch den benötigten Absatz seines Werkes wünschen, die Bewunderung nicht versagen. Allgemeine Vorbemerkungen enthalten alles Wissenswerte über die Siegelkunde. Das vorliegende 1. Heft umfasst Ostpreussen, Westpreussen und Brandenburg, die Städte, Flecken und selbst, soweit dem Verfasser möglich, die Dörfer. Dabei ersehe ich, dass es Flecken in unserer Provinz giebt, welche noch immer weder Wappen

noch Siegel besitzen. S. 35 heisst es: „Ravensbrück, Flecken*). Nach Mittheilung des Gemeindevorstehers führt der Ort kein Wappen noch Siegel.“ Eine Ausstellung habe ich: der schwer zu treffende Berliner Bär befriedigt nicht, er sieht mehr wie „Nobel“, nicht wie „Petz“ aus. — Das Werk ist in Imp. Fol., die Ausstattung bunt und farbenfreudig nach der Münchener Art, welche durch die Künstler-Kalender vor einigen Jahren auch bei uns eingeführt und beliebt geworden ist.

Herr E. Friedel legt ferner vor ein kürzlich erschienenenes Prachtwerk des in weiten Kreisen bekannten Antiquars R. Forrer zu Strassburg i. E.: „Die Zeugdrucke der byzantinischen, romanischen gotischen und spätern Kunstepochen.“ 57 Tafeln, 132 Abbildungen in Farben- und Lichtdruck, nebst Clichéabbildungen im Text. Strassburg 1894. Druck der Aktiengesellschaft Konkordia in Bühl (Baden). Lithographische Tafeln von R. Fretz in Zürich. Lichtdrucktafeln von J. Krämer in Kehl. (Preis 75 Mark.) Ein Illustrationswerk ersten Ranges. Herr Friedel bemerkt hierzu folgendes. Unsere Gesellschaft, welche erst am 16. d. M., unter Führung unseres Mitgliedes Robert Mielke, die neue von der Stadt Berlin in der Markusstr. Nr. 49 errichtete Webeschule besichtigt hat, geht die selten schöne Publikation des als sachverständigen Sammlers seit lange her überall gewürdigten Verfassers besonders an wegen der von mir in der letzten Sitzung ausgestellten und besprochenen kulturgeschichtlich denkwürdigen bedruckten Erinnerungstücher.

S. 36 unter der Ueberschrift: „Die bedruckten historisch-satyrischen Taschentücher der Revolutionszeit und des Empire“ sagt Forrer Nachstehendes.

„Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts war es Sitte geworden, die durch das damals allgemein übliche Tabakschnupfen überall eingeführten Taschen- oder „Schnupftücher“ mit figuralen Darstellungen zu bedrucken. Der ursprünglich neue ornamentale Zweck dieser Dekoration nahm aber bald eine andere Gestalt an, indem man begann, die Tücher mit Bildern von aktuellem Interesse, hauptsächlich mit Darstellungen politischen Inhalts zu versehen. Ein interessantes Beispiel dieser Art ist das in Schwarz-, Roth- und Blaudruck ausgeführte Tafel XLVI aus dem Jahre 1791.“ (Es ist dies das Taschentuch auf den Frieden von Cistowe, welches ich im Lichtdruck in der Februar-Sitzung d. J. bereits vorzeigte. Durch die Gefälligkeit des Herrn Forrer, welcher einen Teil der Kosten bestreiten will, werden dem Monatsblatt so viel Exemplare als die Stärke der Auflage erfordert, zur Verfügung gestellt werden, wofür ich Herrn Forrer hiermit öffentlich den Dank der „Brandenburgia“ ausspreche.**)

Forrer hält dies Tuch für sächsische Arbeit und fährt fort:

„Das politische Taschentuch Fig. 2 Taf. XLVII dagegen führt uns nach Frankreich, in dem Beginn der Revolutionszeit. Es ist ein aller Wahrscheinlichkeit nach nordfranzösischer Baumwollendruck, eine Satire auf die Zustände des mit Ludwig XVI.

*) Im Kreis Templin, dicht bei dem mecklenburgischen Städtchen Fürstenberg malerisch gelegen. Ein redendes Wappen (Rabe auf der Brücke) läge doch nahe.

***) Vergl. d. beiliegende Tafel und d. Monatsblatt Bd. III. S. 306.

zu Ende gehenden französischen Königthums. Eine Nonne und Cocotte, als die Repräsentanten der damaligen Pfaffen- und Maitressenwirthschaft, reiten auf einer Arbeiterfrau, dem Volke, indessen ein Lamm, als Zeichen der „Geduld“, den Weg zeigt und hinten Ludwig XVI. die Gruppe mit einem Stocke antreibt. Das Lamm ruft „patience“ und die beiden Reiterinnen „nous-montons bien“, das Volk aber antwortet: „A. faut. esperer que se jeu la finira bientôt — mais pour une triste fin“*) und der das Bild abschliessende Bauernhut mit Gewehren und Säbeln verdeutlicht uns noch das prophezeitliche traurige Ende. Das Ganze ist leicht verständlich, es kündigt die Revolution, die Abschaffung des Königthums an, und lässt also den Druck mit Sicherheit in die allererste Zeit der neuen Periode, ungefähr 1792 datieren. Es harmoniert in Schrift und Darstellung mit den für diese Zeit charakteristischen faïences patriotiques, die in ähnlicher Form zur politischen Situation bildlichen Commentar liefern. Der Druck ist schwarz, rot und violett, ausserdem sind gelb und blau eingemalt. Das Muster repetiert sich rings um den Rand und zwar derart, dass es abwechselnd links- und rechtsseitig mit dünnflüssiger Farbe so intensiv aufgedruckt ist, dass die Zeichnung beidseitig sichtbar wird.“

Forrer erwähnt dann das Spotttuch auf Napoleon: Stage of Europe Decr. 1812. Das dem Märk. Museum gehörige Exemplar habe ich vorgezeigt, ein zweites nicht ganz vollständiges Exemplar hat das Museum dem Körner-Museum in Dresden vor einigen Wochen verehrt

Sodann fährt Forrer fort: „Das Taschentuch Fig. 4 Taf. XLVII dagegen ist schweizerischer Provenienz und doppelt interessant, weil Besteller und Autor bekannt sind. Die Grundfarbe des Tuches ist im Entwurf gelb, im Original rot gedacht, als Aufdruckfarben kamen grün, grau, schwarz und rot resp. gelb zur Anwendung. Das Tuch soll den Sieg der Russen über die Franzosen, den Abzug der letzteren aus Moskau im Jahre 1812 verherrlichen. Es zeigt im Vordergrund Kosaken, welche die abziehende französische Armee verfolgen; im Hintergrunde der waldigen und schneebedeckten Gegend sieht man die Türme des brennenden Moskau. Das „Kunstwerk“ wurde auf Bestellung des Kaisers Alexander von Russland ausgeführt und zeigt in der Mitte dessen Portrait mit der Inschrift: „Alexander Maximus-Befreyer und Beglückter Europas!“ Die Ecken zieren, umgeben von Lorbeerzweigen etc. die Initialen der drei Verbündeten Franz-Wilhelm-Alexander, und dem Rande entlang stehen in ovalen Schilden historische Daten und auf diese bezügliche Sinnsprüche, „Befreyung von Moskau 1812. — Russen Muth und Tapferkeit. — Der dreifache Fürstenbund. — Einigkeit giebt Kraft. — Sieg der hohen Allirten — Schlacht bei Kulm. — Schlacht bei Leibzig. — Schlacht bey Tere-champo**). — Schlacht bey Montmartre. — Alexanders Einzug in Paris den 1. April 1814. — Alexanders Grossmuth. — Güte erwirbt Liebe. — Napoleon des Thrones entsetzt den 2. April 1814. — Hochmuth bringt Fahl. — Proclamirung Ludwig des 18 den 6t. April 1814. — Friedensschluss von Paris den 30. May 1814.“ — Zeichner dieser interessanten Komposition, Modellstecher und Drucker in einer Person war Eduard Reyhner in Obermeilen am Zürichsee, ein vielgereister, mit hervorragenden Männern bekannter und, nach seiner zurückgelassenen Bibliothek zu schliessen, vorzüglich gebildeter Färber und Zeugdrucker, dessen Specialität der Seidendruck war. Das für Kaiser Alexander bestimmte Bild wurde auf roter Seide abgedruckt, der Nachricht meines Grossvaters zufolge, dessen Vater eben jener Seidendrucker Reyhner war, in zwölf Exemplaren, wofür als Dank des kaiserlichen Bestellers dem Autoren durch den Stadtrat der Stadt Zürich eine mit Dukaten

*) Il faut espérer que ce jeu là finira bientôt—mais pour une triste fin.

***) Soll heissen: Die Schlacht bei la Fère-Champenoise 25. März 1814, welche die Einnahme von Paris vorbereitete.

gefüllte Dose und ein mit zahlreichen grossen und kleinen Diamanten besetzter Fingerring überreicht wurde. Ein dreizehntes Exemplar druckte sich mein Urgrossvater als Andenken für sich und dieses hat sich bis heute in der Familie erhalten, der Originalentwurf aber, abgebildet auf Tafel XLVII, ging, soweit noch erhalten, als Geschenk meines Grossvaters in meine Hände über. — Ähnliche Taschentücher sind damals zweifellos viele unter dem Volke verbreitet gewesen, aber sie verbrauchten sich und sind daher nur in geringer Zahl auf uns gekommen. — Sie bieten neben dem technischen auch ein kulturhistorisches Interesse, denn sie spiegeln jene Ereignisse wieder, die das Volk im Laufe der verschiedenen Jahre hauptsächlich bewegten. In den aufgeregten Zeiten der Revolution und des ersten Kaiserreiches waren es vor Allem politische Strömungen, welche in den bedruckten Taschentüchern zum Ausdruck kamen. Später, als die Zeiten ruhiger wurden, traten andere Motive in den Vordergrund. Man brachte Szenen aus Romanen, Jagdgeschichten, Fabeln und Theaterstücke zur Abbildung. Ein Taschentuch der Jahre 1821 oder 1822, norddeutschen Fabrikats, führt Bilder aus Webers „Freischütz“ vor und entstand unter dem mächtigen Eindrucke, welchen diese Oper auf das deutsche Volk in den Zwanzigerjahren dieses Jahrhunderts ausübte. Es zeigt die Wolfsschluchtscene, die Kranzüberbringung etc. und als Randborte „die wilde Jagd“. Heute sieht man dergleichen bedruckte Taschentücher nur noch in den Händen alter Bauern, kommen aber besondere Ereignisse, so tauchen sie sporadisch gleichwohl wieder auf und führen dann bald ein grosses Fest (so die erste Pariser Weltausstellung), bald eine epochemachende Erfindung oder eine hervorragende Persönlichkeit im Bilde vor.“

Auf derselben Tafel giebt Forrer noch einen zarten Kattundruck in rot auf weiss mit Tänzergruppe (politisch?). Ende Louis XVI. Französisch $\frac{1}{2}$ Grösse. — Ferner in $\frac{1}{2}$ Grösse einen Rotdruck mit Napoleon I. vor einem salutirenden Maurer, zu dem „der kleine Korporal“ sagt: „Es Cuirassier 2' Au 4' Austerlitz, Jena, Friedland, Wagram.“ Im Hintergrunde ein zweiter, älterer Handwerker, ehrfürchtig den Hut ziehend. Spätestes Empire.

Die bedruckten meist seidenen Bänder, die ich ebenfalls in meinem Februar-Vortrag kurz anstriefte, will Herr Forrer in einem besonderen Werk behandeln. Erwähnen will ich aber doch, dass er S. 36 mit mythologischen Scenen bedruckte Seidenbänder als eine Eigentümlichkeit der Zeiten Ludwigs XVI. und des Empire hervorhebt. Sie dienten als Belag von Sessellehnen und fanden auch, in Medaillonform gefasst, als Kleiderbesatz — selbst in Berlin, wo man die französische Mode peinlichst treu nachahmte, — Verwendung. Wohl das schönste Beispiel dieser Art bietet der ebenso vorzüglich ausgeführte wie prächtig erhaltene Kupferstich-Schwarzdruck auf Seide Fig. 1 Tafel XLV, der von Janinet signiert und 1789 datiert ist.

Die Forrer'sche Sammlung der Zeugdrucke ist inzwischen, wie Herr F. mir schreibt, um 9000 M. vom hiesigen Kunstgewerbemuseum angekauft worden. Herr Forrer teilt mir ferner unter dem 6. d. M. mit, dass er einige neue seltene Erinnerungstücher, darunter ein besonders rares und schönes für den hohen Preis von 100 frcs., erworben habe. „Aber wenn Sie sie sehen würden, würden Sie begreifen, dass ich der-

gleichen nicht fahren lassen konnte. Eines ist aus der Zeit der ersten Luftschifffahrten Montgolfiers, mit Ballon-Auffahrt und Silhouetten der Gebrüder Montgolfier, Louis XVI. etc. Ein anderes Tuch (Seide) zeigt die von den Freiheitskriegen zurückkehrenden Deutschen, Russen pp. — dabei auch die preussischen Totenkopfreiter (20 verschiedene Militärtypen, teils humoristisch, teils als Karikatur wieder gegeben). Ein drittes Tuch (bereits ca. 1820 22) bringt Studenten- und Leseübungen. — Ich habe für Auffindung oder Nachweis einer mittelalterlichen Urkunde über deutsche Zeugdrucke einen Ehrenpreis von 50 M. ausgesetzt, für Nachweis einer solchen schon publizierten Urkunde 25 M. und für mehrere solche ausserdem gratis mein Buch über die Zeugdrucke als Zugabe. Aehnliche Preise für schweizerische Zeugdruck-Urkunden. Ich bitte Sie, dies auch der „Brandenburgia“ bekannt zu geben; es gehören ja zu den vielen Originaldrucken nun auch die Urkunden, und auf diese fahnde ich, denn ich arbeite gegenwärtig an einer Zusammenstellung aller erreichbaren Notizen über Zeugdrucke.“

Vorstand und Redaktion der „Brandenburgia“ bitten hiermit, das gemeinnützige Unternehmen des Herrn Forrer thunlichst zu fördern.

9. Der Vortrag des Herrn Geheimrats Professor Liebenow wurde mit grossem Beifall aufgenommen. Er wird weiter unten abgedruckt werden.

10. Die Herren E. Friedel und E. Bahrfeldt sprechen
über die brandenburgischen Hacksilberfunde.

Aus dem 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bis etwa 1050 stammend, werden in den nordöstlichen Teilen Deutschlands vielfach Silberschätze in Töpfen und Beuteln gefunden, welche der slavischen und heidnischen Kultur angehören und im Westen nicht über die Linie Havelberg — Brandenburg, woselbst damals schon deutsche Bischofsitze waren, hinausgehen.

Es muss ein aussergewöhnlich reger Handelsverkehr damals im Wendlande geherrscht haben, denn es finden sich bei uns die Münzen fast des ganzen Geld prägenden Europas vor. Dieselben sind aber zum teil zerschnitten und vermengt mit Schmelzklumpen, Barren, ganzen, meist aber zerhackten Schmuckgegenständen, alles Silber, daher der Name Hacksilber. Dies Edelmetall hat den Tauschwert und das Austauschmittel abgegeben, wogegen ihrerseits die Wenden insbesondere Sklaven, Pelzwerk und Häute, daneben aber noch getrocknete und gesalzene Fische, Honig, Wachs und auch Bernstein abgaben.

Eine ausführliche Arbeit über die Hacksilberfunde wird von den Vortragenden gemeinsam demnächst publiziert werden und das erste

Heft der Veröffentlichung bilden, welche die Kunstverlagsfirma Dr. Mertens & Co. über die Kunst- und Alterthums-Schätze des Märkischen Provinzial-Museums herauszugeben beabsichtigt.

Wir beschränken uns deshalb hier auf den i. J. 1894 entdeckten Hacksilberschatz, welcher auf der Feldmark Leissower Mühle bei Göritz a. O., ~~Frankfurt-Lebus~~ Frankfurt-Lebus erhoben worden ist.

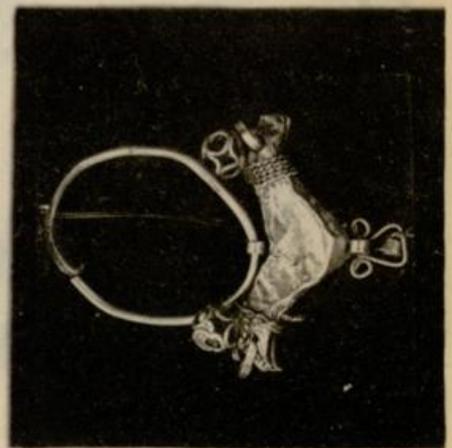
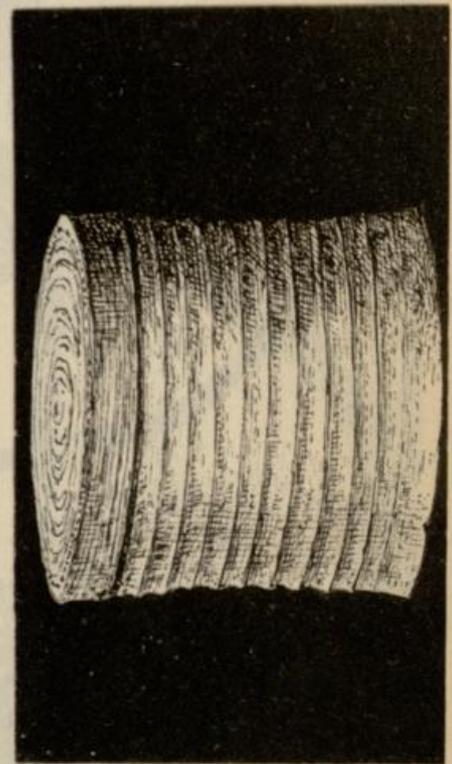
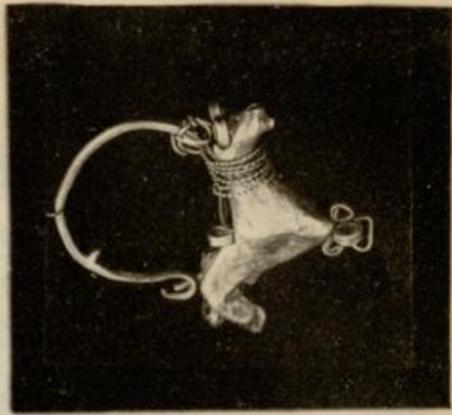
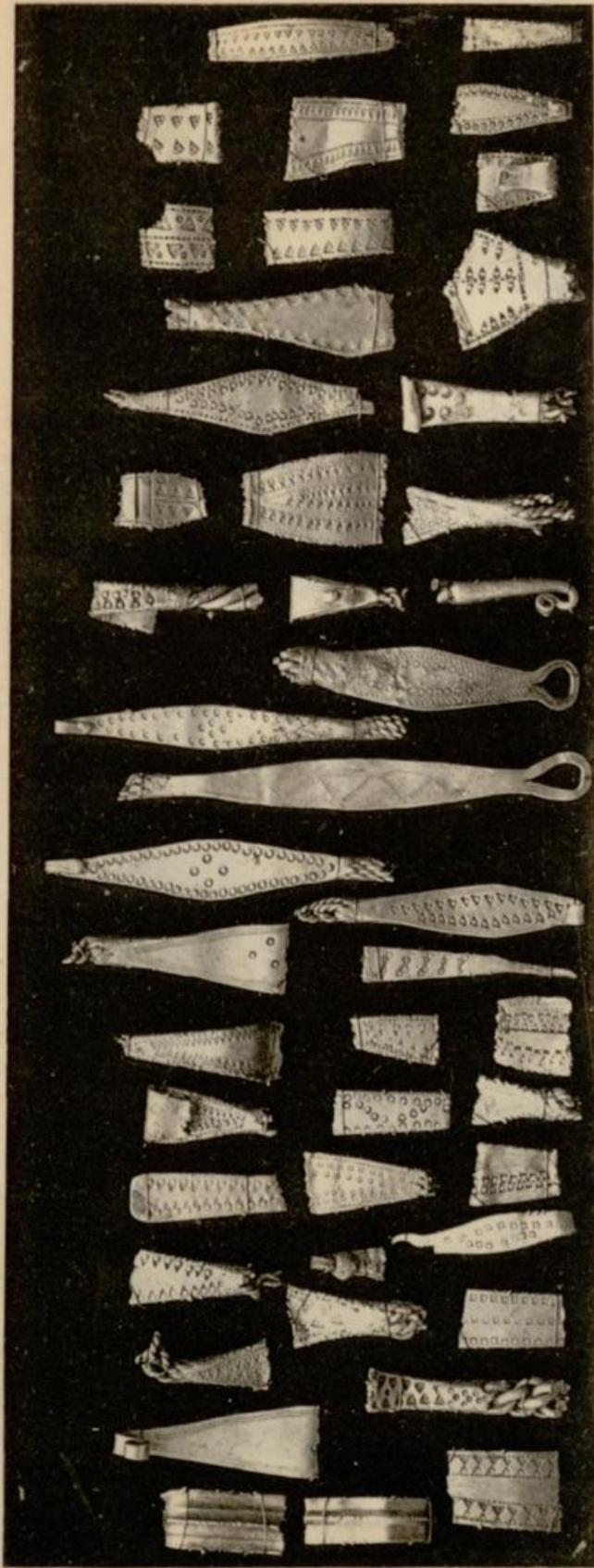
Die Hauptstücke desselben sind auf den beiliegenden vier Tafeln enthalten, welche unser soeben genanntes Mitglied Dr. Mertens hat anfertigen lassen und die er der „Brandenburgia“ für das Monatsblatt grossmütig, wofür wir herzlichen Dank sagen, ohne Vergütung zur Verfügung stellt.

Der Mühlenbesitzer Grabe, der den Fund an das Märkische Provinzial-Museum veräussert hat, stiess beim Pflügen auf das heut vorgezeigte zylindrische, cistenartige, gedeckelte wendische Gefäss, in welchem Silbergegenstände verschiedenster Art im Gewicht von etwa 20 Pfd. lagen. Wegen verschiedener Einzelheiten sei noch auf den von mir (E. Friedel) am 26. Januar d. J. in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte gehaltenen bezüglichen Vortrag verwiesen, welcher in den Verhandlungen derselben abgedruckt ist.

Der Leissower Schatz enthielt, bemerkt Dr. Bahrfeldt, etwa 2100 Gramm Hacksilber, 1900 Gr. Schmuckstücke, ca. 6000 Gr. Münzen. Der Schmuck setzt sich zusammen aus dreizehn geflochtenen, mit verzierten Schliessen versehenen Halsringen von verschiedener Stärke, einem massiven Armring, verschiedenen Schläfen-, Finger- und Ohrringen, Schliessteilen von Gürteln, den bekannten, in derartigen Funden oft vorkommenden Filigranschmuckstücken Drahtgeflechten, Zierraten mit phantastischen Gebilden, darunter Tierköpfe, Pferdchen u. dergl. mehr — alles in Silber. Die Münzen des Fundes, auf etwa 6000 Stück geschätzt, gehen bis in das zweite Jahrzehnt des XI. Jahrhunderts hinunter und geben ein übersichtliches Bild des damaligen Geldumlaufes. Als älteste Münzen fanden sich darin je ein Denar des römischen Kaisers Domitian, des Marc Aurel, seines Mitregenten Lucius Verus und der Crispina, Gemahlin des Kaisers Commodus, also aus der Zeit von 81 bis 192 n. Chr. Für die Funde des X. und XI. Jahrhunderts ist das Vorkommen von römischen Kaiserdenaren nicht selten, wie das die Funde von Obersitzko, Stolp, Kawallen, Schöningen, Vossberg u. a. bezeugen. Byzantinische Münzen fanden sich von Konstantin X. und Romanus II. (948–959), Johannes I., Zimesces (969–976), Basilius II. und Konstantin XI. (976–1025). An orientalischen Münzen waren vorhanden Dirhems der Dynastien der Abbasiden, Samaniden, Hamdaniden, Merwaniden, Okailiden, Bujiden und der Chane der Wolga-Bulgaren.

Der Norden hat beigesteuert durch Denare von Schweden, Norwegen, Dänemark. England; weitere nichtdeutsche Länder sind vertreten durch Gepräge von Polen, Böhmen, Pavia, Verona, Reims. Den Hauptstamm bildeten natürlich die deutschen Denare und Obole aus folgenden Ländern und Prägestätten: Remiremont, Metz, Toul, Verdun, Flandern, St. Omer, Lüttich, Huy, Maestricht, Thuin, Köln, Trier, Deventer, Thiel, Corvey, Dortmund, Sachsen. Aus letzterer Landschaft sind zunächst die Gruppe der Wenden- (Sachsen-) Pfennige der ältesten Sorten bis einschliesslich der Nachahmungen der Magdeburger Gepräge mit dem Spruche In nomine Domini Amen zu nennen, dann aber, und zwar als Hauptmasse des Fundes, mehrere Pfund Otto-Adelheid-Denare. Bezüglich dieser mag bei der brennenden Frage, ob sie von Otto I. (936—73) oder Otto III. (983 bis 1002) herrühren, erwähnt sein, dass viele Hunderte des Typus mit Kreuz und Kirchengebäude, nur wenige Stücke mit dem Kopfe, kein Obol mit dem Kopfe, 2 Stück mit AMEN neben der Umschrift Dei gracia Rex, nur ein Stück mit AMEN allein auf der Rückseite vorhanden sind. Sächsische Dynasten-Denare erscheinen im Funde von Graf Eilard, Graf Wichmann III., Gräfin Adela; ferner solche von Bernhard I. und II. von Sachsen, von Magdeburg, Quedlinburg, Halberstadt, Hildesheim, Mundburg, Stade, Mainz, Speier, Worms, Würzburg, Meissen, Breisach, Basel, Strassburg, Chur, Konstanz, Zürich, Augsburg, Regensburg, Cham, Eichstädt, Nabburg, Neuburg, Salzburg, endlich eine grosse Zahl von Denaren, die noch der Entzifferung und näheren Bestimmung durch den Vortragenden harren. Wie bei dem Umfange des Schatzes zu erwarten, der aus denen seiner Zeit zu den grössten gehört, die jemals numismatisch näher untersucht worden sind, so bringt er eine stattliche Anzahl höchst seltener Münzen und nicht wenige ganz neue Erscheinungen an's Licht. Die Vergrabung des Silberschatzes von Leissower Mühle setze ich (Dr. Bahrfeldt) in die Zeit von etwa 1011 bis 1015. Ich werde dazu geführt dadurch, dass der Fund Münzen enthält von Jaromir v. Böhmen (1003—1012), Theodorich v. Metz (1005—1046), Bruno v. Augsburg (1006—1029), Adalbert v. Trier (1008—1016), Bernhard II. v. Sachsen (1011—1059), von Heinrich II. nur Königsmünzen (1002—1014), dass dagegen keine von letzterem als Kaiser (1014—1024), auch keine von Knut von England (1016—1035), Ulrich von Böhmen (1012—1037) vertreten sind. Der Schatz muss also nach 1011 in die Erde gekommen sein, kann aber, besonders wegen der fehlenden, sonst nicht seltenen Kaisermünzen Heinrichs II. nicht viel nach 1014 vergraben sein; daraus ergibt sich seine Bergung etwa 1011—1015 und damit auch zugleich, was aus den Schmuckstücken allein niemals festzustellen ist, für diese die jüngste Zeitgrenze. Die folgenden 4 Tafeln mit Stücken aus dem Leissower Funde verdankt die „Brandenburgia“ der Liebenswürdigkeit unseres Mitgliedes Dr. Mertens.

Tafel I. Zu Seite 17.



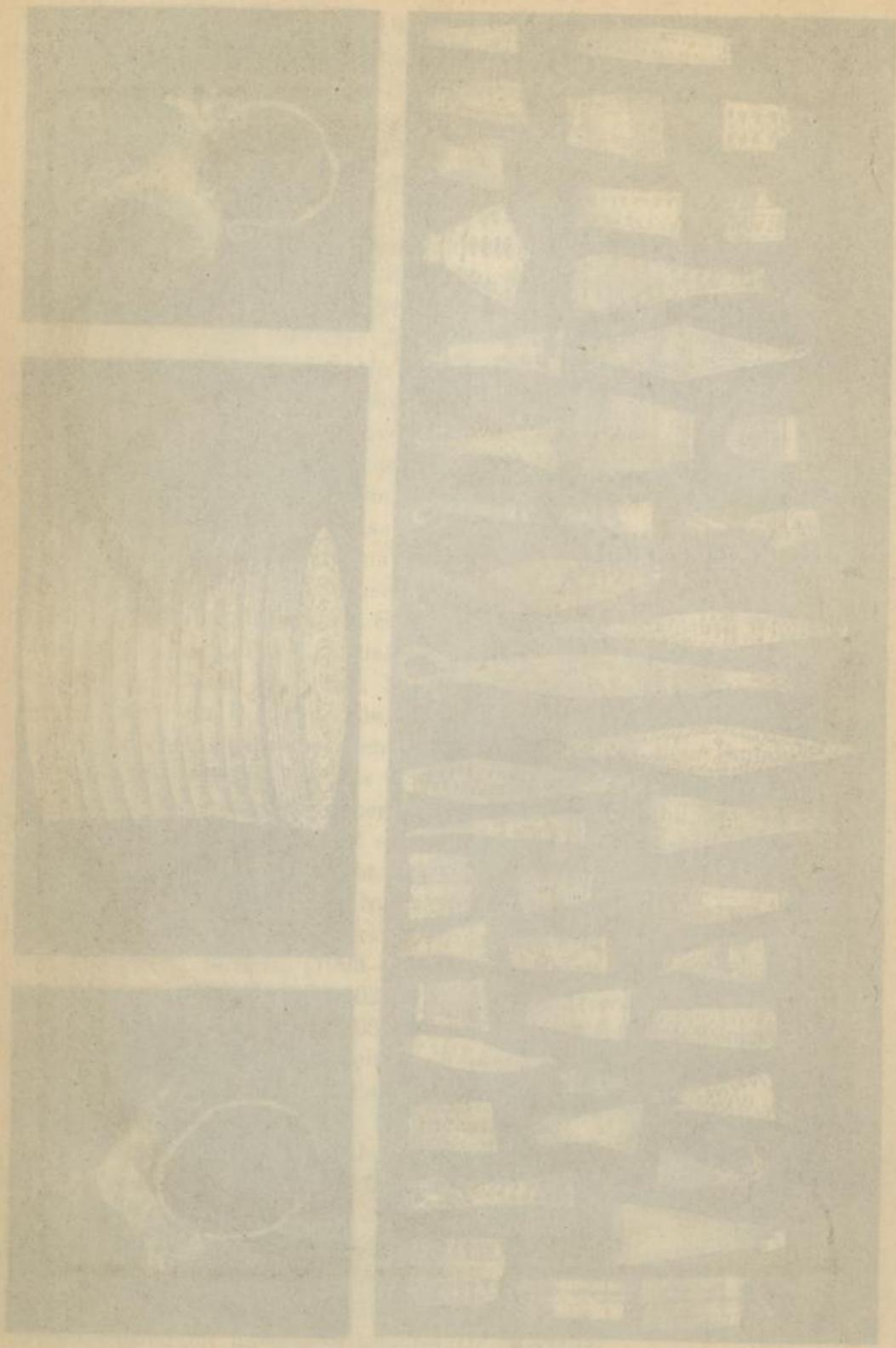
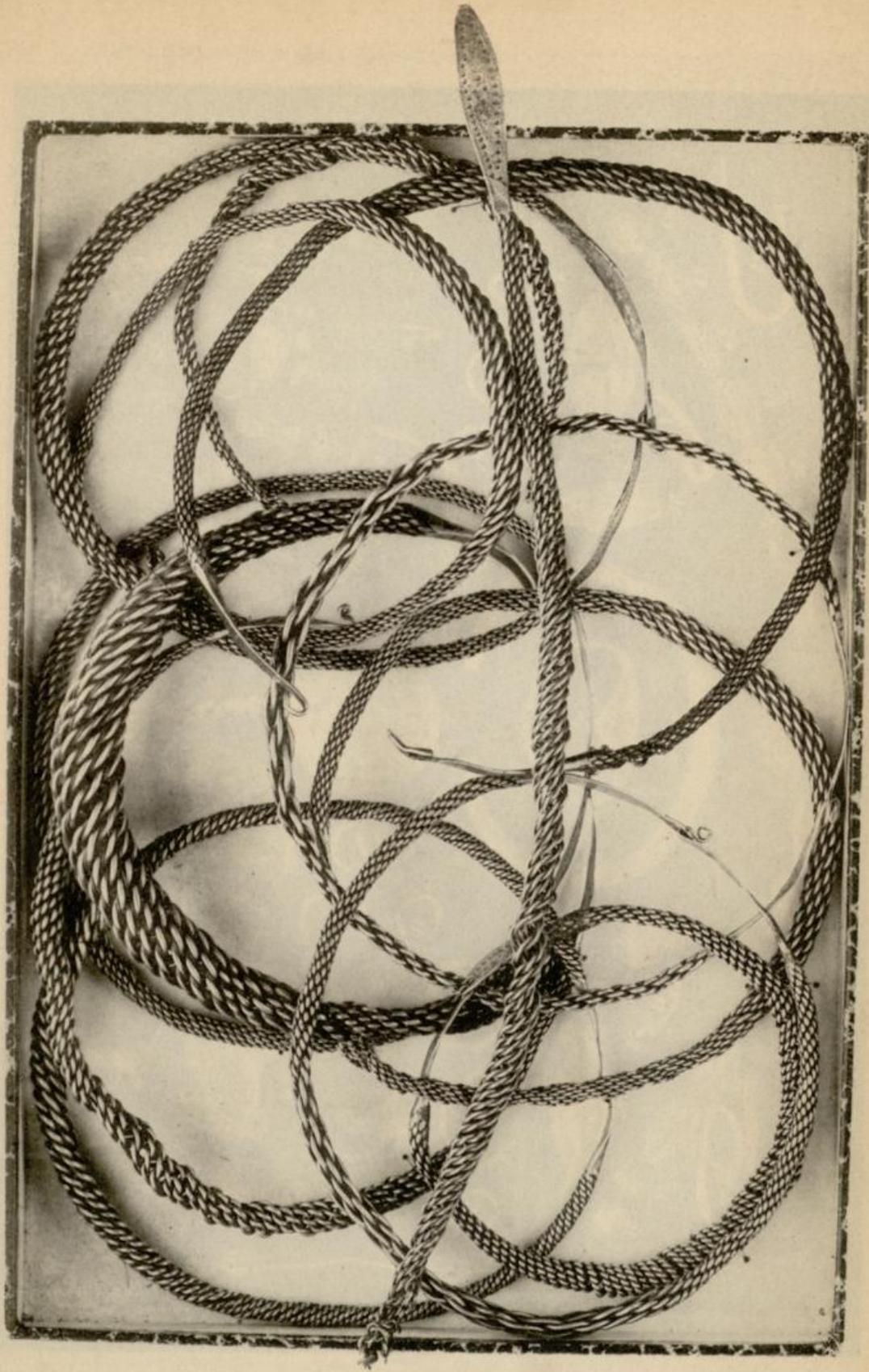
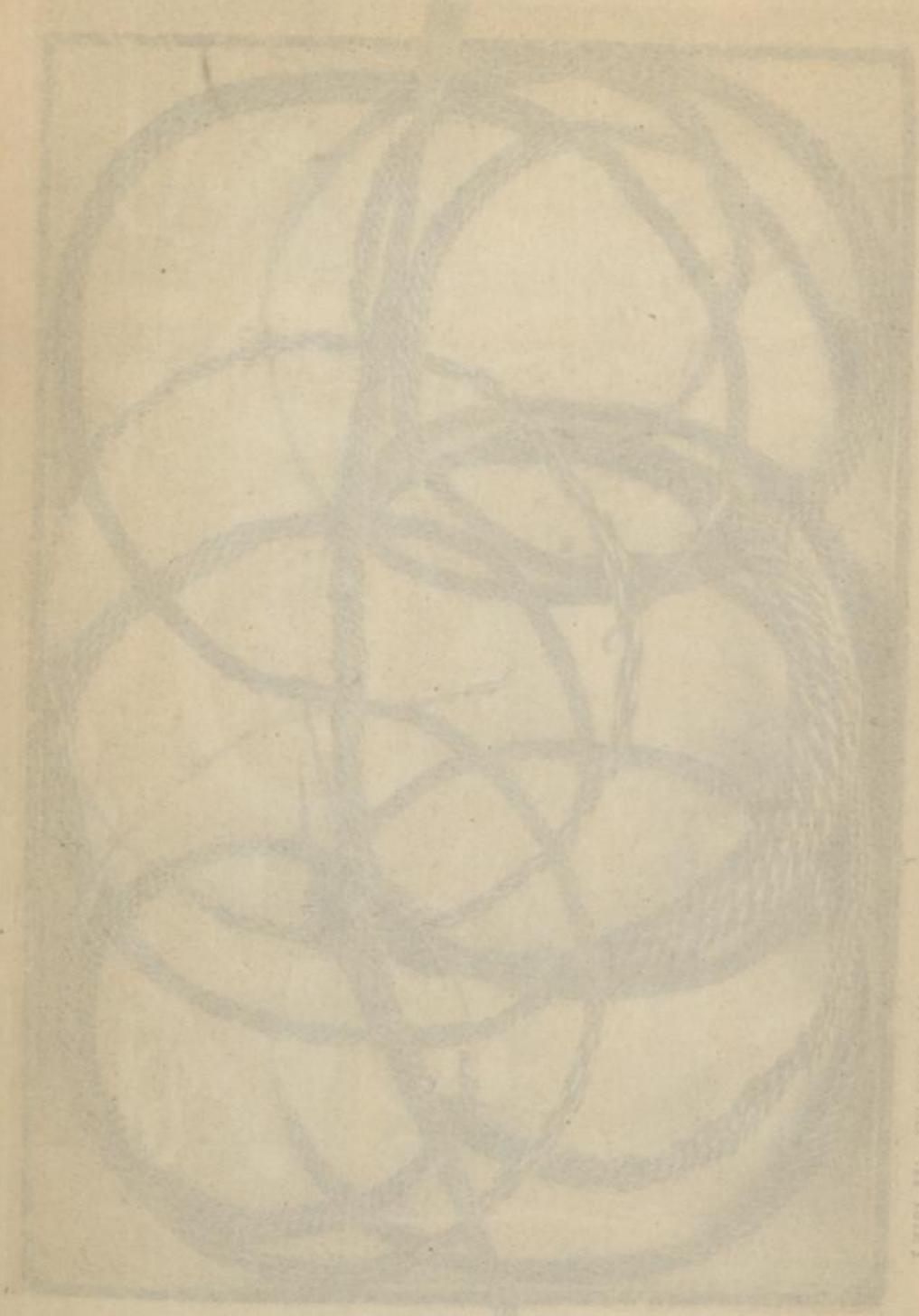


PLATE IN PART

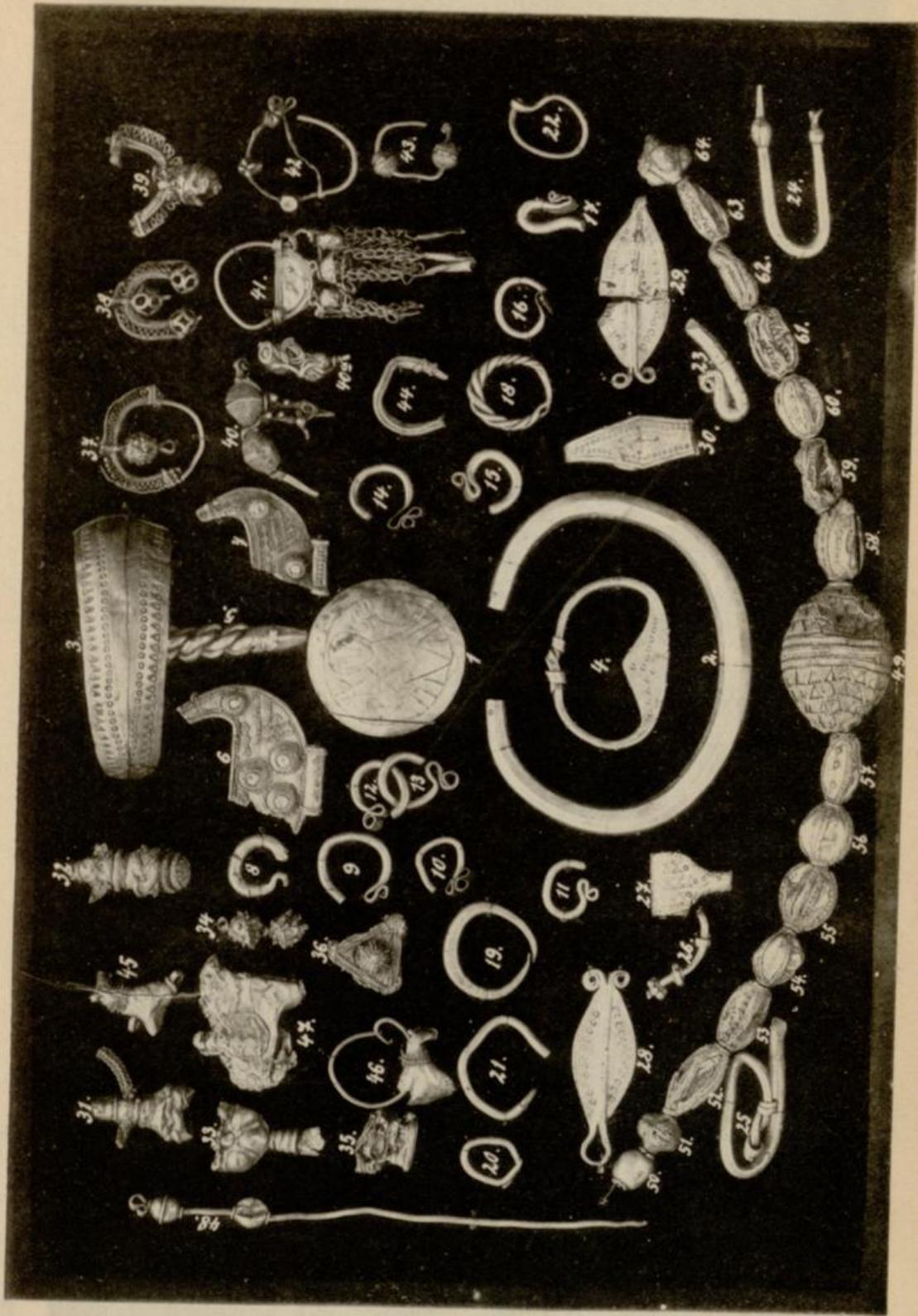
Tafel II. Zu Seite 17.





Tafel II. Nr. 100. 15.

Tafel III. Zu Seite 17.



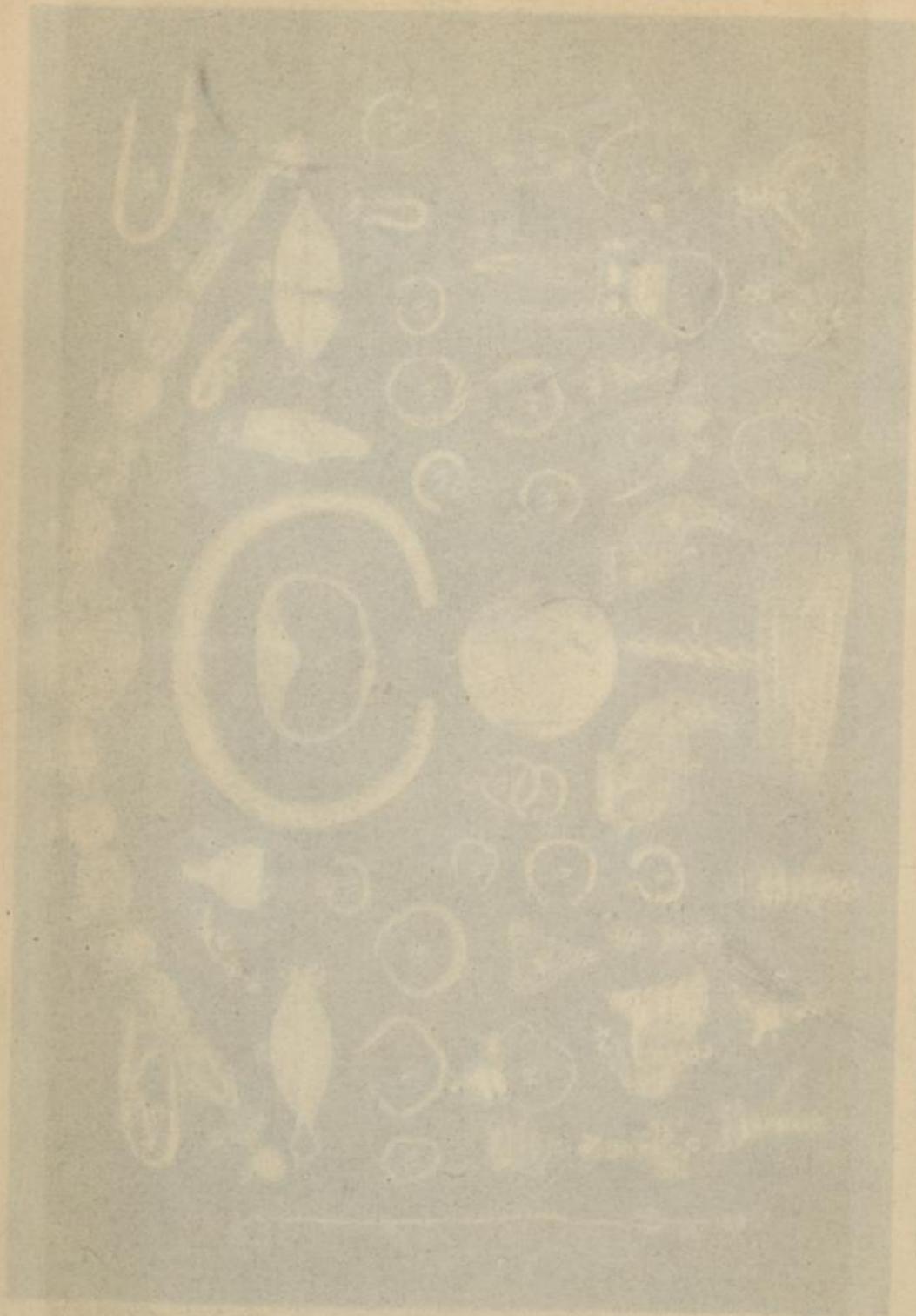
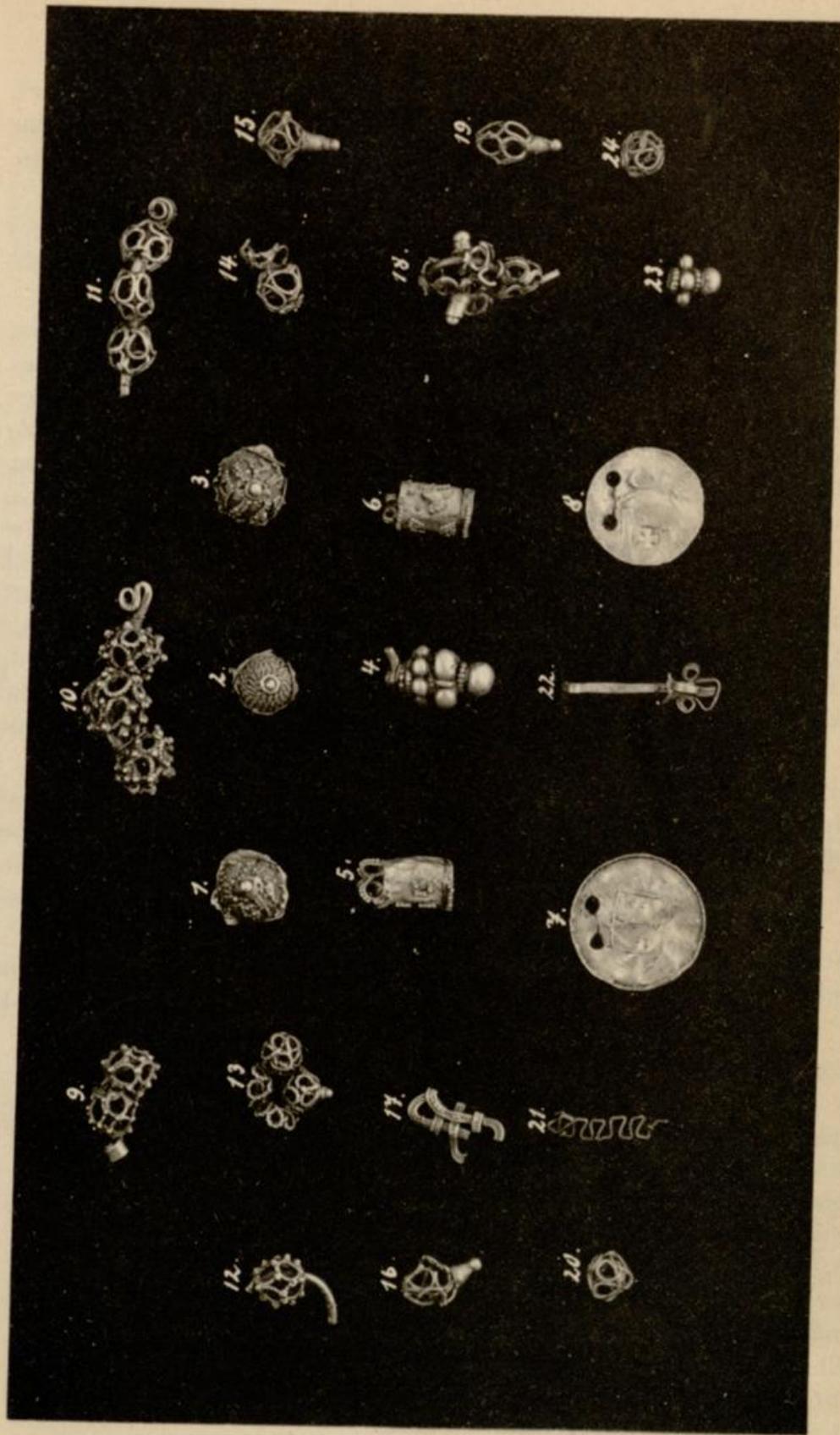


PLATE III. SYMBIOTIC FUNGUS.

Tafel IV. Zu Seite 17.



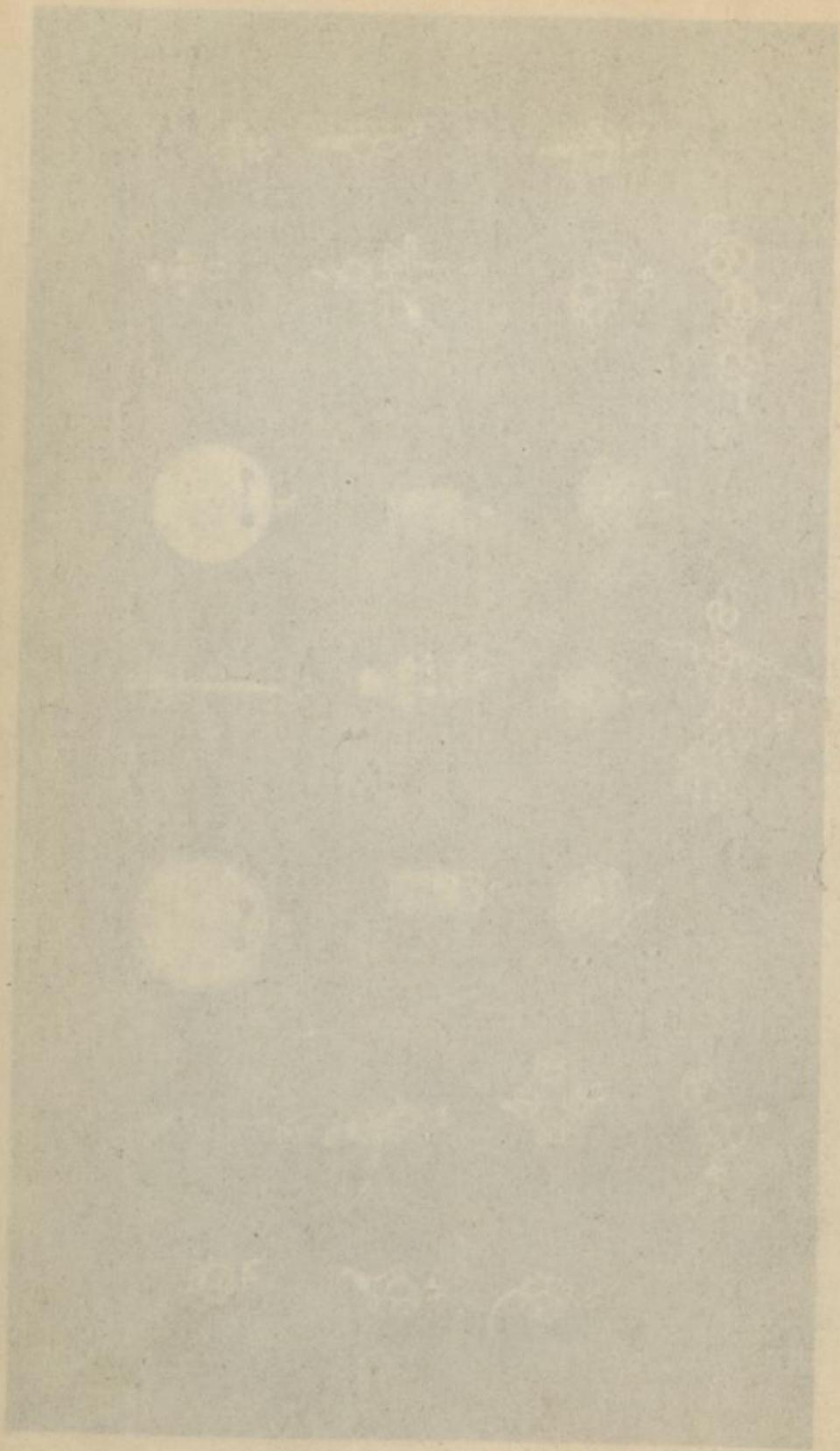


PLATE 16. No. 1010. 17

Auf Tafel I sehen wir unten die erwähnte thönerne Ciste, r. und l. daneben 2 als Pferdchen ausgebildete Ohringe. Darüber eine Menge von Schmucksachen, meist zerhackt oder sonst zerbrochen und meist mit eingeschlagenen Verzierungen altertümlichen Stils (Kreisen und sogen. Wolfszahnzeichen) geschmückt, Schliessteile von Gürteln u. dgl.

Tafel II zeigt eine Gruppe von grossen geflochtenen, meist gut erhaltenen Hals- und Arm-Ringen, wie sie für die brandenburgischen und pommerschen Hacksilberfunde charakteristisch sind.

Tafel III ist sehr reichhaltig. Nr. 1 eine Platte mit der Eingravierung eines in eine Mönchskutte gekleideten Heiligen, der die Hände zum Segnen erhebt. In die eine Falte des Gewandes rechts unten ist später (aber in alter Zeit) eine Kerbe gemacht, so dass es aussieht, als wäre hier ein lateinisches Kreuz. Nr. 2 ein Ring in Form der skandinavischen Bauge (Riepgold). Nr. 3 von einem Armband. Nr. 4 Armband in der Form eines Zündstahls (aber Silber), nordisch. Nr. 46 Ohring mit Tierleib. Nr. 41, 42, 37, 43 ebenfalls Ohringe. Nr. 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17 Teile von sogen. Schläfenringen, welche an den Pelzkappen zu beiden Seiten des Kopfes bei den Slaven getragen wurden. Nr. 47 Figürchen eines Ritters, der rechts einen kreisrunden (griechischen) Schild, links eine Lanze mit langem Stieheisen führt. Nr. 49 bis 64 hohle verzierte Bommeln. Die nicht genannten Gegenstände sind ebenfalls als Schmuck anzusprechen.

Tafel IV. Nr. 10 Schläfenring mit reicher Verzierung slavisch-byzantinisch, Nr. 5 und 6 Eimerchen als Gehänge. Auch die übrigen Schmuckgegenstände dürften slavisch-byzantinisch sein. Nr. 7 und 8 stellen 2 Münzen mit verwildertem deutschen Gepräge vor, die, da jede doppelt durchbohrt ist, zum Anhängen gedient haben mögen.

Zu diesen beiden Vorträgen der Herren Friedel und Bahrfeldt wurden aus dem Märkischen Museum zur Ansicht gebracht und durch Herrn Kustos Buchholz erläutert:

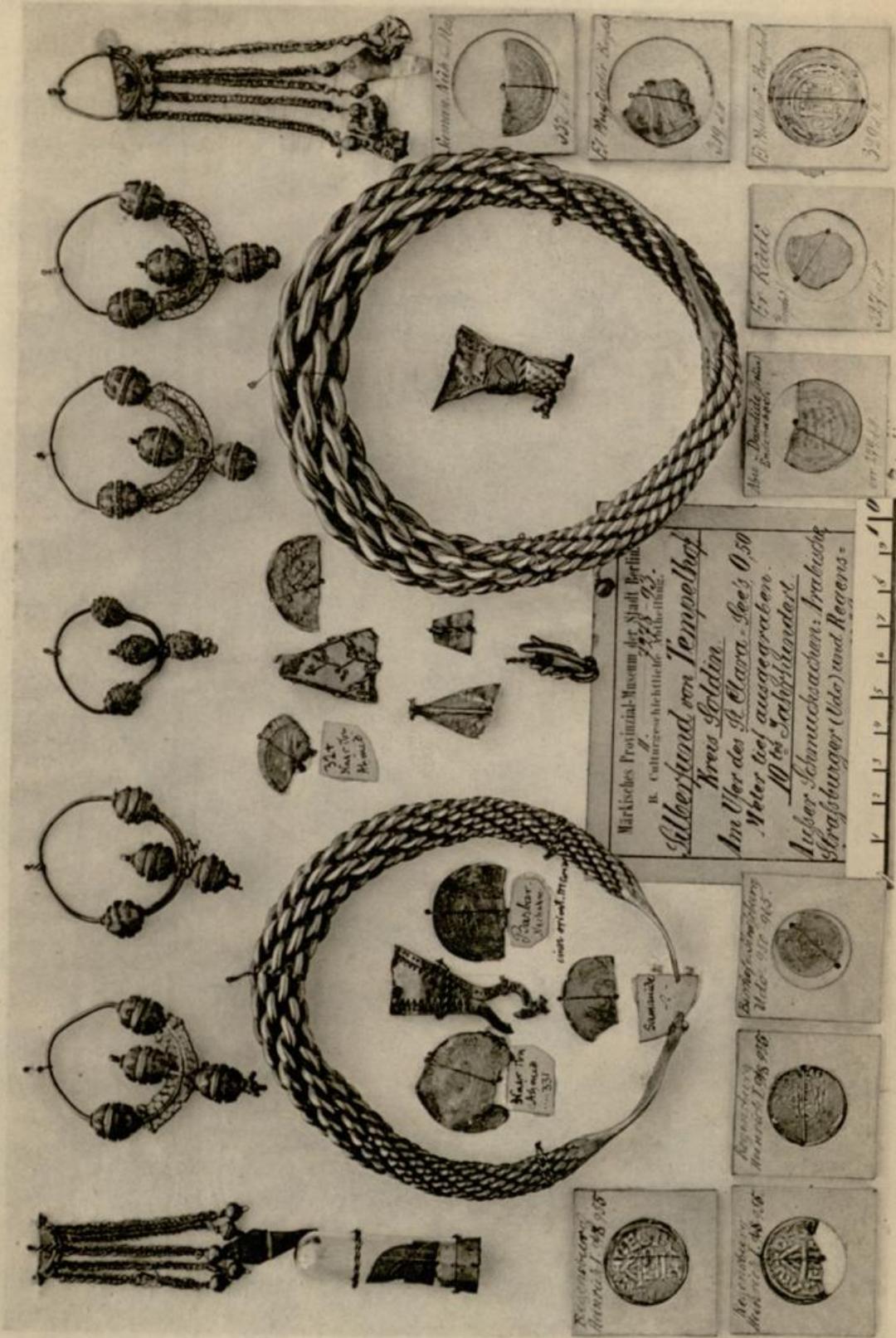
- a) Die Hauptteile des Leissover Hacksilberfundes und zwar ausser den von Herrn Friedel bereits erörterten 4 Tafeln mit Schmucksachen noch eine grössere Masse zu einzelnen Strähnen aufgelöster Halsringe; ferner Proben der viereckigen Platten oder stabförmigen Stückchen, die mit zahlreichen unregelmässigen Einschnitten oder Kerben auf allen Seiten versehen sind, deren Zweck wahrscheinlich eine Adjustierung des Gewichtes des Stückes und die Verhütung von Wertsverminderungen war; ferner Proben der Hacksilberstücke im engeren Sinne, die durch Abstemmen von grösseren Gussplatten hergestellt sind; endlich ein Glasgefäss voll Münzen mit der Legende: Otto und Adelheid, über die, wie schon Herr Bahrfeldt berichtet hat, die An-

sichten auseinander gehen, ob damit Otto I. und seine Gemalin Adelheid oder Otto III. und die vorerwähnte Adelheid als Grossmutter und Vormünderin gemeint sei.

- b) Eine Tafel (V) mit dem Silberfund von Tempelhof im Kreise Soldin, bestehend aus 2 geflochtenen Halsringen, 5 Anhängern in Form von halbmondförmigen, mit je 4 Kugeln oder Perlen verzierten Filigranbügeln, 2 Anhängern mit je 5 in Perlen oder Zierplatten auslaufenden Kettchen und einigen abgebrochenen Stücken. Dazu gehören 10 arabische Münzen, deren jüngste von 337 der Hedschra = 959 nach Christus datiert und 4 Regensburger und Strassburger Münzen von 948—965 n. Chr.
- c) Eine Tafel (VI) mit den Schmucksachen und einer Auswahl von Münzen des Silberfundes von Niederlandin, Kreis Angermünde. Ein geflochtener Halsring, 2 grössere kreuzförmige Anhänger aus Filigran, 2 geflochtene Fingerringe und eine Anzahl verschiedener Filigran-Fragmente von Schmucksachen, ferner Münzen aus der Zeit von 980—1060 und zwar nicht bloss von den verschiedensten deutschen Fürsten, Bischöfen und Städten, sondern auch von Irland, Dänemark, den Niederlanden, Ungarn und insbesondere eine grosse Menge der fälschlich sogenannten Wendenpfennige verschiedensten Gepräges, die wahrscheinlich aus der Magdeburger Gegend stammen.
- d) Eine Probe des Silberfundes von Sonnewalde, Kreis Luckau, der ausser Wendenpfennigen nur abgehackte Schmelzklumpen enthielt. Er gehört der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts an und ist dadurch ausgezeichnet, dass der ganze Inhalt an Münzen und Hackstücken ziemlich gleichmässig verteilt in 7 leinenen Päckchen oder Beutelchen verwahrt war und mit ihm auch einige Proben sicher datierter Leinwand aus wendischer Zeit auf uns gekommen sind, die durch das aus den Münzen aufgenommene Kupferoxyd gegen Zerstörung geschützt war. 6 der Beutelchen sind zur Feststellung des Inhalts geöffnet worden, der hier vorliegende siebente ist noch völlig intakt. Solche Beutelchen mit Geld wurden im Arabischen Kis genannt und daraus ist, wie Herr Friedel ausführte, der heute noch mitunter auftauchende Ausdruck: „Kies“ für „viel Geld“ herzuleiten.*)

*) Anmerk. Herr Friedel bemerkt hierzu, dass noch zwei andere etymologische Erinnerungen an den Hacksilberverkehr in den heute gebräuchlichen Wörtern „Rubel“ und „Kürschner“ liegen. Die russische Einheitsmenge in Silber, der Rubel, kommt von dem Wort „rubit“, d. i. „abhacken“, her. Das Wort Kürschner ist keineswegs deutschen, vielmehr türkischen Ursprunges. „Kürschner“ stammt vom türkischen „kürkci“ und dies von türkisch „kürk“ d. i. Pelz. Die Haupt-Pelzabnehmer im Hacksilberverkehr waren die Türken, die noch jetzt grosse Liebhaber von Rauchwerk sind.

Tafel V. Zu Seite 18.



Märkisches Provinzial-Museum der Stadt Berlin
 B. Culturschichtliche Abteilung.
Silberfund von Tempelhof
 Kreis Gollin.
 Am Ufer des St. Clara-See's 0,50
 Meter tief ausgegraben.
 10tes Jahrbundert.
 Aus der Schuttschichten: Traubische
 Straßburger (Udo) und Rogens-

Königin Maria Theresia
 1780
 331

Königin Maria Theresia
 1780
 331

Königin Maria Theresia
 1780
 331

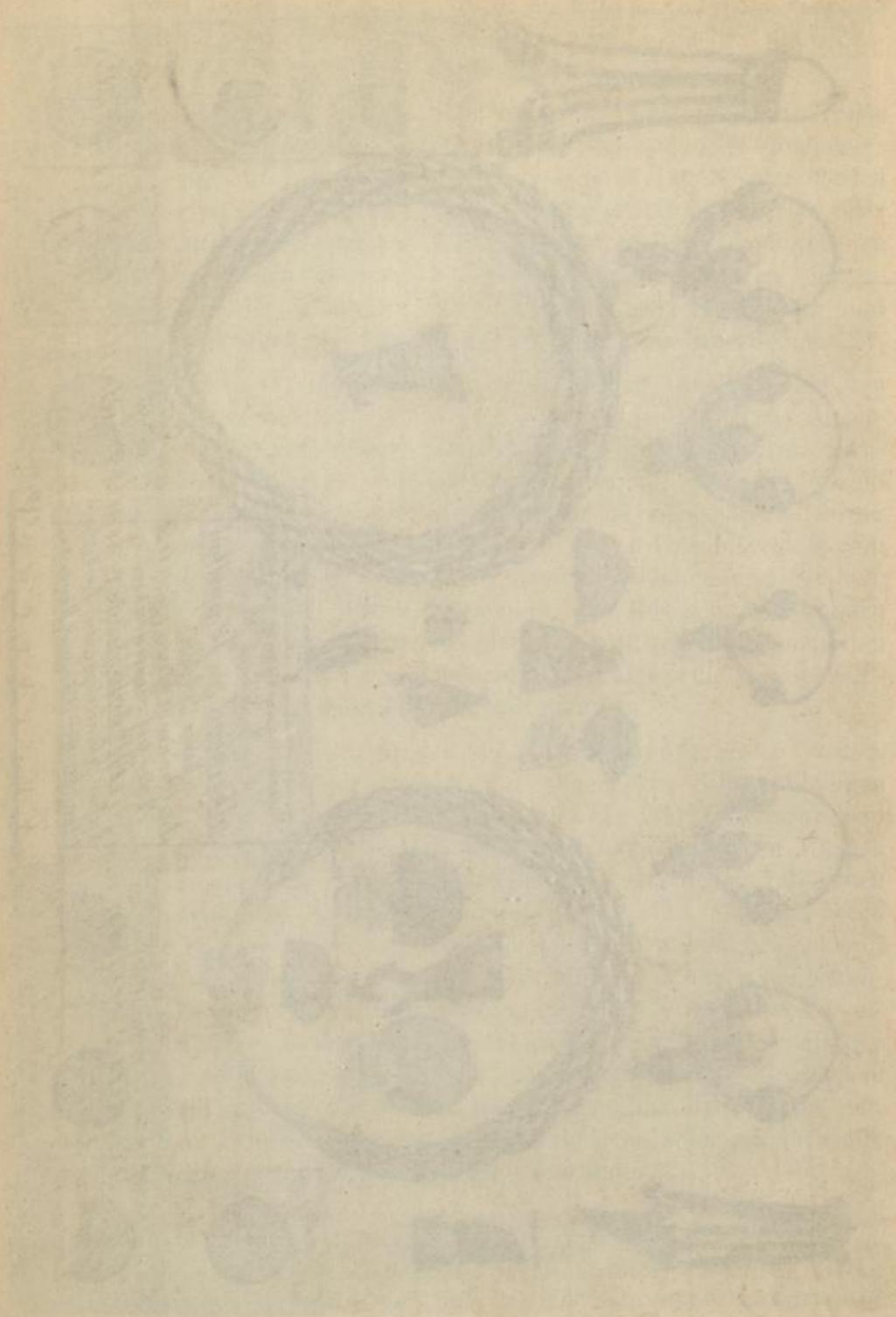
für Kade
 331

Also Dorothea (Juden)
 331

El. N. Müller
 331

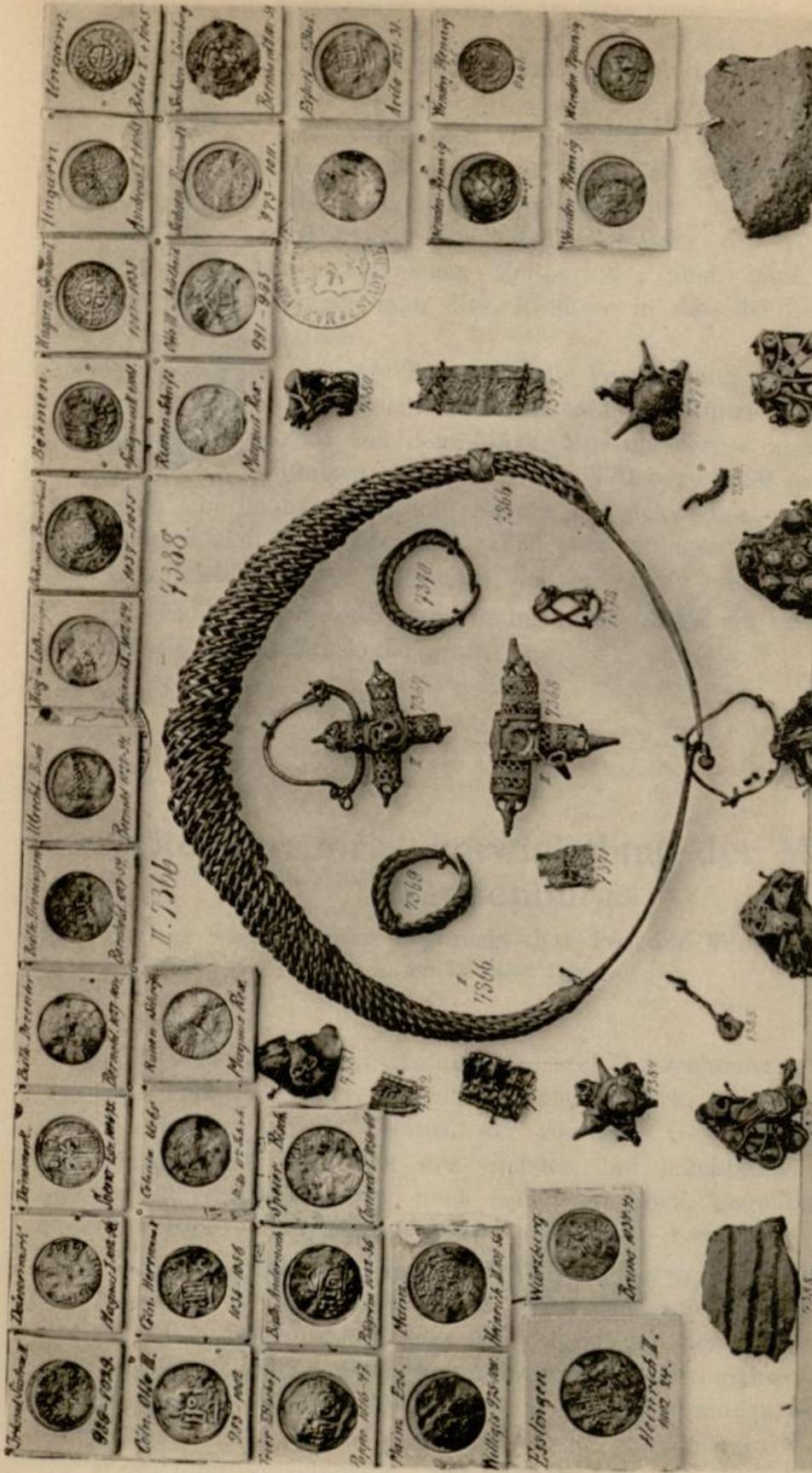
El. N. Müller
 331

El. N. Müller
 331

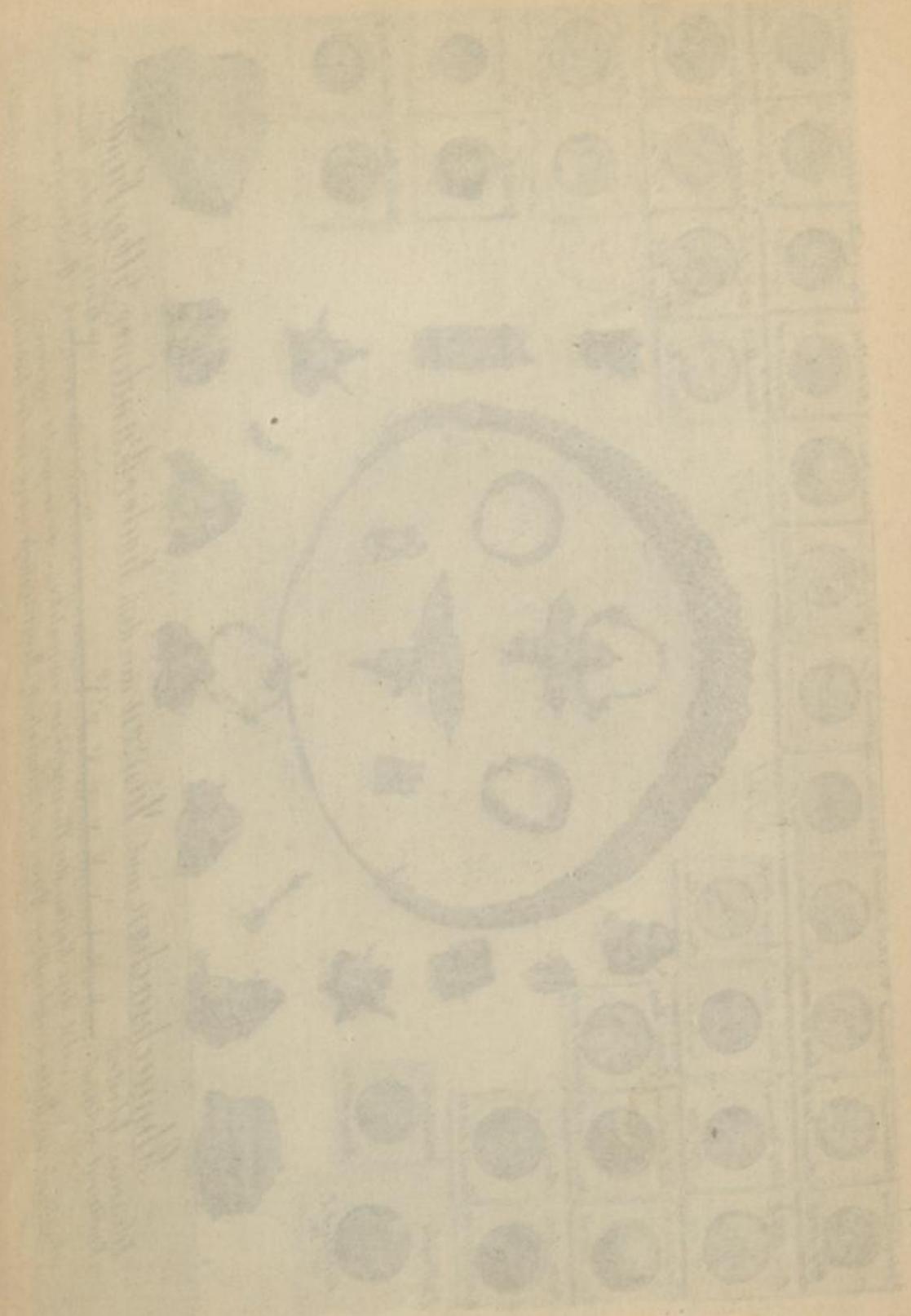


1891 N. No. 1000 1/2

Botanisches Herbarium



Schmucksachen und Münzen aus dem Nieder-Ländner Silber-Fund.
 Filigran-Arbeiten
 England, Island und der holländischen Küste
 20 Niederländischen Marken
 nebst den Resten des Thengulages, in welchem sie verpackt waren.
 Geschenk des Rittergutsbesitzer Mayer von Schmeling-Berdinghofen auf Nieder-Länden hiesiger Provinz.





Alle diese Hacksilberschätze waren in Thongefäßen der Erde übergeben, die bei der Gelegenheit des Auffindens, in der Regel beim Pflügen zertrümmert und somit nur zum Teil gerettet worden sind. Die Fragmente bestätigen aber die bisherigen Feststellungen über den Charakter der Töpferware in der slavischen Zeitperiode; auch ohne den Inhalt würde man diese Gefäße in dieselbe Zeit geschätzt haben.

Als Belag für die Verwendung von ungemünzten Metallstücken zum Ersatz von Münze in neuerer Zeit sind aus dem Märk. Museum ferner noch 2 Kupferplatten ausgelegt, von 770 bzw. 390 grm Gewicht, auf deren Oberfläche Avers und Revers der schwedischen Thaler- und Halbthalerstücke von 1727 bzw. 1730 eingeschlagen sind und die eine Zeit lang, gleichsam wie Notmünze, das Silbergeld ersetzen mussten.

11. Nach dem Schluss der Sitzung fand noch ein geselliges Beisammensein im Rathauskeller statt.

Die Territorial-Entwicklung der Mark Brandenburg.

Vortrag vom Geheimen Regierungs-Rat Professor W. Liebenow,
am 27. März 1895.

Wir wissen, dass am Anfange unserer Zeitrechnung zwischen der mittleren Elbe und Oder, im Gebiete unserer Mark, der deutsche Stamm der Semnonen wohnte. Tacitus, der römische Geschichtschreiber der deutschen Urzeit, nennt ihn den edelsten und mächtigsten Stamm des grossen Sueven-Volkes; das, nach seinen Angaben, ungefähr das Land zwischen Elbe und Weichsel, Ostsee und Donau bewohnte.

Die Grenznachbarn unserer Semnonen waren: im Westen, jenseits der Elbe, die oft gleichzeitig mit ihnen genannten Langobarden oder Longobarden, im Norden, längs der Ostsee und des Haffs die Heruler und Rugier, im Süden die Hermunduren und Markomannen, im Osten, etwa in unserer heutigen Neumark und im angrenzenden Pommern die Burgunden, denen weiter nordostwärts bis zur unteren Weichsel sich die West-Goten anschlossen, und südlich von den Burgunden, im Gebiete von Schlesien und Polen, die Vandalen.

Wir sind nun über die Wanderungen aller dieser Grenznachbarn unserer Semnonen unterrichtet. Die Langobarden sind noch am Kampfe zwischen Armin und Marbod, sowie an den Markomannen-Kriegen beteiligt, gehen später nach Norditalien (Lombardei) und gründen dort ein eigenes Reich, das bis 774 bestand, wo es von Karl d. Gr. dem Frankenreich einverleibt wurde.

Heruler und Rugier schliessen sich teils den West-Goten, teils anderen Stämmen an; erstere werden um 487 von den Ost-Goten unter Odoaker an der Donau vernichtet.

Die West-Goten verlassen um 150 ihre alten Sitze, kommen später, nach vielem Umherziehen, ebenfalls nach Italien, plündern um 410, unter Alarich, Rom, gelangen dann nach Gallien, wo sie um 510 bei Poitiers besiegt und zersprengt werden.

Die Burgunden treten im 3. Jahrhundert ihre Wanderung, nach dem Westen hin, an. Wir finden sie um 400 unter König Gunther am Rhein, in der Gegend um Worms (dort am Hofe dieses Königs und seiner Schwester Krimhild spielt die Nibelungensage), etwas später in Gallien, wo sie ungefähr zwischen Aar und Rhone von 407—532 ein eigenes Reich bilden und dann dem Merowinger-Reiche einverleibt werden.

Die Vandalen gelangen unter König Geiserich oder Genserich ebenfalls nach Gallien und Spanien und ein Teil derselben setzt um 429 nach Afrika über.

Nur über den Verbleib unserer Semnonen fehlt der geschichtliche Nachweis. Wir wissen nur, dass sie an den Markomannen-Kriegen gegen die Römer von 165—180 teil nehmen, und dass sie zuletzt um 180 in ihren alten Sitzen in unserer Mark genannt werden, als die Quaden, ein Markomannen-Stamm, der in Mähren ansässig war, bei ihnen Schutz suchte. Dann verschwindet der Name der Semnonen. Aber nicht lange danach, um 213, finden wir ein bis dahin nicht genanntes Volk, die Alamannen, am oberen Main, im Kampfe mit den Römern unter Kaiser Caracalla. Diese Alamannen durchbrechen den römischen Grenzwall, gelangen in das sogenannte Zehntland, das ist unser heutiges Baden und Württemberg. Sie machen von hier um 259 und 270 Vorstöße nach Italien und Gallien, werden aber von Julian i. J. 357 in der Schlacht bei Strassburg besiegt und bleiben von da ab in ihrer Hauptmasse in dem vorgenannten Zehntlande ansässig. Diese Alamannen sind aber nichts anderes als unsere Semnonen. Sie selbst nannten sich Suevi oder Suabi. Die Grenznachbarn und auch die Römer nannten sie Alamannen. Alah heisst der Tempel, sie waren die Männer d. h. die Hüter des Tempels, der im heiligen Walde der Semnonen lag, worin der Weltenschöpfer Zin verehrt wurde. Der griechische Geograph Ptolomäus, der im 2. Jahrhundert, also zu der Zeit lebte, als die Semnonen noch in unserer

Mark ansässig waren, sagt, dass dieser heilige Wald unfern des Flusses Suevus und des Ortes Viritium gelegen habe. Der Suevus ist unsere Oder, die Ostsee hiess damals auch das Suevische Meer. Bei dem Namen des Ortes Viritium hat man unter anderen auch an Wrietzen gedacht, das um 1300 noch vrizna heisst, doch lassen sich hierauf keine Schlüsse bauen, wenn es auch nicht unwahrscheinlich ist, dass der heilige Wald zwischen Eberswalde und Bukow gelegen haben könnte.

Mit grösserer Sicherheit dürfen wir aber die Vorfahren der Schwaben als die Autochtonen unserer Mark bezeichnen, ohne befürchten zu müssen, dafür eingesteckt zu werden, wie es jenem französischen Schriftsteller unter Ludwig XIV. erging, der in einer gelehrten Abhandlung bewiesen hatte, dass der Name ihres Landes und ein Teil ihres Volkes von den deutschen Franken abstammt, und dass diese mit den deutschen Burgunden das Ferment gewesen seien für die Verschmelzung der Urbewohner des Landes: der alten Gallier oder Kelten, mit den Romanen, und dass ihre grossen Könige Chlodwig und Karl der Grosse Deutsche waren und deutsch redeten.

Aber kehren wir zu unserer Mark zurück.

Wir wissen, dass die germanischen Wanderungen schon lange vor unserer Zeitrechnung begannen.

Die Cimbern und Teutonen, die auf der cimbrischen Halbinsel und an der unteren Elbe ihre Sitze hatten, erscheinen schon 113 v. Ch. an der Nordostgrenze Italiens, kämpfen dort siegreich gegen die Römer, teilen sich aber, weiter umherziehend, und treten dann erst um 102 v. Ch. in Italien ein, die Cimbern über die Ostalpen, die Teutonen vom Rhonethal her. So getrennt werden sie von dem römischen Feldherrn Marius geschlagen, die Teutonen 102 bei Aquae Sextiae, die Cimbern 101 in Oberitalien.

Im Jahre 71 v. Ch. tritt eine andere grosse Schaar germanischer Stämme unter Ariovist nach Gallien über, die um 58 von Cäsar in der Gegend von Mülhausen im oberen Elsass vernichtet werden.

Diese Wanderungen und Kämpfe germanischer Stämme setzen sich in den folgenden drei Jahrhunderten fort. Die grosse Völkerflutwelle, welche um 375 entstand und die sich unter dem Namen „die Völkerwanderung“ in dem Hunnenzuge unter Attila über Mitteleuropa fortwälzte und die bei Chalons ihren Niedergang fand, hatte die Bewohner der betroffenen Länder abermals durcheinander gerüttelt oder mit sich fortgerissen.

In die ziemlich entleerten, aber von den Germanen nicht ganz verlassenen Gebiete unserer Mark dringen nun von Osten her die Slaven ein, und als um das Jahr 600 wieder einiges Licht auf diese Lande fällt, da sind sie von Slaven, teils polnischen, teils czechischen Stammes, in

Besitz genommen, die sich im allgemeinen bis an die Elbe und Saale, stellenweise auch darüber hinaus, ausgebreitet haben.

Die elbischen Stämme werden Wenden oder Polaben genannt, abgeleitet von dem slavischen Po bei, und Labe die Elbe, also zu deutsch: Elbanwohner, wie der Name Pommern von Pomorjen, Meeranwohner, herkommt.

Jeder dieser slavischen Stämme hatte besondere Häuptlinge, die, wie es die Germanen machten, sich meistens auch gegenseitig bekämpften. Zur nördlichsten Gruppe, im heutigen Mecklenburg und Holstein, gehörten die Abodriten oder Obotriten, zu denen die Stämme der Wariner, Rhedariet und Tholenser zählen. Die Mittelgruppe zwischen Elbe und Oder bilden die Wilzen oder Ljutizen, auch Welataben genannt. Zu diesen gehören auch die Ukrer in der Uckermark, die Brizaner in der Priegnitz, die Heveller oder Stoderaner an der Havel, die Spreewaner an der Spree, die Lebusier u. s. w.

Die südliche Gruppe zwischen Saale, Erzgebirge und Sudeten bilden die Sorben, oder, wie sie sich selbst nennen, Serben, von denen unsere Spreewälder-Wenden abstammen. Zu dieser Gruppe gehören auch die Lusitzer, die Milzener oder Daleminzier.

Während nun, durch die slavische Ueberfluthung und Beherrschung unserer Mark, das germanische Element darin, bis auf einzelne Reste, zu Grunde geht, erweitert und befestigt sich im Westen das Reich der Franken.

Der Bund der Franken war etwa um 240 am Nieder- und Mittelrhein entstanden. Um 406 sind sie dort schon in Kämpfen mit den Burgunden und Vandalen verwickelt.

Um die Mitte des 8. Jahrhunderts (748) tritt Pipin, der Vater Karl's d. Gr., in den Kampf mit den heidnischen Sachsen, den Grenz-nachbarn der Slaven, westlich der Elbe. Der allerchristliche Kaiser Karl d. Gr. selbst überwältigt in einem mehr als 30jährigen Kriege das im 3. Jahrhundert zuerst genannte Sachsenvolk und zwingt ihm mit Gewalt und grausamer Härte das Christentum auf.

Karl d. Gr. geht 789 über die Elbe zur Züchtigung der Wilzen, weil diese die Sachsen im Kampfe gegen ihn unterstützt hatten.

Zur Sicherung der Grenzen werden an verschiedenen Stellen im Elblande Grenzburgen angelegt und Mark-Distrikte eingerichtet, an deren Spitze Markgrafen gestellt werden.

Aber weder Karl dem Gr., der 814 stirbt, noch seinen direkten Nachfolgern gelingt die Unterwerfung der Polaben, und erst König Heinrich I. aus dem Sachsenstamme, der von 919—936 regierte, und der den Beinamen der Städtebauer führt, erreicht grössere Erfolge über die Slaven. Er gründet um 927 die Mark Nordsachsen oder Nordmark, unsere heutige Altmark. Er schlägt die Heveller und erobert ihren Hauptort, die Feste

Brennaburg, besiegt in der mörderischen Schlacht bei Lukini (Lenzen) 919 die Rhedarier, macht 934 die Ukrer tributpflichtig und gründet nach Unterwerfung der Daleminzier in deren Gebiet die Mark Misni (Meissen). Der Name der Feste Brennaburg wird zum erstenmal genannt in der Geschichte der Sachsenkriege, die der Mönch Widukind vom Kloster Corvey (Corbeja), bei Höxter an der Weser gelegen, um 967 niederschrieb. Dieses Kloster ist eine Zweigniederlassung der gleichnamigen Benediktiner-Abtei bei Amiens in Frankreich. Es ist eine der ersten Siedelungen dieser Art in Germanien; es wurde zuerst bei Paderborn errichtet, dann zur Weser vorgeschoben und hier später zum Bisthum erhoben. Man fand in dieser Abtei die ersten fünf Bücher der Annalen des Tacitus, die, wenn auch in Einzelheiten angefochten, doch immer noch eine schätzbare Quelle für die Urzeit der deutschen Geschichte bilden. Hier in Corvey wirkte auch als Bibliothekar bis zu seinem im Januar 1874 erfolgten Tode Hoffmann von Fallersleben, bekanntlich der Dichter des schönen patriotischen Liedes: „Deutschland, Deutschland über Alles“, das 1841 entstand und das jetzt jedenfalls mehr gesungen wird, als dies bei seinen Lebzeiten geschah. An ihm bestätigt sich also auch die alte Wahrheit: Um eines Menschen ganzen Werth zu kennen, müsst ihr ihn begraben.

Die Askanier (1134—1320).

Wir sehen hier von dem weiteren Verfolg der in den nächsten zwei Jahrhunderten hin- und herwogenden Sachsen- und Wendenkämpfe ab, in welche Zeit auch die Gründung der Bistümer Havelberg (946), Brandenburg (949), Magdeburg (968) fällt und treten erst da wieder bei der Geschichte unserer Mark ein, wo

Albrecht der Bär

aus dem Hause Askanien, von Kaiser Lothar i. J. 1134 mit der Nordmark belehnt wird. Albrecht beginnt die Unterwerfung und Christianisierung der Slaven von neuem. Er erobert das Land der Brizaner, die Vormark Priegnitz; gewinnt bald darauf die Freundschaft des Heveller Fürsten Pribislaw, der zu Brandenburg seinen Sitz hatte und dessen Gebiet etwa von der Havel, dem Rhin und dem jetzigen Ruppiner Kanal begrenzt wurde.

Pribislaw und seine Gattin Petrussa treten um 1136 zum Christentum über, und ersterer nennt sich von da ab Heinrich.

Albrecht, der auf dem Reichstage zu Frankfurt 1147 als Markgraf von Brandenburg bestätigt wird, erhält teils durch Schenkung, teils durch Vermächtnis nach dem Tode dieses Heinrich um 1150 die Zauche und das Havelland. Ein Verwandter (Neffe) des Pribislaw, der Wendenfürst Jaczo oder Jatzko, der zu Cöpenik residierte und den Gau Zprian beherrschte, wozu etwa das Land Barnim und Teltow gehörte, sah sich durch die dem Albrecht zugefallenen Gebiete benachteiligt und

benutzte dessen Abwesenheit am Hofe Kaiser Friedrich Barbarossa's, zum Einfall in das Havelland und zur Eroberung der Feste Brandenburg. Das Letztere gelang ihm auch, jedoch nur auf kurze Zeit, denn Albrecht vertrieb ihn daraus 1157. Ob Jaczo hierbei sein Land eingebüsst hat, ist geschichtlich nicht beglaubigt; es heisst er soll es an den Fürsten Barnim von Pommern abgetreten haben und dieser noch bis 1220 im Besitz desselben gewesen sein.

Albrecht zog Ansiedler in die entvölkerte Mark, beförderte die Niederlassung der Templer- und Johanniter-Ritter, die er 1158 auf seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem kennen gelernt hatte und stellte die zerstörten Bistümer wieder her. So legte er, tapfer und zielbewusst, den Grund für die Entwicklung unserer Mark nach verschiedenen Kulturrichtungen. Er starb am 18. November 1170 und wurde in Ballenstedt beigesetzt. Noch bei seinen Lebzeiten hatte Albrecht die Teilung seiner märkischen und askanischen Länder festgesetzt. Sein ältester Sohn

Otto I. (1170—1184)

erhält als Haupterbe die Mark, mit der Erzkämmererwürde. Er erwirbt um 1180 den Löwenberger Kreis, Teile der Uckermark und das Land Stargard. Letzteres fällt 1301 an Mecklenburg wieder zurück. Er stiftet 1180 das Kloster Lehnin.

Ihm folgen

Otto II. (1184—1205) und

Albrecht II. (1184—1220)

Sie erwerben nur einen kleinen von der Havel zur Oder sich hinziehenden Streifen Landes. Darin wird 1215 die Feste Oderberg angelegt, welche aber einige Jahre später von den Pommern erobert und geschleift wird.

In einem Streite mit dem Erzbischof von Magdeburg werden sie genötigt von diesem die Mark als Lehen anzunehmen.

Es folgen die Söhne Albrechts

Johann I. (1220—1266) und

Otto III. (1220—1268).

Sie erwerben 1250 die Uckermark, 1252 das Land Lebus und die Oberlausitz, 1260 Teile der Neumark nördlich der Warthe. In Kämpfen mit Pommern und Polen gehen Stücke der Uckermark und Neumark, sowie die Oberlausitz wieder verloren. Johann stiftet Kloster Chorin, Otto Kloster Straussberg. Sie finden dort ihre Ruhestätte.

Es folgen als gemeinschaftliche Regenten der Stendaler (Johannäischen) Linie

Johann II. (1266—1281),

Otto IV. (1266—1308) mit dem Pfeil und

Conrad I. (1266—1304).

Unter diesen tritt hervor als streitbarer Fürst und Minnesänger Otto IV. Er gerät in der Schlacht bei Frohse 1278 in die Gefangenschaft seines Gegners, des Erzbischofs von Magdeburg, und wird daraus durch seine edle Gemahlin Hedwig befreit, später aber in einem erneuten Kampfe bei Stassfurt durch einen Pfeil verwundet.

Von dem Minnegesang seiner Zeit ist noch ein, wahrscheinlich an seine Hedwig gerichtetes Gedicht vorhanden. Einige Strophen davon mögen hier zur Probe angeführt werden, sie lauten

im alten Text:

Ich sach die vil minnekliche
 Vor mir stan in richer wat
 Zehant do wart ich froeiden riche
 Da von min muet vil hohe stat.
 Mich gruoste ir minneklicher munt
 Der duhte mich in solcher roete
 Sam ein fürig flamme entzunt
 Des muos men herze in hohen luften
stigen
 Ir lob ir ere wil ich nicht verschwiegen
 Swa si wont dem lande muos ich nigen.

in heutiger Mundart etwa:

Ich sah die viel Liebenswürdige
 Vor mir stehn in reicher Pracht.
 Sogleich da ward ich freudenreiche,
 Davon mein Muth sehr hohe steht.
 Mich grüsste ihr lieblicher Mund,
 Der däuchte mich in solcher Röte,
 Als wie von feuriger Flamme entzündt.
 Drum muss mein Herz in hoher Wonne
steigen,
 Ihr Lob, ihre Ehre will ich nicht ver-
schweigen,
 Wo sie wohnt, dahin muss ich mich neigen.

Auch über die Kulturzustände in einigen altmärkischen Städten zu jener Zeit ist eine Reim-Chronik erhalten, sie lautet:

De Stendalschen trinket gern Wyn,
 De Garlewer dat will Junkers syn,
 De Tangermundschen hebbet den Moth,
 De Soltwedelschen hebbet dat Goth,
 De Seehuser de sint Ebenthür,
 De Werbenschen gebet den Weiten dür,
 De Osterburger wolden sich recken,
 Und deden den Bullen vor en Baren stecken.

Der Nachfolger von Otto IV. war der Sohn von Conrad I,
 Waldemar, der Grosse genannt, (1308—1319).

Waldemar wird uns geschildert als ein Held von grosser persönlicher Tapferkeit und allen ritterlichen Tugenden, der mit diplomatischer Klugheit die Wirren seiner Zeit zu Gunsten seiner Lande auszunutzen verstand, der aber auch dem äusseren Glanze huldigte und deshalb trefender als der Glänzende, statt der Grosse genannt zu werden verdient. Es war die Zeit wo die Städte sich zusammenschlossen und Gegenwehr trafen gegen den Druck der Fürsten und gegen die Gewaltthätigkeiten der Raubritter.

Waldemar, der rosegeschmückte Turnierheld von Rostock wurde, wegen seines Eintretens für die Stadt Stralsund, in den sogenannten nordischen Krieg verwickelt und bei Quastenbergh, in der Nähe von Stargard in Mecklenburg 1315 und bald darauf abermals bei Gransee

geschlagen. Aber auch seine Gegner waren erschöpft und in dem 1317 zu Templin geschlossenen Frieden erlitt die Mark keinen Länderverlust. Waldemar gelangte in den Pfandbesitz der Orte Sagan und Crossen, tauschte diese aber gegen die neumärkischen Städte Züllichau und Schwiebus ein, die somit kurze Zeit zur Mark gehören.

Waldemar starb im Jahre 1319 plötzlich auf einer Reise zu Bärwalde N.-M. in dem Alter von 28 Jahren. Er ward im Kloster Chorin beigesetzt und hinterliess keine Erben.

Von den Askaniern war nur noch ein Sprosse, der unmündige Heinrich vorhanden, für den als Vormund und Regent der Herzog Wratislaw von Pommern eintrat. Der junge Heinrich stirbt aber schon ein Jahr später (1320), und mit ihm erlischt der Stamm der Askanier, welche fast 200 Jahre lang über die Mark geherrscht haben.

Wie also Albrecht der Bär der erste Herrscher aus jenem Geschlechte über unsere Mark war, so ist Waldemar als der letzte selbstständige Herrscher der Askanier anzusehen. Die Stadt Berlin hat diesen beiden hervorragenden Fürsten Denkmäler auf der neuen Mühlendammbrücke errichtet, die, als Meisterwerke ihrer Art, von den Bildhauern J. Boese und M. Unger, Mitgliedern unserer „Brandenburgia“ geschaffen und in jüngster Zeit enthüllt wurden.

Es folgt nun die Zeit des vierjährigen Interregnums, während welcher heillose Verwirrung und Gesetzlosigkeit herrscht und jeder der Nachbarn Stücke von der Mark abzureissen versucht.

Mecklenburg besetzt die Priegnitz, Pommern die Ukermark, Polen die Neumark, Böhmen und Sachsen die Lausitzen.

Die Bayern (1324—1341).

Kaiser Ludwig der Bayer, überträgt endlich auf dem Reichstage zu Nürnberg 1323 die Mark als erledigtes Lehen an seinen 8jährigen Sohn

Ludwig I. (1324—1351)

unter Vormundschaft des Grafen von Henneberg und Mansfeld.

Nicht ohne Mühe und Lösegeld, und nicht ohne neue Kämpfe mit Pommern und Polen, werden der Mark die abgerissenen Teile wieder angegliedert. Die Oberlausitz aber geht im Frieden zu Spremberg 1345 an Böhmen verloren.

Kaiser Ludwig war 1347 gestorben und Karl IV. ein Sohn des Königs Johann von Böhmen, ein Gegner der Bayern, Kaiser geworden. Da tauchte um 1348 der falsche Waldemar in der Mark auf, wie man annimmt, mit Zustimmung des Kaisers Karl, denn er belehnte ihn alsbald förmlich mit der Mark. Auch die märkischen Städte, mit Ausnahme von Frankfurt, Spandau und Brietzen (von da ab Treuenbrietzen genannt), huldigten ihm.

Aber Kaiser Karl liess, nach seiner Aussöhnung mit den Bayern, selbst den Prätendenten fallen und Markgraf Ludwig wurde 1350 wieder eingesetzt, legte aber schon im nächsten Jahre die Herrschaft nieder.

Ihm folgen seine beiden Brüder

Ludwig II., der Römer (1351–1365) und
Otto der Finne (1351–1373).

Durch die goldene Bulle Karls IV. v. J. 1356 werden die kurfürstlichen Rechte der Markgrafen näher bestimmt und von da ab scheint der Titel „Kurfürst von Brandenburg“ allgemein angenommen worden zu sein.

In dem Vertrage von Fürstenwalde im Jahre 1373 musste Otto die Mark gegen Geldentschädigung dem Kaiser überliefern und damit endet die kurze Herrschaft der Bayern über dieselbe, für die sie nicht unerhebliche Summen aufgewendet hatten. Nach Wedekind, Geschichte der Neumark, mussten sie zahlen:

an die Herzöge von Mecklenburg	32 500	Mark
„ „ von Werle	800	„
„ „ von Bredow	2 500	„
„ „ Grafen von Lindow	10 000	„
„ „ Herzöge von Pommern	6 000	„
„ Heinrich Graf von Schwarzburg	550	„
„ Herzog Rudolf von Sachsen	16 000	„
„ den Markgrafen von Meissen	11 000	„
„ „ König von Böhmen	20 000	„
„ „ Erzbischof von Magdeburg	10 500	„
„ „ Herzog von Braunschweig	5 450	„
„ „ Landgrafen von Hessen	10 000	„
	<hr/>	
	Sa. 125 300	Mark.

Die Mark nach damaliger Währung zu 14 Thaler gerechnet, giebt 1 754 200 Thaler und wenn man annimmt, dass der damalige Werth des Geldes etwa 8mal grösser war als der heutige = 14 000 000 Thaler.

Die Luxemburger (1373–1378).

Kaiser Karl IV. belehnt nun seinen eigenen 12jährigen Sohn

Wenzel (1373–1378)

mit der Mark, übernimmt aber selbst die Regierung und hält sich deshalb öfter in Tangermünde auf, wo er sich ein Schloss erbauen lässt. Da aber Wenzel bereits 1378 an Stelle seines verstorbenen Vaters Deutscher Kaiser wird, so fällt die Kurmark an den jüngeren Bruder, den zehnjährigen

Sigismund (1378–1388),

der jedoch, weil er 1387 König von Ungarn wird, die Mark an seinen Vetter

Jobst von Mähren (1388—1395)

gegen eine bedeutende Geldsumme verpfändet, welcher aber nicht selber, sondern durch Statthalter regiert und die Mark an seinen Schwager

Wilhelm von Meissen (1395—1411)

weiter verpfändet. Jobst stirbt 1411.

Während dieser Pfandherrschaft wurde die Neumark nach und nach (von 1384—1410) an den deutschen Orden verkauft. Der übrige Teil der Kurmark war aber durch das Erpressungssystem der Statthalter, durch das Faustrecht der Raubritter, durch die Auflösung aller staatlichen Ordnung verarmt und verwüstet und an den Rand des Verderbens gebracht. In diesem Elend wurde vom Kaiser Sigismund am 8. Juli 1411 der

Burggraf von Nürnberg, Friedrich VI. von Hohenzollern

Die Hohenzollern (von 1411 resp. 1415 ab).

zum obersten Verweser und Hauptmann der Mark ernannt.

Der Kaiser soll hierbei zu ihm gesagt haben: ich wünsche Dir dazu Glück, Krieg und Widerwärtigkeit genug!

Von den Städten huldigte Berlin am 7. Juli 1412 dem neuen Fürsten. Der Bischof von Havelberg, der Landeshauptmann der Altmark und Priegnitz, Kaspar Gans von Putlitz, sowie verschiedene Mitglieder des Adels, verweigerten ihm die Huldigung, doch wusste der ritterliche Fürst den Trotz aller zu brechen.

Durch den Frieden von Perleberg 1425 muss Mecklenburg die besetzte Priegnitz zurückgeben, die Pommern werden am Cremmerdamn geschlagen und die Streitigkeiten mit diesen im Vertrag von Eberswalde 1427 geregelt; die Burgen der Quitzows zu Friesack und Plauen zerstört.

Auf dem Konzil zu Konstanz am 15. April 1415 wird der Fürst als Friedrich I. (1415 : 1440)

feierlich zum Kurfürsten, Erzkämmerer und Markgrafen von Brandenburg ernannt, wie es in der Urkunde heisst: in Betracht der Redlichkeit dieses Fürsten, seiner Vernunft, Macht, Festigkeit und der sonstigen Tugenden, womit der allmächtige Gott seine Person reich geziert habe. Am 21. Oktober 1415 fand darauf die allgemeine Erbhuldigung statt.

Wegen öfterer Vertretung des Kaisers Sigismund und der Verwaltung seiner fränkischen Besitzungen konnte Friedrich nicht dauernd seinen Aufenthalt in der Mark nehmen. Er starb am 21. September 1441 auf seinem Schlosse Kadolszburg bei Nürnberg, nachdem er schon im Jahre zuvor seinem Sohne Friedrich die Mark übergeben hatte. Bei Friesack, angesichts der ehemaligen Quitzowburg, wurde diesem ersten Hohenzollernfürsten unserer Mark ein Denkmal errichtet, für dessen

Zustandekommen auch der Vorstand unseres Vereins eingetreten war, und das bei der im Herbst 1894 erfolgten Enthüllung durch die Anwesenheit unseres Kaisers Majestät die Weihe empfing.

Es folgt

Friedrich II., der Eiserne (1440—1470).

Wie sein Vater die Macht des Adels, so bricht er die Macht der Städte; auch Berlin-Cöln wird hiervon betroffen.

Er erwirbt 1442 die Landschaft Lychen, 1462 die Herrschaften Kottbus, Peiz und Teupitz, auch Teile der Niederlausitz und nimmt 1455 von dem deutschen Orden gegen Zahlung von 40 000 Gulden die Neumark wieder zurück. Von da ab tritt eine dreiteilige Bezeichnung der Mark ein,

1. die Altmark, links der Elbe,
2. die Mittel- oder Kurmark, zwisch Elbe und Oder, bisher Neumark genannt,
3. die eigentliche Neumark, rechts der Oder.

Die Grenzen der letzteren gingen ursprünglich weiter nach Norden, bis über die Stadt Schievelbein hinaus.

Am Gehör leidend und durch Kummer gebeugt, legt Friedrich II. i. J. 1470 die Regierung nieder und stirbt 1471 auf der Plassenburg bei Kulmbach.

Ihm folgt sein Bruder

Albrecht, Achilles (1470—1486),

ein Fürst voll Geistesfrische und Tapferkeit. Er erwirbt 1479 die Herrschaft Schwedt mit Vierraden, und 1482 die Herrschaft Crossen, beide jedoch nur als Lehn.

Ihm folgt sein Sohn

Johann, Cicero (1486—1499).

Er erwirbt 1490 die Herrschaft Zossen. Wir kennen von ihm den Ausspruch: Vom Kriegführen halte ich nichts, sie bringen nichts Gutes, wo man nicht zur Beschützung des Vaterlandes und um eine grosse Unbill abzuwenden den Degen führen muss.

Ihm folgt sein Sohn

Joachim I., Nestor (1499—1535).

Unter ihm wird 1517 die ganze Neumark als erbliches Eigentum mit Brandenburg verbunden. Er erwirbt 1524 die Grafschaft Lindow-Ruppin; gründet 1506 die Universität Frankfurt a./O. und 1516 das Kammergericht zu Berlin. Im Vertrage zu Grimnitz erhält er die Erbfolge von Pommern zugesichert. Von seinen beiden Söhnen und Nachfolgern

Joachim II., Hektor (1535—1571) und

Johann von Küstrin

erhält ersterer die Altmark und die Mittelmark, letzterer die Neumark.

Joachim bringt das Herzogtum Crossen, das seit 1482 Lehn war, als volles Eigentum zur Mark. In seine Zeit fällt das Emporkommen der Stände und die Einführung der Reformation. Er selbst tritt am 1. November 1539 zu Spandau zur lutherischen Kirche über. Er erhält 1569 die Mitbelehrung über das Herzogtum Preussen durch den König von Polen. Joachim stirbt am 3. Januar 1571, und zehn Tage später sein Bruder Johann.

Die nach dem Ableben Beider wieder vereinigte Mark erhält Joachims Sohn

Johann Georg (1571—1598).

Er erwirbt 1575 die Herrschaft Beeskow-Storkow; stiftet 1574 das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin.

Sein Sohn

Joachim Friedrich (1598—1608)

stiftet 1607 das Gymnasium zu Joachimsthal, legt den Finow-Kanal an.

Der Nachfolger

Johann Sigismund (1608—1619)

erwirbt die Herrschaft Schwedt als volles Eigentum 1609.

Ihm folgt

Georg Wilhelm (1619—1640).

Unter diesem zaghaften und energielosen Fürsten fällt die Not des 30jährigen Krieges, der zum Krieg aller gegen alle wird und grosses Elend auch über die Mark bringt.

Erst seinem Sohne und Nachfolger

Friedrich Wilhelm, dem grossen Kurfürsten (1640—1688)

gelingt es, die zerrüttete Mark wieder aufzurichten. Er wird am 19. September 1657 souveräner Herzog von Preussen, schlägt am 18. Juni 1675 die Schweden bei Fehrbellin, fügt 1648 den Luckenwalder Kreis der Mark an, der bisher zum Erzbistum Magdeburg gehörte, erwirbt 1686 das Land Schwiebus als böhmisches Lehen, das aber 1695 dem Kaiser zurückgegeben werden muss und dann erst wieder durch Friedrich den Grossen zum zweiten Mal der Mark einverleibt wird.

Sein Sohn

Friedrich III. (1688—1713)

wird als Friedrich I. am 15. Januar 1701 König von Preussen. Dass er sich nicht König von Brandenburg nannte, beruhte auf seiner Stellung als Reichsfürst, denn der Kaiser hatte bei seiner Zustimmung ausdrücklich verlangt, dass jene in keiner Weise durch die neue Würde berührt werden sollte.

Unter ihm und seinem Sohne und Nachfolger

Friedrich Wilhelm I. (1713—1740)

treten keine Veränderungen in dem Gebietsbestande der Mark ein.

Des letzteren Sohn

Friedrich der Grosse (1740—1786)

ein Held und Weiser zugleich, bringt, wie schon vorher erwähnt, den Kreis Schwiebus der Mark wieder zu und erhebt die Monarchie in die Reihe der europäischen Grossstaaten. Sein Neffe und Nachfolger

Friedrich Wilhelm II. (1786—1797)

fügt 1793 den Ort Schermeisel, im Lande Sternberg, der Mark an, und dessen Sohne und Nachfolger

Friedrich Wilhelm III. (1797—1840)

gelingt es nach schweren Kämpfen, nicht nur die verloren gegangenen Gebiete wieder zu erwerben, sondern auch 1815 den Umfang der Mark zu erweitern durch Hinzufügung des bisher zu Sachsen gehörigen Wittenberger Kreises und von Teilen der Nieder- und Ober-Lausitz.

Hingegen wird von dem alten Umfange der Mark die Altmark sowie das Land um Ziësar der 1815 neugebildeten Provinz Sachsen zugeteilt.

In diesem Rahmen ist das Gebiet unserer Mark Brandenburg uns bis heute erhalten geblieben.

Wir wissen aber, dass im Anfange dieses Jahrhunderts unser Staat nahe daran war zertreten zu werden. Denn, Nacht kam über Preussen, Nacht, sieben Jahre Nacht! wie Scherenberg sagt, um aber gleich tröstend und ermutigend hinzuzufügen:

Wir geh'n darum nicht unter, sind wir auch mal verborgen,
Denn, je finsterner uns're Nächte, je heller un'sre Morgen!

Und der helle Morgen der Freiheitskriege brach an, König Friedr. Wilhelm III. erliess den Aufruf an sein Volk, und Th. Körner dichtete: „Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!“

Und die Flammenzeichen rauchten und leuchteten bis in des Feindes Hauptstadt hinein; wir holten uns mit unseren verloren gegangenen Landen auch unsere uns geraubte Victoria wieder, und führten diese zurück im Triumphe zu der Stätte, die sie früher einnahm und die sie wieder einnimmt, und bei der seit jener Zeit noch manch anderer Siegesheimzug vorüber führte, unsere via triumphalis, „Unter den Linden,“ hinauf dem alten Hohenzollern Schlosse zu.

Ein geistreicher, aber schwer geprüfter Monarch, König Friedrich Wilhelm IV. hat einst die Entwicklung unseres Staates als ein Geschichte ohne Gleichen bezeichnet; ihm selber aber fehlte der Mut, die ihm 1849 von dem Frankfurter Parlament angebotene Kaiserkrone anzunehmen, obwohl damals ein Rauschen und Stimmen durch das deutsche Volk ging, als solle ein neuer Völkerfrühling hineinbrechen. Graf Auersperg, unter dem Dichternamen Anast. Grün bekannt, sang:

»Schmettre du Lerche von Österreich, hell von der Donau zum Rhein,
Juble, du kommest aus Morgenrot, ziehest in Morgenrot ein!«

und die uns sonst feindlich gesinnte süddeutsche Presse verlangte laut und stürmisch die Einigung der Nation. Ich erinnere mich, dass eine der Frankfurter Zeitungen, anknüpfend an die Rede, die der König in Erfurt gehalten, und wobei er gesagt hatte: er sei nicht der erste, sondern nur der zweite Fürst in Deutschland, der Vortritt gebühre dem Hause Habsburg! dem Könige zurief:

»Sei der erste Fürst in Deutschland, sprich es aus, Du darfst es sprechen,
Denn Dein Volk, das Volk in Waffen, freiheitsstark und geistesmündig,
Ist zum ersten Volk geschaffen.
Jener königliche Kurfürst, liess Dir nicht umsonst das Schwerste,
Darum sprich es aus, o König, sprich es aus und sei der Erste!

Er aber sprach es nicht aus. Er wollte die Krone nicht nur vom deutschen Volke annehmen, sondern die deutschen Fürsten sollten ihn zum Kaiser küren. Die deutschen Fürsten der damaligen Zeit dachten aber nicht daran ihn zu küren, sie bildeten vielmehr eine Koalition gegen Preussen, die nach dem Tode des Königs, 1861, sich noch mehr verschärfte und die dann 5 Jahre später von seinem Bruder und Nachfolger, König Wilhelm — glorreichen Andenkens — mit dem Schwerte zerhauen werden musste. Die Folge hiervon war zwar die Bildung des Norddeutschen Bundes, man hatte, wie man sich damals ausdrückte, damit die Brücke über den Main geschlagen, es lag aber darin auch die mittelbare Ursache, dass uns Frankreich 4 Jahre später den Krieg erklärte. Das deutsche Volk, nahm einmütig, in nationaler Begeisterung, den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh auf, die deutschen Heere rückten in Feindesland ein, sie erfochten Sieg auf Sieg, man kann von ihnen auch sagen: es waren Siege ohne Gleichen; und als des Feindes Hauptstadt eingeschlossen war, und der grosse Krieg sich seinem Ende näherte, da fanden sich die deutschen Fürsten veranlasst — einzelne wurden, wie wir wissen, veranlasst — unsren ruhm- und siegreichen und alle Zeit maassvollen König Wilhelm zum Kaiser zu küren. Und damit ward die Sehnsucht erfüllt, die der denkende Teil der deutschen Nation über ein Menschenalter hindurch im Herzen getragen hatte; und auch die alten Gauen, Elsass-Lothringen, die dem Reiche seit 200 Jahren verloren gegangen waren, „banden stolz wir wieder an unser neu geeintes deutsches Reich!“

Über diese grosse Zeit ist nun bald wieder ein Vierteljahrhundert hinweggegangen und man hört heute wieder Stimmen, welche vermeinen, mit der deutschen Einheit sei es nicht weit her, es gehe ein Riss durch die Nation; und wenn wir nur die neuesten Ereignisse ins Auge fassen, dann möchte dies fast so scheinen. Aber über dem Einzelnen und über der Partei steht das Vaterland; hoffen wir also, dass das deutsche Denken und Empfinden, der Sinn für die nationale Zusammengehörig-

keit überall im Reich so feste und starke Wurzeln geschlagen hat, dass man diese nicht so leicht wieder wird beseitigen können; vertrauen wir, dass, wenn der Sturm wieder durch die deutschen Lande fährt, und wenn es wieder heisst:

Von deiner Berge höchsten Spitzen, bis hin zum fernsten Meeresstrand
Lass deine Flammenzeichen blitzen, du grosses deutsches Vaterland!

Dass dann auch die Stammesunterschiede wieder verschwinden oder doch zurücktreten und die Stammesgenossen, sich in dem einen gemeinsamen Brennpunkt: Vaterland! wieder zusammenfinden und zusammenschliessen werden.

Lassen sie mich nur noch einen Wunsch hinzufügen, indem ich anknüpfe an die Rede die ich bei unserer ersten Wanderversammlung in Brandenburg gehalten habe, wenn ich in abgekürzter Art und etwas anderer Form sage:

Heil unserer Mark!

Einst arm, verwüstet,
Lag lange sie missachtet da;
Dann kamen Hohenzollern Fürsten,
Und die Magd stützt nun Borussia.
Wo immer Preussens Fahnen wehten,
Stets waren Brandenburger da,
Vom ersten Aufhellen der Geschichte,
Ruhmvoll! bis zur Neu-Germania!

Heil unserer Mark!

Sie blühe weiter, und sei gesegnet immerdar!
In Friedensarbeit, wie im Sturme,
Schütz sie der alte Preussen Aar.
So lass'n sie uns denn vorwärts streben,
Geeint und treu, alle Zeit hindurch!
Und, wie im Sternbild »Friedrichs Ehre«,
Glänz im Geschichtsbuch: »Brandenburg!«

27. 3. 1895.

W. L.

Bericht über die Feier des 3. Stiftungsfestes (1. ausserordentliche Versammlung des IV. Vereins- jahres)

am Sonnabend, den 30. März 1895

im Architektenhause, Wilhelmstrasse No. 92/93.

Eingeleitet wurde die Feier mit dem poetischen Gruss an die Brandenburgia, vorgetragen vom I. Schriftwart Herrn Ferdinand Meyer.

Ein Jahr — das dritte im Besteh'n der „Brandenburgia“ —
Es ist im schnellen Flügelschlag der Zeit verschwunden;
Doch nicht umsonst! Am Baume der Geschichte, dessen Stamm
In vaterländ'scher Erde wurzelt, fest wie ihre Eichen,
Trieb fort und fort der frischbelaubte Zweig,
Mit Blüten und mit Früchten weithin sich erstreckend.

So überschritten wir die Schwelle eines neuen Jahr's.
Was es uns bringen wird, noch ist es ungewiss;
Doch seh'n mit Frohmut, den die Zuversicht verleiht,
Auch fernerhin der Zukunft wir entgegen
Und wirken fort am Webstuhl der Geschichte allbereit.
Heil, „Brandenburgia“, Dir auf deinen Forscherwegen!

Hierauf erhob sich der II. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel zum Kaiser-Trinkspruch, indem er folgendes ausführte:

Hochansehnliche Versammlung!

Am heutigen Festtage blickt unsere „Brandenburgia“ — Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg — auf eine dreijährige Wirkksamkeit, wie wir sagen dürfen, nicht ohne Befriedigung zurück. Weit ausgesteckt ist unser Arbeitsfeld, da es ausser den mannigfaltigen natürlichen Verhältnissen unsres Landes und Bodens, auch noch die geschichtlichen Beziehungen desselben von der reichen Entfaltung des modernen Lebens bis zurück zu den Sitten, Gebräuchen, Sagen und den Altertümern der entlegensten Vorzeit umfasst, dennoch ist dies Gebiet bereits vielfach von uns in Angriff genommen worden.

Mitglieder und Freunde unserer Gesellschaft, darunter Gelehrte und Forscher von anerkanntem Ruf, haben uns unterwiesen, Altes neu erklärt, Neues neugelehrt. Bildliche Darstellungen und Gegenstände verschiedenster Art haben wir zur Besprechung und Erläuterung herangezogen und auch keine Mühe gescheut, uns auf unseren Wanderversammlungen und Wanderfahrten frische Quellen der Heimatkunde zu erschliessen. Zeugen dessen sind auf dem historischen Gebiete u. A.

unsere Fahrten nach der ältesten Stadt des Landes, der alten Heveller-veste Brandenburg, nach dem Wohnsitz der Lebuser Bischöfe in Fürstenwalde, nach der alten Hussitenbezwiner Bernau und Kloster Chorin, der Ruhestätte unserer askanischen Markgrafen. Zur Bereicherung unserer geologischen Kenntnisse haben wir die Rauenschen Berge erstiegen und uns in die durch ihre organischen Einschlüsse berühmten Kiesgruben von Rixdorf vertieft; botanischen Studien haben wir Dank der liebenswürdigen Gastfreundschaft unserer Mitglieder Dr. Bolle, Körner und Späth in deren grossartigen Park- und Garten-Anlagen zu Scharfenberg, Rixdorf und Neubritz obliegen können.

Auch die ökonomische Seite der Heimatskunde ward gepflegt. Ein Namensvetter unseres Bolle hat uns in die Geheimnisse der Milchwirtschaft und Meierei eingeweiht, ja selbst in der Bäckerei haben wir uns ausgebildet, indem wir an Königlicher Stelle das Porzellan-Backen, bei Theodor Hildebrand das vielleicht manchem annehmlicher dünkende Honigkuchen-Backen mitangesehen haben. Mitglied Bernhard Telge hat uns die edle Goldschmiedekunst unserer Altvorderen veranschaulicht und erst in der letzten Sitzung sind als Seitenstück hierzu die Silberschätze des Märkischen Museums ausgestellt worden, welche aus den verschiedensten Teilen Europas im 10. und 11. Jahrhundert bei unseren Wenden zusammenströmten. Vor wenigen Tagen hat unser Mitglied Herr Mielke uns einen Einblick in die Hochschule der berlinischen Kunstweberei thun lassen. So könnte ich noch vieles von unserer Thätigkeit erwähnen, wenn es die Kürze der Zeit erlaubte.

Heut Abend — verehrte Festgenossen — wollen wir nicht gemeinsam arbeiten, sondern, wie es unser wohlerworbenes Recht ist, auch einmal gemeinsam feiern.

Unsere Heimatskunde verbindet auf wissenschaftlichem und vaterländischem Gebiet Stadt und Land, die Hauptstadt Berlin mit der Provinz Brandenburg, den Berliner mit dem Märker. „Hie gut Brandenburg alle Wege!“ soll es bei uns heissen, aber auch nach dem andern Wort unseres kaiserlichen Herrn „Berlin alleweil' vorne voran!“*) Alles das verbindet uns Berliner und Märker gleichzeitig mit unsrem Markgrafen von Brandenburg. Vorn voran wollen wir uns auch stets in der Treue und Loyalität erweisen.

Zur Bethätigung dessen sei Allerhöchst Ihm unser erstes Glas, unser erster Trinkspruch in dem dreimal brausenden Ruf gewidmet: Unser Markgraf, Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser, König und Herr lebe hoch, nochmals hoch, immerdar hoch!

*) Von unserem Kaiser zum ersten Male gesprochen beim Festmal des Brandenburgischen Provinzial-Landtags im Englischen Hause am Sonnabend den 24. Febr. 1895.

Nach der Suppe toastete Herr Direktor Professor Dr. Zelle, der Bruder unseres 1. Herrn Vorsitzenden, auf den Fürsten Bismarck und feierte ihn als einen Berliner.

Weiterhin füllten heitere Lieder die Pausen während des Mahles. Entzückt wurde die Tafelrunde durch die Gesangsvorträge der Opern- und Oratoriensängerin Fräulein Charlotte Cronegg — einer Schülerin von Frau Jachmann-Wagner. Die Arie aus dem „Tannhäuser“: „Dich teure Halle grüss' ich wieder“, die Lieder: „Neue Liebe“ von Rubinstein, die „Loreley“ von Liszt und „Komm, wir wandeln zusammen im Mondschein“ von Cornelius ernteten stürmischen Beifall, da das umfangreiche, biegsame Organ und der warme Ausdruck im Vortrage einen tiefen Eindruck machte. Auch Herr Vetter erntete für seine Liedervorträge reichen Beifall. Auch gemeinsam wurden eine Anzahl von Liedern gesungen, einmal die beiden unseres Mitgliedes des Herrn Geheimrats Liebenow, das „Kaiserlied“ und der „Gruss an die Damen“, weiterhin die beiden Lieder des Herrn Buchhändlers F. Müller, dessen Gattin zu unseren Mitgliedern zählt: die „Kaiserstadt Berlin“ mit folgendem Vers:

Weil im Antiken liegt der Wert,
Pflegt's der Berliner Sinn;
Vergang'nes bringt ja, wenn man's ehrt,
Der Gegenwart Gewinn.
Was in Berlin und Brandenburg
Von Anfang an geschah,
∴ Entdeckt und forschet fleissig durch
Die „Brandenburgia“! ∴

und das „Rundlied auf die Brandenburgia“, dessen originelle Art des Abdruckes allgemeine Heiterkeit erregte.

Mit den Liedern wechselten die Trinksprüche ab. So feierte Herr Geheimrat Liebenow die Damen, und Fräulein Freytag trat ein für die gemeinsame Thätigkeit der Frauen und Männer bei der Lösung der grossen Kulturaufgaben. Herr Rechtsanwalt Brückner gedachte des Vorstandes und Herr Kustos Buchholz dankte den Künstlern sowie Herrn Ferdinand Meyer für seine Mühewaltung bei der Veranstaltung der Feier, die diesmal mit ganz besonderen Schwierigkeiten verbunden war. Herr Sanitätsrat Thorner übermittelte den Gästen den Dank der Brandenburgia.

Nach dem Schluss der Tafel trat der Tanz in sein Recht, und fröhlich klang das schöne Fest in der vierten Morgenstunde aus.

Eine verschollene Getreideart.

Von Paul Ascherson.¹⁾

Auf sandigem, nicht zu trockenem Gartenlande der Mark Brandenburg, seltener ausserhalb der Ortschaften, auf Äckern oder an Wegrändern, findet sich im Spätsommer eine unscheinbare Grasart, die von Altvater Linné den lateinischen Namen *Panicum sanguinale* erhalten hat. Die niederliegenden, verzweigten Halme sind mit für diese Familie verhältnismässig breiten und kurzen Blättern besetzt, die besonders an ihren Scheiden in der Regel eine ziemlich dichte Bekleidung mit langen abstehenden Haaren zeigen. Besonders charakteristisch aber sind die 4—6 langen, dünnen, fingerartig annähernd aus einem Punkte ausstrahlenden, zuletzt violett überlaufenen Blütenstände, weswegen die Gruppe der etwa 700 bekannten Arten dieser grossen Gattung, der unsere Pflanze angehört, auch den Namen *Digitaria* erhalten hat. Die paarweise genäherten Ährchen sind ziemlich klein (cr. 3 mm lang und 1 mm breit), auf der einen Seite flach, mit einer meist violett gefärbten 7 nervigen papierartigen Spelze bedeckt, auf der anderen gewölbt, unten eine ähnliche, aber viel kleinere Spelze, darüber aber die graue, glatte, knorpelige Deckspelze zeigend. Die längliche, etwa 2 mm lange, weisslich-glasige, mit gelblicher Farbe opalisierend durchscheinende Frucht, welche eine grosse $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ mal so lange Keimgrube zeigt, ist fest von den Spelzen umschlossen.

Ich bewahre in meinem Herbarium Exemplare, die ich am 15. August 1854 in einem Garten des Innern von Berlin, Rosengasse (jetzt Markusstrasse) No. 45—46, der allerdings längst der Durchlegung der Wallner-Theater-, Iffland- und Raupach-Strasse zum Opfer gefallen ist, gesammelt habe, ebenso solche vom Kreuzberge und von Sandwegen in der Hasenhaide und zweifle nicht, dass dies Gras auch heut noch in der Nähe der Reichshauptstadt, bez. innerhalb derselben zu finden ist. Dasselbe befindet sich bei uns nahe seiner Polargrenze, da es schon in Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern und Westpreussen ziemlich selten und zum Teil unbeständig vorkommt und in Ostpreussen ganz fehlt. Nach Dänemark und Schweden wurde es erst neuerdings eingeschleppt. Dagegen wird es nach Süden immer häufiger, und ist

¹⁾ Vortrag, gehalten in der Versammlung der Gesellschaft am 27. Februar 1895. Da die wertvollen Zusätze, welche Herr Geheimrat Friedel zu diesem Vortrage gemacht hat, bereits in der letzten Nummer des vorhergehenden Jahrgangs III, S. 315—318 abgedruckt sind, wird in Folgendem unter Anführung der Band- und Seitenzahl darauf verwiesen.

über den warmen und heissen Gürtel beider Halbkugeln verbreitet, stellenweise z. B. in Texas als *Crop-grass* eins der lästigsten Unkräuter.

Es knüpft sich an diese Pflanze eine eigentümliche Überlieferung. Der im 16. Jahrhundert hochangesehene Botaniker Pierandrea Mattioli (Matthiolius † 1577), ein geborener Italiener aus Siena, der aber den grössten Teil seines Lebens als hochfürstlicher und kaiserlicher Leibarzt in den österreichischen Erblanden, auch in der damaligen Residenz Prag zubrachte und dort das Hauptwerk seines Lebens auch in deutscher und böhmischer Sprache veröffentlicht hat, berichtet,¹⁾ dass sich Kinder die Ähren dieses Grases in die Nase stecken und wieder herausziehen, um eine Blutung hervorzurufen, weshalb dasselbe in seiner toskanischen Heimat *Sanguinella* genannt werde. Dieser kindische Unfug — denn als solchen muss man ihn doch wohl bezeichnen — hat sich bis auf die Gegenwart fortgepflanzt, denn wie mein Freund Treichel in seinen verdienstlichen Sammlungen aus Westpreussen berichtet,²⁾ üben die Kinder in der Gegend von Marienburg denselben mittelst der Blätter der Schafgarbe (*Achillea Millefolium*) aus.³⁾ Bedeutungsvoller aber ist, dass dieselbe Manipulation schon von Plinius von einer mindestens nahe verwandten, wenn nicht identischen Grasart erwähnt wird. Der römische Autor berichtet⁴⁾ von einem *Gramen aculeatum*, auch *Dactylos* genannt, welches an der Spitze des Halms fünf „aculeos“ trage, die man sich zusammengedreht in die Nase schiebe und wieder zurückziehe, um Blutung zu bewirken. Am wahrscheinlichsten ist hier wohl *Cynodon Dactylon* Rich. (für den ich den älteren Namen *Dactylos officinalis* Vill. in meiner Flora von Brandenburg, 2. Abt. 1864, S. 810, vorangestellt habe) gemeint, bei

¹⁾ Comment. in Dioscoridem Venetiis 1565, p. 999. Prof. Körnicke ist allerdings der auch mir berechtigt erscheinenden Meinung, dass diese Angabe sich auch bei Matthioli (wie bei den früheren Schriftstellern Hermann von Neuenahr und Jean de la Ruelle (Ruellius) und dem etwas späteren Cesalpino (Caesalpinus) ursprünglich auf *Dactylos officinalis* bezogen habe und erst später von ihm auf *Panicum sanguinalis*, das er in den ersten beiden Ausgaben des Kommentars noch nicht erwähnt, übertragen worden sei (briefl. Mitt.).

²⁾ Mitteilungen aus der Pflanzenwelt, besonders für Westpreussen. III. Bericht über die 5. Vers. des Westpr. Bot. Zool. Vereins in Kilm 1882. Schriften d. Naturf. Ges. in Danzig. N. F. V. Heft 4 (1883, S. 136).

³⁾ Eine entferntere Analogie bietet der „scheinbare Stoizismus“ mit dem auch in hiesiger Gegend die Kinder auf dem Lande mit den Blättern des Klebkrauts (*Galium Aparine*) die Zunge blutig peitschen (Bolle, Bonplandia VI 1858, S. 398). Bei uns führt die Pflanze deshalb den Namen Zungenblut (Bolle, Brandenburgia III S. 299). In Schlesien führt die Pflanze den Namen Zungenpeitsche (Wimmer, Flora von Schlesien, 3. Heft (1857), S. 329).

⁴⁾ Nat. Hist. XXIV. 119: Sunt qui et aculeatum gramen vocent trium generum: cum in cacumine aculei sunt plurimum quini, dactylon appellant: hos convolutos naribus inserunt extrahuntque sanguinis ciendi gratia.

dem die Fünffzahl der Ähren sehr viel beständiger ist als bei unserem *Panicum*. Dieser *Dactylos officinalis* ist in den wärmeren Erdstrichen wohl noch mehr verbreitet als *Panicum sanguinale*. Er ist aus den Mittelmeerländern wohl erst mit dem Weinbau in die Rheingegenden eingewandert; vereinzelt ist er, sicher im Gefolge derselben Kultur, auch in unsere Marken gelangt, wo er mindestens an einer Fundstelle, an den steilen Havelufern bei Baumgartenbrück hinter Potsdam seit etwa 75 Jahren (v. Schlechtendal, Flora Berolinensis I. 1823, pag. 42) jährlich beobachtet wird.¹⁾

Im Gegensatz zu dieser Blutung erregenden, werden einem anderen Grase, welches schon die Väter der Botanik in unserem *Panicum sanguinale* wiederzuerkennen glaubten, blutstillende Eigenschaften zugeschrieben. Plinius berichtet, wie schon Theophrastos (Hist. pl. IX, 15, 3) der sie ἰσχαίμος nennt, an einer anderen Stelle²⁾ von einem Grase *Ischaemon* (-onis),³⁾ dessen Blätter er als rauh und wollig bezeichnet, was allerdings auf *Panicum sanguinale* passen würde. Die blutstillenden Eigenschaften auf welche der griechische Name deutet, sollen zuerst von den Thrakern bemerkt worden sein. Es wurde speziell zur Stillung des Nasenblutens angewendet, zu welchem Zwecke es in die Nasenlöcher gestopft wurde. Indess sollte die Wirkung auch eintreten, wenn das Gras um den blutenden Körperteil gebunden wurde. Der deutsche Botaniker Theodor Müller aus Bergzabern in der Rheinpfalz (Tabernaemontanus † 1590) führt in seinem Kräuterbuch I. S. 553 der Ausgabe von 1613, zwei Gräser unter den Namen *Ischaemum* auf. Ob das erstere, wie Körnicke meint, auf die immerhin ziemlich seltene kahle Form des *Panicum sanguinale* oder auf das nahe verwandte, bei uns an Wegen und auf Sandfeldern viel häufigere *Panicum lineare* Krock. nec L. (*P. glabrum* Gaud.), wie Schrader Fl. germ. I. 1806, pag. 163 vermutet, und auch mir wahrscheinlicher ist, zu beziehen ist, dürfte wohl schwer zu entscheiden sein. Das zweite ist *Andropogon Ischaemon*. Die violett-blutrote Farbe, welche bei den genannten *Panicum*-Arten die ganze Pflanze zuletzt anzunehmen pflegt und die bei

¹⁾ Dagegen ist er an den beiden anderen von mir angegebenen Fundorten, bei Luckau und Boitzenburg in der Uckermark neuerdings nicht mehr wiedergefunden. Vergl. Grantzow, Flora der Uckermark 1880, S. 322. Bohnstedt hat ihn in seine Flora Luccaviensis 1882, 2. Aufl. 1889 gar nicht aufgenommen.

²⁾ XXV. 45. Ischaemonem Thracia invenit, qua ferunt sanguinem sisti, non aperta modum vena, sed etiam praecisa. Serpit e terra, milio similis, foliis asperis et lanuginosis, farcitur in nares. Quae in Italia nascitur et sanguinem eadem adalligata sistit. (Vielleicht dieselbe Pflanze ist mit dem XXIV. 119 genannten *Dactyli tertium* genus gemeint, von der es heisst: Gramen capiti circumdatum sanguinis e naribus fluxionem sistit. Körnicke briefl.)

³⁾ Die schon bei Tabernaemontanus vorkommende Form *Ischaemum* ist also unzulässig.

Andropogon wenigstens die Ähren zeigen, dürfte mit der damals geltenden Lehre von der Signatura rerum, nach der z. B. das durch seinen gelben Milchsaft auffällige Schöllkraut (*Chelidonium majus*) gegen Krankheiten der Gallenorgane Anwendung fand, vielleicht zu der Identifikation dieser Gräser mit *Ischaemon* beigetragen haben. Tabernaemontanus giebt diesen Namen mit Blutgras wieder, welcher indess wie der später auch und vorzugsweise für *P. sanguinale*, allgemein gebräuchliche Büchername Bluthirse wohl nie volkstümlich geworden sein dürfte.

Weit weniger bekannt aber, selbst in den Kreisen der Botaniker und landwirtschaftlichen Fachmänner, und weit interessanter als die bisher erwähnten Thatsachen ist es, dass dies jetzt bei uns unbeachtete Gras in früheren Zeiten in einem beträchtlichen Teile Europas wegen seiner mehrlreichen Körner, also als Getreide, angebaut wurde und auch heut noch gebaut wird, obwohl das Gebiet seiner Kultur in den drei Jahrhunderten, seitdem die ersten Nachrichten über dieselbe veröffentlicht wurden, wohl in einem noch höheren Grade als das des jetzt im deutschen Reiche auf einen Teil Bayerns, Württenbergs, Badens und die Rheinprovinz (Eifel) beschränkten Spelzes oder Dinkels,¹⁾ eingeschränkt

¹⁾ Von dieser in der Provinz als Feldfrucht nirgends gebauten Getreideart stammen die grünen Körner, wie ich sie vor einem halben Jahrhundert im Hause meiner Eltern nennen hörte, oder wie sie an ihrer Ursprungsstätte heissen, der Grünkern. Über die Herstellung dieses Präparats teilt mir Prof. Körnicke folgende, schon vor 70 Jahren in dem bekannten Werke von Metzger über die europäischen Cerealien, 1824, S. 29 veröffentlichte Angabe mit. Verf. sagt beim weissen Spelz, *Triticum spelta album* Alef. „Der grüne Kern zu Suppen, welcher im Neckarthal gemacht und ausgeführt wird, ist ebenfalls von dem weissen Spelz auf folgende Weise bereitet: In der Zeit, wenn die Körner anfangen, ihre milchige Beschaffenheit zu verlieren und härter oder mehlig werden; d. h. wenn das Eiweiss sich auszubilden anfängt, werden die grünen Ähren abgeschnitten, in Backöfen gebracht, gedörret, und wenn sie gehörig trocken geworden sind, gedroschen, gesiebt und wie der reife Spelz zum Schälens zur Mühle gebracht.“ In seiner landwirtschaftlichen Pflanzenkunde 1841, S. 111 giebt er speziell die Gegend von Mosbach am Neckar (Baden) an, wo der sogenannte Grünkern auf obige Weise hergestellt wird. Auch jetzt noch kommt der neuerdings wieder durch seine Verwendung zu den Knorr'schen Suppen bekannter gewordene und im Handel häufiger vorkommende Grünkern aus dortiger Gegend. Herr Geheimrat Friedel hatte die Güte mir Proben von Grünkern und davon bereitetem Mehl mitzuteilen, die er im vorigen Jahre aus der Konservenfabrik von C. H. Knorr in Heilbronn entnommen hatte. Vgl. Friedel Bd. III, S. 318. Wenn ich in meiner Flora der Provinz Brandenburg (I. S. 869) angegeben habe, dass der Spelz zu diesem Zweck bei uns in Gärten gebaut werde, so kann ich diese auf unsicherer Tradition beruhende Behauptung nicht aufrecht erhalten, muss vielmehr annehmen, dass sie auch vor 30 Jahren nicht zutreffend war. Wenn also der käufliche Grünkern sicher aus dem Schwabenlande stammt, wo der Spelz ja auch heut in weitem Umfange als Brotfrucht gebaut wird, so mögen wohl hie und da, wie Fräulein Freytag in der Sitzung am 27. Februar bemerkte, auf dem Lande in Norddeutschland unreife Hafer- oder Weizenkörner in ähnlicher Weise verwendet werden.

worden ist. Da dies Gebiet früher auch wohl mindestens einen Teil unserer Provinz einschloss, in der vor einem Menschenalter die Erinnerung an seinen Anbau noch nicht völlig erloschen war, und da dasselbe noch heut in unmittelbarer Nähe unserer Südgrenze als Kulturpflanze angetroffen wird, darf ich wohl an dieser Stelle auf die Geschichte und Verbreitung dieser verschollenen Getreideart auf welche neuerdings durch zwei der hervorragendsten unserer landwirtschaftlichen Botaniker,

Charakteristisch bleibt es aber, dass sich gerade bei dieser im Rückgang befindlichen Getreideart diese archaische Verwendungsweise erhalten hat, die wir sonst fast nur noch auf primitiver Kulturstufe oder in grauer Vorzeit antreffen. Ich habe vor zwei Dezennien als Augenzeuge berichtet (Zeitschrift für Ethnologie etc. von Bastian und Hartmann, VIII. 1876, S. 351), dass in der Kleinen Oase in der Libyschen Wüste die Feldarbeiter noch heut die Körner aus unreifen, gerösteten Weizenähren verzehren, und beschrieben und abgebildet, wie das Feuer zu diesem Zwecke durch Reibung zweier Stücke einer trocknen Palmblattrippe erzeugt wird. In treffender Weise stellt mein hochgeehrter Kollege Geheimrat Wittmack diese meine Beobachtung mit den uns in der Bibel überlieferten Sitten der ältesten Israeliten zusammen wie sie aus der in 3. Mose 2, 14 gegebenen Vorschrift zu erschliessen sind. (Nachrichten aus dem Klub der Landwirte von Berlin, No. 115. 1881. S. 778), Luther übersetzt diese Stelle folgendermassen „Willst Du aber ein Speisopfer dem Herrn thun von den ersten Früchten; sollst Du die Sagen am Feuer gedörret klein zerstoßen . . .“ Da bei religiösen Gebräuchen die ältesten Sitten festgehalten zu werden pflegen, so irren wir wohl nicht in der Annahme, dass der Genuss unreifer, gerösteter und gröblich zerkleinerter Körner, bez. eines aus denselben gekochten Breis die ursprünglichste Benutzungsart der Getreidegräser gewesen ist, der erst später das regelrechte Mahlen der reifen Körner und die Bereitung von Brot folgten. Auch die Bluthirse, der eigentliche Gegenstand dieses Vortrages, wird in der Lausitz ausschliesslich in der Form von Brei genossen.

Was endlich das jetzt in der Schriftsprache nicht mehr gebräuchliche Wort „Sagen“ betrifft, so leitet Wittmack (a. a. O.) dasselbe von „sengen“ ab und versteht darunter Gesengtes, Gedörretes; insofern mit Recht als auch Luther das Wort ebenso verstanden hat. Letzterer übersetzt damit 3. Mose 2, 14 das hebräische Wort *ábib*, welches eigentlich Ähre bedeutet, Josua 5, 11 dagegen das hebräische *káláj* (Gedörretes); er supplirt also an jeder von beiden Stellen den an der anderen stehenden Begriff. Vielleicht hat er bei diesem willkürlichen Verfahren doch sachlich das Richtige getroffen. Objektiv betrachtet, ist indess diese Erklärung des Wortes „Sagen“ nicht richtig. Das geht aus der folgenden Mitteilung des als Germanisten rühmlich bekannten Bibliothekars an der hiesigen Universitäts-Bibliothek Dr. W. Seemann hervor, den ich darüber befragte und welchem ich für diese Aufklärung zu Dank verpflichtet bin. Derselbe schreibt: „Die Belege und Nachweise, welche ich bezüglich des qu. Wortes in den verschiedensten Wörterbüchern und Idiotiken gefunden habe, lassen keinen Zweifel übrig, dass *sange* 'Büschel' und insbesondere 'Ährenbüschel' bedeutet, ohne dass damit der Begriff der noch grünen oder anderseits der trocknen Ähre notwendig verbunden ist. In älterer Zeit wird das Wort jedoch mit Vorliebe für die noch nicht ausgereifte Ähre verwendet (grüne sagen etc.) Beweisend ist folgende Stelle aus dem Herbarius (Lübeck) 1483, die im mittelniederdeutschen Wörterbuch angeführt ist: *we unrype korne etet alse sagen, edder dat unrype gheernet is, dar af wassen spolicorme in deme lyve.*

Geheimrat Jul. Kühn in Halle und Prof. Friedr. Körnicke in Bonn,¹⁾ die Aufmerksamkeit gelenkt wurde, etwas näher eingehn.

Unzweifelhaft fand der Anbau der Bluthirse in den östlichen Ländern Deutschlands und in Österreich-Ungarn schon im Mittelalter statt. Die botanischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts sind über diese Kulturpflanze besser unterrichtet als die Mehrzahl der heutigen. Ihre Angaben sind sämtlich auf die des oben genannten Matthiolus zurückzuführen, welcher im Jahre 1561²⁾ darüber die ersten Nachrichten gab, welche etwas verändert, aber mit einer kenntlichen Abbildung unserer Pflanze als *Gramen Mannae*, Himmelthau, veranschaulicht, in dem 1563 in Prag durch Handsch veröffentlichten „New Kreuterbuch“ und in der 1565 in Venedig bei Valgrisi erschienenen Ausgabe der *Commentarii in Dioscoridem* wiederkehren. Nach diesen Mitteilungen wurde die Pflanze in Böhmen, bei Görz und in Krain³⁾ wie die übrigen Getreidearten angebaut; sie wachse zwar in diesen Ländern auch häufig wild, doch werde sie wegen des angenehmeren Geschmacks der Kulturpflanze angebaut. Die Frucht werde Manna genannt und habe enthülst eine weisse Farbe wie der Reis, dem M. sie, mit fetter Fleischbrühe eingekocht (also nach Art des Bouillonreises zubereitet) an Wohlgeschmack vorziehen möchte.

Luther verwendet das Wort auch Josua 5, 11. Wenn er zu diesem Verse die Randbemerkung machte sange: *'versengete ehren, tostas spicas'*, so geht aus dieser nicht durchweg richtigen Deutung nur hervor, dass er glaubte, das Wort gehöre mit dem Zeitwort *sengen, versengen* zusammen.⁴⁾

Sollte in dem in der Berliner Volkssprache unter zahlreichen anderen für „Prügel“ gebräuchliche Ausdruck „Senge“ nicht das sonst verschollene Wort fortleben? Wie man von einer „tüchtigen Tracht [Traglast] Prügel“ spricht, so könnte etwas zarter mit „Senge“ ein Bündel oder Bouquet von Schlägen angedeutet sein. Zwischen Prügeln und Sengen (d. h. Brennen) finde ich wenigstens nur die Beziehung, dass Beides weh thut.

¹⁾ Diesem meinen Studiengenossen bin ich auch hier, wie schon in manchen früheren Fällen für die selbstlose Überlassung seiner inhaltreichen Aufzeichnungen zu herzlichstem Danke verpflichtet.

²⁾ *Epistolarum medicinalium libri quinque*, wieder abgedruckt in *Opera omnia* ed. C. Bauhin 1598, Append. p. 124 (Brief an Hieronymus Herold in Nürnberg, d. d. Prag 20. April 1559). *Seritur haec planta in Carniola et in Goritiensi agro passim ad ciborum usum veluti cetera Cerealia, ideoque illis frequentissimo est usui, quemadmodum Bohemis, apud quos ego hoc semine pingui carniū iure incocto maxime sum delectatus in cibis. Nascitur sponte ibi plurimis locis incultis. Sed quoniam culta longe mitior redditur, ea propter eandem colunt in campis.*

³⁾ Schrader (*Flora German. I* [1806] p. 163) führt angeblich auf die Autorität des Matthiolus auch Kärnten als Kulturgebiet der Bluthirse an. Lobel (*stirp. hist.* [1576] *Advers.* p. 5) bezeichnet die Anbauer derselben als „Germani Alpini“, Conr. Gesner, welcher in seinem *Buche de hortis Germaniae* 1561, also in demselben Jahre, in dem die *Epistolae* des Matthiolus erschienen (fol. 261), jedenfalls nach brieflichen Mitteilungen desselben, übereinstimmende Angaben über die von ihm *Granen album seu hirsutum* genannte Getreideart macht, nennt sie zutreffender „*Sclavi Carnioliae incolae*“.

Vielleicht ebenso alt als unsere Kenntnis von dieser Kulturpflanze ist die Zusammenstellung und Vergleichung, gelegentlich auch Verwechslung ihrer Frucht mit der einer in fast ganz Europa wildwachsenden Grasart, des Schwadens (*Glyceria fluitans* [L.] R. Br.), mit der sie Namen und Verwendung teilte. Dieselbe wächst an nassen Orten, in Sümpfen, Gräben, Bächen, überhaupt an den Ufern der Gewässer. Die Gewinnung ihrer Früchte ist wohl am ausführlichsten von dem Prediger Lorek in Hinterpommern beschrieben worden.¹⁾ Die Ernte erfolgt am besten, wenn die Rispen von Thau oder leichtem Regen mässig feucht sind. Sind sie trocken, so fallen die Früchte zu leicht, sind sie zu nass, so fallen sie zu schwer aus. Häufig wird auch schon aus dem Grunde, weil die Ernte mitunter widerrechtlich auf fremdem Grund und Boden vorgenommen wird, bei Nacht gesammelt. Man bedient sich beim Sammeln gewöhnlicher Kornsiebe, um das sich ansammelnde Wasser ablaufen zu lassen, welche dann in leinene Säcke entleert werden. Die natürlich noch sehr nasse Frucht muss, um nicht zu verderben, baldigst gedörrt werden, wobei sich die braune Fruchtschale in ein pechschwarzes Häutchen verwandelt, das dann durch Stampfen mit schweren hölzernen Keulen entfernt wird, so dass der gelblichweisse Kern zum Vorschein kommt. Ganz ähnlich, nur viel kürzer und weniger klar, berichtet der um die Landeskunde unserer Marken so hoch verdiente Frankfurter Professor der Theologie, Joh. Christoph Bekmann.²⁾ Natürlich giebt es mancherlei Abänderungen des Verfahrens. Wo der Boden nicht zu nass ist, kann man die Früchte auf untergelegte Leintücher abklopfen. Die Entfernung der Schale wird wohl häufiger durch Schrotten auf Mühlen bewirkt. Die Ähnlichkeit dieser geschälten Körner, der „Schwaden- oder Mannagrütze“ mit der Frucht der Bluthirse tritt erst hervor, wenn diese von den Spelzen, in welche sie, wie Gerste, Hafer und Reis fest eingeschlossen ist, befreit, enthülst ist.

Die älteste Erwähnung der *Glyceria*-Frucht finden wir wohl in des Valerins Cordus Dioscorides-Ausgabe von 1543 (Francofurti apud Chr. Egenolph. Schon p. 125 wird bei lib. II cap. 87 (117 der

¹⁾ Pommersche Provinzialblätter, herausg. von Haken, 4. Bd., 3. Stück (nach dem von dem bekannten Botaniker, Professor Hornschuch in Greifswald, in der Regensburger „Flora“ 1824, S. 459—463 veröffentlichten Auszuge.

²⁾ Historische Beschreibung der Kur- und Mark Brandenburg u. s. w., ergänzt, fortgesetzt und herausgegeben von Bernh. Ludw. Bekmann. Erster Teil. Sp. 702. Das genannte Werk erschien zwar erst 1751, wurde aber der Hauptsache nach vierzig Jahre früher auf Grund von z. T. noch einige Dezennien weiter zurückgehenden Aufzeichnungen niedergeschrieben. Allerdings ist das Pflanzenverzeichnis durch den berühmten Botaniker Gleditsch redigiert und mit Zusätzen bereichert worden. Vgl. Ascherson, Verh. Bot. Ver. Brand. XXXII (1890) S. LIV Anm. Desselben Verfassers Catalogus Plantarum in Tractu Francofurtano sponte Nascentium erschien schon 1676. Der Verfasser schreibt auf dem Titel seinen Namen Becmann.

Sprengelschen Ausgabe) unter *Oryza* der Schwaden oder das Himmelsbrot genannt. Dabei ist eine Figur, die freilich mit *Oryza* so wenig Ähnlichkeit als mit *Glyceria* hat, und in ihrer unbehülflichen Stylisierung an manche altägyptische Pflanzenabbildungen erinnert. Indes scheint die Art wie dieses Gewächs über einen mit runden Körnern gefüllten Sack sich neigt, auf die Einsammlung der *Glyceria* hinzudeuten. P. 474 heisst es dann: Porro invenitur apud nos in palustribus et uliginosis locis frumentum quod Schwaden vocamus. Cordus hält dasselbe irriger Weise sogar für die *Oryza* des Dioscorides. Dass hier nur *Glyceria* gemeint sein kann, ergibt sich aus dem sumpfigen Standort, den sie allerdings mit dem Reise teilt.

Möglicherweise hatte der oben erwähnte Korrespondent des Matthiolus, H. Herold, von diesem Schwaden reden hören. Dass er ihn nur vom Hörensagen kannte, geht aus dem Briefe des Matthiolus hervor, in welchem ein wildwachsendes Wiesengras erwähnt wird, dessen Abbildung ihm Herold¹⁾ als mutmasslichen Stamm pflanze eines essbaren Samens, eingesandt hatte. Herold nannte dies Gras *Panicum pratense*, wobei wir vielleicht, da *Panicum* in jener Zeit ausschliesslich die Kolbenhirse oder Fuchsschwanz (*P. italicum* L.) bezeichnete, an die in der Tracht ähnlichen *Alopecurus* (auch jetzt noch: Wiesen-Fuchsschwanz) oder *Phleum pratense* zu denken haben. Die Erwähnung eines Wiesengrases deutet wohl eher auf den Schwaden, der indes dem Matthiolus sicher unbekannt war. Letzterer sagte, dass ihm das *Panicum pratense*, das in Italien sehr häufig vorkomme, wohl bekannt sei; es sei aber nicht die Stamm pflanze des Samens, der in Deutschland Himmelthau, in Böhmen Manna genannt werde, über den er dann die S. 42 erwähnte Mitteilung macht.

1722 bezeichnet J. B. v. Rohr²⁾ *Glyceria* als „schwartzten Schwaden, zum Unterschiede des weissen [*Panicum sang.*], der gesäet wird und bekannter ist“. 1750 wirrt C. A. v. Bergen, Professor zu Frankfurt a. O., im Text seiner Flora Francofurtana unter der Bezeichnung *Dactylis Marchica esculenta* Charaktere und Synonyme beider Pflanzen in der wunderlichsten Weise durch einander, so dass ich es sehr erklärlich finde, dass Prof. Huth³⁾ diesen Namen nicht zu deuten weiss. Viel besser wusste (falls nicht etwa auch diese Stelle von Gleditsch herrührt!) der Theologe Bekmann ein halbes Jahrhundert früher diese Schwierig-

¹⁾ Leider fehlt in dem vorher (p. 121, 122) abgedruckten Briefe Herolds (d. d. Nürnberg, 14. März 1559) die betreffende Stelle, obwohl in der Inhaltsangabe *Panicum pratense* angeführt ist. Wir wissen also nicht, ob H. seinen essbaren Grassamen auch Himmelthau nannte.

²⁾ Hauswirtschafts-Buch S. 546 (nach Körnicke).

³⁾ Flora von Frankfurt a. O. und Umgebung. Programm der Realschule I. Ordn. 1880, S. 45.

keiten zu lösen, der a. a. O. S. 702 mit Recht für den Schwaden die Bezeichnung der „Botanici“ *Gramen dactyloides esculentum* ablehnt. In einer Anmerkung sagt v. Bergen¹⁾ offenbar von *Glyceria*, dass die in der Mark gesammelten Samen die schöne weisse Farbe der Milch beim Kochen nicht verändern, während die aus der Nieder-Lausitz stammenden einen schmutzig grauen Brei geben. Möglicherweise waren letztere das Produkt der Bluthirse, die ja noch heut bis nahe an die Grenze der Nieder-Lausitz heranreicht. Balthasar Erhart²⁾ irrt aber, wenn er aus dieser Stelle herausliest, v. Bergen habe die Früchte aus der Mark und der „Lausnitz“ als völlig identisch angesehen. 1766 führt Manetti, nachdem er an einer anderen Stelle seines Werkes³⁾ die *Glyceria*-Frucht besprochen, ohne deren einheimischen Namen zu nennen, als Namen der Bluthirse in Polen *Mannapolska* an.⁴⁾ Körnicke hält auch hier eine Verwechslung nicht für ausgeschlossen und erklärt es jedenfalls für zweifelhaft, ob *Pan. sang.* in Polen früher angebaut wurde bez. noch wird.⁵⁾

Das Hauptgebiet der Einsammlung der *Glyceria*-Frucht bildet noch heut, wie in früheren Jahrhunderten, das nordöstliche Deutschland und die östlich angrenzenden Landschaften des ehemaligen polnischen Reichs. Besonders für das Königreich Polen, für West- und Ostpreussen,⁶⁾ Pommern⁷⁾ und den „nordöstlichen Teil“ Schlesiens⁸⁾ ist diese Ausbeutung festgestellt. Auch für die angrenzende Provinz Posen ist die-

¹⁾ p. 321: Gramen hoc a paucis descriptum non est varietas praecedentis [*Panicum sang.*], quippe cujus semina nunquam vidi esculenta. Semina hujus dicta Schwaden in tractibus novae et mediae Marchiae prope Viadrum declivioribus, et Pomeraniae confiniis mense Julio copiose colliguntur et venduntur, lactis gratam albedinem in pulmentis non alterant secus ac faciunt illa in Lusatia inferiore collecta, quae pulvis obsoleti cinerei coloris reddunt.

²⁾ Ökonomische Pflanzenhistorie 1753 (nach Körnicke).

³⁾ Delle specie diverse di frumento e di pane p. 156 (nach Körnicke in seinem u. Werner's Handbuch des Getreidebaues 1885 I. S. 283).

⁴⁾ a. a. O. p. 190.

⁵⁾ a. a. O.

⁶⁾ Schon Loesel bildete sie in seiner Flora Prussica 1655 auf tab. 21 als *Gramen mannae esculentum prutenicum*, allerdings recht schlecht ab.

⁷⁾ Der Hauptsitz dieser Gewinnung in Hinterpommern ist das Gut Ruschitz bei dem bekannten kassubischen Pfarrdorf Glowitz in der Nähe des Leba-Sees, auf das sich der Lorek'sche Aufsatz (s. oben S. 43) bezieht. Schon dieser Schriftsteller berichtet eine Sage, nach der die Benutzung des früher unbeachteten Grases durch eine aus Preussen eingewanderte Frau eingeführt worden wäre. Neuerlich hat Treichel (Volkstümliches u. s. w. X. Altpreuss. Monatsschrift, XXXI, 1894, S. 438, 439) diese Überlieferung ausführlich mitgeteilt. Aus Schwadenschwingel ist durch eine seltsame Volksetymologie Schwedenschwengel geworden! Auch in Vorpommern wurde nach Hornschuch (Flora 1824 S. 463) auf der Insel Usedom Schwaden gesammelt; ob noch heut?

⁸⁾ Wimmer, Flora von Schlesien, 3. Aufl. (1857) S. 52.

selbe sehr wahrscheinlich, obwohl bei der unbestimmten Fassung der betreffenden Stelle bei Ritschl¹⁾ bestimmte Belege fehlen.²⁾ Auch für unsere eigene Provinz ist es noch nicht sicher, ob *Glyceria fluitans* in dieser Richtung benutzt wird. An Nachrichten aus früheren Jahrhunderten fehlt es nicht, die sogar teilweise noch auf jenseit unserer Südwestgrenze gelegene Bezirke zu beziehen sind. Als ältesten Zeugen können wir wohl Valerius Cordus (s. oben S. 43) anführen, der den Schwaden vermutlich bei Wittenberg kennen lernte, zumal auch J. B. v. Rohr (s. oben S. 44) seinen „schwarzen Schwaden“ in den Niederungen der schwarzen Elster angiebt. Ausführlicher berichtet der wiederholt genannte Joh. Christ. Bekmann³⁾: „§ XIX. Schwaden sein ebenfalls eine bekannte Frucht, welche auf den wiesen und in den brüchen, sonderlich bei Buch in der Altmark, bei Blankenfelde, Krane im Zauchischen bei Hage Raten[ower] Insp. und längst der Oder und sonst hin und wieder aus einer gewissen ahrts grass geschlagen, bei Rampitz aber auch gesäet und also gesammelt wird, weil das Schwadenschlagen dem grass auf den wiesen eben keinen Vorteil schafft.“ Diese Angaben werden bestätigt und ergänzt durch diejenigen des M. B. Johrenias,⁴⁾ wie Bekmann Professor an der Universität zu Frankfurt a. O., welcher das nutzbare Gras als *Gramen Mannae Francofurtanum* auführt, eine Name der noch heut in dem „Frankfurter Schwaden“ des Handels nachklingt, und die oben (S. 45) erwähnten seines Nachfolgers C. A. v. Bergen, nach denen Schwaden im Oderthale, sowohl in der Mittel- als in der Neumark und an der Pommerschen Grenze (also wohl besonders im Welse- und Randowbruch) gesammelt wurde. Dagegen fehlt es an ebenso bestimmten Nachrichten aus unserem Jahrhundert. In meiner Flora der Provinz Brandenburg I S. 850 schrieb ich 1864: „Die Früchte dieser Art werden bei uns nicht selten gegessen; ob sie aber auch gesammelt werden, habe ich nicht ermitteln können.“ In

¹⁾ Flora des Grossherzogtums Posen (1850) S. 274: „Die Samen sind wohl-schmeckend (Schwadengrütze).“ Ähnlich bei Wiedemann und Weber, Beschreib. der phanerog. Gewächse Esth. Liv. und Curlands (1852) S. 63: „Nützt nicht so sehr als Viehfutter wie durch den Samen (Mannahirse).“

²⁾ In der Sitzung am 27. Febr. teilte Fräulein J. Freytag mit, dass sie in ihrer Jugend selbst sich in der Gegend von Krotoschin am Einsammeln des Schwadens beteiligt habe. Eine zweite Mitteilung inbetreff einer benachbarten Örtlichkeit, die freilich in eine noch frühere Zeit hinaufreicht, erhielt ich von Fräulein Valentine Springer in Stift Wilda bei Posen. Die Grossmutter dieser Dame hat ihr erzählt, dass in ihrer Jugend also etwa 1810—1820, Schwaden in Hinzendorf bei Fraustadt gesammelt wurde.

³⁾ a. a. O. Sp. 677. Ich verdanke das Excerpt meinem hochgeschätzten Kollegen Prof. P. Magnus.

⁴⁾ Vade mecum botanicum. Colbergae 1710, p. 166. In pratis circa majum floret et circa julium semen ex eo colligitur, quod vocant Schwaden.

den seit dem verflossenen drei Jahrzehnten ist mir darüber keine bestimmte Nachricht zugegangen;¹⁾ wohl aber scheint der Verbrauch, von dem ich in meiner Jugend oft sprechen hörte, erheblich abgenommen zu haben. Die Konsumenten rekrutieren sich jetzt fast nur aus den hier angesiedelten Eingeborenen der östlichen Provinzen unseres Staates. So wies mir Herr Oberverwaltungsgerichts-Rat Arnold (aus Stolp) die eine, Herr Prof. Schumann (aus Görlitz) die zweite der unten angegebenen Firmen nach. Ich halte es daher nicht für überflüssig, meinen Leserinnen, behufs eines sehr zu empfehlenden kulinarischen Versuchs (ich wenigstens habe die „Schwadengrütze“ in Milch gekocht sehr wohlschmeckend gefunden) zwei „Mehl- und Vorkosthandlungen“ zu nennen, wo die anderwärts meist unbekannte oder doch nicht geführte Schwadengrütze vorrätig ist: Johannes Friese (Zimmerstr. 39) und Gustav Wegener (Neue Grünstr. 26, Potsdamerstr. 6 und Oberwasserstrasse 14).

Auch im südlichen Schweden wird *Mannagrÿn* (Mannagrütze) gesammelt. Linné berichtet in seiner Reise nach Schonen als Augenzeuge über ihre Gewinnung.²⁾ Nach dem berühmten schwedischen Floristen und Pilzforscher Elias Fries³⁾ ist dieses südschwedische Mannagras aber nicht *Glyceria fluitans*, sondern die von ihm erst 1839 als Art abgetrennte, gleichfalls über den grössten Teil Europas verbreitete *G. plicata*. Seine Vermutung,⁴⁾ dass auch das preussische Mannagras zu dieser Art gehöre, wird zwar von Sanio⁵⁾ bestritten, welcher behauptet, dass bei Lyck (Ostpreussen) nur die Frucht der *G. fluitans* gesammelt wird, indes passen die in Berlin eingekauften Proben besser zu der kürzeren und dickeren Fruchtform der *G. plicata* als zu der schlankeren der *G. fluitans*, wie sie Wittmack (Gras- und Kleesamen (1873) Taf. III, Fig. 26) übereinstimmend mit dem Befunde meines Herbars abbildet. Die von Nobbe (Samenkunde (1876) S. 411, Fig. 221 d) abgebildete Frucht halte ich trotz der spitzen Deckspelze für *G. plicata*. Übrigens bezweifeln angesehene Floristen, wie Sonder, Döll, Marsson die Artverschiedenheit der von Fries getrennten Formen, die aber der sonst so kritische Sanio a. a. O. verteidigt. Wenn die

¹⁾ Nach der Sitzung am 27. Febr. teilte mir Herr Hammer mit, dass er als Augenzeuge versichern könne, dass Schwaden bei Ziebingen, südlich von Frankfurt a. O., nicht weit von dem S. 46 genannten Rampitz, gesammelt werde. Über die sich daran knüpfenden hohes folkloristische Interesse bietenden Gebräuche hat er weitere Mitteilungen in Aussicht gestellt. Über Freienwalde und Belzig vgl. Friedel Bd. III, S. 317.

²⁾ Iter Scanicum (1851) p. 348 - 351 nach Nyman Sveriges Fanerogamer II. S. 485.

³⁾ Fries, Summ. Veg. Scand. I (1846) p. 244, 245: Haec in Russia facile omni Europaea, ex Am. Nylander in litt., vulgata, ni fallor est vera mater granorum *Mannagrÿn*, cum longe largiorem afferat messem seminum quam *G. fluitans*.

⁴⁾ Novitiae Florae Scandinav. Mantissa II. p. 6.

⁵⁾ Abhandl. Bot. Verein d. Prov. Brandenburg XXXII (1891) S. 104.

Schwadensammler sie unterscheiden sollten, so werden sie, wie Fries (a. a. O.) wohl mit Recht annimmt, *G. plicata*, deren Rispe weit zahlreichere Ährchen trägt, bevorzugen. Eine Verschiedenheit der Früchte beider Formen finde ich übrigens nur von Wittmack (a. a. O. S. 51) angedeutet.

Ich nehme nun nach dieser Abschweifung die Geschichte der Bluthirse, die ich bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts geführt hatte, wieder auf. Nachzutragen wäre noch, dass Manetti (s. oben S. 45) an der von Körnicke zitierten Stelle dieselbe ebenfalls als in Kärnten und ausserdem in Slawonien kultiviert angiebt. Obwohl noch v. Rohr (s. oben S. 44) die Bluthirse bekannter nennt, als den Schwaden, so scheint diese Kulturpflanze doch bei den Botanikern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schon ziemlich in Vergessenheit geraten zu sein; denn der berühmte Graskenner Schreber sagt¹⁾: Zu unseren Zeiten hat der Anbau des Blutgrases mit dem Gebrauch des Samens aufgehört, nachdem derselbe von dem besser schmeckenden Mannagras (von *Glyceria*) verdrängt worden ist. Vorsichtiger drückt sich Schrader aus, nachdem er die Nachrichten des Matthiolus und seiner Zeitgenossen erwähnt.²⁾ „Varietas haec sativa mihi dubia et nunquam visa. Non solum vero *Gramen Dactylon folio latini* C. Banhini s. *Syntherisma vulgare* (= *Panicum sanguinale*), sed etiam *P. glabrum* (= *P. lineare*) in una vel altera Germaniae regione culta esse et adhuc coli, vix dubitari potest, propterea quod et nostris temporibus utriusque speciei semina rerum commerciis sub nomine Bluthirse propagantur.“³⁾ Indes schon in demselben Jahre giebt Beckmann⁴⁾ an, dass die Bluthirse noch jetzt in Böhmen, Schlesien, Görz, Kärnten und Slawonien gebaut werde.

Wenn wir nun den gegenwärtigen Zustand ins Auge fassen, so ist zunächst zu bemerken, dass für den Anbau der Bluthirse in Kärnten und Krain keine neueren Zeugnisse vorliegen. Für letzteres Land wird

¹⁾ Beschreibung der Gräser I (1769) S. 123 (nach J. Kühns Citat).

²⁾ Flora Germanica I (1806) p. 163.

³⁾ Dass auch *P. lineare* kultiviert werde, wird durch kein anderes Zeugnis bestätigt. Allerdings sagt auch Dietrich (Flora der Gegend um Berlin I. 1. (1824) S. 82) von beiden *Digitaria*-Arten, dass ihre Samen als Bluthirse bekannt seien und behauptet sogar S. 79, dass der Samen von *Cynodon Dactylon* (s. oben S. 38, 39) oft als Bluthirse im Handel vorkomme. Gegenwärtig findet man im Samenhandel als „Bluthirse“ rot-körnige Varietäten der gemeinen oder Rispenhirse (*P. milianum*). Herr Geh.-Rat Wittmack, der mir diese Thatsache mitteilte, wurde dadurch sogar veranlasst, zu bezweifeln, dass *P. sanguinale* noch jetzt im deutschen Reiche angebaut wird (Gartenflora 1895, S. 41), ein Zweifel der durch die weiterhin mitgeteilten Thatsachen gehoben wird.

⁴⁾ Grundsätze der deutschen Landwirtschaft, 1806, S. 161 (nach J. Kühn).

derselbe schon von Scopoli,¹⁾ für ersteres von Pacher²⁾ bestritten. Auch aus den ungarischen Kronländern habe ich vorläufig keine neueren Nachrichten. Dagegen wird Bluthirse in zwei cisleithanischen Kronländern Österreich-Ungarns noch heute in beträchtlichem Umfange angebaut, in Steiermark und Böhmen. Was das erstere betrifft, so führt schon Körnicke (a. a. O. 283) folgendes Zeugnis an: „Burger,³⁾ welcher in Klagenfurt lehrte, fand es im „südlichen Deutschland“, d. h. wohl in den südlichen cisleithanischen Staaten Österreichs nur noch auf den öden Drischfeldern des Pettauer Feldes in Steiermark angebaut.“ Ich bin in der Lage, einen Belag für den Anbau in Steiermark aus der Hand eines des namhaftesten Berliner Botanikers vorzuführen. Im hiesigen Botanischen Museum findet sich ein Exemplar, welches der berühmte E. H. Link, 1813–1850 ordentlicher Professor der Botanik an der Universität und Direktor des Botanischen Gartens zu Berlin, bei Graz sammelte. Die Etikette besagt „cult. prope Graecium Styriae“. Das Datum ist leider nicht angegeben; schwerlich ist dasselbe vor 1833 zu setzen, in welchem Jahre der zweite Teil des Hortus Berolinensis erschien, in dem, wie auch in früheren Schriften Links, die Thatsache des Anbaus dieser Art als Getreide nicht erwähnt ist. Nicht unwahrscheinlicher Weise wurde das Exemplar gerade in diesem Jahre, in dessen Herbst Link mit Leopold v. Buch nach Griechenland reiste, aufgenommen. Dass *P. sang.* noch jetzt als Kulturpflanze bei Graz zu finden ist, ist kaum wahrscheinlich. Dagegen teilt mir Herr Ernst Preissmann in Graz, einer der besten Kenner der Flora Steiermarks, folgende ausgiebige Bestätigung der Burgerschen Angabe mit: „*Panicum sanguinale* L wird in Steiermark thatsächlich gebaut, allerdings aber nicht sehr häufig und nur in einem beschränkten Gebiete, nämlich von der Thalweitung der Drau bei Lembach (westlich von Marburg) angefangen über das Pettauerfeld bis gegen die ungarische Grenze; ich selbst habe die Pflanze auf dem oberen Pettauerfelde an der Eisenbahn Pragerhof-Pettau und auch auf dem unteren Pettauerfelde stellenweise gebaut gesehen; Maly in seiner Flora von Steiermark erwähnt hiervon nichts, wohl aber giebt O. A. Murmann, Beiträge zur Pflanzengeographie der Steiermark (Wien,

¹⁾ Flora Carniolica ed. II. 1772, p. 53.

²⁾ Flora von Kärnten, S. 114, 1880 (nach Preissmann briefl. Mitt.). Verfasser bezieht sich auf eine angebliche Äusserung von Dr. Sauter in Flora 1824, No. 14. Die gemeinte Notiz, welche übrigens zu der oben S. 43, 45 erwähnten sehr dankenswerten Mitteilung Hornschuchs Veranlassung gab, ist ein redaktioneller Hinweis auf einen Artikel in Hoppes Botanischen Taschenbuch 1810, der gleichfalls nur bekannte ältere Angaben zu wiederholen scheint. Die Vermutung Pachers, dass eine Verwechslung von *P. sanguinale* mit *P. italicum* vorliege, hat wenig für sich, da beide Pflanzen für den Botaniker wie für den Laien leicht zu unterscheiden sind.

³⁾ Lehrbuch der Landwirtschaft II (1821) S. 71.

Braunüller 1874) auf pag. 4 an: *Pan. sanguinale* Schreb. — Häufig auf bebautem Land als Unkraut, in Untersteiermark auch im Grossen gebaut: bei Marburg, Lembach, im unteren Pettauerfelde. Unter Drischfeldern versteht man, wenigstens im Pettauerfelde und gewiss auch anderwärts, solche Äcker, auf welchen die obere, für den Pflanzenwuchs maassgebende Bodenschicht, sehr stark mit Schotter (Kies) und Sand vermenget, und der Humus nur in geringer Menge vorhanden ist, die also auch nur ein geringes Erträgnis liefern können.“ In wirtschaftlicher Hinsicht ergibt sich das Gleiche aus der Aufklärung, die mir Professor Körnicke brieflich über das Wort giebt: „Drisch- (oder Dreesch)felder sind bebaute Äcker, welche man mehrere Jahre unbestellt und, das etwaige Abweiden abgerechnet, unbenutzt liegen lässt, damit der Boden wieder neue Kraft sammeln kann. In neuerer Zeit spricht man allerdings auch von Kleedreesch = Kleebrache, wo also die Felder bebaut werden, aber mit einer Stickstoff sammelnden Pflanze, und nur 1 oder 2 Jahre.“ — Übrigens wurde auch von Prof. von Rodiczky-Budapest (früher in Ung. Altenburg) der Anbau der Bluthirse in Unter-Steiermark konstatiert, welcher Herrn Prof. M. Staub in Budapest auf Befragen mitteilte, dass diese Pflanze von den Slowenen gebaut werde. Mit von dort mitgebrachtem Samen wurde jedenfalls der Kultur-Versuch in Ung. Altenburg 1880 ausgeführt, dessen Ergebnis Werner¹⁾ mitteilt: 420 kg Körner, 1200 kg Stroh per ha, während Prof. Wilhelm in Graz (wohl auch aus von diesem Gebiet bezogenem Samen) 520 kg Körner und 780 kg Stroh erzielte.

Für den Anbau in Böhmen finden sich verschiedene Zeugnisse, darunter auch solche aus der Neuzeit. J. Kühn führt dafür noch einen Gewährsmann aus dem vorigen Jahrhundert, Mehler an (Physik. ökon. Bibliothek XIX, S. 26). Vor fast 60 Jahren sagt Opiz²⁾ von *P. sang.*: „Häufig gebaut in der Umgebung von Přelauč, Elbeteiniz, Schuchiz.“ In derselben Gegend wurde sie noch vor wenigen Dezennien kultiviert und hat sich sicher von der Zeit des Matthiolus bis auf den heutigen Tag erhalten. Der ausgezeichnete böhmische Florist, mein verehrter Freund Prof. Ladislav Čelakovský in Prag, erwähnt diese Kultur allerdings in der ersten Abteilung der deutschen Ausgabe seines Prodrromus der Flora von Böhmen (1867) nicht, aber schon in dem 1869 erschienenen ersten Teil der böhmischen Ausgabe (Prodrromus květeny české S. 32) macht er darauf bezügliche Angaben und noch vollständigere Mitteilungen finden sich im 4. Teil der deutschen Ausgabe (1881) S. 708: „Wird im östlichen Elbegebiet auf den Sandalluvien häufiger gebaut

¹⁾ Körnicke und Werner, Handb. des Getreideb. II S. 908.

²⁾ Graf Berchtold, Ökonomisch-technische Flora Böhmens (I 1836) S. 498. (Körnicke briefl.)

. . . so bei Horušic nächst Kuttenberg, bei Chlumec, Přelouč, Pardubic [bekannte Eisenbahnstation], Königgrätz.“

Für den Anbau unserer Pflanze im deutschen Reiche finde ich, abgesehen von jener Angabe Beckmanns in Schlesien, keine ältere litterarische Erwähnung als meine eigenen Mitteilungen¹⁾ über einen in unserer unmittelbaren Nähe beobachteten Fall. Der um die Flora des märkischen Odergebietes hoch verdiente Kantor Schädle in Alt-Reetz bei Wrietzen²⁾ teilte mir 1859 mit, dass er in einem Garten des bekannten, halbwegs zwischen Berlin und Potsdam gelegenen Dorfes Zehlendorf, das für unsere Provinz sehr seltene *Panicum ciliare* Retz., eine samenbeständige Varietät des *P. sanguinale* mit borstig gewimperter dritter Spelze, seit vielen Jahren zum ersten Male wieder beobachtet habe. Dieser Garten war früher seinem Vater, der damals noch als emeritierter Küster und Lehrer dort lebte, zur Benutzung überwiesen und derselbe hatte darin „Himmelthau“ angebaut. Wie lange Zeit seit dem Aufhören dieses Anbaus verflossen, und woher die Samen bezogen, habe ich bei meinem Besuch des Gartens, da mich damals diese Fragen weniger interessierten, als das Auftauchen der seltenen Form, leider festzustellen versäumt. Ob dieser Himmelthau, wie zu vermuten nahe liegt, der Var. *ciliare* angehörte, bleibt gleichfalls ungewiss. Damals schien die Annahme wohl berechtigt, dass dies nicht der einzige Fall von Kultur des *Panicum sanguinale* in unserer Provinz gewesen sein werde; indes ist mir seitdem keinerlei darauf bezügliche Mitteilung zugegangen.

Das einzige Gebiet im nordöstlichen Deutschland,³⁾ wo das Gras sicher noch heut, und wohl schon seit undenklicher Zeit angebaut wird, ist ein beschränkter Bezirk in der preussischen Oberlausitz und im angrenzenden Schlesien, dessen Mittelpunkt der bekannte Eisenbahn-Kreuzungspunkt Kohlfurt zu bilden scheint. Im Jahre 1876 veröffentlichte Julius Kühn in Fühlings Landwirtschaftlicher Zeitung S. 35 bis 38 einen kleinen Aufsatz unter dem bezeichnenden Titel „Eine alte, aber wenig gekannte Kulturpflanze und ein neuer Parasit derselben“. Er teilt darin mit, dass er schon vor Jahren in kleinen Orten der Görlitzer Heide auf sandig-moorigen Boden *Panicum sanguinale* in Kultur gesehn habe. Es reifen die leicht ausfallenden Körner sehr ungleich, weshalb es geschnitten werden muss, wenn die Mehrzahl der Körner in die Gelbreife getreten ist. Wollte man das Dürwerden der

¹⁾ Verhandl. Bot. Ver. Brandenburg I (1859) S. 23. Flora d. Prov. Brandenburg I (1864) S. 806.

²⁾ Gestorben 1868. Sein Herbar befindet sich im Besitz des Kgl. Landwirtschaftlichen Museums hierselbst.

³⁾ Aus der ganzen Westhälfte unseres Vaterlandes liegen weder aus alter noch aus neuer Zeit Angaben vor.

Blätter abwarten, so würden die meisten und besten Körner verloren gehen. Man erntet also die halbtrockene Pflanze, drischt die Körner sofort ab und breitet das Stroh, das ein vorzügliches Futter ist, zum Trocknen aus. Vor etwa 6 Jahren (also um 1870) hatte er Samen von dort für den Garten des landwirtschaftlichen Instituts in Halle bezogen. Auf dieser dort kultivierten Bluthirse erschien nun ein Brandpilz, den Kühn als neu erkannte und unter dem Namen *Ustilago Rabenhorstiana* beschrieb.¹⁾ Derselbe zerstört die Blütenstände vollständig oder grösstenteils, und da er grossen Schaden anrichten kann, empfiehlt K. das Beizen des Saatguts mit einer $\frac{1}{2}$ pCt. Kupfervitriollösung. Im Herbst 1878 sammelte J. Kühn selbst den Pilz bei Ranscha,²⁾ einem Dorfe mit Haltestelle der Niederschlesischen Bahn nördlich von Kohlfurt, wo auch Dr. R. Peck in Görlitz, der um die Landeskunde der Oberlausitz so hoch verdiente Direktor des Museums der Naturforschenden Gesellschaft,³⁾ in den 50er Jahren *P. sang.* angebaut gesehen hat. Auch Körnicke erwähnt a. a. O. den Anbau des *P. sang.* in der Lausitz; diese Angabe beruht nicht nur auf der Mitteilung von Kühn, sondern wie er mir brieflich mitzuteilen die Güte hatte, auch auf dem Zeugnis eines seiner früheren Zuhörer, namens Pförtner von der Hölle, der ihm etwa um 1862, als er noch an der jetzt eingegangenen Akademie zu Waldau bei Königsberg dozierte, mitteilte, dass die Pflanze hauptsächlich von „kleinen Leuten“ gebaut und mit dem unästhetischen Namen Läuserich bezeichnet werde. Wie wenig diese Kultur selbst an Ort und Stelle bekannt ist, beweist am besten folgende Thatsache. Herr Lehrer E. Barber in Görlitz, gegenwärtig wohl der beste Kenner der Flora der Preussischen Oberlausitz (auch unter dem Namen Emil vom Zilligstein geschätzten Dialekt-Dichter) hat im XX. Bande der Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft (1893) eine sehr gründliche Arbeit über „die Flora der Görlitzer Heide“ veröffentlicht. Dieselbe ist das Ergebnis von ca. 50 in den 6 Sommern 1887—1892 ausgeführten Exkursionen, und dennoch war ihm diese für das Gebiet ein Unicum darstellende Kulturpflanze nicht vorgekommen. Seite 99 (43 des Sep.-Abdr.) heisst es „Nicht beobachtet: *Panicum sanguinale* L. (1891 bei Kohlfurt angesät [v. Treskow])“. Erst durch meine Anfragen auf das kulturhistorische Interesse hingewiesen, hat er dann allerdings

¹⁾ Dieser Pilz findet sich übrigens auch auf dem wildgewachsenen *P. sang.* sowie auf dem nahe verwandten *P. lineare*. Auf dem ersteren sammelte ihn z. B. mein verehrter Kollege Prof. P. Magnus reichlich 1890 in den Weinbergen bei Meran; auf dem letzteren in unserer Nähe bei Grünau 1880 P. Sydow (*Mycotheca Marchica* No. 114).

²⁾ Rabenhorst, *Fungi europaei* 2604. Vgl. auch Schroeter in F. Cohn, *Kryptogamen Flora von Schlesien* III, S. 270.

³⁾ Am 28. März 1895 verstorben

folgende sehr dankenswerte Ermittlungen gemacht: „*P. sanguinale* wird angebaut als Nahrungspflanze unter dem landläufigen Namen Moan¹⁾ = Manna. Die Samen werden in besonderen Stampfen enthülst und wie *Panicum miliaceum* zu Brei gekocht und zwar mit Wasser und Milch zubereitet, als ländliche Delikatesse „Moanbabbe“ = Mannabrei. Angebaut wurde dasselbe Ende der vierziger Jahre in Waldau, Mühlbock, Rothwasser, sämtlich Orte im Görlitzer Heidebezirk,²⁾ möglicherweise auch noch gegenwärtig an denselben Orten, z. B. in Mühlbock noch 1889 mit Bestimmtheit, ausserdem noch in Leuthen (Kr. Sagan, hier auf altschlesischem Gebiet), einem wenige km südlich von Sorau N.-L. gelegenen Dorfe. [Sehr weit nach Niederschlesien hinein wird sich wohl das Kulturgebiet unserer Pflanze nicht erstrecken. Den genauen Kennern der Flora dieses Landesteils, Lehrern Th. Hellwig in Grünberg und E. Figert in Liegnitz, ist darüber nichts bekannt.] In Dorf Kohlfurt wird dasselbe noch alljährlich von 4 oder 5 Besitzern zum eigenen Bedarf angesät und beispielsweise auf dem Felde des Bauern Scheibe am 22. Sept. 1894 geerntet (Augenzeugen Lehrer Schmidt und Wende aus Görlitz). Auf den Markt kommt die Frucht nicht.“ Von dieser Ernte erhielt ich nachträglich eine Probe. Völlig übereinstimmende Angaben über den Anbau bei Kohlfurt (nebst Probe der geernteten Frucht) hatte ich schon vorher durch Vermittelung meines verehrten Kollegen, Prof. Karl Schumann, von dessen Schwager, Herrn Edmund Halle, Besitzer des Hotel Waldhaus in Kohlfurt erhalten. Derselbe führt neben Moan noch die Benennung Schwade an, so zum Unterschiede von dem auch dort bekannten wilden Schwadengras geschrieben.³⁾ Gegen die Bezeichnung „Läuserich“ protestiert Herr Halle; dies sei der Spottname eines schlechten Futtergrases.

Die Vermutung lag nahe, dass die Kultur der Bluthirse sich bis in das so nahe gelegene wendische Sprachgebiet erstrecke. Ich wendete mich daher an den Gemeinde-Vorsteher Johann Hantscho-Hano in Schleife, dem Freund W. v. Schulenburg so manche wichtige folkloristische Thatsache verdankt, und welcher, wie ich mich bei einem 1882 abgestatteten Besuche überzeugte, eine recht gute Kenntnis der einheimischen Pflanzen besitzt. Ich sandte ihm eine Probe von *Panicum sanguinale*, mit der Anfrage, ob ihm diese als Kulturpflanze bekannt sei. Die Antwort lautete verneinend. Allerdings sei dort vor 50 bis

¹⁾ Einsilbig; oa bezeichnet den Dialekt-Vokal der zwischen a und o liegt.

²⁾ Rothwasser und Waldau (letzteres an der Linie der Gebirgsbahn) liegen südlich, Mühlbock nordöstlich vom Bahnhof Kohlfurt. Die beiden letzteren Orte liegen im Kreise Bunzlau, gehörten aber zur (bis 1815 sächsischen) Oberlausitz.

³⁾ Der Name Schwade scheint nach Barbier in Kohlfurt der gebräuchlichere zu sein.

70 Jahren eine Art „ährenartiger“ Hirse kultiviert worden, die jetzt dort völlig unbekannt sei. Der mitgeteilte wendische Name „Ber“ aber macht es wahrscheinlich, dass dies eine andere „verschollene“, neuerdings aber unter den ungarischen Namen *Mohar* wieder aufgetauchte Getreideart, die nach Körnicke (a. a. O.) noch hie und da in der Rheinprovinz, z. B. bei Düsseldorf kultivierte Kolbenhirse¹⁾ (*Panicum italicum*) gewesen ist. Bronisch in seinen „Grundzügen der deutschen Mundart, welche inmitten der serbischen Bevölkerung und Sprache in der Niederlausitz und nördlichen Oberlausitz gesprochen wird“ (Neues Lausitzisches Magazin XXXIX (1862) S. 108—195) giebt *Berr(ber)* mit „Moorhirse, Fuchsschwanz“ wieder, was auf die Kolbenhirse gut passt. *Bër* ist auch der böhmische Name, den Čelakovský (Prodr. květ. české S. 32) für die Gruppe *Setaria*, zu der *P. italicum* gehört, anführt. „Fuchsschwanz“ findet sich schon bei Cordus und Tabernaemontanus als Synonym der Kolbenhirse. Die slawischen Namen der Bluthirse lauten, wie wir bald sehen werden, ganz anders.

Auch im wendischen Sprachgebiet der sächsischen Lausitz wird *P. sang.* nicht gebaut. Der emeritierte Lehrer Rostock in Gaussig bei Bautzen, den ich persönlich als tüchtigen Pflanzenkenner und eifrigen Vorkämpfer für seine Muttersprache (er bewahrt das druckfertige Manuskript einer Lausitzer Flora in wendischer Sprache) kennen lernte, erwähnt es in seinem 1889 in den Sitzungsberichten der Gesellschaft Isis in Dresden veröffentlichten Verzeichnisse der Bautzener Flora S. 5 nur als wildwachsend.

Zwei Jahre nach dem Erscheinen des Körnicke-Wernerschen Buches veröffentlichte der jetzige Direktor des Botanischen Gartens in St. Petersburg, Wirkliche Staatsrat A. v. Batalin in russischer

¹⁾ Nach einer von Freund Bolle in der Sitzung am 27. Febr. gemachten Bemerkung sind neuerdings in Berlin ganze Rispen der Kolbenhirse (unter dem Namen „Vogelhirse“) als Vogelfutter beliebt geworden. Über früheren Anbau dieser Frucht in der Mark Brandenburg heisst es in dem oben mehrfach erwähnten Bemannschen Werke (Sp. 677): „Fuchsschwanz, insgemein auch *Fossstör* oder *Vossstörz* wird zwar wegen seiner farbe und zierlichen gestalt in Gärten zum zierat gebraucht: wie es aber in der that eine ahrt von Hirse, die etwas klein, aber doch von angenehmen geschmak ist, und sehr reichlich zuträget, weil sie nicht, wie andere Hirse, den vögeln zum raube wird; also wird sie auch an einigen orten, als bei Saarmund, bei Rampitz Sonnenb. Insp., bei Brüssow Prenzl. Insp. wie andere Hirse gesäet und gewonnen.“ Diese Stelle steht zwar in einem längeren durch Parenthesen als späterer Zusatz gekennzeichneten Abschnitt; trotzdem möchte ich sie, da in dieser Bezeichnung häufig Ungenauigkeiten vorkommen, für den älteren Bemann in Anspruch nehmen. Schon die Verwechslung des Garten-Fuchsschwanzes (*Amarantus caudatus*) mit der Hirseart ist wohl dem Theologen Bemann aber nicht dem Botaniker Gleditsch zuzutrauen.

Sprache¹⁾ eine Abhandlung, die das ganze Russische Reich umfassend, nach dem im Just-Koehne's Botan. Jahresbericht 1887 II, S. 115–117 von Bernh. Meyer gegebenen Referat zu schliessen, einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der Getreidearten liefert. In diesem Aufsatz sagt B. (nach Körnicke's Mitteilung, der sich, wie er mir schrieb, das Wichtigste daraus hat übersetzen lassen) von *Panicum sanguinale* „Hat in Russland denselben Namen wie bei den Tschechen [s. unten S. 57]. Herr Chvojka in Kiew hat sie zuerst zur Kultur auf magerem Sandboden empfohlen. Man kann die Grenzen der Kultur dieser Pflanze nicht ganz sicher bestimmen; ungefähr in den mittleren und westlichen Gouvernements des europäischen Russlands. Die Pflanze ist zu wenig im westlichen Europa bekannt. Man baut sie in Böhmen seit langer Zeit.“ Dass es sich hier um eine moderne Einführung aus Böhmen, (von wo auch der Name übertragen wurde) und nicht um eine alte Kultur handelt, wurde mir von Herrn v. Batalin brieflich bestätigt. Ob sich unter den westlichen Gouvernements auch die drei befinden, welche das sog. Königreich Polen bilden, ist nicht zu ersehen. Batalin unterscheidet eine var. *amethystinum* mit violetten Ährchen und z. T. roten Blättern und eine var. *viridans* mit grünen Blättern und Ährchen, die aber in Russland nicht kultiviert wird. Die Aufstellung dieser Form beruht, wie mir der Verfasser schrieb, auf Mitteilungen des oben genannten in Russland lebenden Agronomen Chvojka, eines geborenen Böhmen. Körnicke sagt (a. a. O. S. 281) von der in Poppelsdorf kultivierten Pflanze: „Später färben sich alle blattartigen Teile des Ährchens und die Spindeln des Blütenstandes rotbraun.“ An den Link'schen Exemplaren von Graz sind dieselben ebenso lebhaft violett gefärbt wie meist bei der wildwachsenden Pflanze. Auch an den beiden Kohlfurter Proben lässt sich, obwohl die Ährchen meist hellbräunlich verfärbt sind, an einigen die violette Färbung noch deutlich erkennen.

Überblicken wir die mitgeteilten Thatsachen, so können wir, abgesehen von der neuerlichen Erweiterung des Kulturgebiets im westlichen Russland, von der jedenfalls noch abzuwarten ist, ob sie eine bleibende ist, nicht umhin, Körnicke beizupflichten, wenn er (a. a. O. S. 283) von unserer Pflanze sagt „ihr Anbau ist seit den drei Jahrhunderten, wo wir sie zuerst kennen lernten, sehr zurückgegangen“. Sehr charakteristisch ist eine briefliche Mitteilung, die ich dieser Tage von meinem Freunde Čelakovský erhielt, bei dem ich mich nach dem Verbrauch dieser Frucht in Böhmen, dem fast einzigen Lande Mitteleuropas, wo sie noch in einigem Umfange gebaut wird, erkundigt hatte. „Was den Himmelthau betrifft, so kennt ihn von den mir bekannten Hausfrauen

¹⁾ In Russland angebaute Hirsegewächse. Samenprüfungsstation am Kaiserl. Bot. Garten in St. Petersburg IV. S. A. aus der Landwirtschaftlichen Zeitung 1887, No. 33–35. 47 Seiten.

keine. Ich liess bei einer Anzahl Mehl- und derlei Viktualienhändlern Prags nachfragen; die meisten kannten die Frucht nicht einmal, nur zwei alte Gräupner liessen mir sagen, der Himmelthau werde gegenwärtig in Prag nirgends verkauft, weil niemand danach frage und der Genuss desselben in der hiesigen Bevölkerung unbekannt ist. [Ähnlichen Bescheid erhielt meine Wirtschafterin von einer alten Mehlhändlerin des Potsdamer Viertels inbetreff des schliesslich doch noch aufgetriebenen Schwadens. A.] Die Frucht sei nur bei Vogel- und Samenhändlern im kleinen zu kaufen. Der Eine sagte, er kenne diese Frucht wohl, sie werde im östlichen Böhmen, wo sie, wie mein Prodrômus angiebt (s. S. 50, 51) viel gebaut wird, selbst von dem dortigen Landvolk nur wenig genossen, sondern grösstenteils nach Deutschland, wo man sie mehr schätzt, verkauft. [? A.] Herr Polák [ein auch mir wohl bekannter, viel gereister Prager Botaniker. A.] sagte, er habe sie als junger Mensch einmal in Lomnic (Nordböhmen), als Brei zubereitet, gegessen; sie schmeckte ihm aber nicht.“ Das war sicher noch vor einem halben Jahrhundert anders. Mir ist aus den Erzählungen älterer Verwandten über die wunderlichen Bezeichnungen der Speisekarten in den böhmischen Bädern Karlsbad und Teplitz noch ein „Himmelthau mit Bäckerei“ (oder etwa Himmelthau-Bäckerei?, dass letzteres Wort in Österreich für Gebäck gebraucht wird, ist bekannt), im Gedächtnis geblieben.

Jedenfalls kann man dem Fortbestande dieser Kultur kein günstiges Prognostikon stellen.

Auch bemerkt Körnicke mit Recht, „das die Bluthirse in Gegenden mit früherer oder noch jetzt slawischer Bevölkerung gebaut wurde und wird. Es ist daher wahrscheinlich, dass sie von Slawen zuerst in Kultur genommen wurde. Dies konnten nur solche Stämme sein, welche mehr im Süden sassen, da sie als wilde Pflanze nicht weit nach Norden geht. Sie dürfte also zuerst innerhalb der cisleithanischen österreichischen Staaten ein Gegenstand des Anbaus geworden sein.“ Höchstens könnten etwa noch Süd-Ungarn, Serbien und Bulgarien in Frage kommen.

Die Bluthirse teilt, was den Rückgang betrifft, das Schicksal der Kolbenhirse; selbst die Rispenhirse ist sicher jetzt viel weniger verbreitet als im Mittelalter. Während aber diese beiden Fruchtarten den Alten wohl bekannt waren (die Kolbenhirse war das *Panicum* der Römer und wurde mir z. B. bei Locarno im Kanton Tessin *Panico* genannt), reicht der Anbau der Bluthirse schwerlich so weit in die Vergangenheit zurück. Mit Recht macht Körnicke dafür geltend: „Dass sie eine der jüngsten Getreidearten ist, dafür spricht auch ihre völlige Gleichheit mit der wilden Stammform.“

Wenn auch der Ursprung dieses Anbaus völlig im Dunkel liegt, so können vielleicht die deutschen und slawischen Namen der Kulturpflanze einen Fingerzeig geben. Böhmisch heisst dieselbe *Rosa* (spr.

Rossa), auch in der Diminutivform *Rosička*; der von Batalin angeführte russische Name *Tscherwonnaja Rossitschka* (rote R.) deckt sich nahezu mit dem von Čelakovský angeführten *Rosička krvavá* (blutrote). *Rosa* bedeutet, wie mir Čelakovský schreibt „Thau“. Dieser Name stimmt also durchaus mit Himmelthau bez. Manna überein, Bezeichnungen von entschieden theologischem Klange. Wir irren also wohl nicht, wenn wir annehmen, dass die Wiege der europäischen Bluthirse-Kultur¹⁾ in einem „illyrischen“ Kloster gestanden habe. Irgend ein Pater Gärtner, dem die mehreichen Körner der wilden Pflanze auffielen, kam auf den Gedanken, dieselbe durch Anbau zu vermehren; die Freude an dem gelungenen Versuch sprach sich in der biblischen Benennung aus. Das neue Getreide verbreitete sich durch die benachbarten Slawenländer, sagte aber dem Geschmack der deutschen und wälschen Nachbarn nicht zu. Es ist fast überraschend, dass es von Görz aus nicht weiter nach Italien hinein vorgedrungen ist.

Man könnte auch vermuten, dass die erwähnten Namen ursprünglich den so oft mit der Bluthirse verwechselten Schwaden, etwa wegen dessen Einsammlung in thaufeuchtem Zustande, angehören; dass dem irdischen Thau dann, gleichfalls unter geistlicher Nachhülfe, der himmlische, die Manna substituiert wurde und diese Namen dann auf die Bluthirse übergingen. Indessen finde ich unter den sonstigen Namen des Schwadens keinen, der diese Annahme unterstützen könnte. Wenn wir aus der geographischen Verbreitung der Schwaden-Nutzung²⁾ ähnliche Schlüsse ziehen, wie sie Körnicke für die Bluthirse aufstellte, so liegt es nahe, zu vermuten, dass dies Korn zuerst von den littauischen Völkern, zu denen ja auch die alten Preussen gehörten, beachtet wurde, und dass diese Nutzung dann auf die slawischen Nachbarstämme und zuletzt auf die deutschen Ansiedler, die später die Sitze der Slawen und Littauer einnahmen, übergegangen ist. Hehn³⁾ erwähnt für den Schwaden den littauischen Namen *malnos*, den er mit *μειλίνη* einen der griechischen Hirsenamen und dem latein. *milium* zusammenstellt. Gegen Schraders Ableitung dieses Worts von *molere* mahlen (a. a. O. S. 545), spricht wohl der Umstand, dass Hirse und Schwaden von allen Kornfrüchten am wenigsten mit der Mühle zu thun haben. Das Wort Schwaden erklärt sich durch die Analogie der Vorgänge beim Mähen des Getreides (in „Schwaden“) mit dem Einernten der *Glyceria*-Frucht.

Es ist uns übrigens für das kultivierte *Panicum sanguinale* ausser dem geistlichen Manna-Namen noch ein anderer, allerdings nicht im

¹⁾ Dass sich der Anbau dieser Pflanze von Ostindien aus, wo sie nach Royle gleichfalls kultiviert wird, nach Europa verbreitet haben sollte, scheint mir kaum wahrscheinlich.

²⁾ Nach Batalin (briefl.) ist Schwaden auch in Petersburg als „Manna“ käuflich.

³⁾ Kulturpflanzen und Haustiere, VI. Aufl. Neu herausgegeben von Schrader, Mit botanischen Beiträgen von Engler. 1894. S. 59.

Original, sondern in lateinischer Übersetzung überliefert. An der oben S. 42 erwähnten Stelle sagt C. Gesner: *Slavi Cornicis pedem vocant*. Dieser „Krähenfuss“ wird sich wohl noch bei den heutigen Slowenen nachweisen lassen.

Ob die Bluthirse jemals bei den Elb- und Ostseeslawen, bei den Wilzen und Obotriten eine grosse Verbreitung gefunden hat, ist wohl fraglich. Ernst H. L. Krause, dieser verdienstvolle Forscher auf dem Gebiete der einheimischen Pflanzengeschichte und Pflanzengeographie, dessen gedankenreiche Ausführungen mich stets angeregt haben, auch wo ich seinen Behauptungen nicht beistimme, sagt in seiner „Pflanzengeographischen Übersicht der Flora von Mecklenburg“, S. A. aus dem Archiv der Freunde der Naturg. in Mecklenb., 36. Jahrg. (1884) S. 120, bei Besprechung des Reiseberichts des „arabischen Handelsjuden Abraham Jacobsen“ (Ibrahim ibn Jaküb), der 973 die slawischen Ostseeländer besuchte: „Als Haupt-Halmfrucht wird Hirse genannt.¹⁾ *Panicum miliaceum* L. und *Setaria italica* P. B., die jetzt gebaut werden, können nicht gemeint sein, weil sie ein warmes trocknes Klima verlangen. . . Eher kann sich die Bemerkung auf *Panicum sanguinale* L. beziehen. Diese Art wurde früher in Norddeutschland kultiviert, und vermutete Roepen schon 1844, dass dies Gras infolge früheren Anbaues eingebürgert sei, obwohl bestimmte Nachrichten für unser Gebiet fehlen.“ Dass *P. sanguinale* jemals irgend wo ohne *P. miliaceum* oder auch nur in grösserem Umfange gebaut worden sei als letztere Getreideart, deren z. T. in die prähistorische Zeit zurückreichende Verbreitung z. B. Hehn²⁾ eingehend darlegt, dass ferner jetzt oder ums Jahr 1000 *P. sanguinale* einen höheren Ertrag geliefert haben würde als *P. miliaceum* sind Vermutungen, die schwerlich zu beweisen sein werden, mir aber wenig einleuchten. Wichtig in dieser Hinsicht hätte der Samenfund zu Pribbernow, Kr. Cammin, östlich vom Grossen Haff werden können, einer Ortschaft, die als einer der wenigen pommerschen Eibenfundorte den Pflanzengeographen wohlbekannt ist.³⁾ Herr Dr. E. H. L. Krause

¹⁾ Vgl. diese Zeitschr. Bd. III S. 315.

²⁾ a. a. O. S. 544. Über die folkloristische Bedeutung der Hirse in der Niederlausitz und angrenzenden Gegenden hat E. Jacobasch kürzlich (Gartenflora 1895, S. 147, 148) eine Mitteilung veröffentlicht. Ich entnehme daraus, dass Milchhirse vor 30—40 Jahren auf Hochzeiten und Kindtaufen das obligate Gericht war, von dem die zuschauenden Kinder ihren Anteil als „Hirsebemme“, eine mit Hirsebrei bestrichene Brotscheibe, erhielten. Jetzt ist auch diese uralte Sitte in Rückgang begriffen; die jüngere Generation und neu Angezogene halten nichts mehr davon und die Kinder bekommen schon lange keine Hirsebemme mehr. Übrigens wird das Wort „Hirse“ in der Niederlausitz auch männlich gebraucht und, wenn ohne Artikel, sogar noch die altertümliche Form *Hirsen*. Auch in Frankfurt a. O. wurde vor einem Menschenalter nach Mitteilung meiner Schwägerin, Frau Professor Mathilde Ascherson und von deren Schwester, Frä. Anna Sandau, ausschliesslich der Hirse gesagt. Vgl. auch Friedel Bd. III S. 316, 317.

³⁾ Seehaus, Bot. Zeitung 1862, S. 34.

machte mich auf den in den Sitzungsbericht der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1884, S. 167 abgedruckten Fundbericht von Direktor Voss aufmerksam. Auf dem Acker des Bauern Beck wurden circa 2 Scheffel eines feinkörnigen verkohlten Samens ausgegraben, den Geh. Rat Wittmack als geschälte feinkörnige Hirse, entweder *Panicum italicum* var. *praecox* oder *P. sanguinale* bestimmte. Leider ist bei der mangelhaften Feststellung der näheren Umstände und bei dem Vorkommen von prähistorischen Urnenfragmenten neben mittelalterlichen Scherben das Alter des Fundes ungewiss. Trotzdem bleibt derselbe von hohem Interesse, obwohl er für die Kultur des *P. sanguinale* keinen entscheidenden Beweis zu liefern scheint (s. unten).

Ich kann es mithin nicht billigen, dass Krause in seiner Mecklenburgischen Flora (1893) S. 16 bei *P. sanguinale* als positive Thatsache angiebt: „Getreide aus der Wendenzeit bis zu Ende des Mittelalters, und dass er S. 16 und 17 von den wildwachsenden *Panicum*-Arten behauptet, dass sie ursprünglich als „Hirseunkräuter“ in unser Gebiet gelangt seien. Dies ist weder bewiesen noch wahrscheinlich. Ausser *P. sanguinale* sind noch *P. Crus galli*, *P. verticillatum* und *P. glaucum* im warmen Erdgürtel weit verbreitete Unkräuter, die sich im Gefolge der gesamten landwirtschaftlichen und Garten-Kultur und nicht etwa blos des *P. miliaceum*, dessen Heimat Körnicke¹⁾ als nicht sicher bekannt bezeichnet, oder der beiden anderen Kulturhirsen nach Mittel- und zum Teil Nord-Europa verbreitet haben. Dass *P. viride*, nach Körnicke's durchaus wahrscheinlicher Ansicht, die wilde Stammform des *P. italicum*, überall von verwilderter Kolbenhirse abstammt, ist durchaus nicht anzunehmen. Noch viel unwahrscheinlicher ist es aber, wie ich bereits vor Jahren mich geäußert habe,²⁾ dass die gegenwärtige Verbreitung des *P. sanguinale* als wilde Pflanze mit dem Gebiete seines früheren Anbaus zusammenfällt. Es ist ebenso häufig und häufiger als in den ehemaligen und jetzigen westslawischen Ländern im germanischen und romanischen West- und Südeuropa, in Gegenden wo die Bluthirse niemals als Kulturpflanze bekannt geworden ist.

Nachschrift:

Herr Direktor Voss hatte die Güte mir von der oben erwähnten, im Kgl. Ethnologischen Museum aufbewahrten Pribbernower Hirse eine Probe mitzuteilen. Die kreisrunde Form der verkohlten Körner schliesst *Panicum sanguinale* unbedingt aus. Herr Professor Körnicke, dem ich

¹⁾ Körnicke und Werner, Handb. des Getreideb. I, S. 248, 249: „Ich vermute jedoch auch, dass sie dort (Ostindien.) oder in einem nördlich daran angrenzenden Lande zu Hause ist.“

²⁾ Abh. Bot. Ver. Brand. XXXII (1890) S. 170.

dieselben übersandte, ist der Meinung, dass sie zweifellos zu *P. milia-ceum* gehören, und nach dem mir von ihm mitgeteilten instruktiven Vergleichsmaterial muss ich seiner Ansicht beitreten. *P. italicum* würde sich auch in diesem Zustande sicher durch die längere und schmalere Keimgrube unterscheiden. Hiermit ist erwiesen, dass — entgegen der Annahme von E. H. L. Krause — die gemeine oder Rispenhirse entweder schon in vorgeschichtlicher Zeit oder spätestens im Mittelalter in den, im Mittelalter slawischen, jetzt deutschen Ostseeländern angebaut wurde. Es liegt also kein Grund vor daran zu zweifeln, dass sich die Angabe des Ibrahim ibn Jakûb in erster Linie auf diese Art bezieht, obwohl natürlich nicht ausgeschlossen ist, dass daneben die Kolben- und vielleicht auch die Bluthirse ein viel ausgedehnteres Kulturgebiet als das heutige besaßen.

Kleine Mitteilungen.

Der Name Berlin. A. Fournier stellt, nach dem „Journal des Débats“ vom 3. Sept. 1894 folgende Ansicht über den Ursprung des Namens Berlin auf. Pour certains auteurs allemands ce nom signifierait „une vasière, une rivière à eau lente, à fond de boue“, ce qui est bien le cas pour la rivière qui traverse cette ville. — Un autre écrivain assure que Berlin veut dire „un champ d'oies“. — D'autres chercheurs, plus ambitieux, qui assignent à cette capitale une haute antiquité, allèguent que ce nom rappellerait un „bac“, un lieu de passage permettant jadis aux voyageurs de franchir la Sprée.

M. A. Fournier pense que le mot Berlin, qui n'est mentionné pour la première fois qu'au début du treizième siècle, aurait une origine latine. Ne serait-ce pas le *Breuil* de nos villages lorrains, qui désigne une forêt, un bois clos et aussi un *prés humide*?

Dès lors, Berlin viendrait de *Brolium*, prairie humide. On sait que les transpositions sont fréquentes dans la formation des mots, et *Brolium* a pu se dire *Berolium*, d'où *Berolinum*, *Berelin*, *Brelin*, *Berlin*.

L'auteur de la note donne cette étymologie pour ce qu'elle vaut; il n'ignore pas que certains Allemands se refuseront à admettre cette origine latine ou celtique, qui, après tout, a bien autant de vraisemblance que toutes celles données jusqu'ici.

Mit dieser Ableitung wird die seit Jahrzehnten fallen gelassene Ableitung des Namens Berlin aus dem Keltischen wieder aufgenommen. Das Wort „le breuil“ befindet sich im Dictionnaire de l'Académie und bedeutet dasselbe wie das rheinisch-deutsche Wort „der Brühl“*) (nicht zu ver-

*) Auffallender Weise fehlt im Grimmschen Wörterbuch das Wort „Brühl“ gänzlich.

Fr.

(Auch in Leipzig giebt es eine Strasse und bei Quedlinburg ein Lustwäldchen gleichen Namens.
P. Ascherson).

wechseln mit „der Bühl“); „breuil“ und „Brühl“ bezeichnet ein umzäuntes Gebüsch, ein Gehege, ein Gebüch, einen Verhau, also einen Ortsnamen, der an sich für eine Dorfanlage wohl passen mag. Die Orts- und Familiennamen „Broglio“ (italienisch), „Broglie“ (französisch) sollen damit zusammen hängen. Karl Müllenhoff (Deutsche Altertumskunde, 2. Bd. 1887) hat die keltischen Namen östlich der Weser nur bis an die Werra, Leine und Aller, südlich nur bis an den Main, südöstlich nicht über Böhmen auszudehnen gewagt. — Für die Oberlausitz hat Dr. Feyerabend als Vertreter der Oberlausitzer Anthropologischen Gesellschaft kürzlich (vgl. Monatsbl. Sept. 1894, S. 133) den Versuch gemacht, eine ganze Reihe von Ortsnamen der Oberlausitz auf keltische Wurzeln zurückzuführen. Der verstorbene Dr. Riecke hat in noch viel ausgedehnterem Masse keltische Namensbeziehungen in Deutschland gesucht und in diesem Sinne Berlin zu deuten unternommen. Schon 1759 wurde von dem französischen Forscher Bullet der Name Berlin keltisch als ber-lin d. i. Fluss-Krümmung gedeutet, alles Versuche, welchen die Slavisten den heftigsten Widerstand entgegen gesetzt haben. Vgl. eine Zusammenstellung bei Schwebel, Geschichte der Stadt Berlin, 1888. I. S. 71—75.

Fr.

Inscribenplatte im Grundstein der alten Börse am Lustgarten zu Berlin. (Mitgeteilt vom Märkischen Provinzial-Museum.) „Im Jahr nach Christi Geburt 1800, und im 4^{ten} Jahr der Glorreichen Regierung Friedrich Wilhelm des III^{ten} der während eines fast allgemeinen, durch die im Jahr 1789 in Frankreich ausgebrochene Revolution entstandenen, und nunmehr in das 9^{te} Jahr gedauerten verheerenden Krieges, in welchen die Niederlande, Holland, die Schweiz, Italien, und der südliche Theil von Deutschland grosse Drangsale erlitten, nicht nur seine Länder in Frieden und Ruhe erhalten, sondern auch den nördlichen Theil von Deutschland durch Tractaten und eine respectable Observations Armee gegen alle Beunruhigungen geschützt hat, wurde dieses Börsenhaus von der hiesigen Kaufmannschaft beider Gilden der Material und Specerey, und der Tuch und Seiden Handlung als welche gleiche Rechte daran haben, nach dem Plan, und unter Aufsicht des Königlichen Ober-Bau-Rath Herrn Becherer erbauet, und dieser Grundstein den 29^{ten} September, in Beiseyn der Herrn Aeltesten beider Gilden geleget.

Ab seiten der Tuch und Seiden Handlung waren der Zeit Aelteste:

1. der Herr Jacob Gustav Chemnitz. 2. der Herr Isaac Blanc. 3. der Herr Friedrich Wilhelm Eisenhardt. 4. der Herr Friedrich Wilhelm Lieber. 5. der Herr Philip Devrient. 6. der Herr Peter Favreau. 7. der Herr Ludwig Carl Dinglinger und 8. der Herr Johann Paul Humbert.

Ab seiten der Specerey und Material Handlung aber 1. der Herr Gottfried Ludewig Müller. 2. der Herr Gottfried Wilhelm Tietzen. 3. der Herr Carl Friedrich Heintz. 4. der Herr Pierre Jean Le Comte. 5. der Herr Carl Ph. Chr. Möhring und 6. der Herr J. C. Ludewig Köhler.

Die Gölde der Tuch und Seiden Handlung bestund der Zeit aus 368. und die der Specerey und Material Handlung aus 538. Mitgliedern.

Gott lasse uns und unsern Nachkommen die Segnungen des Friedens noch lange unter einer so weisen, mächtigen, und gerechten Regierung

geniessen, den Handel blühen, Künste und Wissenschaften höher steigen, die Früchte unserer Arbeiten, und die Vortheile dieses Börsenhauses geniessen.“

Also lautet die Inschrift einer 23 Pfd. schweren, kunstvoll gravierten Zinnplatte, welche an der aus der Überschrift ersichtlichen Stelle im Mai 1893 aufgefunden wurde und seitens der königlichen Regierung dem Märkischen Museum (vgl. Kat. B. VI Nr.) zum Geschenk überwiesen ist. Die Grundfläche dieses Gebäudes, welches wechselvolle Schicksale gehabt, worin u. A. die Bergakademie und zuletzt die Orientalische Akademie untergebracht war, ist inzwischen in den Bauplatz des neuen Doms mit einbezogen worden.

Weinbau in der Provinz Brandenburg. Im Anschluss an das, was Herr Dr. Graupe, Herr Dr. Carl Bolle und Unterzeichneter über den Weinbau in unserer Provinz (Sitzung v. 28. Oktbr. 1894, Monatsblatt S. 229) sagten, seien folgende interessante Nachrichten aus Augustin Kehrberg's hist. Abriss der Stadt Königsberg N.-M. 3. Aufl. Berlin 1725, L, S. 14 angeführt:

„Weiter liegt zur Linken des Weges nach Nahausen und Stettin der sogenannte Wein-Berg, der jetzt eben, wie vor Zeiten zum Acker gebraucht wird. A. 1543 hat ihn Meister Valent Bärwaldt zum Weinberg gemacht; doch hat er auch schon vorhin den Nahmen des Wein-Berges gehabt und der Pfarr-Kirchen zugehöret, welcher er eine Stadt-Hufe dafür gegeben. —

Nach Weinberge hat man sich hier nicht ümzusehen. Zwar hats die Erfahrung gelehret, dass Wein gezeuget werden könne. Denn so wird noch von A. 1431 eines der Marien-Kirchen vermachten Weinberges, wie auch A. 1575 Burgem. Nicol. Ludwigs Weinberges gedacht, und wir haben gesehen, wie in Hr. Dr. Schmidts und im Rühlischen Garten, nahe vorm Vierradischen Thore Most und Wein gewonnen worden. Weil es aber profitabler zu seyn scheint, das Land entweder zum Getreyde oder Hopffen und andern Garten-Gewächsen zu gebrauchen, so haben auch diese ihr Wein-Land andern Früchten gewidmet.“

Also auch hier wie in der Kurmark und vielen anderen Teilen Norddeutschlands dieselben Gründe des Rückganges im Bau der Weinrebe.

Friedel.

Der Sagenkreis vom geprellten Teufel als Baumeister. August Wünsche. Beil. z. Allg. Zeit., München, 1. Sept. 1894, fig. Von allgemeinem Interesse, weil er die Teufel als die Riesen und die sie bekämpfenden Personen (Geistliche, Heilige etc.) auf Donar (Thor) deutet, von besonderem Interesse, weil er die Riesen- und Teufelssagen der Provinz Brandenburg berücksichtigt. Paarstein und seinen See mit dem Teufelsdamm versetzt der Verf. irrig nach Hinterpommern. Er liegt nördlich von Oderberg im Kr. Angermünde. Vgl. Kuhn, Märk. Sagen S. 210 fig. Nr. 196.
E. Fr.

Moderner Steinkultus in der katholischen Kirche. Emil Zola, der für sein Buch über den in den französischen Pyrenäen belegenen Wall-

fahrtort Lourdes (Paris 1894) an Ort und Stelle eingehende Studien gemacht, schreibt S. 306 von einem die Grotte besuchenden Geistlichen, in welcher die Seherin von Lourdes, Bernadette Soubirons, später Schwester Marie-Bernhard von den barmherzigen Schwestern von Nevers (geb. 1844, † 16. April 1879) i. J. 1859 die Erscheinung der Heiligen Jungfrau schaute: „Und er sah die Säckelchen, die ihn unendlich rührten, Blumensträuße in Menge niedergelegt zu den Füßen der Jungfrau, kindliche ex-voto, vertragene kleine Schuhe, eiserne Bruststücke, Puppen-Krücken ähnlich einem Spielzeug.*) Unter dem natürlichen Steinbogen, wo die Erscheinung sich vollzogen hatte, an dem Orte, wo die Pilger die Rosenkränze und die Medaillen rieben, welche sie weihen wollten, zeigt der Felsen sich vertieft und poliert. Millionen brennender Lippen hatten sich dort aufgedrückt, mit einer solchen Liebesbrunst, dass der schwach geaderte Stein eine förmliche Patina und einen Marmorglanz angenommen hatte.“ — Diese Stelle hat hervorragendes Interesse für die insbesondere an unsern Backsteinkirchen befindlichen, aus katholischer Zeit überkommenen Grübchen und Näpfchen, welche von einigen Altertumsforschern als durch Drehen von Münzen entstanden, erklärt werden. In Lourdes übt man dies Drehen von Wallfahrtsmedaillen noch jetzt. Dadurch entstehen allmählich mehr oder minder halbkugelige Vertiefungen. Es ist daher die Vermutung, dass manche der Näpfchen an der Aussenseite unserer heimatlichen Kirchen also hervorgerufen seien, in der That nicht abzuweisen.

E. Friedel.

Nochmals der Parchent in Luckau.)** Als Bezeichnung einer Örtlichkeit, die in allen Fällen bestimmte Beziehungen zur mittelalterlichen Befestigung der Städte hat, ist der Name „Parchen oder Parchent“ noch in manchen Städten gebräuchlich oder bis vor kurzem gebräuchlich gewesen. Ersteres hat Anwendung z. B. auf Sagan und Sprottau, letzteres auf Grünberg i./Sch. In Sagan ist der „Parchen“ eine lange schmale Gasse, die sich zwischen der noch teilweise vorhandenen mittelalterlichen Stadtmauer und dem Bober hinzieht, ein äusserer Wallgang also. In Sprottau liegt der jetzt zu Promenadenanlagen umgewandelte „Parchen“ hart am Ufer der Sprotta zwischen dieser und den wenigen noch vorhandenen Mauerresten. Er endet gleich der Mauer an der Mündung der Sprotta in dem Bober. Ähnlich war die Lage der „Parchen“ genannten Örtlichkeit in Grünberg. So hiess im Anfang des Jahrhunderts noch das Terrain, das sich aussen an der Stadtmauer entlang von einem der alten Stadtthore bis zum nächsten Mauerpförtchen erstreckte. Bei der Stadterweiterung wurde das seit 1578 als Schiessgraben benutzte Land parzelliert und bebaut. Damit verschwand auch der Name!

*) Auf einem der Wandgemälde, welche vor kurzem in der Kirche zu Dahlem, Kreis Teltow, entdeckt und von Herrn Geheimrat Bluth in der diesjährigen Januarsitzung besprochen wurden (Bd. III. S. 281 d. Mtsbl.), befinden sich oberhalb der Figur der Heiligen Anna dergl. märkische ex-voto angebracht, ein Kinderhemdchen und mehrere Krücken, auf wunderthätige, durch die Heilige bewirkte Heilungen hindeutend.

Fr.

**) Vergl. Monatsblatt 3. Jahrg. S. 148, 198, 238.

Ich möchte glauben, dass noch manche andere Städte einen „Parchen“ aufzuweisen haben, namentlich solche, bei denen mit den alten Befestigungen noch nicht vollständig aufgeräumt ist. — In Grünberg trug der Parchen noch den zweiten Namen Zwinger, der aber wahrscheinlich jünger und von der späteren Verwendung des Terrains als Schiessgraben der Schützengilde veranlasst ist. In Züllichau heisst die gleiche Örtlichkeit an der äusseren Stadtmauer „Reul“.

Charlottenburg, März 1895.

A. Foerster.

Verein der Freimütigen.)* Der wohl auch in weiteren Kreisen bekannte „Verein der Freimütigen“ feiert in diesem Jahr sein 50jähriges Bestehen. Dies gab Herrn Gotthelf Nathanson, dem jetzigen zweiten Vorsitzenden des Vereins, an dessen Spitze Richard Schmidt-Cabanis steht, Veranlassung, „einen Rückblick auf die Vergangenheit“ der Vereinigung zu werfen.

Der Verein hat wie alle solche Genossenschaften gute und böse Tage gesehen. Er nahm einen raschen Aufschwung, gelangte zu hoher Blüte, verfiel gelegentlich, um dann wiederum zu einer gewissen Höhe aufzusteigen. Er begann als ein echtes Kind deutscher Vereinsmeierei, indem er aus einem Verein zur Abschaffung des Hutabnehmens beim Grüssen erwuchs. Sehr bald aber nahm er einen höheren, litterarischen Charakter an, indem er sich in eine Gesellschaft zur Förderung geistiger Interessen umwandelte. Seine spezifische Eigenheit erlangte er in der Pflege des Humors, der besonders in scherzhaften Gedichten, satirischen Festspielen, karnevalistischen Veranstaltungen u. dgl. zum Ausdruck kommt. Mit solchen Leistungen stellte sich der Verein dann auch wiederholt in den Dienst der Wohlthätigkeit.

Zu seinen Ehrenmitgliedern gehörten von jeher namhafte Künstler und Schriftsteller. Wir nennen hier die Schauspieler Gern und Hendrichs, Rott und Louis Schneider, Anton Rubinstein, Rudolf Löwenstein David Kalisch. Dieser dichtete auch einmal in Gemeinschaft mit seinem Freunde Ernst Dohm eine Posse für den Verein. Adolf Glassbrenner war lange Zeit hindurch sein erster Vorsitzender. Im Jahre 1848 griff der Verein unerachtet seiner rein geselligen Tendenz in die Politik ein und liess Wahlaufufe drucken, um bestimmte Männer als Kandidaten zu empfehlen. Welches Licht wirft das auf die Zustände dieses wilden Jahres!

Wir wünschen dem Verein ein weiteres fröhliches Gedeihen.

Dr. O. Pn.

*) Vergl. Monatsblatt. I. Jahrgang. S. 151.

Bericht über die 2. Sitzung des IV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 24. April 1895, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,

im Bürgersaale des Rathauses.

Der 1. Vorsitzende, Herr Oberbürgermeister Zelle eröffnete die Sitzung und erteilte den betreffenden Mitgliedern des Vorstandes das Wort zu einem Bericht über den Stand und die Thätigkeit der Gesellschaft während des 3. Vereinsjahres 1894/95.

1) Bericht des I. Schriftwarts.

A. Mitglieder-Statistik.

Zu Beginn des verflossenen Vereinsjahres belief sich die Zahl unserer Mitglieder auf 172: 10 Damen und 162 Herren; am Schlusse desselben auf 18 Damen und 164 Herren, sodass eine Zunahme von 10 Mitgliedern stattgefunden hat. Es verstarben: die Herren Leo Alfieri, Mitbegründer der „Brandenburgia“, und Dr. phil. Löwenheim.

B. Sitzungen.

Wie im Vorjahre, fanden 16 Versammlungen statt. Und zwar 4 Arbeits- und 5 öffentliche Sitzungen (4 im „Brandenburgischen Ständehause“, 5 im Bürgersaale des Rathauses) sowie 7 ausserordentliche Versammlungen:

- am 31. März 1894 Feier des II. Stiftungsfestes im Hôtel zu den „Vier Jahreszeiten“,
- „ 26. Mai 1894 Wanderfahrt nach Bernau,
- „ 6. Juni 1894 in der Späth'schen Baumschule bei Rixdorf,
- „ 2. September 1894 Wanderfahrt nach Kloster Chorin,
- „ 27. Oktober 1894 im neuen Reichstagsgebäude,
- „ 26. November 1894 in den Fabrikräumen von Theodor Hildebrandt & Sohn, Pankstrasse 18,
- „ 16. März 1895 in der Städtischen Webeschule, verbunden mit der Ausstellung von Erzeugnissen der Textil-Industrie.

C. Vorträge und grössere Besprechungen:

Die Gesamtzahl derselben belief sich auf 37, gegen 36 im Vorjahre. Es sprachen die Herren: Geh. Regierungs- und Stadtrat Friedel 8 mal; Kustos Buchholz und Ferd. Meyer je 4 mal; Dr. C. Bolle 3 mal; je einmal Frl. Lemke und die Herren Professor Dr. Ascher-son, Dr. Bahrfeldt, Geh. Baurat Bluth, Dr. Graupe, A. Grunow, Dr. Hammer, Geh. Rat Professor Liebenow, Robert Mielke, Professor Dr. Müllenhoff, Dr. Pniower, Geh. Rat Dr. jur. Schubart, Paul Telge, und von Nichtmitgliedern die Herren: Küster Ewald, Baurat Haeger, Hegemeister a. D. Raatz, Prediger Spengler und Stadtverordneten-Vorsteher Wernicke.

D. Vereinsschriften.

Als Organ der Gesellschaft erschien das Monatsblatt „Brandenburgia“ in 12, zum Teil mit Abbildungen versehenen Heften unter der Redaktion des Herrn Dr. Zache; ferner der umfangreiche I. Band des „Archiv“ mit zahlreichen Abbildungen. Druck und Verlag von P. Stankiewicz.

Ferdinand Meyer.

2) Kassen-Status der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin pro 1894/95.

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

31. März 1895.

Einnahmen.

	Mk.	Mk.
Titel I. Bestand.		
Baarbestand		598,68
Titel II. Mitgliederbeiträge.		
pro II. Quartal 93/94	6,—	
pro I. Quartal 94/95 159 à 6 Mk.	954,—	
pro II. Quartal 94/95 165 à 6 Mk.	990,—	
		<hr/> 1950,—
Titel III. Aussergewöhnliche Beiträge.		
Zuschuss des Magistrats pro 94/95		500,—
Titel IV. Reservefonds.		
Capitalzinsen		35,—
		<hr/> 3083,68
	Summe der Einnahmen	

Reservefonds. Mk. 1000,— Berl. $3\frac{1}{2}\%$ Städt. Anl.

Ausgabe:

	Mk.	Mk.
Titel I. Local.		
Vacat		—
Titel II. Drucksachen.		
a. Monatsheft 1—12 und Archiv	2276,60	
b. Abbildungen etc.	73,60	
		2350,20
Titel III. Porti und Depeschen.		
Portiauslagen		39,15
Titel IV. Bureau und Schreib-Material.		
Couverts, Papier etc.		2,75
Titel V. Remuneration für gel. Arbeiten.		
Copialien etc.		120,—
Titel VI. Bibliothek.		
Buchbinder etc.		5,60
Titel VII. Sonstige Ausgaben.		
Vacat		—
Titel VIII. Aussergewöhnliche.		
Wanderversamml. etc.		10,25
Titel IX. Reservefonds.		
Vacat		—
	Summa der Ausgaben	2527,95
	Summa der Einnahmen	3083,68
	Summa der Ausgaben	2527,95
	Bestand pro 95/96	555,73

Berlin, 25. April 1895.

Wilhelm Ritter, Schatzmeister.

Nach erfolgter Prüfung habe ich die Ausgaben und Einnahmen unter Zugrundelegung der Beläge, sowie auch den Bestand

de Mk. 555,73 Pf.

richtig befunden.

Berlin, 19. April 1895.

W. Liebenow,
Geh. Reg.-Rat u. Prof.

3) Vereins-Haushalt pro 1895/96 der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

31. März 1895.

Einnahmen.

	Mk.	Mk.
Titel I. Bestand.		
Baarbestand de 1894/95		555,73
Titel II. Mitgliederbeiträge		
pro 95/96. 150 Mitglieder à 12 Mk.		1800,—
Titel III. Aussergewöhnliche Beiträge.		
a. Zuschuss des Magistrats pro 95/96	500,—	
b. Ueberschuss v. Wanderversamml.	0,27	
		<u>500,27</u>
Titel IV. Reservefonds.		
Capitalzinsen		35,—
		<u>2891,—</u>
	Summa der Einnahmen	

Ausgaben.

	Mk.	Mk.
Titel I. Local.		
Vacat		—
Titel II. Drucksachen.		
a. Monatshefte Nr. 1—12	1500,—	
b. Zeichnungen	100,—	
		<u>1600,—</u>
Titel III. Porti und Depeschen.		
Porti und Depeschen		50,—
Titel IV. Bureau und Schreib-Materialien.		
Converts, Papier etc.		40,—
Titel V. Remuneration f. gel. Arbeiten.		
Copialien etc.		120,—
Titel VI. Bibliothek.		
Buchbinder etc.		30,—
Titel VII. Aussergewöhnliche.		
Wanderversamml. etc.		20,—
Titel VIII. Sonstige Ausgaben.		
Anschaffungen etc.		30,—
Titel IX. Reservefonds.		
a. Capitalsanlage	500,—	
b. Vortrag in Baar	501,—	
		<u>1001,—</u>
	Summa der Ausgaben	2891,—

4) Bericht des Bibliothekars.

Herr Custos Buchholz berichtet in Vertretung des verhinderten Bibliothekars.

Am Schluss des Vereinsjahres waren vorhanden:

221 katalogisierte Werke

Im Laufe des Jahres 1894/95 gingen als Geschenke laut begedruckter Spezial- Liste ein	16		
und im neuangeknüpften Schriften- austausch	13	Sa. 29	„ „
Der Bestand am 31. 3. 95 beträgt	250		„ „

Bemerkt wird, dass die im Schriften-Austausch eingehenden Werke, welche alljährlich oder sonst periodisch erscheinen, immer der einmal bestehenden Nummer zugeschrieben werden, die Zahl der Bände sich also in viel grösserem Verhältnis vermehrt, als die der Katalog-Nummern.

Ein Verzeichnis der Vereine p. p. mit welchen die „Brandenburgia“ im Schriftenaustausch-Verkehr steht, folgt hierbei:

Es waren früher	33
Zugekommen sind weitere Vereine	13
Zusammen also am 31. 3. 95	46 Vereine.

Der Berichterstatter knüpft hieran die Bitte an alle diejenigen Mitglieder, welche eigene Schriften herausgegeben haben, ihre Publikationen in die Vereinsbibliothek zu stiften, der daran liege, die aus dem Kreise der Mitgliederschaft hervorgegangenen wissenschaftlichen Arbeiten zu besitzen.

Die Bilder- und Karten-Sammlung der Gesellschaft zählt gegenwärtig 83 Nummern.

5) Ausschussmitgl. Buchholz legt das neuerschienene Werk:

Die Berliner Goldschmiedekunst, von Fr. Sarre,

zur Ansicht vor und bemerkt dazu:

Eine umfassende Geschichte dieses vornehmsten Kunsthandwerks der Goldschmiede, soweit sie die Stadt Berlin angeht, hat der Verfasser in diesem Werk zusammengestellt. Da dasselbe bereits in den Tagesblättern besprochen ist, so berichte ich daraus nur kurz, dass die Reihe der aufgeführten Berliner Goldschmiedemeister mit dem Jahre 1462 beginnt und aus dem 15. Jahrhundert überhaupt nur 3 Meister nachweist, wogegen aus dem 16. Jahrhundert schon 74 genannt werden. Solche schnelle Vermehrung innerhalb eines einzigen kunstgewerblichen Zweiges

spiegelt den allgemeinen Aufschwung des Wohlstandes und der gewerblichen und Handelsverhältnisse Berlins wieder, der seinen Höhepunkt in der Mitte und in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts erreicht, einen Aufschwung, als dessen mittelbare Folgen auch die damals durch die neuen Verhältnisse nöthig gewordenen neuen Zunft- und Gilde-Organisationen anzusehen sind, deren Privilegien, bezw. in umgeänderter Gestalt, meistens aus jener Zeit datieren. So traten denn auch im Jahre 1555 die 23 Berliner Goldschmiedemeister zu einer Zunft zusammen und brachten ihre Satzungen „aufs pappir“. Die betreffende Urkunde ist in dem Sarre'schen Werk facsimiliert wiedergegeben und hat dadurch ein erhöhtes Interesse, dass jeder Meister zu seiner Unterschrift auch sein Stempelzeichen beifügte.

Das Werk enthält u. a. auch Verzeichnisse der Städtischen Beschauzeichen, der Feingehaltszeichen, der Kontrollzeichen und der Meisterzeichen, die sämmtlich für die Beurteilung altertümlicher Goldschmiedearbeiten von Wert sind; ferner sind einige Portraits berühmter Meister, sowie eine Anzahl der vorzüglichsten aus Berliner Werkstätten hervorgegangenen Goldschmiede-Arbeiten auf Lichtdruck-Tafeln wiedergegeben. Der Verfasser hat durch die Herausgabe dieses Werkes allen kunst- und gewerks-geschichtlichen Forschern und sonstigen Interessenten einen grossen Dienst erwiesen.

Herr Buchholz berichtet über einige, vom Mitglied, Ltnt. Schmidt-Neuhaus gesammelte und dem Märkischen Museum geschenkte Erinnerungen an den

Geselligen Verein der Freunde mit dem Hut.*)

In der Mitte der 40er Jahre hatte sich in einigen europäischen Grossstädten eine Bewegung gegen das Abnehmen des Hutes beim Grüssen, wie in öffentlichen Lokalen, bemerklich gemacht, die auch in Berlin und zwar zum Theil in gebildeten Kreisen, Anhänger fand.

Diese versuchten für ihre Neuerung in öffentlichen Lokalen, z. B. bei Kroll's, Propaganda zu machen, hatten aber einen sehr kläglichen Erfolg; denn sie wurden, wegen ihrer Opposition gegen die verlangte Abnahme des Hutes, einfach hinausgeworfen.

Darauf verbanden sie sich am 15. Juni 1845 zu einem Verein, mit der Firma: „Verein der Freunde mit dem Hut“ und innerhalb dessen Versammlungen konnten sie dann nach Herzenslust ihrem Prinzip treu bleiben.

Doch die Befriedigung darüber scheint nicht lange gewährt zu haben, denn schon im nächsten Jahre bringt man den Hut aus der Firma und zeichnet: „Verein der Freimüthigen“, verbietet auch schon das Auf-

*) Vergl. S. 64 d. Jahrg.

behalten des Hutes in Gegenwart von Damen. Nur auf den Mitglieds-Diplomen herrscht der Hut noch vor, wie auf diesem (vorgelegten) Exemplar zu ersehen ist. Es datiert vom 15. Juni 1845, ist ausgefertigt vom Vorstande: Dr. Quehl, Dr. Weyl, Hilgenhoff, Dr. Friedländer, Dr. Gumbinner und künstlerisch ausgestattet von Boehmer.

In den verschiedenen darauf befindlichen interessanten Darstellungen spielt natürlich der Hut die Hauptrolle, dessen Grösse und geschweifte Form damals auch gerade den Höhepunkt erreicht hatten. Unverkennbar ist das Bestreben des Künstlers, in den einzelnen Szenen die Abnehmer des Huts als Lakaien und andere niedere Seelen darzustellen, wogegen die Anhänger der Neuerung als stolze und freie Herren erscheinen.

Im Januar 1847 beseitigt man auch schon diese Formulare zu Diplomen, wohl, weil der Hut ganz ausgemerzt werden sollte. Man wählt als Wahrzeichen dafür das Bild Ulrich von Hutten's und es bleibt dahin gestellt, ob diese Wahl lediglich wegen der Sympathie der Mitglieder mit dem Heros geistiger Freiheit geschah, oder ob nicht auch der Umstand mitwirkte, dass in diesem grossen Namen der des ersten Symbols sich schüchtern versteckt hält.

Derselbe Verein blüht übrigens noch jetzt unter dem Vorsitz von Schmidt-Cabanis und feiert in diesem Jahre sein 50jähriges Bestehen.

Herr Buchholz berichtet ferner, dass gegenwärtig das

Humboldthaus, Oranienburger Str. 67

abgebrochen wird und legt einige, schon bei Beginn des Abbruchs aufgenommene Photographien des Hauses, des Hofes und des Gartenhäuschens vor, darunter auch die Ansicht der Hinterseite des Grundstücks von der Johannisstrasse aus. In Bezug auf den Verbleib der an der Hausfront befindlich gewesenen, vermutlich von den Berliner Naturforschenden Vereinen angebrachten marmornen Gedenktafel mit der Inschrift:

In diesem Hause wohnte
Alexander von Humboldt
vom Jahre 1842
bis zu seinem Hinscheiden
am 6. Mai 1859.

hat sich die Museums-Verwaltung mit dem Abbruchsunternehmer in Verbindung gesetzt, um sie in das Märkische Museum aufzunehmen, weil der Text für das neue Haus nicht mehr zutrifft. Dagegen würde an die Stadt Berlin die Frage der Einsetzung einer bronzenen Gedenktafel herantreten, in der es statt „In diesem Hause“ heissen würde „Hier“.

Herr Buchholz spricht über 8, zufällig aus alten Akten gerettete
 Bauzeichnungen mit Anweisung auf Bauportionen
 aus der Zeit des Soldatenkönigs.

Sie stellen die Entwürfe einiger jener für bürgerliche Wohnungen bestimmter Mussbauten dar, mit welchen Friedrich Wilhelm I. die Strassen der von seinem Vater gegründeten Friedrichsstadt auszufüllen mit solchem Eifer bestrebt war, dass er mitunter von den sonst gebräuchlichen Formen königlicher Willens- oder vielmehr Unwillens-Äusserungen in einer für die beteiligten auch körperlich empfindlichen Weise abzuweichen beliebte.

Die auf den Blättern gezeichneten Bau-Grundrisse geben zugleich ein Bild der damaligen kleinbürgerlichen Wohnungsbedürfnisse. Vorn eine grössere Stube, mitunter noch eine kleinere, hinten eine Kammer oder auch Stube und die Küche mit dem grossen Kaminherd, über dem sich der Rauchfang mit seinem grossen Hohlraum, der zugleich als Räucherammer diente, schwerfällig aufbaut.

Die Façaden halten sich in jenem schlichten Barockstil, der sich noch bis vor wenigen Jahrzehnten in den Strassen der Friedrichsstadt vorherrschend zeigte. Jetzt sind diese Häuser nur noch sehr vereinzelt und dann wesentlich verändert vorhanden und diese wenigen kontrastieren sehr auffällig mit den sie einschliessenden Reihen grosser Prachthäuser, welche in den beiden letzten Dekaden erstanden sind. In den hier ausgelegten Photographien sind die letzten dieser Häuser, von denen schon wieder ein Teil verschwunden ist, der Nachwelt erhalten. Wie die Photographien zeigen, ist mit den verschiedenen Veränderungen der Façaden auch der ursprüngliche Stil derselben verloren gegangen, so dass es schwer wird, daraus die erste Bauanlage wiederzuerkennen; das sicherste Merkmal dafür, dass die betr. Häuser noch aus jener ersten Bebauungszeit herrühren, liegt in dem Verhältnis zum Strassenniveau. Die Strassendämme sind nämlich später weiter aufgehöhht worden. Dadurch kamen die Kellerfenster zum teil unter das Niveau und das Thor, und die ganze Ansicht der Häuser erscheint gedrückt.

Die hier vorliegenden Bauzeichnungen wurden damals nicht, wie das jetzt Erfordernis ist, zum Zweck der baupolizeilichen Genehmigung eingereicht, vielmehr lediglich zur Erlangung der vom Könige zur Beförderung des Anbaus auf der Friedrichsstadt ausgesetzten Bau-Subventionen, deren Anweisung Sie denn auch in der Urschrift auf den Blättern sehen und zwar von der Hand der eigens dazu bestellten Königlichen Kommissarien v. Derschau und v. Gerlach, bezw. v. Blankensee und v. Gerlach.

Beispielweise lautet eine der Anweisungen:

„Dentur drey portiones an der Goldschmiede Innung allhier, welche

vier Ruthen und sechs Fuss in der fronte und sowohl selbige, als die Giebelwände nach dem von Sr. Kgl. Majestät Allergnädigst approbierten Abriss in der neuen Friedrichstrasse massiv bauen wollen.

Berlin d. 8. Septbr. 1732.

A. E. v. Blankensee.

v. Gerlach.

Zum näheren Verständnis dieser interessanten Belagstücke für die Bauthätigkeit Friedrich Wilhelms I., namentlich auch zur Erklärung des Begriffs der darauf erwähnten „Bauportionen“, werfen wir einen kurzen Blick auf

die Entstehungsgeschichte der Friedrichstadt,

welche in der weiteren grossen Entwicklung Berlins das Herz der Reichshauptstadt mit dem wertvollsten Grund und Boden geworden ist, während damals der Soldatenkönig die Baustellen verschenken und noch Bausubventionen dazu geben musste, um baulustige Abnehmer zu finden.

Im Jahre 1658 hatte der Grosse Kurfürst „um in Anseh- und Betrachtung der vor Augen schwebenden Läuflüthen, vor allen feindseligen Überfall, desto mehr gesichert zu sein“ die Schwesterstädte Berlin und Kölln, welche bis dahin nur durch die mittelalterlichen Umfassungsmauern geschützt waren, mit Festungswerken nach dem neuen Vauban'schen System umgeben lassen. Im Westen von Kölln, jenseits des Spreearms, waren diese Werke etwas weiter hinausgerückt, so dass zwischen denselben und dem Spreearm Raum für eine dritte Stadt entstand, die der Kurfürst „nach seinem Nahmen“ „Friedrichswerder“ nannte und deren Anbau er ausserordentlich begünstigte. 15 Jahre später privilegierte der Grosse Kurfürst auf Betreiben seiner Gemahlin Dorothea auch die Anlage einer vierten Stadt „auf dem Acker so zur rechten Seite vorm neuen Thor*) des Friedrichswerders nach dem Thiergarten belegen,“ nämlich der Dorotheenstadt. Kurfürst Friedrich III., der spätere erste König, wollte nun, wie Küster schreibt, „gleich anderen Potentaten und vornehmlich nach dem Exempel seiner Vorfahren, auch einen Ort in seinen Landen, den er selbst fundiret, wissen“ und er beauftragte deshalb gleich beim Antritt seiner Regierung (1688) den Baudirector Johann Heinrich Behren, auf dem westlich vom Friedrichswerder, jenseit der Festungswerke gelegenen Köllnischen Acker eine neue Stadt, „so von ihrem durchlauchtigsten Fundatore Friedrichstadt heissen sollte“ anzulegen. Wer sich dort anbauen wollte, erhielt die Baustelle, ausserdem auch noch Holz, Kalk und Steine

*) Das „neue Thor“ wurde damals das Festungsthor genannt, welches zwischen dem heutigen Opernhaus und der Hauptwache lag.

umsonst. Die Ausdehnung der neuen Stadt war damals nur bis zur heutigen Mauer- und Junkerstrasse so geplant, dass links die Lindenstrasse, rechts der Dorotheenstädtische Wall, spätere Behrenstrasse, die Grenze bildeten. Trotz der beträchtlichen Subventionen machte die Bebauung keine grossen Fortschritte; und um zu Gewaltmassregeln, wie sein Nachfolger, zu greifen, mochte dem fürstlichen Begründer der Anbau nicht stark genug am Herzen liegen. Erst in seinen letzten Lebenstagen, unterm 14. Januar 1713, nahm er aus einem Bericht des Rats, welcher klagte, dass in der neuen Stadt, nebst der Köpnick Vorstadt, noch 380 wüste Stellen unbebaut geblieben wären, Veranlassung zu einer Ordre an den Gen.-Feldmarschall Grafen von Wartensleben „... Königl. Majestät wollen fortan nicht gestatten, dass dergleichen offene und theils „kaum im tüchtigen Gehäge stehende Plätze zur Unzierde dero Resi- „denzien länger unbebaut, mithin die Gassen davor ungereinigt bleiben „und jedermann den Unflath und die vilainies dahin zu verschütten „Gelegenheit nehmen möge, als befehlen dieselbe, . . . den Eigenthümern „solcher wüsten Stellen samt und sonders anzudeuten, dass ein jeder „ohne den geringsten Zeitverlust seines bezeugten Ungehorsams halber „vor diesesmahl 1 Thaler Strafe ad pias causas sofort erlegen solle, mit „der nachdrücklichen Verwarnung, dass, wer nach obiger vorerst ge- „linden Straffe fernere Nachlässigkeit spüren lassen, eine höhere Straffe „oder gar zu gewärtigen, dass von ihnen als ungehorsamen oder säu- „migen Besitzern, alle bürgerliche Onera gefordert p. p. würden.“

Diese strenge Verordnung hatte gleichwohl keinen grossen Erfolg und es bedurfte der ganzen persönlichen Vorliebe Friedrich Wilhelms des ersten für die Sache, um das von seinem Vater angestrebte Ziel zu verwirklichen. Doch erst im Jahre 1721 war der König in der Lage, sich um die Bebauung der Stadt seines Vaters eingehend zu kümmern. Er erliess unterm 29. April an die Geheimen Räte Ellenberg und Gause eine Ordre: „Wir wollten gerne die Friedrichstadt je eher je lieber „völlig ausgebaut sehen und seyn um solches zu befördern, geneigt, „denjenigen, so allda bauen wollen, sowohl die Materialien dazu zn „schenken, als etwas an Gelde vorschliessen zu lassen. Euch aber be- „fehlen wir allergdzt, Euch nebst dem Major von Derschau, welchem „wir deshalb auch Ordre ertheilet, mit dem hiesigen Magistrat förder- „samst zusammen zuthun, durch welche Mittel unser Zweck am füg- „lichsten erreicht werden könne, zu überlegen, Uns solches pflichtmässig „vorzuschlagen, auch uns eine accurate Specification derer annoch in „gedachter Friedrichsstadt befindlichen wüsten Plätze, samt Beyfügung „der Namen derer Eigenthümer, und der Ursachen, warum sie bishero „nicht bebaut worden, einzusenden“. Dem Magistrat eröffnete der König zugleich, dass er, „so viel an ihm wäre, sich zu bemühen hätte, „damit die Friedrichsstadt bald völlig ausgebaut werden möchte“. Das

Ergebnis der gemeinsamen Beratungen der Beauftragten war, „Seine Majestät zuvörderst zu imploriren, dass Sie geruhen möchten, die denen Neuanzubauenden zugedachte Freyheit und was Sie denenselben an „Gelde und Baumaterialien zu Hülffe reichen zu lassen Allergnädigst „resolvieret, durch ein besonderes Edict vorhero kundmachen zu lassen“. Darauf erschien unterm 23. Mai das Edict: „Gleichwohl S. K. Majestät „bei Ihrem vorigen Entschluss wegen Aufbauung p. p. verbleiben, so „haben Sie dero Willensmeinung anderweit zu publiciren gut gefunden, „seynd auch allergnädigst entschlossen und geneigt, den Neuanbauenden „auf der Friedrichsstadt zu ihrer desto mehreren Aufmunterung folgende „Conditiones zu accordiren:

1. „Haben S. K. Majestät in Gnaden resolviret, zu dem Aufbau gesammter lediger Haus-Stellen 10 000 Thaler baar unter die Neuanbauende nach Proportion der anzulegenden Gebäude vertheilen zu lassen und ihnen selbige aus besonderen gnädigsten Wohlgefallen zu schenken.
2. „Wollen S. K. Majestät alles darzu nöthige Holz, Steine und Kalk „an den gelegentsten Oertern ohnentgeltlich anweisen lassen.“
3. „Damit auch umsomehr der Anbau facilitiret und die Neuanbauende dazu aufgemuntert werden mögen, sind S. K. Majestät „zufrieden, dass auf diese ledige Stellen nur Häuser von einer „Etagge erbauet werden.“

Weiterhin bestimmte der König, dass alle Eigentümer von Baustellen auf der Friedrichsstadt und alle die, so Häuser zu erbauen gesonnen, bei der Kommission auf dem Rathause am 5., 6. und 7. Juni nachmittags die nöthige Bescheidung erhalten, diejenigen Eigentümer aber, welche nicht kämen, ihres Besitzes zu Gunsten anderer Baulustiger verlustig gehen sollten. Dieses Edict hatte auf die Bebauung eine so gute Wirkung ausgeübt, dass es bald darauf auch auf die übrigen Stadttheile Berlins und auf wüste Stellen in anderen märkischen Städten ausgedehnt wurde. Insbesondere bestimmte der König 1722, „weil wir „den Anbau hiesiger Residentz Städte möglichst befördert sehen möchten, „dass in denen Vorstädten bis an die Landwehr (der Schiffahrts-Kanal) „jährlich auf 200 Häuser angebauet werden“ und da die oben genannte Bausubvention nur auf die engere Friedrichsstadt berechnet war, die bei weitem nicht an die Landwehr heranreichte, so bewilligte der König den ausserhalb Bauenden statt der Baumaterialien und Baufreiheit im Ganzen 10 Prozent der Baukosten. Auf Grund dieser Vergünstigung entstanden auch zuerst einzelne Häuser jenseit der Mauer- und Junker-Strasse, in deren Zuge sich die erste Friedrichsstädtische Mauer befand. Als im Herbst 1724, auf Erfordern des Königs, der Magistrat berichtete, dass auf der Friedrichsstadt noch 199 Hausstellen unbebaut seien, erliess der König unterm 23. Februar 1725 folgende Kabinetsordre: „Demnach

„S. K. Majestät abermahl auf das nachdrücklichste befohlen, dass die „wüsten Plätze auf der Friedrichsstadt ohne den geringsten Anstand „bebauet und in diesem Jahr solches bewerkstelliget, zu dem Ende auch „von den Eigenthümern längstens gegen Ostern dies. Jahres der Anfang „darzu gemachet, oder ihnen die Stellen genommen und à 2 Thaler die „Quadratruthe denen, so solche zu bauen resolviren, ohne Contradiction „angewiesen werden sollen, hingegen auf einer jeden Stelle à 3 Ruthen „en fronte 1 Schock Mittelbauholz, 4 Stücken Sägeblöcke, 4 Land- „Prahmen Kalksteine, 30 Wispel Kalk und 42 Thaler baar Geld von „den von S. K. Majestät darzu abermahl geschenkten 10 000 Thalern „assigniret werden sollen; als wird allen und jeden Eigenthümern hier- „mit aufs nachdrücklichste anbefohlen, zwischen hier und Ostern, zur „Bebauung wirkliche Anstalt zu machen und mittels einzugebenden „Memorials, auch beizulegenden Risses, und Attests vom Maurer- „und Zimmermeister, wie breit deren Stellen en Fronte seien, die „Assignationes auf sothane Materialien und Geld fordersatzamst „zu suchen, oder zu gewärtigen, dass die Stellen ohnfehlbar genommen „und à Quadratruthe 2 Thaler verkauffet und die Königl. Beneficien „darauf assigniret werden.“

Als nun infolge dieser und noch mehrerer anderer Königlicher Befehle eine grössere Anzahl von Häusern entstanden und nur noch wenige Lücken geblieben waren, lag dem Könige, der inzwischen die (Ende der 1860er Jahre gefallene) Stadtmauer vom Brandenburger Thor über das Hallesche nach dem Schlesischen Thor hatte ziehen lassen, doch sehr daran, auch den äusseren Teil der Friedrichsstadt, zwischen der Mauer- bzw. Junker-Strasse und der neuen Stadtmauer, vollbebaut zu sehen. Er hatte dazu die noch jetzt bestehenden Strassenzüge mit der Wilhelmstrasse und der Zimmerstrasse beginnend, bis zum Quarrée (Pariser Platz), dem Achteck (Leipziger Platz) und dem Rondel (Belle-Allianceplatz) anlegen lassen und gewährte für den Anbau dieser erweiterten Friedrichsstadt dieselben Benefizien, wie in der engeren Friedrichsstadt, in Gestalt der Bauportionen. Im Jahre 1732 hatte der König dem Anbau in der äusseren Friedrichsstadt eine neue Anregung gegeben, derzufolge über 50 Gesuche um die Königliche Bausubvention eingegangen waren, und zu diesen gehören vermutlich auch die vorliegenden Blätter.

In der citierten Cabinetsordre vom 23. Februar 1725 finden wir eine Specification der Bauportionen und zwar waren es doppelte Portionen für Häuser von 3 Ruthen Front: 1 Schock Mittelbauholz, 4 Stücken Sägeblöcke, 4 Prahmen Kalksteine, 30 Wispel Kalk und 42 Thaler baar. Wenn nun die hier vorliegenden Anweisungen bei $3\frac{3}{4}$ Ruthen Front auf $2\frac{1}{2}$ Portionen, bei $4\frac{1}{2}$ Ruthen Front auf 3 Portionen, bei 6 Ruthen Front auf 4 Portionen, bei $6\frac{3}{4}$ Ruthen auf $4\frac{1}{2}$ Portionen lauten, so geht daraus hervor, dass auf je $1\frac{1}{2}$ Ruthen Front eine Bauportion bewilligt wurde

und die gratis gegebene Quantität an Baumaterialien und Geld für jedes Haus lässt sich nach der Zahl der bewilligten Portionen leicht berechnen.

Das Ergebnis solcher Rechnung zeigt, mit welchen relativ grossen Opfern Fr. W. I. dieses, sein zweites Lieblingswerk, zu fördern suchte. Welche anderweiten Einflüsse er zu dieser Förderung sonst noch ausübte, ist aus der geschichtlichen Charakteristik seiner Person bekannt.

Die Vorliebe für den Ausbau der Friedrichstadt stand der für die Heranbildung einer tüchtigen Armee wenig nach.

War mit dieser letzteren ein Fundament gelegt für die Hebung Preussens und damit Deutschlands zur gegenwärtigen Grösse und zum gegenwärtigen gesicherten Wohlstand, denen wir den hohen Aufschwung unserer Stadt verdanken, so erscheint auch des Königs zweites Werk, die Friedrichstadt, deren Entwicklung zum verkehrreichsten und schönsten Stadtteil er durch wahrhaft grossstädtische Anordnung der Strassen und Plätze, gleichsam in Vorausahnung der künftigen Bedeutung fundiert hat, als ein glänzendes Blatt in seinem Thatenkranz.

6. Herr Professor Dr. Johannes Frenzel hielt den angekündigten Vortrag: Zur Naturgeschichte des Müggelsees. Er verbreitete sich zunächst über die Gestalt des Sees, seine Zu- und Abflüsse und schilderte dann die Fauna und Flora nach den Wasserschichten, den Jahreszeiten, dem Einfluss des Menschen u. s. w. Unterstützt wurde der Vortrag, welcher mit grossem Beifall aufgenommen wurde, durch eine reiche Zahl von Demonstrationsobjekten.

7) Nach dem Schluss der Sitzung vereinigte sich noch eine Anzahl der Teilnehmer zu einem gemütlichen Beisammensein im Ratskeller.

Eingegangene Geschenke für die Bibliothek der „Brandenburgia“.

Herr Bürgerdeputirter **Dr. Carl Bolle**: Bolle, Etwas über Ahorne. Berlin 1894. gr. 8. 9 S.

„ **Fritz Eichberg**: Eichberg, die Mark Brandenburg in Sage und Lied. Berlin 1894. 8.

„ Geh. Regierungsrat **Friedel**: a., Riedel, Katholisches Leben in der Mark Brandenburg; Berlin 1894. 8. b, Muret, Geschichte des Kinderhospiz der franz.-reformirten Gemeinde in Berlin; Berlin 1894. 8. c., Muret, Geschichte der ersten städtischen höheren Töchterchule in Berlin. Berlin 1888. 8.

„ Oberlehrer **Dr. Graupe**: Graupe, die Ostseeküste von Colberg bis Heiligendamm und Rügen. Berlin 1894. 8.

- Herr Techniker **Pütz**: Pütz, Die Grundzüge der Kartographie für Natur- und Wanderfreunde: Berlin 1887. *.
- „ Divisionspfarrer **Schild** in Torgau: Schild, Zum 350jährigen Jubiläum der Garnisonkirche auf Schloss Hartenfels in Torgau; Halle 1894. *.
- „ Bankbuchhalter **Tismar**: Fontane's Führer durch die Umgegend Berlins. I. Theil. Berlin 1892. *.
- „ Rittergutsbesitzer **Treichel** auf Hoch Palleschken, Provinz W.-Preussen: Treichel, Steinsagen. *.
- „ **Georg Voss**: Voss, Die Wandmalerei der Kirche zu Dahlem bei Berlin; Berlin 1894. Folio.
- „ Professor **Dr. Wahnschaffe**: Wahnschaffe, Die Lagerungsverhältnisse des Tertiärs und Quartärs der Gegend von Buckow; Berlin, 1894. *.

Institute und Vereine

mit denen die „Brandenburgia“ im Schriften-Austausch-Verkehr steht.

- Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.
- Berlin: Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
„ Naturwissenschaftliche Wochenschrift.
- Darmstadt: Historischer Verein für das Grossherzogthum Hessen.
- Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden Landestheile.
- Dresden: Königl. Sächsischer Altertumsverein.
- Düsseldorf: Verein für die Geschichte des Niederrheins.
- Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
- Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
- Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde.
- Frankfurt a/O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk Frankfurt.
- Giessen: Oberhessischer Geschichts-Verein.
- Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
- Greifswald: Gesellschaft für Pommersche Geschichte.
- Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde.
- Halle: Verein für Erdkunde.
- Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
- Insterburg: Altertums-Gesellschaft.
- Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Roda.
- Kempten: Allgäuer Geschichts-Verein.
- Kiel: Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
- „ „ „ Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.
- Königsberg i/Pr.: Altertums-Gesellschaft „Prussia“.
- Landsberg a/W.: Verein für Geschichte der Neumark.

- Linz: Österreichischer Gewerbe-Verein.
 Marienwerder: Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.
 Meissen: Verein für die Geschichte der Stadt Meissen.
 Metz: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.
 Münster Westphälischer Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst.
 Nürnberg: Germanisches National-Museum.
 " Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg.
 Prag: Altertums-Museum.
 " Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.
 Riga: Verein für livländische Geschichte.
 Salzburg: Städtisches Museum „Carolino-Augusteum“.
 Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
 Stettin: Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
 Stockholm: Kgl. Vitterhets Historie och Antiquitäts Akademien.
 Strassburg i/E: Administration der Antiquitäten-Zeitschrift.
 Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
 Thorn: Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
 Torgau: Altertums-Verein.
 Ulm: Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.
 Worms: Wormser Altertums-Verein.
 Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
 Zwickau: Altertums-Verein für Zwickau und Umgegend.

Kleine Mitteilungen.

Über die Krebspest. Im Anfang der achtziger Jahre trat die unter dem Namen Krebspest (*Mykosis astacina*) den Züchtern nur zu wohl bekannte Krankheit zum ersten Male epidemisch im Odergebiete auf, und zwar mit so furchtbarem Erfolge, dass im Laufe eines Jahres der Krebsstand der Oder vollständig vernichtet und ein ehemals blühender Zweig der Fischerei ruiniert wurde. Die Untersuchungen von Professor Dr. Leuckart in Leipzig ergaben als wahrscheinlich, dass irgend ein krankheitserregender Pilz die Ursache des Massensterbens sein müsse, und nach sehr eingehenden Forschungen stellte Professor Harz, der Bakteriologe der königlichen Tierarzneischule in München, später fest, dass die Krebspest hervorgerufen und verbreitet wird durch eine Pilzart aus der Familie der Saprolegnien, die den Bakterien nahe verwandt sind, aber in wesentlich grösseren Entwicklungsformen auftreten. Am bekanntesten sind die in Form weisser Schleimfäden in kleinen Büscheln an Goldfischen und Karpfen auftretenden Saprolegnia-Arten, die aber nur selten Epidemien bewirken, sondern meist nur einzelne Fische befallen und tödten. Als vor fünfzehn Jahren in Folge der Seuche die Krebse in allen mit der Oder in Verbindung stehenden Gewässern ausstarben, wurden mit grossen Kosten Versuche gemacht, durch Aussetzen von

Muttertieren die Gewässer wieder mit Krebsen zu bevölkern. Recht glücklich waren die Versuche in den Hermsdorf-Wutzig-Lauchstädter Seen gelungen; denn diese zeigten bereits wieder eine solche Menge von Krebsen, dass der Pächter der Seen sich rühmen konnte, mehr als die Hälfte der Pacht, die jährlich 8500 Mark beträgt, aus dem Verkauf der Krebse zu gewinnen, von denen die grössten mit zehn bis zwölf Mark das Schock in Berlin verkauft wurden. Leider aber ist, wie seiner Zeit gemeldet, im Sommer 1894 im märkischen Odergebiet der verheerende Krebspilz abermals aufgetreten und im Herbst ist die epidemische Krebspest auch in diesen Seen aufs Neue ausgebrochen und hat bereits den gesamten Bestand daselbst wieder vernichtet. Die Seuche wird sich vermutlich wieder durch das gesamte Odergebiet fortpflanzen, denn wenn die Wissenschaft auch den Feind kennt, so steht sie ihm bisher doch leider noch vollkommen machtlos gegenüber. Alle Bemühungen des deutschen Fischerei-Vereins, sowie der beteiligten kleineren deutschen Fischerei-Vereine wegen Abhilfe, waren bislang von keinem nachhaltigen Erfolge gekrönt. In der Nachbarschaft Berlins werden nach Mitteilung unsers Mitgliedes Professors Dr. Joh. Frenzel, Direktors der Biologischen- und Fischerei-Anstalt zu Friedrichshagen, im Müggelsee, wieder junge Krebse bemerkt; hoffentlich wächst eine kräftigere Generation allmählich wieder heran. Ein grosser Teil des Verbrauchs in Berlin und anderen grossen Städten wird mit Krebsen aus Finland, Russland, Polen und Galizien gedeckt, die z. T. anderen Varietäten, z. T. einer anderen, weniger wohlgeschmeckenden Krebsart angehören. In Lübeck, welches einen grossen Export- und Import-Handel nach Finland unterhält, werden enorme Massen finischer Krebse eingeführt und diese zum grossen Teil nach Berlin, Hamburg und Paris vertrieben.

Über den Krebsfang in der Uckermark. Der gemeine Flusskrebs, *Astacus fluviatilis*, bewohnte in ungeheuren Mengen die Gewässer des südlichen Teiles der Uckermark, Kreis Angermünde. Trotz des Fanges Unberechtigter, entnahm der Fischereipächter des grossen Paarstein-Sees und der dazu gehörigen fünf kleineren Seen die jährliche Pachtsumme in Höhe von 800 bis 900 Thlr. allein aus dem Erlös des Krebsfanges. Die Oderkrebse, durch ihre Grösse ausgezeichnet, wurden in solchen Mengen gefangen, dass sie einen bedeutenden Handelsartikel bildeten, namentlich auch nach Berlin hin. Jedoch anfangs der achtziger Jahre trat eine seuchenartige Krankheit derartig unter den Krebsen auf, dass in wenigen Jahren sämtliche Krebse aus allen Gewässern verschwunden waren. An den Ufern des Paarstein-Sees lagen von den Wellen angeschwemmt ganze Haufen toter Krebse, den zahlreich herbei gelockten Krähen eine willkommene Beute. Wenngleich die dazu Berechtigten durch Einsetzen junger Krebse für Nachwuchs gesorgt haben, so dürfte doch noch manches Jahr vergehen ehe ein ergiebiger Fang zu erwarten ist.

Nun zu den hier früher üblichen Fangarten des Krebses. Vorweg bemerke ich jedoch, dass auch Unberechtigte oft in grosser Zahl den Krebsfang ausübten und zwar in einer Art und Weise, die von den Berechtigten selten oder garnicht angewandt wurde, trotzdem er überaus reichlich lohnend war.

Dieser Fang geschah in milden, windstillen Sommernächten und bediente man sich dazu eines Leuchtfeuers. Die Krebspfanne, ein aus Draht geflochtener Napf, woran ein langer Stiel befestigt werden konnte, war zur Aufnahme des harzigen Kiefernholzes bestimmt. Sobald dies in Brand gesetzt war, begab man sich in's Wasser und ging langsam am Ufer entlang. Die Pfanne wurde nach vorne in geringer Höhe über der Wasseroberfläche gehalten und erhellte dieselbe in ziemlichem Umkreise bis auf den Grund. Durch diesen Schein angelockt kamen nun die Krebse aus ihren Schlupfwinkeln in grossen Mengen hervor und wurden mit den Händen gegriffen. Die Ausbeute eines solchen nächtlichen Fanges, woran sich zwei auch drei Personen beteiligten, belief sich, wie mir kürzlich ein dabei oft beteiligt gewesener alter Mann sagte, auf 20 bis 30 Schock. Die grössten davon wurden das Schock mit 50 Pf., die mittleren mit 20- bis 25 Pf. und die kleinen mit 10 Pf. bezahlt.

Die zum Fange Berechtigten bedienten sich dabei der Krebsreusen oder auch Krebskörbe genannt. Diese waren etwa 1 m lang, ründlich, und hatten an den Enden 20 und in der Mitte 25 cm Durchmesser. Sie waren aus glatten Kiefernstäben, welche durch ebensolche Wurzeln verflochten waren, hergestellt, und an beiden Enden so eingerichtet, dass die Krebse wohl hinein aber nicht wieder hinaus kriechen konnten. In der Mitte war eine Thür angebracht, die durch Wurzelringe fest verschlossen werden konnte. Inwendig befand sich ein Stäbchen, woran als Lockspeise oder Köder ein toter Fisch oder Frosch, oft auch nur die Keulen desselben befestigt wurden. Zum sichern Wiederfinden dieser Reusen dienten daran befestigte Kiefernwurzeln, die am oberen Ende mit einem handgrossen Stück Kiefernborke versehen waren. Gelegt wurden diese Reusen in nicht allzugrosse Tiefen, aber doch in einiger Entfernung vom Ufer und waren nur mittels eines Fahrzeuges erreichbar. Der Ertrag dieses Fanges hing selbstverständlich von der Menge der ausgelegten Reusen ab.

Ausser den Kadavern von Fischen und Fröschen als Köder zum Krebsfang, sah ich, wie ein Fischer, der nur einen Teil des Paarsteiner-Sees befischte, hierzu die reifen Hollunderbeeren verwandte und einen weit ergiebigeren Fang machte als mit den Fleischködern. Bei dieser Gelegenheit erzählte mir der Mann, dass er auch grüne Beeren von einem Kraute, welches er aber nicht kenne, dazu benutze und ebensoviele Krebse damit fange. Da er mir dies Kraut nicht nennen, auch nicht vorzeigen konnte, so schickte er es mir nachher zu. Es war *Spergula arvensis*. Schliesslich drückte der Mann noch sein lebhaftes Bedauern darüber aus, dass er diese beiden Beerenarten nicht in der besten Fangzeit haben könne, da sie ja erst so spät heranreifen. Als diese Zeit bezeichnete er die Monate: Mai, Juni, Juli und August und meinte, dass die Krebse in dieser Zeit auch am besten schmeckten. Mir war dieses Erlebnis und die Thatsache, dass der Krebs auch Pflanzenkost geniesst, von grossem Interesse, weil ich bis dahin geglaubt hatte, er sättige sich nur von Fleischkost. Auch habe ich seiner Zeit dem botanischen Verein der Mark Brandenburg über diese Fangart Mitteilung gemacht.

Noch will ich hinzufügen, dass hiesige Fischer mir erzählten, die Oderkrebse gingen in der Zeit, wo das Wasser blühe, des Nachts auf's Land, und

hätten sie vor Aufgang der Sonne in dem thauigen Ufergrase oft grosse Mengen mit Händen gegriffen. Das Blühen des Wassers ist die Zeit, in der dasselbe von den darin vorkommenden Algen grün erscheint, was meistens im Monat Juli und August vorkommt.

Oderberg, Mark.

Heinrich Lange.

Die weissen Sandberge am Südrande der Jungfernhaide. Es ist das unabwendbare Schicksal aller Romantik, soweit wir mit diesem Begriff den Gegensatz zum Gewöhnlichen, Alltäglichen bezeichnen, vor den Anforderungen des aufs Äusserste gesteigerten Nützlichkeits-Prinzips der Gegenwart das Feld zu räumen.

Lässt sich das romantische Element durch das freie Spiel mannigfaltig geschwungener Linien versinnbilden, so ist der Ausdruck des erwerbsbeffissenen Culturlebens die nüchterne, gerade Linie, und in diese Zwangsjacke pressen wir beim Verfolgen jenes Prinzipes allenthalben den wohlgefälligen Lauf der von der Natur selbst geformten Linien im Antlitz der Erde. Wo vordem der herrliche Strom zwischen selbstgeschaffenen Ufern, mit dessen anmuthig wechselnden Linien die plätschernde Welle ihr kosendes Spiel trieb, behaglich dahinfloss, zwingt jetzt ein festes, nur zuweilen von starren Bühnen unterbrochenes Gefüge von Steinmauern das flüssige Element in enge, gleichmässige Grenzen. An Stelle des alten, dereinst von unseren Urahnen gebahnten Feldweges, der mit seinen ausgefahrenen Furchen fast wie eine lebendig pulsirende Ader die Flur durchzog, und an dessen grünen Rainen wir als Kinder jubelnd die ersten Veilchen begrüßten, erblickt das Auge auf den nach den Anforderungen der Neuzeit regulirten „consolidirten“ Feldmarken nur ein Netz sich rechtwinkelig kreuzender, schnurgerader Wege, eine moderne Erfüllung der Bibelworte: „Was krumm ist, soll gerade, was uneben ist, soll ebener Weg werden.“

Eine die Heimatkunde in gewissem Sinne nicht unberührt lassende Bestätigung dieser Worte bietet sich uns zur Zeit dar, wenn wir, die Ringbahnhaltestelle „Jungfernhaide“ zum Ausgangspunkt nehmend, jenen Teil des Spreethals aufsuchen, der zwischen den Höhen von Westend und der Jungfernhaide in Jahrhunderte alter, scheinbar noch unberührter Eigenart anmuthend, den Fluss, der hier erst vor einigen Jahren seine natürlichen Ufer den mächtigen Schleusenwerken opfern musste, seiner nahen Vereinigung mit der Havel zuführt. Hinter dem (um mit Fontane zu reden) in Backstein-Sauberkeit und Styl-Jammer erbauten Wohnhaus der Schleusenbeamten lenkt der Weg bald dem nahen Waldessaum zu. Es ist eine sandige, schlechtgepflegte Strasse, die wir ziemlich einsam, mit den Thürmen von Spandau in Sicht, wandern, und doch erzählt sie dem lauschenden Ohr ein Stück altersgrauer Vergangenheit. Der Nonnendamm ist sie geheissen, und das weite Wiesenland ringsum sind die Nonnenwiesen, die ebenso wie der vor uns am Horizonte sich hinziehende Kiefernwald, die Jungfernhaide an jene Zeit erinnern, da die ganze Gegend und zwar östlich bis zu einer von Martinikenfelde bis Reinikendorf gezogenen Linie zu dem Ende des 13. Jahrhunderts gestifteten Jungfernkloster zu Spandau gehörte. Auch ein Stück

Urgeschichte birgt der moorige Wiesengrund, durch welchen dieser Damm dereinst wohl als kürzeste Verbindung zwischen Charlottenburg und dem ältesten Teile von Spandau, der Citadelle angeschüttet wurde; denn es ist ein altes breites Flussbett, das wir durchqueren, das Bett jenes Urstromes, in welchem einst die Wasser der Oder nebst der heutigen, damals als Nebenfluss zu diesem Urstromen gehörenden Spree dahinrauschten, und in welchem, nachdem die Oder ihren Weg nordwärts genommen, die unscheinbare Spree sich ausnimmt „wie die Maus im Käfig des entflohenen Löwen“ (Berendt). Deutlich liegt der südliche Rand dieses alten Flusstales, das linke Ufer, an welchem die Wasser unleugbare Spuren zurückgelassen, vor uns, während das rechte, infolge der Einmündung eines Nebenflusses ohnehin weniger scharf ausgeprägte Ufer unsern Blicken entzogen ist. Es erscheint ganz naturgemäss, dass gegenüber diesem von N. kommenden Zufluss, als deren winzigen Rest wir die verschrieene Panke, vielleicht auch das Hermsdorfer Fliess ansehen können, jener Urstrom seine tiefste Rinne am südlichen Punkte des Querprofiles, also dort, wo heute die Spree fliesst, bilden musste.

Bald haben wir den Wald erreicht, zwischen dessen mächtigen, mit Eichen untermischten Kiefern der Weg als der Typus eines märkischen Waldweges mit „mahlendem Sande“ verschwindet. Hier zweigt sich links, nur dem Kundigen bemerkbar, ein Fusspfad ab, der, die Grenze zwischen dem königlichen Forst und dem Wiesenland bildend, weiterhin über die auf der Karte verzeichneten weissen Sandberge verläuft. Zwischen dem zur Rechten ansteigenden Waldesdunkel und dem in saftigstem Grün leuchtenden Wiesengrund, in welchem hier und da Ueberbleibsel jenes Urstromes aufblitzen, von rauschendem Schilf beschattet, enthüllt uns der Pfad ein köstliches Stück von Natureinsamkeit, das um so reger zum Herzen spricht, als die Nähe der eben verlassenenen und kaum unserm Gesichtskreis entzogenen Hauptstadt ihm die Wirkung des gänzlich Unerwarteten, den Reiz des packenden Gegensatzes verleiht. Über den weiten, schweigenden Wiesenplan schweift der Blick hinüber zu den Höhen von Westend, wo der dunkle Saum des Grunewaldes sichtbar wird, während am Fusse, wo windgeblähte, in der Sonne leuchtende Segel den Lauf der Spree andeuten, der Fürstenbrunn quillt, dessen perlendes Wasser schon die Tafel des Grossen Kurfürsten bereicherte.

Aber schon griff, wie wir beim Weiterwandern erfahren müssen, die erwerbsbeflissene Menschenhand störend in diese Idylle. Denn dort, wo ehemals zwischen dem dunklen Waldessaum und dem saftiggrünen Wiesengrund die blendend leuchtende Dünenreihe der weissen Sandberge sich als eine kühn gesteigerte, wirkungsvolle Fortsetzung des ebengeschilderten Bildes anschloss, da stürzt jetzt schroff und unvermittelt der Wald in nackter Böschung, aus der noch einzelne Wurzelenden, stumm wehklagende Zeugen des Geschehenen, hervorragen, gegen die Ebene ab, während das Vorland, d. h. die eigentliche Grundfläche der ehemaligen Dünenreihe zu einer Obstpflanzung umgewandelt ist, deren junge Zöglinge in dem sterilen Sande zur Zeit ein Mitleid erregendes Dasein fristen.

Diese im vorigen Jahre begonnene und jetzt ihrer Vollendung nahe gerückte Arbeit, durch welche ein für die Geologie unserer Mark so inter-

essantes Blatt aus ihrer Naturgeschichte jährlings herausgerissen wurde, geschah seitens der Besitzer der in der Nähe an einem Spreearm gelegenen Stearin-Fabrik (Motard & Co.) als Eigentümer dieses Geländes; denn die in ihren Fusspunkten natürlich überall unverrückt gebliebene Forstgrenze zog über den nördlichen Abfall der Dünenreihe hinweg, sodass die Hauptmasse derselben ausserhalb des fiskalischen Gebietes lag. Am westlichen Ende des Dünenzuges, auf dem Sternberge, der mit 135' absoluter und 35' relativer (über dem Spreespiegel) Höhe die höchste Erhebung desselben bildete und einen sehr lohnenden Blick über das Spreethal, auf Spandau und die nordwestlichen Abhänge des Grunewaldes darbot, befand sich auch (ein Moment für die Bedeutung selbst so geringer Bodenerhebungen im Flachlande) ein Dreieckspunkt der Landesaufnahme des Königl. Generalstabes.

Die mit der Abtragung jener Anhöhe erfolgte Beseitigung dieser Marke, welche dem Eigentümer des nunmehr unter den Begriff „Gartenland“ fallenden Geländes gesetzlich erlaubt war, machte das Festlegen eines neuen Punktes nothwendig, was unter den nunmehr obwaltenden Verhältnissen eine nur unvollkommen zu lösende Aufgabe wurde.

Was nun Menschenhand hier scheinbar unwälzend vollbringt, ist eigentlich nur die Fortsetzung eines von der Natur in ihrer nimmer rastenden Thätigkeit begonnenen Werkes. Wenn wir zweifelsohne zur Annahme berechtigt sind, dass diese Dünen ehemals bedeutend höher waren, als in unseren Tagen, und dass die vorherrschend nördlichen bis nordwestlichen Winde im Laufe der ungezählten Jahrtausende eine allmälige Abtragung der noch nicht durch vorliegenden Hochwald geschützten Sandberge in das unmittelbar angrenzende Moorland bewirkt haben, so erklärt diese natürliche, kulturtechnische Arbeit auch die immerhin auffallende Thatsache, dass hier die vorerwähnte Fabrikanlage inmitten des umgebenden, unsicheren Moorbodens einen geeigneten Baugrund fand, und so war auch der Weg gewiesen, durch weitere Abtragung jener Dünenreihe und geeignete Vermischung von Sand- und Moorboden jenes Gebiet für die Kultur zu gewinnen, bevor nach weiteren, unzählbaren Jahrtausenden die Kiefern des Waldes davon Besitz genommen. So entbehrt dieses Menschenwerk, wenn man auch das jähe Verschwinden des mannigfaltig geformten, malerischen Dünenzuges, der diesem Landschaftsbilde ein so eigenartiges Gepräge gab, immer wird bedauern dürfen, doch nicht eines versöhnenden Momentes; und wenn erst im Verlaufe der Jahre die jungen Stämme jener Obstpflanzen sich zu kräftigen, breitkronigen Bäumen entwickelt haben werden, deren festliches Blüthengewand von dem dunklen Waldesgrund leuchtend sich abheben wird, dann, aber erst dann mag auch der Naturfreund sich mit dieser Veränderung der Landkarte aussöhnen.

Berlin, im Mai 1895.

W. Pütz.

Kaffee und Thee bei unseren Altvorderen. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Heimat. Von Ernst Friedel.

a. Der vornehme Kaffee.

In dem jetzigen, damals noch polnischen Westpreussen, Danziger Gegend, sagt (in Selimenes [alias Johann Michaelis F. bezeichnet], der Nor-

dische Robinson, Kopenbagen 1741 Teil 2, S. 64) um 1740 ein Mann zu seiner Frau, als sie unvermutet in die Notwendigkeit versetzt werden, vornehmen Besuch plötzlich bewirten zu müssen: „Thée ist doch nur ein täglich Geträncke, aber ich will Dir Coffée schaffen, das wird weit vornehmer stehen.“ — „Worauf er sich unverzüglich aufmachte, und nach einem eine halbe Meile davon liegenden Städtgen marschirte, wo er bey einem Kramer drey Paar Thée-Tassen, und in der Apothecke den Coffée und Aqua vitae einhandelte, Zucker aber vergass; worüber er sich nachgehends ein klein Räuschgen anhing, und erst spät in die Nacht zu Hause kam.“ — Damals also, schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war in den polnischen Landesteilen Thee das gemeine, Kaffee das feine Getränk. Thee trank man aus Gläsern, zu dem „fürnehmen“ Kaffee mussten besondere Tassen erst noch eigens gekauft werden.

b. Der vornehme Thee.

Solches Bezeichnen des Kaffees als eines vornehmen Getränkes, welches man wie eine seltene Droge in der Apotheke kauft, ist für den europäischen, vornehmlich den slavischen, Nordosten bezeichnend. Auch meint man, und im ganzen nicht ohne Grund, dass Kaffee das eigentliche National-Getränk der türkischen und der semitischen Muhamedaner sei. Aber hier giebt es gleich eine scheinbar befremdende Ausnahme. Die Mitglieder der letzten marokkanischen von Seiner Sherifischen Majestät vor einigen Jahren nach Berlin geschickten Gesandtschaft verlangten hier zum Erstaunen des Wirts, der sich auf Kaffee gefasst gemacht hatte, Thee zu trinken, den sie beiläufig, als sie ihn erhielten, mit Befremden zurückwiesen und als Zusatz dazu nach spanisch-portugiesischer Art „Yerba buena“, gutes Kraut, d. i. Pfefferminzblätter (*folia Menthae piperitae*) verlangten, mit welchem Krautzusatz der Thee in Marokko genossen wird. Er ist dort in den westlichen Teilen des nordafrikanischen Magrib durch die ersten Ostindien- und China-Fahrer die Portugiesen seit dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts eingeführt. Dagegen wird von Algerien ab östlich der Kaffee als Volksgetränk genossen, nur Tripolis macht als Theeland wieder eine Ausnahme.

Bei uns, also zunächst in Berlin und der Provinz Brandenburg hat der Kaffee weit leichter und allgemeiner Eingang gefunden als der Thee. Den Thee bevorzugende Länder sind hauptsächlich Portugal, England, Schottland, Irland, die Niederlande, einige Teile von Posen, und von Ost- bzw. Westpreussen, ferner ganz Ostfriesland, Oldenburg und die an der Nordsee liegenden Marschgegenden von Hannover und Schleswig-Holstein, wo man z. B. den Arbeitern in der Ernte kalten Thee mitgiebt, um dem Genuss des in der heissen Jahreszeit leicht Fieber verbreitenden natürlichen Wassers vorzubeugen, ferner Polen, das europäische und asiatische Russland, die Tartarei, Mongolei, China, Korea, Japan, endlich das angelsächsische Nordamerika.

Dagegen kommt bislang der Thee in den übrigen deutschen Landesteilen nicht in dem gleichen Maasse wie der Kaffee zur Geltung. Man verstand und versteht den Thee noch immer nicht bei uns in den grossen Volkskreisen zuzubereiten. Man kocht einen dünnen Absud aus den Thee-

blättern und benutzt letztere nicht selten zu einem zweiten Dekokt, indem man den faden Geschmack des schlechten Gebräus durch Zusatz von Gewürzen (Nelken, Kardamom, Zimmet, Vanille, Gewürz-Nägelchen, Muskat u. dergl.) zu verdecken beliebt. Die russisch-polnische Sitte, den Thee aus Gläsern zu trinken und zwar einen Thee ohne Milch aber mit saftigen Citronenscheiben versetzt, hat ebensowenig wie der umständliche Samovar, die nationalrussische Theemaschine, bei uns Eingang gefunden, obwohl wir den russischen Thee (Karawanen-Thee) höher schätzen als den sogen. ostindischen Thee, welcher von China zu Schiffe kommt. In Süd-deutschland, namentlich Bayern, ist der Thee noch immer recht wenig beliebt und in Berlin, in Brandenburg, in Pommern konnte man noch vor wenigen Jahren in den Bürgerfamilien den Ausdruck hören „der vornehme Thee“.

c. „Der Caffetist.“

Ein Lob-Gedicht Auf den Caffé“ betitelt sich ein im Märk. Museum befindliches, im Jahr 1747 (ohne Angabe des Druck- bzw. des Verlagsorts) in gr. 4 gedrucktes Poem von 70 sechszeiligen Strophen mit der Widmung:

Ich bitte, zürnet nicht, ihr Herrn Krambambulisten,*)
 Ihr kommet sonst zu kurz, mit unsern Caffetisten:
 Ihr habt in eurem Blat weitläufftig ausgeführt,
 Was der Krambambuli vor Denckungs-Stoff gebiert;
 Wir haben eben dis von dem Caffé gewaget,
 Und wohl nicht weniger, als dorten ihr gesaget,
 Doch mit dem Unterschied, dass euch ein Wörterspiel
 Und uns die Sache selbst zum Denckungs-Stoff gefiel. --

Das Lob des damals namentlich von denjenigen Regierungen, welche nicht Kaffee producierende Kolonien besaßen, viel angefeindeten arabischen Nationalgetränks wird in dem erwähnten Gedichte begeistert gesungen. Die Vorbereitung für den Kaffeetisch giebt ein Sittenbild der Zeit:

Man setzt den Tisch, darauf die Schaaalen,
 Vom feinsten Dresdner Porcellan,
 Die mit weit schönern Farben pralen,
 Als China selbst nicht liefern kan,
 Und mit viel bessrer Zeichnung prangen,
 Als wir von Japan her empfangen.

*) Gemeint ist der bei den Studenten des 18. Jahrhunderts so beliebte Crambambuli-Wein, von dem das alte Burschenlied singt:

Crambambuli, das ist der Titel
 Des Tranks, der sich bei uns bewährt;
 Das ist ein ganz probates Mittel,
 Wenn uns was Böses widerfährt.
 Des Abends spät, des Morgens früh
 Trink' ich mein Glas Crambambuli,
 Crambambuli, Crambambuli.

Ach, wenn die lieben Eltern wüssten
 Der Herren Söhne grosse Not,
 Wie sie so flott verkeilen müssten,
 Sie weinten sich die Äuglein rot!
 Indessen thun die Fili
 Sich bene beim Crambambuli,
 Crambambuli, Crambambuli.

u. s. f.

Sie werden sauber ausgeschwäncket,
Die Gäste setzen sich dann hin;
Selbst der Caffé wird eingeschencket
Aus Silber, Kupffer oder Zinn,
Nachdem es Zeit und Umstand giebet
Und einem jeden selbst beliebt.

Man blässt, man schlörfft, man saugt, man rühret,
Man trinckt mit Milch und auch allein;
Wie Jeder bei sich Lust verspüret,
So schluckt er diesen Nectar ein,
Den Gott den Sterblichen gegeben,
Damit sie hier vergnügter leben. —

Zum Schluss heisst es:

Wer den Caffé zuerst erfunden,
Und unsern Vättern kund gemacht,
Dem sey jetzt unsre Welt verbunden,
Die Nachwelt auch darauf bedacht,
Sein Angedenken zu erneuern,
Und es aus Dankbarkeit zu feyern.

Hier kommt auch Horricher zu statten,
Der Leipziger Theocritus:
Nur Schade, dass er längst im Schatten
Des dunkeln Grabes liegen muss,
Als der mit Griechisch-netter Zungen
Den Thee so angenehm besungen.

Wie würd er den Caffé erst preisen,
Wie würd er erst sein Lob erhöh'n:
Was sollten nicht für süsse Weisen
Aus dem gelährten Munde geh'n,
Wofern er diesen Tranck geschmecket,
In dem so grosse Wollust stecket.

Allein genug: Schweigt müde Saiten,
Der Kiel ist stumpff, die Hand ist matt,
Auf! Lasst mir nun Caffé bereiten,
Dass Geist und Leib sein Labsal hat,
Aus dieser braunen Hippocrene
Trinck ich das Wohl der Mussen-Söhne.*)

Alle Mittel den Kaffeegenuss einzuschränken oder mindestens die höchstmögliche Steuer von ihm einzutreiben, hinderten die Ausbreitung desselben

*) Nach den Schlussversen möchte der Verfasser in einer Universitätsstadt Leipzig, Jena, Wittenberg etwa zu suchen sein.

nicht. Die preussische Kaffeeordnung vom 21. Januar 1781, die berüchtigten Kaffeeriecher, die sonstigen Massregeln des Alten Fritz nach der bezeichneten Richtung hin sind zu bekannt, um hier besonders aufgeführt zu werden. In anderen Staaten suchte man den Kaffeetrinkern durch Rechtskniffe beizukommen. Im Stifte Osnabrück war es Verordnung, dass Bezahlung für geborgten Kaffee gegen einen steuerbaren Unterthanen nicht gerichtlich eingeklagt und im Konkurs nicht geltend gemacht werden konnte. Auch der Verfasser der „Patriotischen Phantasien“*) hat sich den Kopf über die „Mokka-Frage“ zerbrochen und einen Aufsatz verfasst: „Ein sicheres Mittel, das gar zu häufige Kaffeetrinken abzuschaffen“. Die Erfahrung hat bewiesen, sagt Möser, dass alle bisherigen Verordnungen und Anstalten einzelner Reichsstände gegen das Kaffeetrinken wenig oder nichts gefruchtet haben, und man kann ohne eben ein grosser Prophet zu sein, wohl vorher sagen, dass dieselben künftig ein gleiches Schicksal haben werden. Wenn aber sämtliche Reichsstände sich dahin vereinigten, dass künftig der Handel einzig allein in den Händen der Obrigkeit sei, und diese bei Strafe von Hundert Mark lötigem Goldes keinem andern diesen Handel in ihrem Lande gestatten, und selbst das Pfund nicht unter einem Gulden verkaufen lassen sollte; so würde dieses nicht allein ein grosser Vorteil für die städtischen Kammereien oder Steuerkassen, sondern auch ein sicheres Mittel sein, den gar zu häufigen Gebrauch des Kaffeetrinkens einzuschränken.

Bei diesen Anstalten brauchte man, so schliesst der patriotische Phantast, den gehässigen Unterschied zwischen Vornehmen und Geringeren, Reichen und Armen gar nicht zu machen; sondern ein Jeder, der seinen Gulden für das Pfund bezahlt**) hätte, hätte vor wie nach die Freiheit, denselben nach eigenem Belieben zu trinken; und die Magisträte sorgten dafür, dass allezeit guter Kaffee verkauft würde. Vielleicht folgten andre benachbarte Reiche, welche keine Kaffeepflanzungen haben, diesem Exempel, und legten durch ihre gemeinschaftlichen Bemühungen den Grund zu Europas Glückseligkeit.

Also vor über hundert Jahren das Kaffeemonopol, als Vorläufer des Tabackmonopols, als Grundlage von Europas Glückseligkeit gedacht.

*) Justus Möser, geb. 14. Dezember 1720 zu Osnabrück, ebendasselbst als Geheimer Justizrat am 8. Jannar 1794 verstorben, der grösste deutsche Publizist seiner Zeit, als Finanzmann ein würdiger Vorläufer des Preussischen Finanzministers Dr. Miquel, der als Oberbürgermeister von Osnabrück das Kammerei- und Etatswesen dieser Stadt jahrelang geleitet hat.

**) Der von Möser gemeinte Gulden Rheinisch gleich Einer Mark 70 Pf. wäre ein sehr hoher Verkaufspreis gewesen, denn obwohl der Kaffee bei uns in den letzten Jahren stets teurer geworden ist, kann man für 1 Mark 50 Pf. das Pfund recht guten Kaffees kaufen. Dabei ist noch nicht berücksichtigt, dass der Wert des Geldes im vorigen Jahrhundert erheblich höher war.

4(3)

3. (2. ausserordl.) Versammlung des IV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 29. Mai 1895, nachmittags:

mit gütiger Erlaubnis des Ober-Hofmarschall-Amtes Sr. Majestät des
Kaisers und Königs,

im Schlosse zu Nieder-Schönhausen.

Vortrag des I. Schriftführers Ferdinand Meyer.

Pankow und Nieder-Schönhausen nebst Schloss und Park.

Pankow, dessen Geschichte mit derjenigen Nieder-Schönhausens verknüpft ist, leitet seinen Namen bekanntlich von der Panke her, die auch den Schönhausener Schlosspark durchschlängelt. Ehedem in verschiedener Schreibweise, auch als Pankowe-Fluss auftretend, ist der Name wendischen Ursprungs und bedeutet (nach Nicolai) „Haselnusschalen“. Diese Annahme erscheint jedoch nicht ganz zutreffend. Höchst wahrscheinlich waren in wendischer Zeit die Ufer der wasserreicheren Panke, als die Mühlen am Spreedamm zwischen Berlin und Kölln noch nicht existierten, einer solchen aber bereits an der Panke beim Dorfe Wedding Erwähnung geschieht, mit Haselgebüsch bestanden, auf das der Name zurückzuführen ist.

Die Güter Pankow und Nieder-Schönhausen gehörten der Landesherrschaft. Markgraf Otto aus dem bayrischen Hause verkaufte 1370 die Hälfte von Pankow für 100 Mark Silbers (etwa 3000 Mark deutscher Reichswährung) an die Stadt Berlin. Von deren Rat erhielt es der „Altermann“ Tyle Wardenberg zwei Jahre später für 45 Mark Silbers zum Lehen, vorbehaltlich des Vorkaufsrechts. Und das Landbuch Kaiser Carls vom Jahre 1375 meldet: Wardenberg bebaut die (wüsten) Hufen selbst; er hat 13 Kossäten, und übt die Hälfte des obersten und niedersten Gerichts und des Patronatsrechtes aus.

Tyle Wardenberg gehörte der begüterten Berliner Familie an, die schon 1326 einen Dietrich W. als Bürgermeister aufzeigte. Nachdem Tyle wegen seiner Uebertretungen, die er (wie es im alten Stadtbuche heisst) dem Rate, der Stadt, den Gewerken und Gemeinden gethan hatte,

aus Berlin verbannt worden, ging er als „Verfesteter“ auch des Lehn-gutes Pankow verlustig. In der Vorhalle zum Sitzungssaale des Berliner Rathauses ist diese „Verfestung“ bildlich dargestellt.

Was nun den im landesherrlichen Besitze verbliebenen Guts-anteil betrifft, so belehnte Kurfürst Friedrich II. unterm 22. November 1446 den Wilke und Hans Blankenfelde mit dem Dorfe Sefelde und mit allen Rechten und Renten in Pankow, Herzfelde, Rüdersdorf, Altena, Heinickendorf und Gross-Zieten auf dem Teltow. Bereits 1365 stand ein Ahn dieser begüterten Patrizierfamilie an der Spitze des Stadt-regiments; sein ansehnliches Wohnhaus erhob sich unmittelbar neben dem Rathause in der „Middelstrasse“ (Nr. 49 der heutigen Spandauerstrasse).

Es brach der Aufruhr in Berlin und Kölln, 1448, gegen den Kur-fürsten aus. Nach Unterwerfung der beiden Städte wurde ein besonderes Strafverfahren gegen eine Anzahl Lehnsleute eingeleitet, die sich als solche der Felonie gegen den Landesherrn schuldig gemacht hatten. Sie mussten im September und Oktober jenes Jahres auf dem Schlosse zu Spandau vor den kurfürstlichen Räten erscheinen, ihre Lehngüter zurück-geben und dem Kurfürsten Treue und Gehorsam schwören.

Zu ihnen gehörten auch Wilke und Hans Blankenfelde, die (wie bereits erwähnt) am 22. November 1446 mit dem kurfürstlichen Gutsanteil belehnt worden waren. Die eingezogenen Güter, deren Ein-künfte zum neuen Schlossbau Verwendung fanden, erhielt die kurfürst-liche Kammer überwiesen. Nach Vollendung des Schlossbaues, zu Anfang des Jahres 1451, verlieh Friedrich II. vielen der Bürger ihre Lehn-güter ganz oder nur zum Teil zurück. Letzteres scheint auch bei den Blankenfelde der Fall gewesen zu sein, denn der alte befestigte Rittersitz in Pankow war noch zur Zeit Johann Cicero's kurfürstliches Besitztum.

Bald nach der Wiederbelehnung erteilte Friedrich II., unterm 24. Dezember 1453, dem Wilke und Hans Blankenfelde die Er-laubnis, „halb Pankow“ auf Wiederkauf an Ebel Duseke zu verpfänden.

Hans Blankenfelde war damals Vice-Consul (Syndikus?) und auf sein, sowie des Bürgermeisters Peter Garnekoper Ansuchen erhielten „beide Residenzien“, die vor dem Aufruhr (1442) noch vereinigt waren, zu ehrender Auszeichnung und als ein Zeichen des Wohlwollens, vom Kurfürsten das Recht verliehen, ihre Urkunden und Briefe mit rotem Wachs siegeln zu dürfen. Dies meldet auch die Inschrift des Gedenksteins auf dem nördlichen Chor unserer Klosterkirche, mit dem Hinzufügen: „nachdem ihn (Blankenfelde) Kaiser Friedrich zum Reichs-adel erhöht hatte.“

Im Jahre 1455 kauften die Gebrüder Blankenfelde „halb Pankow“ von Ebel Duseke zurück, worauf laut Urkunde vom 30. Mai ihre Neu-belehnung erfolgte.

Auf dem alten befestigten Rittersitz, dessen im Jahre 1539 als „wüste Hofstätte mit dem Wall“ noch Erwähnung geschieht, legte Kurfürst Johann Cicero, unter dessen Regierung (1486 bis 1498) ein neues Leben in Berlin und Kölln sich entwickelte, einen „Vogelherd“ an und pflegte häufig daselbst zu verweilen, um dem damals allgemein beliebten Sport des Vogelfanges obzuliegen. Bemerkenswert auch ist, dass der Kurfürst (wie Haftiz berichtet) auf jener Hofstätte ein Fachwerkgebäude mit zwei Erkern errichten und in demselben die sogenannten „Pankower“ oder halben märkischen Groschen prägen liess. —

Nachdem die Blankenfelde später auch den Gutsanteil der Stadt erhalten und das 1539 an Spandau abgetretene halbe Pankow 1572 wieder eingelöst hatten, befanden sie sich bis zum Jahre 1624 im Gesamtbesitze des Dorfes. Dann ging dasselbe durch Kauf an den Landschafts-Rentmeister Berchelman und später auf dessen Schwiegersohn, den Leibmedikus Dr. Weise über. Letzterer besass in Berlin die damals noch bis zur Spree sich erstreckenden Grundstücke in der Heiligegeiststrasse Nr. 10 und 11 — das einstige Absteigequartier der Lehniner Aebte, bis es Joachim II. nach Einführung der Reformation seinem Schlossbaumeister Caspar Theyss verlieh. Hier nun errichtete Dr. Weise das in Pankow abgebrochene Münz-Fachwerkgebäude auf der Stätte, wo dann Friedrich der Grosse von 1765 bis 1769 die „Ecole militaire“ (Burgstrasse Nr. 19) erbauen liess.

Von Weise's Sohn kam Pankow 1680 durch Kauf an den Ober-Hofmarschall v. Grumbkow, dessen Erben es bis 1691 besaßen.

Jetzt tritt ein Wendepunkt in der Geschichte Pankows und Nieder-Schönhausens ein, dessen Vorgeschichte uns zunächst beschäftigen soll.

Erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts erlangen wir Kunde, dass Schönhausen oder Nieder-Schönhausen vom Kurfürsten Friedrich II. dem Ritter Hans v. Waldow verliehen wurde. Dieser befand sich im kurfürstlichen Gefolge und wird insbesondere bei den Verhandlungen zur Zeit der beiden Aufstände und Unterwerfungen Berlins und Köllns als Zeuge namhaft gemacht.

Später ein Besitztum der in Malchow angesessenen Familie v. Barfuss, gelangte Schönhausen 1624 an den Schlosshauptmann Balthasar v. Schlieben und dann nach wiederholtem Wechsel an den Ober-Hofmarschall v. Grumbkow — den schon genannten Besitzer von Pankow.

Dieser legte auf dem neu erworbenen Gute schöne Gärten mit Treibhäusern und Plätzen an, und liess sich ein dreistöckiges Wohngebäude errichten, das noch die Hauptbestandteile des heutigen Schlosses bildet. In der Front an der Gartenseite befand sich ein zurücktretender, auf zwei untermauerten Pfeilern ruhender Balkon; der noch bestehende mittlere Saal ging durch sämtliche Geschosse.

Die freundliche Lage dieser Besitzung bewog den Kurfürsten Friedrich III. (nachmaligen König Friedrich I.), Schönhausen und Pankow im Jahre 1691 von den Grumbkow'schen Erben für — 20,000 Thaler zu erwerben.

Freilich entsprach das Gebäude nicht mehr seiner neuen Bestimmung als fürstliches Lustschloss, und so liess denn Friedrich III. im Jahre 1699 die Fundamente zu einem Erweiterungsbau legen, der jedoch wegen mangelnder Fonds, und nachdem auch die Amtskammer eine verlangte Summe von 25,000 Thalern zur Betreibung des Baues nicht herbeizuschaffen vermochte, unterblieb.

Gleichwohl gewährte Schönhausen dem prächtliebenden Fürsten, neben der von seiner Gemahlin bevorzugten „Lietzenburg“ (dem heutigen Schlosse in Charlottenburg) den Reiz der Abwechslung und eines zwangloseren Verweilens. Damals erstreckte sich der mit einem niedrigen Bretterzaun umhegte Lustpark nur bis zur „Buchholzer Allee“. Dort befindet sich noch zur Linken ein kleines Gehölz mit einem „Salon“ oder kreisförmigen Platz, in dessen Mitte eine starke Eiche, die sogenannte „Königseiche“, steht. Sie war ehemals mit einer doppelten Galerie umgeben, auf der die Mitglieder des Hofes zu speisen pflegten. Weiterhin lagen ein Gemüsegarten und ein Orangeriehaus, das durch eine Mauer mit dem Hauptgebäude verbunden war.

Wie nun die Fahrten nach dem Lustschlosse der Königin Sophie Charlotte sich in einer sogenannten „Treckschuyte“ oder verdeckten Gondel, die von zwei Pferden auf dem Leinpfade des eigens hierzu angelegten Schiffbauerdammes, und weiter am Saume des Thiergartens entlang gezogen wurde, angenehmer und idyllischer gestalteten als auf dem tiefen Sandwege bei Staub und Sonnengluth, so auch beschloss der König, einen gleichen Wasserweg nach Schönhausen anzulegen. Nach Eosander's Plan begann man im Jahre 1704 mit dem Ausstechen des Kanals bei der Unterbaumbrücke, wodurch zugleich eine direkte Verbindung zwischen beiden Schlössern beabsichtigt war. Von jener Brücke aus sollte der Kanal längs der Oranienburger Chaussee, bei den sogenannten Wurzel- und Weissen Bergen vorüber, in den Reinickendorfer See und durch Schönholz bis zum Schönhauser Schlosse geführt werden. Bereits bis in die Gegend des Invalidenkirchhofs vorgeschritten, gerieth die Arbeit durch den in der Nacht zum 2. Februar 1705 erfolgten Tod der Königin in's Stocken und wurde nicht wieder aufgenommen.

Während nun das Charlottenburger Lustschloss vereinsamt blieb, scheint der König häufiger in Schönhausen verweilt zu haben; denn hier musste der an Schlüter's Stelle zum Schlossbau-Direktor ernannte Eosander im Jahre 1708 an beiden Seiten des Schlosses, in gerader Linie mit der Gartenfront, zwei kleine italienische Pavillons mit flachen

Dächern errichten, deren Brüstungen mit Kindergruppen geschmückt waren.

Mit dem Hinscheiden Friedrichs I. erblich auch der prunkvolle Glanz des Hofes — Friedrich Wilhelm I. mied die beiden Schlösser. Dagegen machte Friedrich der Grosse bei seinem Regierungsantritt Schloss und Park in Schönhausen seiner Gemahlin, welche den ländlichen Aufenthalt liebte, „auf deren Lebenstage“ zum Geschenk. Der verfallene Bau wurde wieder in bewohnbaren Stand gesetzt, einige alte Gebäude und die den Vorplatz des Schlosses begrenzende hohe Mauer und Umzäunung wurden beseitigt, der verwilderte ehemalige Küchengarten zu einer Fasanerie umgestaltet und eine Maulbeerbaum-Plantage angelegt.

Bei dem feindlichen Überfalle Berlins, im Oktober 1760, plünderten Sachsen, Russen und Österreicher auch die benachbarten Dörfer aus; die Schlösser zu Charlottenburg und Schönhausen wurden in vandalischer Weise verwüstet, die Bäume der Orangerie und Fasanerie niedergehauen, und dem Kastellan des letzteren sollen die Kosaken sogar mit glühendem Eisen den Rücken gebrannt haben, um ein Geständnis über etwa verborgene Kostbarkeiten zu erpressen.

Erst im Jahre nach dem Friedensabschluss, 1764, konnte zur Wiederherstellung des Schlosses geschritten werden. Zunächst erfolgte die Beseitigung der beiden baufällig gewordenen Eosander'schen Pavillons; dann wurde die Front mit dem zurücktretenden Balkon an der Gartenseite vorgerückt und in der Mitte ein Vorsprung angebracht, dessen Fronton noch jetzt die verschlungenen Initialen E. C. (Elisabeth Christine) im blauen Felde aufzeigt. Das Schloss erhielt durch diesen Neubau die regelmässige Gestalt eines länglichen Vierecks. Auch im Innern erfolgten manche Verbesserungen und Veränderungen. So wurde der durch alle Etagen gehende Saal der Höhe des ersten Geschosses gleichgemacht und darüber ein, die Höhe der beiden andern Geschosse einnehmender Saal nebst einer weissmarmorierten, rechter Hand durch die ganze Tiefe des Schlosses hinlaufenden Galerie angelegt. Unter derselben richtete man eine mit Cedernholz getäfelte Galerie nebst Kabinet her.

Zur Ausstattung eines der Gemächer diente die blauseidene mit goldenen Drachen durchwirkte Tapete. Sie war ein Geschenk des Kaisers von China an Zar Peter den Grossen, welcher sie bei seiner Anwesenheit in Berlin, 1717, der Gemahlin Friedrich Wilhelms I. schenkte. Gegenwärtig ist das Zimmer der Königin Elisabeth Christine im Hohenzollern-Museum mit dieser Tapete ausgestattet.

Eine gänzliche Um- und Neugestaltung erfuhr der Schlossgarten. Zu diesem Zweck erwarb die Königin einige Wiesen und Hütungen auch von der Pankower Gemeinde, sowie ein zwischen beiden Orten gelegenes Eichenwäldchen. Die 1760 zerstörte Fasanerie wurde wiederum zu

einem Küchengarten umgestaltet, mit Gärtnerwohnung nebst Gewächshäusern bebaut, und das alte Orangeriehaus für einige Hofdamen wohnlich eingerichtet. Das neue „Lustwäldchen“ mit seinen seltenen fremdländischen Bäumen und den drei darin angelegten „Weinbergen“ schilderte der Zeitgenosse Nicolai als äusserst anmutig, namentlich im Juni, wenn die wilden Rosensträucher und Akazien dort blühten. Schattige Alleen gewährten einen Ausblick auf gemalte Prospekte, und ein grosser Obelisk erhob sich auf der Wiese. Seitwärts aber, im Eichenwäldchen und in den Gebüsch am Wege luden idyllische Borkhäuschen zum Verweilen ein.

Aus jenen Tagen hat sich wahrscheinlich die zum Teil verstümmelte Marmorgestalt einer sitzenden Flora, inmitten des Parks, allein in unsre Zeit herüber gerettet.

Gleichzeitig mit jener Umgestaltung erfolgte auch die Anlegung der schönen, nur zum Teil noch erhalten gebliebenen Linden- und Kastanien-Allee nach Pankow und bis Schönhausen.

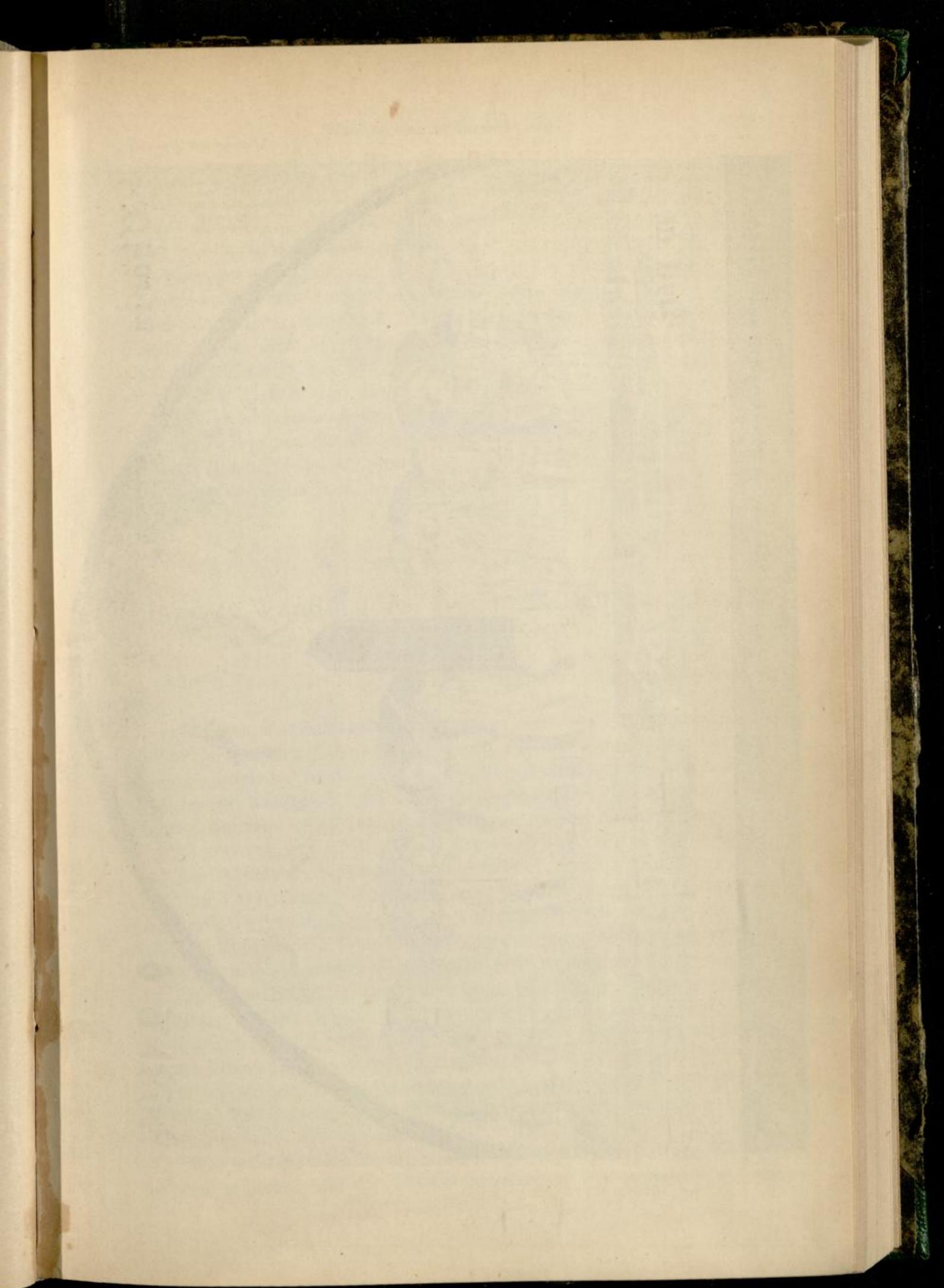
Nach dem am 13. Januar 1797 erfolgten Hinscheiden der Königin blieb das Schloss eine Zeit lang unbewohnt; dann wurde es zur Benutzung für die Familie des Erbprinzen von Oranien wieder eingerichtet. Späterhin diente es einigen Mitgliedern der Königlichen Familie: der Königin der Niederlande während ihres Sommeraufenthaltes in Berlin, und dem Herzoge von Cumberland nebst dessen Gemahlin zur Wohnung.

Auf Veranlassung König Friedrich Wilhelms III. erhielt der Schlossgarten um die Mitte der zwanziger Jahre seine grossartige Umwandlung in einen Park. Lenné wurde unter Bewilligung einer bedeutenden Geldsumme damit beauftragt; und wie hat der Meister es verstanden, selbst das Wasser unserer viel geschmähten Panke zur Belebung der malerisch schönsten Partien zu benutzen!

Seitdem ist auch Schönhausen mit seinem Park zu einer den Berlinern lieb gewordenen Erholungsstätte geworden.

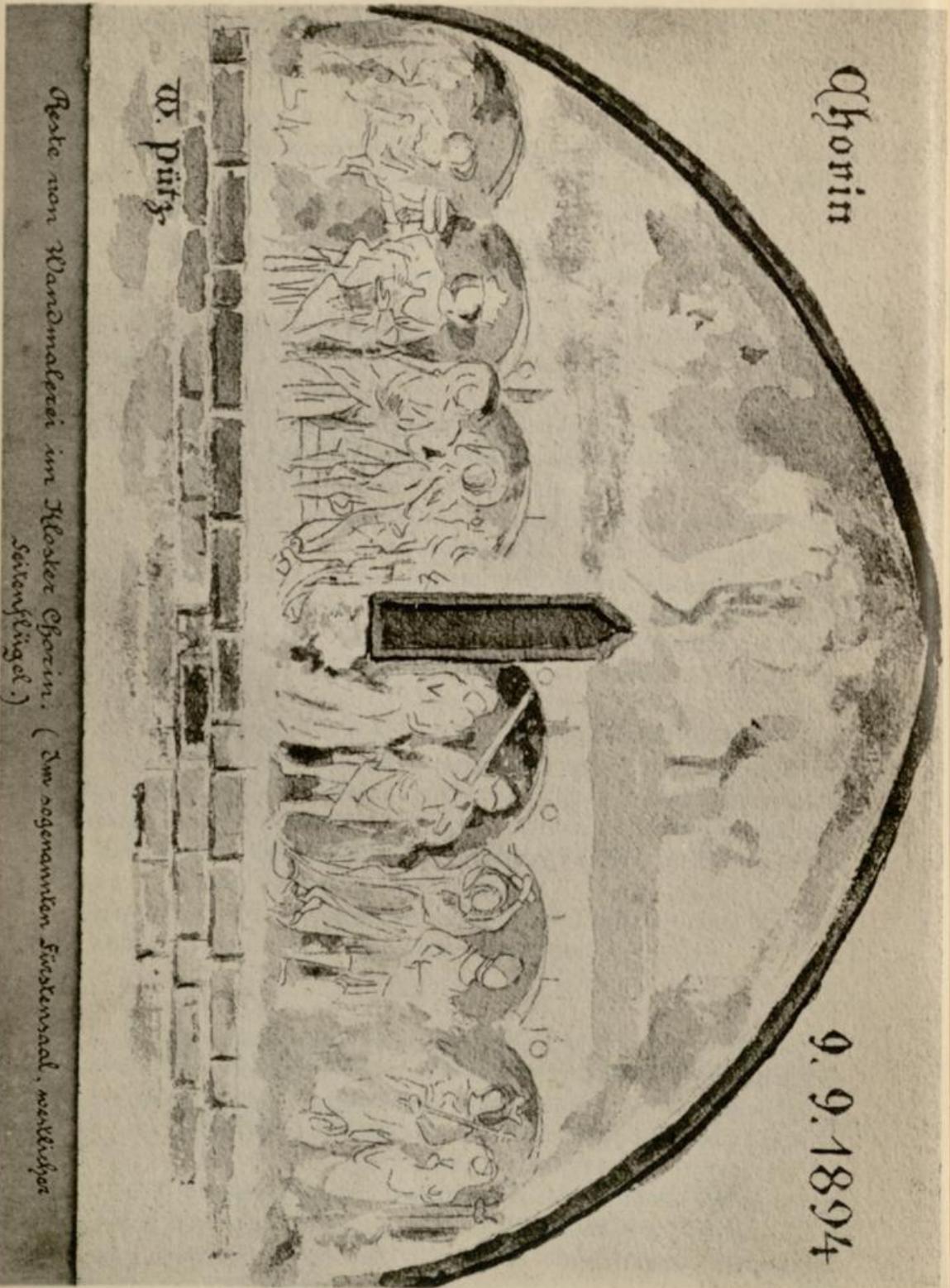
Ein langes Erdenwallen hatte mit dem Hinscheiden der friedlichen Bewohnerin jenes Schlosses seinen Abschluss gefunden. Von ihrem Gemahl nie geliebt, aber hochgeachtet wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften, war Elisabeth Christine ein Bild edler, dulddender Zurückgezogenheit, im Wohlwollen für die Menschheit erzogen, erwachsen und gealtert. Geliebt und verehrt, beweint von den Armen, denen sie ein milder Engel gewesen, schied sie aus der Welt mit den Worten: „Ich habe keine Handlung begangen, durch die der geringste Mensch an seinem Glück gelitten hätte.“

Ehre Ihrem Gedächtnis — auch an dieser Stätte!



Ohornin

9. 9. 1894



W. Pütz

Reste von Wandmalerei im Kloster Ohornin. (Im sogenannten Fürstensaal, westlicher Seitenflügel.)

Auf den Vortrag folgte die Besichtigung des Schlosses. Die grossen Räume dienen gegenwärtig hauptsächlich dazu, die Gemälde aufzunehmen, welche aus einigen bewohnten oder sonst benutzten Räumen der Königlichen Schlösser von Berlin und Potsdam entfernt worden sind. Diese Gemälde, auf Gerüsten eng neben einander aufgehängt, sind in überwiegender Mehrzahl Porträts von europäischen Fürsten. Daneben enthalten die Zimmer noch eine Anzahl historischer Möbel, z. B. ein Bett Friedrichs des Grossen, einen Sopha der Königin. Unter den Räumen sind beachtenswert die sog. weisse Galerie, das Schlaf- und Sterbezimmer der Königin und die Cedergalerie.

Hieran schloss sich ein Spaziergang durch den Park, der in dem zarten Lichte der sinkenden Maisonette den rechten Hintergrund bildet für das einsame Schloss.

Den Abschluss fand der Ausflug in Liedemit's Restaurant.

Eine alte Wandmalerei im Fürstensaal des Klosters Chorin.

Hierzu eine Abbildung.

Bei der am 2. September 1894 von der Gesellschaft für Heimatkunde veranstalteten Wanderfahrt nach Chorin wurde auch der sonst nicht zugängliche, im westlichen Seitenflügel des Klosters gelegene sog. Fürstensaal besichtigt. Die daselbst befindlichen Reste alter Wandmalereien erregten das Interesse der Versammlung in dem Maasse, dass an den Unterzeichneten die Frage gestellt wurde, ob es nicht möglich sei, eine Aufnahme derselben zu bewirken.

Da die örtlichen Verhältnisse eine photographische, die genaue und objektive Wiedergabe am sichersten gewährleistende Aufnahme, wenigstens ohne besondere Vorrichtungen ausschlossen, so unterzog sich der Unterzeichnete im Interesse der Sache gern der Aufgabe, unter strengster Hintansetzung jeglicher, die Linienführung unwillkürlich beeinflussender Auffassung eine möglichst getreue Copie jener Darstellungen anzufertigen, welche erst bei den im Jahre 1884 vorgenommenen Restaurierungsarbeiten von dem Bauführer Schleyer aufgedeckt wurden, und neben einigen schon lange bekannten Ornamentspuren im entgegengesetzten Ende desselben Seitenflügels die einzigen Reste von Malerei in der herrlichen Klosterruine bilden.

Was zunächst die Technik dieser Wandmalereien betrifft, so haben wir hier schlichte, auf die Tünche aufgetragene Wassermalerei vor uns,

keine Fresken, deren Ausführung bekanntlich nur auf dem noch feuchten, zu diesem Zwecke besonders zubereiteten und geglätteten Mörtel, mit dem die Farben auf diese Weise eine feste Verbindung eingehen, erfolgen kann. Dieser Umstand, welcher den Gedanken an Gelegenheitsmalerei offen lässt, tritt zwar der Annahme, dass man es hier vielleicht mit den künstlerischen Versuchen eines dilettierenden Mönches zu thun hat, nicht entgegen, es darf aber dabei nicht ausser Betracht bleiben, dass Fresken aus dem 13. und 14. Jahrhundert (bekanntlich eine Blütezeit dieser Kunst) in der Mark wohl nicht angetroffen werden, während im Gegenteil schlichte Wassermalereien sich mehrfach vorfinden und, z. B. in Fritzlär, Dahlem z. T. unsern Choriner Wandbildern sehr ähnlich sind.

Zur näheren Charakteristik der beiden Compositionen sei angeführt, dass, wie auch die Copie erkennen lässt, die Figuren in kräftigen Umrisslinien dargestellt sind, innerhalb deren, soweit der stark verblasste Habitus schliessen lässt, die Farben nur flächenartig aufgetragen sind. Erkennbar ist nur noch ein leichtes Gelb; man darf aber wohl kaum annehmen, dass dieses der einzige zur Verwendung gelangte Farbenton ist, da der obere Teil des Bogenfeldes noch einige scheinbar polychrome Spuren aufweist.

Bald nach Beginn meiner Arbeit gewann ich den Eindruck, als ob die in dunklem Braun ausgeführten Conturen eine vor erst kurzer Zeit geschehene stellenweise Restaurierung erfahren hätten, und erhielt ich hierüber auf Befragen von dem seit mehreren Jahrzehnten in Chorin thätigen Gartenmeister Herrn Raatz folgende Auskunft. Bei der durch den Baumeister Schleyer 1884 erfolgten Freilegung der Malereien sei es unvermeidlich gewesen, dass hin und wieder Linien an einzelnen Stellen verletzt wurden, welche dieser dann sofort wieder selbst ergänzte, ohne dass nach seiner Überzeugung das ursprüngliche Original entstellt worden sei. Nach einer direkten Mitteilung des z. Z. an der technischen Hochschule in Hannover als Professor wirkenden Herrn Schleyer hat ein eigentliches Nachziehen der Contouren, welches nach Vorstehendem etwa vermutet werden könnte, nicht stattgefunden.

Es mag hier dahin gestellt bleiben, ob nach obigen Mitteilungen noch ein Zweifel bezüglich der reinen Originalität der Malereien gestattet ist; so wie sich die beiden Wandbilder heute darbieten, ergiebt eine vergleichende Betrachtung einen unverkennbaren Unterschied im künstlerischen Wert derselben. Während das linke Bild sich etwa auf der Stufe des 13. Jahrhunderts befindet, offenbart das rechte sowohl in der Composition, wie in den Einzelfiguren einen höheren, uns näheren Standpunkt; es sei besonders auf die dramatische Bewegung der händeringenden weiblichen Figur aufmerksam gemacht.

Dieser zu Gunsten des rechten Bildes sprechende Unterschied zwischen den beiden ermöglicht auch eine Deutung desselben mit weit

grösserer Berechtigung, als dieselbe bei dem linken Bilde zulässig erscheint. Diese Deutung, der sich auch die Teilnehmer der vorerwähnten Wanderversammlung zum grössten Teile anschlossen, lautet auf: „Salomons Urteil im Streite der beiden Frauen um das Kind“, während die Auslegung der linksseitigen Malerei als Anbetung der h. drei Könige schon sehr gewagt erscheinen muss.

Berlin, im Januar 1895.

W. Pütz.

Parchent, richtig Parchen.

Die in dem Monatsblatt der Brandenburgia von Herrn Lehrer Scharnweber angeregte Frage: „Was bedeutet der Parchent in Luckau?“ hat trotz wiederholter Anläufe, die dazu genommen worden sind, eine endgiltige Beantwortung nicht gefunden. Ich will, soweit mein Wissen reicht, eine solche versuchen, oder mindestens einen Beitrag dazu liefern. Es ist nicht zu verkennen, dass aus einem sprachlichen Überlebsel, dessen Begriff im Laufe von Jahrhunderten unklar geworden, wenn nicht gar verloren gegangen ist, die Sache zu erklären, äusserst schwierig ist, namentlich wenn dies nur auf dem Wege der sprachlichen Entwicklung versucht wird. So liegt die Sache mit dem „Parchen“. Man kann noch schwerer zu einer Erklärung kommen, wenn man die Frage, wie geschehen, lokalisiert.

Der Begriff „Parchen“ existiert noch anderwärts in der Niederlausitz, nur ist nicht immer das t angehängt, das so sehr dazu verleitet in Uebereinstimmung mit dem formverwandten „Barchent“ — Wollkörperstoff — dieses Wort auch mit B zu schreiben. Dieses t ist lediglich eine eigentümliche Erscheinung des Niederlausitzer Dialektes. Dieser hängt mit Vorliebe ein t den mit n schliessenden Wörtern an. Man spricht dort z. B. „wennt“ „mant“ „ebent“ statt „wenn“ „man“ „eben“. Das wird in Luckau ähnlich sein, wie es in der Nachbarstadt Lübben war, wo man vor 40 und mehr Jahren den Schülern, um ihnen die falsche Sprechweise abzugewöhnen, ironisch vorsagte:

„Wennt mant heker uf den Berg ruffer kimmt, hat mant 'ne schentere Aussicht“. d. i.

„Wenn man höher auf den Berg heraufkommt, hat man eine schönere Aussicht“.

Gleichzeitig sollte die dort sehr mangelhafte Aussprache der Doppel-laute gerügt werden.

Ich habe in Lübben in meiner Jugend fast ohne Ausnahme und vorherrschend in Kreisen, wo man sich sprachlich nicht gehen zu lassen pflegte, „Parchen“ sprechen hören und bin deshalb geneigt, diese Form für die richtigere zu halten. Die sprachliche Ableitung, auf die ich später zurückkomme, wird mir darin recht geben.

Es würde sich zunächst fragen, ob ausser der für Luckau beschriebenen Örtlichkeit, an der Stadtmauer liegende, bis an den Stadtgraben reichende

Gärten, anderweit diese Bezeichnung in der Niederlausitz noch vertreten ist. Ich gehe zu diesem Behufe nach Lübben zurück. Dort bezeichnete man vor langen Jahren Bretterwände, welche Grundstücke gegen Wege, namentlich aber gegen sogenannte Zwischengänge abschlossen als Parchen. Daneben bestand der Begriff „Bretterzaun“. Zwischen beiden Bezeichnungen war ein erkennbarer Unterschied. Ersterer, der Parchen, bestand aus starken, bohlenartigen Brettern, die in horizontaler Lage an senkrecht stehende Pfosten angenagelt oder in an denselben befindliche Pfalze eingelassen waren, ähnlich wie man dies in Berlin bei Bauzäunen an den Stellen beobachten kann, die bei Tage geöffnet als Eingang dienen, Nachts aber durch Einsenken von Brettern geschlossen werden. Unterbrechungen in Gestalt von Pforten waren an solchen Parchen nicht vorhanden. Letzterer, der Bretterzaun, wurde gleichfalls aus Pfosten gebildet, die aber durch Querringel mit einander verbunden waren, so dass an diese einfache Bretter mit sorgfältig bestossenen Kanten in senkrechter Lage angenagelt wurden. Die Bretter der Parchen stiessen meist in roh behauenen Kanten aneinander. In den Bretterzäunen wurden zwischen enger gestellten Pfosten Thüren und Thore angebracht. Schon die ganze Herstellungsweise spricht dafür, dass man in dem Parchen eine ältere und primitivere und in dem Bretterzaun eine neuere Baukonstruktion zu erblicken hat. Aus dem Bretterzaun hat sich später, weil man das im Preise gestiegene Holz sparen wollte, der sogenannte Stacketen- oder in verfeinerter Gestalt Spalierzaun, in dem an Stelle der Bretter schmale Latten traten, entwickelt.

Das Preussische Allgemeine Landrecht kennt den Begriff Parchen nicht; es spricht nur von Zäunen, Planken, Mauern und anderen Scheidewänden, sodass man guten Grund hat anzunehmen, dass dieser Begriff der ursprünglichen Mark fremd und nur den ehemals sächsischen Bestandteilen derselben eigen ist. Nach § 157 Tit. VIII Teil I A. L.-G. scheint ein Zaun von ähnlicher Beschaffenheit wie der beschriebene Parchen unter Planke verstanden zu sein, als Gegensatz zu den ebenda § 158 gedachten Stacketen.

Parchen hiessen auch die beschriebenen Baukonstruktionen, welche Gärten und andere Grundstücke von einander trennten. Durch einen Parchen ist z. B. hier in Berlin der Lagerhof gegen das Gebiet des Humboldthains abgeschlossen; er hat auch hier die Bedeutung der vollständigen Abschliessung. Auch sonst sind mehrfach hier Parchen verwendet.

Aus meiner Jugend erinnere ich mich, dass Parchen vielfach da errichtet waren, wo sich Wege zwischen zwei Grundstücken nach einem dahinter querliegenden Garten hinzogen, während die übrigen Seiten der beiden ersten Gärten nur Bretterzäune hatten.

Hiernach schloss der Begriff Parchen nicht nur das Abschliessende gegen den Einbruch von aussen her in sich, sondern auch den gegen das Austreten nach einem fremden Wege, nach einem Raume, der einer nur begrenzten Anzahl von Menschen zugänglich sein sollte.

In den Kämmereirechnungen der Stadt Lübben aus dem 15. und 16. Jahrhundert kommen nach Neumann's Geschichte dieser Stadt öfter Ausgaben für Beschaffung von Planken zur Befestigung der Stadt vor. Dies hat zu der irrigen Annahme verleitet, dass die Stadt nicht oder wenigstens

nicht ringsum mit Mauern versehen gewesen sei. Allenthalben finden sich aber Merkmale für das Gegenteil und die noch jetzt vorhandenen Überreste der Mauern lassen den sicheren Schluss zu, dass die Mauern zu einer Zeit errichtet waren, als man sich noch der Armbrust als Kriegswaffe bediente. Es unterliegt hiernach und in Verbindung mit dem, was ich von den Städten des Ordenslandes anführen werde, wohl kaum einem Zweifel, dass jene Planken zur Herstellung von Zäunen gedient hatten, nach Art der Parchen, und dass diese Zäune dazu bestimmt waren, einen Raum vor der Stadtmauer sowohl gegen ein unmittelbares Herandrängen an dieselbe von aussen her herzustellen, als auch eine gedeckte Bewegung der Verteidigungsmannschaft ausserhalb der Thore vor der Stadtmauer zu ermöglichen.

Es würde sich sonach der Begriff Parchen in Luckau und Lübben nur mit dem Unterschiede decken, dass dort der eingeschlossene Raum, der später in Gärten verwandelt wurde, hier die umschliessende Umwehrung gemeint war. Ob nun thatsächlich zu einer Zeit, als die Einrichtung überhaupt noch bestand, dieser Unterschied vorhanden war, ist mir bedenklich anzunehmen. In Lübben ist für den von der Mauer abgeschlossenen Raum eine Bezeichnung überhaupt nicht mehr vorhanden; ob oder bis wie lange eine solche bestanden hat, ist unbekannt, da Lübben wahrscheinlich schon sehr früh jede Bedeutung als befestigte Stadt aus denselben Gründen verlor, aus denen s. Z. Napoleon I. es vorzog, Luckau zu befestigen, um das Vordringen der Verbündeten aufzuhalten. Aus eben demselben Grunde werden sich in Luckau Bezeichnungen, die mit der ehemaligen Befestigung der Stadt im Zusammenhange standen, dort länger in der Erinnerung erhalten haben, nur mit dem Unterschiede, dass zunächst die Stelle, wo der Parchen ehemals gestanden hatte, diese Bezeichnung erhielt, und später wieder diese auf das ganze Gebiet bis zur Mauer ausgedehnt wurde. Wie solche Verschiebungen sich in verhältnismässig kurzer Zeit d. h. im Laufe eines Menschenalters vollziehen, kann man hier in Berlin beobachten. Es ist nicht zu lange her, dass am Neuen Thor Steuerbeamte nach dem „Steuerbaren“ fragten. In ganz ähnlicher Entfernung davon führte die Invalidenstrasse vorbei. Der dazwischen liegende Teil wurde zu irgend einer Zeit „Platz am Neuen Thor“ genannt. Die Pferdebahnschaffner rufen heut theils „Neuen Thor“, weil ihnen die ganze Bezeichnung zu lang ist, theils „Neues Thor“. Der Fremde steigt aus und sucht vergeblich das Neue Thor. Nach 30 Jahren vielleicht, oder wenn die noch vorhandenen Thorgebäude gefallen sind, wird kaum mehr jemand daran zweifeln, dass an jener Haltestelle das Neue Thor gestanden habe, statt 50 Schritte dahinter. Stellt man sich vor, dass den Luckauern die Bezeichnung „hintern“ oder „am Parchen“ zu lang geworden sei, so findet sich nach ähnlicher Wandlung die Bezeichnung „Parchen“ für einen Landstreifen ganz erklärlich. In ganz ähnlicher Weise wird sich in der mittelalterlichen Stadt der Begriff „Zwinger“ entwickelt haben. Zwinger ist ein festes oder befestigtes Gebäude, also jeder mit Befestigungsanlagen in Verbindung stehende Turm; mithin jeder Turm in einer Stadtmauer. Der Zwinger der mittelalterlichen Stadt ist nun aber der Raum zwischen der Stadtmauer und den Hinterfronten der zunächst gelegenen Strasse, nach welchem keinerlei Ausgang führen durfte, der den Verteidigungsmannschaften

an der Mauer entlang ungehinderte Bewegung gestattete und dessen Betreten jedem Unbefugten bei hoher Pön verboten war. Der Raum hiess „des Rates Heimlichkeit“. Er hatte seinen Namen offenbar von den dicht daran geliegenden Mauern und Türmen (Zwingern).

Dass meine Erklärung für Parchen zutreffend, beweist eine Mitteilung, die mir von meinem um die Geschichte Westpreussens, namentlich der Stadt Graudenz hochverdienten Freunde Xaver Frölich, in Bezug auf den „Parchim“ der Stadt Graudenz — nicht zu verwechseln mit der dabei liegenden Festung —, der mir vom Ansehen bekannt ist, machte. Er schreibt: „Unter dem Deutschen Orden wurden die Städte und Burgen in der Weise befestigt, dass ausserhalb der Ringmauer, welche den Ort umgab, ein Ausfall- oder Verteidigungsraum durch hinaustretende Türme oder Auskragungen zugänglich war, den man, wenn es sich lediglich um Verteidigung handelte, durch Pallisadenverschluss auf der äusseren Kante der Schutzmauer, die von jenem Ausfall- oder Verteidigungsraum nach dem rings um den Ort gezogenen Graben hinabstieg, versicherte. Bei Burgen pflegt dieser Pallisadenverschluss wohl auch durch eine mannshohe Mauer mit Schiesscharten ersetzt zu werden. Der Ausfall- oder Verteidigungsraum wurde mit den besten Truppen besetzt und hiess: „Parchim, Parcham, Parchan, Parchen“.

Diese Darstellung stimmt im Wesentlichen mit dem überein, was Herr Matzdorf S. 238 der Monatsschrift anführt: „mit Parchen bezeichnet man im Ordenslande den Raum zwischen den beiden Mauern.“ Es liegt wohl auf der Hand, dass ein Planken- oder Pallisadenverschluss bis zum allgemeineren Gebrauch des Schiesspulvers vollständig zur Deckung der Mannschaften ausreichte, darnach aber durch eine Mauer ersetzt wurde. Sonach deckt sich der Sache nach der Begriff des Niederlausitzer Parchen ungeachtet der verschiedenen Bedeutung des Wortes in den beiden mehrerwähnten Städten im Wesentlichen mit dem Parcham, wie er S. 198 der Monatsschrift auch vom Marienburger Schloss erwähnt ist. Denn eine einem Schlosse angebaute Terrasse setzt immer eine Brustwehr gegen den Abhang nach der Ebene oder nach einem umgebenden Graben voraus, vielleicht nicht ohne dass die Beschaffenheit dieser Verwehrung auf die Bezeichnung der Hauptsache von Einfluss sein dürfte.

Den Übergang zur sprachlichen Erklärung des Wortes Parchen bildet die Mitteilung des Herrn Matzdorf, wonach in einer Urkunde des Posener Stadtbuches von 1472 die Bezeichnung „Antemurale alias parcam“ vorkommt und weiter gelegentlich der Ausdruck „parcanum“ Verwendung findet. Erklärt ist das letzte Wort aus dem polnischen parkan-Zaun. Herr Frölich sagt zwar: „dass diese Bezeichnung mit Parcan, welches polnisch Zaun bedeutet, identisch ist oder im Zusammenhange steht, ist nicht anzunehmen, weil die Begriffe Zaun und Parchim sich nicht decken. Altpreussisch und litthauisch ist das Wort „Parchim“ nicht“, jedoch wird er nicht die Wandlung und Übertragung von Zaun auf den dahinter liegenden Raum in Betracht gezogen haben. Wenn man berücksichtigt, einerseits dass unzählige Ausdrücke des gewöhnlichen Lebens im Niederlausitzer Dialekt dem Wendischen entstammen und meist nur wenig verändert darin Aufnahme gefunden haben, andererseits dass das Polnische und Wendische sehr nahe verwandt

sind, so wird man fast mit Notwendigkeit daraufgeführt, das Niederlausitzer Wort Parchen auf slavischen Ursprung zurückzuführen. Westwärts der Oder findet sich „Parchim“ augenscheinlich unverändert in gleicher Bedeutung wie ostwärts der Weichsel wieder. Im Lande der slavischen Obotriten liegt „Parchim“ oder „Parchem“, der Geburtsort des grossen Moltke. Sollte dessen erste Befestigung — 1218 erwarb dieser Ort schon das Stadtrecht — nicht ein Wall mit einer Plankenverzäunung, einem Parchen, gewesen sein, so dass die unterworfenen Obotriten, der Gewohnheit aller slavischen Völker entsprechend, den Ort Parkan oder Parchim oder wie sonst das obotritische Wort geheissen haben mag, nach dieser Befestigungsart benannt haben? Man könnte nun zwar und mit Recht den Einwand machen, dass die vordringenden Deutschen doch keinerlei Veranlassung hatten, eine ihnen gewohnte Befestigungsart weder hier noch im Ordenslande mit der slavischen Bezeichnung zu belegen. Dieser Einwand zerfällt aber vollständig in sich, wenn man die Beobachtung in Erwägung zieht, dass so häufig eine technische Bezeichnung von der grossen Menge der Bevölkerung durch eine ihr geläufigere ersetzt wird und die letztere schliesslich die gebräuchlichere wird; ich erinnere an Depesche für Telegramm; wenschon beide Fremdwörter, ist das erstere im Durchschnitt bevorzugt, obgleich das letztere richtiger ist. Die deutsche technische Bezeichnung für das was Parchen bedeutete, ist nicht mehr auffindbar; vielleicht hiess sie „pfarrich“, „pferch“ u. s. w. Augenscheinlich hat das slavische Wort die Oberhand behalten. Es mag dahingestellt bleiben wie das Niederlausitzer alt-wendische Wort geheissen haben mag, ob „parchim“ oder „parcan“ oder ähnlich, jedenfalls dürfte eine Umlautung von i oder a in e ebenso erklärlich sein wie die Verwandlung eines k, wenn es überhaupt vorhanden war, in ch; so dass die Umwandlung in „Parchen“ nicht die geringste sprachliche Schwierigkeit darbot. Es scheint hiernach keine zwingende Notwendigkeit vorzuliegen, das arabische *barbacane* heranzuziehen. Wenn dieses Wort auch in das Französische und Englische als eine der Kriegskunst angehörige technische Bezeichnung übergegangen ist, so muss ich nach dem Vorgetragenen doch Bedenken tragen, ihm die Bedeutung des deutschen Parchen beizulegen, weil sich die Begriffe nicht decken. Schiesscharte und Wasserabflussrohr weisen auf die Durchbrechung einer Umwehrung; Schanze und Brückenkopf scheinen mir aber viel zu selbstständige Befestigungen zu sein, um in die enge Beziehung zur Ringmauer einer Stadt gedacht zu werden, wie der *parcan* zu einer solchen. Es ist ja immerhin nicht ausgeschlossen, dass wenn die Uebernahme des arabischen Wortes, vielleicht auch etwas verstümmelt, in die deutsche Kriegstechnik nachgewiesen werden könnte, die Eroberer sich dafür gern das ihnen ebenso fremde Wort hier *parchim* oder dort *parcan* gefallen liessen. Viel eher bin ich geneigt, wie schon oben angedeutet, die von Herrn Dr. Hamann auf S. 149 der Monatschrift ausgeführte Herleitung von *paricus*, *parcus*, *pfarrich*, *pferch* für zutreffend zu halten, sofern die slavische Ableitung nicht Geltung haben sollte, zumal unser heutiges *Pferch* sowohl die Umzäunung als auch den umschlossenen Raum bedeutet. Dass bei den Deutschen und den Wenden ähnlich klingende Wörter denselben oder einen sehr gleichartigen Begriff bezeichnen, darf bei der Verwandtschaft zwischen

diesen Völkern auch in sprachlicher Beziehung nicht auffallen; denn der jetzt bestehende Sprachunterschied ist erst die Folge jahrhundertlanger einseitiger Entwicklung.

Ich bin der Meinung, dass unser Park in seiner zweierlei Bedeutung auf denselben Ursprung wie — mag man ein deutsches oder slavisches Wort annehmen — Parchen nicht nur zurückzuführen ist, sondern auch dieselbe Sache bezeichnet. Der Schlosspark ist ursprünglich der mit Bäumen besetzte Parchen des Schlosses, der sich allmählich zu einem kleinen Walde ausdehnte, nachdem die Umwehrung, der eigentliche Parchen, gefallen war und in einer einfachen Umzäunung einen Ersatz gefunden hatte. Der Artilleriepark, der Geschützpark, der Fuhrpark, was sind sie ursprünglich? Die altdeutsche Wagenburg, die dem Lager als Umwehrung und Schutz diente. Fast noch auffälliger wird die Uebereinstimmung des von mir erklärten Parchen, wenn auch in übertragener Bedeutung, mit dem französischen Parkett, sei es als die Stelle hinter den Schranken, wo der Gerichtshof seinen Sitz hat, sei es das Parkett vor der Bühne. Auch vor dem Parchen der mittelalterlichen Städte spielte sich die Handlung ab, wenn sie auch meist blutig war.

Es erscheint immer wieder der Begriff des Umwehrenden und des Schützenden in Verbindung mit dem Umwehrten und Geschützten und es fragt sich sehr, ob das Wort nicht demselben Wortstamm entsprungen ist, aus dem unser Zeitwort „bergen“ sich entwickelt hat.

Als Ergebniss meiner Untersuchung hinsichtlich der aufgestellten Frage verzeichne ich:

Parchen war im Mittelalter der vor der Ringmauer gelegen gewesene, mit einer Bretterwand geschützte Landstreifen. Es liegt die grössere Wahrscheinlichkeit dafür vor, dass das Wort Parchen aus dem Wendischen — soweit die Niederlausitz in Betracht kommt — entstammt.

Vielleicht sind die Akten über diesen Gegenstand noch nicht geschlossen; mindestens hat der Mann, der die Kriegswissenschaft von Berufswegen pflegt, das letzte Wort.

Berlin, 4. Januar 1895.

K. Altrichter.

Kleine Mitteilungen.

Prof. Dr. Heinrich Pröhle, der kürzlich auf seinem Ruhesitze in Steglitz verstorbene Litterarhistoriker, war ein Original im besten Sinne des Wortes. Er wirkte vordem als Lehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium in Berlin und fasste seinen Beruf in idealster Weise auf. In den Kreisen seiner ehemaligen Schüler erfreute er sich hoher Verehrung, die bei der Feier seines siebenzigsten Geburtstages im Jahre 1892 ganz besonders zum Ausdruck gelangte. — Neben seinen wertvollen Arbeiten über Goethe und Schiller, Lessing und Heine hat Pröhle als Biograph Jahns und Gottfr. Aug. Bürgers sowie als Herausgeber von Wielands Werken sich

bekannt gemacht, auch eigene Gedichte, besonders patriotischen Inhalts, zeugen von seiner vielseitigen Begabung. Hauptsächlich hervorgetreten ist Pröhle jedoch als Sagenforscher, und hatte er für diesen Zweck vornehmlich das Gebiet des Harzes sich ausersehen.

Eine Episode aus seiner ihm lieb gewordenen Thätigkeit als Sagensammler geben wir nach seiner eigenen Handschrift nachstehend wieder:

„Nach Sagen fragt' ich einen Waldarbeiter.
 „Er sprach darauf: Der Sagen hängen drei
 „Im Querkrug an der Wand. D'rauf ging ich hin
 „Und fand die Sagen nicht, bloss an der Wand
 „Die Sägen nämlich, die man Sagen*) nannte.
 „Nein — schöne Sagen hört' ich auch all dort
 „Aus vieler Bauern, aus des Volkes Mund!
 „Doch was entstand daraus nach zwanzig Jahren? —
 „Ich selber ward zur Sage in der Gegend!
 „Denn wie man jüngst in kleinen Blättern las,
 „So hätte ich gefragt den Waldarbeiter,
 „Ob Sagen wohl bei ihm zu finden wären?
 „D'rauf hätte er gesagt: Der Sagen hängen drei
 „An meiner Wand. Die eine taugt nicht viel,
 „Die zweite auch nicht, doch der dritten Zahn
 „Ist scharf wie Gift! — Ist das nicht eine Sage,
 „Und bin ich da nicht selbst zur Sage worden? —
 „Was aber Wahres ist an der Geschichte,
 „Das ist geschehn zu Lerbach bei Klausthal.
 „Als Sagensammler wohnt' im Querkrug ich zwei Jahr,
 „Und Sagen hängen dort wohl an der Wand
 „Noch heute zum Verkauf!“ —

(Heinrich Pröhle — 1892).

Die Nachricht vom Tode dieses wackeren Mannes, dessen kindliches Gemüth die Herzen aller gewann, die in Beziehung zu ihm traten, dürfte auch in weiteren Kreisen mit Betrübnis empfunden worden sein. Ehre seinem Andenken. —

Schmidt-Neuhaus.

Brandenburgische Gedenktafeln. — Im Anschluss an die 1893 im „Bär“ veröffentlichte Zusammenstellung Berliner Gedenktafeln mögen hier noch folgende aus Ortschaften der Provinz Brandenburg in alphabetischer Anordnung Erwähnung finden.

Buckow in der „Märkischen Schweiz“. — Tafel an der „Königs-Eiche“ (Silberkehle) erinnert an die Anwesenheit Friedrich Wilhelms IV. am 15. September 1855 dortselbst.

*) Der Ausdruck Sage für Säge ist auch berlinisch. Siehe »Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten. 4. Aufl., Berlin 1882.« —

- Cottbus. — Tafel am Königsplatz zur Erinnerung an den Aufenthalt Friedrichs des Grossen im Jahre 1758 (s. Albrecht u. Graupe, Wanderbuch für die Mark Brandenburg).
- Crossen. — Erinnerungstafel in der Nähe des Marktes, auf den Einsturz des Thurmes der Marienkirche am 14. Mai 1886 bezüglich.
- Frankfurt a. O. — Gedenktafeln für
1. Alexander und Wilhelm von Humboldt am Hause Regierungsstrasse No. 28 (gemeinsamer Aufenthalt als Studenten 1787/88).
 2. Franz Freiherr von Gaudy am Geburtshause, Oderstrasse No. 13.
 3. Heinrich von Kleist am Geburtshause, Oderstrasse 26.
 4. Hellmuth von Moltke am Wohnhause, Oderstrasse 34.
- Guben. — An der Südseite der Stadt-Kirche zu St. Lorenz eine Tafel für den „frommen Sänger“ und Gubener Bürgermeister Joh. Franck.
- Liebenberg, Kreis Templin. — Im Gutsark des Grafen von Eulenburg, Denkstein an die französische Plünderung des Ortes im Oktober 1806.
- Lübben. — Denkstein mit Relief von 1740, erinnert an den dort vormals betriebenen Weinbau.
- Müncheberg. — Gedenktafel am Berliner Thorturm auf die Zerstörung durch die Hussiten im Jahre 1432.
- Petzow am Schwielowsee. — Gedenktafel mit Reliefbild auf der „Grotte“ (No. 28) am angeblichen Geburtshause Karl Friedrich Zelters, Direktors der Berliner Singakademie, Göthe's Freund.
- Das Haus Münzstrasse No. 1 in Berlin wird durch eine Gedenktafel der Stadt Berlin gleichfalls als Zelters Geburtshaus bezeichnet. Letzteres ist nach seiner Autobiographie richtig, die Gedenktafel in Petzow (nach Berghaus, Landbuch I, S. 358 von Beuth errichtet) somit irrtümlich.
- Potsdam. — Gedenktafel nebst Büste für den General York von Wartenberg an dessen Geburtshause, Yorkstrasse No. 10.
- Rüdersdorfer Kalkberge. — Inschrift am Redenkanal (vollendet 1827) mit den Büsten Friedrich II., Friedr. Wilhelm II., Friedr. Wilhelm III., von Heinitz und von Reden.
- Neu-Ruppin. — Denkstein und Tafel zur Erinnerung an Friedrich den Grossen in dem von ihm als Kronprinz 1735 angelegten „Kreissgarten“.
- Steglitz. — Tafel mit Gedicht von 1855 am Tulpenbaum (von Friedrich Wilhelm III. gepflanzt) im ehemaligen Schlossgarten.
- Wustrau. —
1. Denkstein an die Parade des „Blücher-Husaren-Regiments“ am Grabe Zietens am 25. April 1851.
 2. Gedenktafel an der Kirche an die durch Prinz Wilhelm am 19. September 1887 dort abgehaltene Versammlung der „Zieten-Husaren“. Schmidt-Neuhaus.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

4. (3. ausserordl.) Versammlung des IV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 19. Juni 1895, nachmittags:

auf „Spindlersfeld“ bei Cöpenick.

Die Teilnehmer an dem Ausfluge versammelten sich nach der Eisenbahnfahrt vor dem Eingange zur Fabrik, wo sie von Herrn Commerzienrat Spindler begrüsst wurden. Wegen der Arbeitszeit musste sofort zur Besichtigung geschritten werden. Damit die Inaugenscheinnahme eine möglichst gründliche werden konnte, wurde die Gesellschaft in sechs Gruppen geteilt, von denen jede ihren Führer und Erklärer erhielt.

Auf unserem Rundgang durchschritten wir zunächst die beiden geräumigen Speisesäle, von denen der eine den Männern, der andere den Mädchen zugewiesen ist. An den Wänden derselben befinden sich Vorrichtungen zum Warmhalten der Speisen und neben einem derselben ein ärztliches Konsultationszimmer, ferner ein Raum mit den nötigen Utensilien, für den Fall, dass eine Epidemie ausbricht, und es kann in einem solchen Fall eine Sanitätskolonne aus einigen Arbeitern eingerichtet werden. Weiterhin ist ein Raum bestimmt, in welchem Unterrichtsstunden und Musikübungen abgehalten werden.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, den umfangreichen Betrieb mit den zahlreichen Maschinen und sonstigen Einrichtungen in seiner ganzen Ausdehnung zu schildern, es muss genügen, einzelnes, das sich dem Gedächtniss eingepägt hat, herauszugreifen.

Zunächst ist der Eingangsraum zu erwähnen, in welchem die Zeuge aller Art in Empfang genommen werden, von diesem gelangen sie in den Sortierraum, wo sie nach der bestellten Farbe in Kästen zu Bündeln verteilt werden. Von hier erst kommen die Gegenstände in das Waschhaus, wo sie mittels Seifen und Chemikalien gereinigt werden, letzteres wird bei der Verwendung von Benzin in grossen, dicht geschlossenen Trommeln vorgenommen. Das Färben geschieht in hölzernen oder kupfernen Wannen, in denen sich die Farbenbrühe befindet, bei groben Sachen werden diese durch Handarbeit so lange in der Farbmasse hin- und herbewegt bis die verlangte Nuance erreicht ist, feinere dagegen

werden in Rahmen befestigt, welche durch Maschinen getrieben in der Farbmasse auf und niedertauchen. Dann befreien grosse Spülmaschinen verschiedener Konstruktion die Sachen von dem überschüssigen Farbstoff und grosse Zentrifugen schleudern den grössten Teil des Wassers hinaus, worauf die Stücke nach den Trockenstuben kommen.

Neben Garderoben- u. s. w. Gegenständen werden noch Seide, Garne, grosse Stücke aus Wolle und Tricot gefärbt. Diese Stoffe müssen zuerst in grossen Waschmaschinen gereinigt werden, bevor sie zum Färben auf ganz bestimmte Maschinen gebracht werden, die aus zwei rotierenden Trommeln bestehen. Für die Damen wird namentlich das Färben und Trocknen der Hutfedern von Interesse gewesen sein.

Die gereinigten Sachen werden endlich wieder vollkommen hergerichtet. Dazu sind grosse Säle vorhanden, in denen z. B. Gardinen geplättet werden, während in anderen Damenkleider oder die Teile von solchen gebügelt werden. Für diese Arbeit sind auch wieder mannigfaltige Vorrichtungen geschaffen, z. B. werden die Ärmel auf heisse Cylinder von passender Grösse gezogen, und die Plätteisen werden durch ein brennendes Gemisch von Leuchtgas und Luft erhitzt.

Ein Werk dieses Umfanges wird natürlich darauf bedacht sein müssen, möglichst in sich geschlossen zu sein. Deshalb finden wir als Nebenbetriebe ein chemisches Laboratorium, ein technisches Bureau, eine Schlosserei, eine Böttcherei, eine Tischlerei, und sogar ein Feuerwehrdepot. Ausserdem ist man bestrebt, aus den gebrauchten Substanzen die wertvollen Stoffe wieder zurückzugewinnen, deshalb wird aus dem Waschwasser wieder Seife gemacht und der schmutzige Benzin gereinigt. Eine wichtige Stelle beansprucht die Reinigung der Abfallwasser. Es werden täglich 10 000 cbm reines Wasser verbraucht, sie werden der Spree entnommen und sammeln sich nachher in zwei Bassins, wo sie mit Kalkmilch und Chlormagnesium versetzt werden. Aus diesen werden die Schmutzwässer durch Pumpen in Klärbassins geschafft, wo aller Schlamm zu Boden sinkt, während das gänzlich klare Wasser zur Berieselung des Parkes und der Gärtnereien benutzt wird. An einem dieser Bassins war man beschäftigt die Sinkstoffe zu entfernen, so dass man an ihnen die baumkuchenartige Anordnung der Sinkstoffe und die Spaltenbildung beim Eintrocknen beobachten konnte.

Zu den Wohlfahrtseinrichtungen sind das Badehaus und das Erholungshaus zu rechnen, welche den Angehörigen des Etablissements gegen mässiges Entgelt zur Verfügung stehen.

Um nun einen Einblick in die Grösse der maschinellen und sonstigen Leistungsfähigkeit des Werkes zu erhalten, mögen einige Zahlen angeführt werden. Es sind vier Maschinenhäuser vorhanden mit 34 Dampfkesseln, die täglich 1800 Ctr. Steinkohlen verbrauchen. Die eigene Gasanstalt liefert jährlich 334 000 cbm Leuchtgas. Ausserdem sind 9

Dynamomaschinen für 40 Bogenlampen und 40 Glühlampen aufgestellt. Im ganzen sind ca. 2250 Personen im Betriebe thätig.

Jeder von uns wird mit hohem Genuss den Gang durch die Räume gemacht haben, und auch der Laie wird eine Vorstellung erhalten haben von der Grossartigkeit des Werkes, der planmässigen Einrichtung desselben, der Sorgfalt der Arbeit und der Fürsorge für die Angehörigen desselben.

Nachdem man unter den Bäumen vor dem Erholungshause Platz genommen und sich ein wenig erfrischt hatte, toastete Herr Kommerzienrat Spindler auf das Wohl der Brandenburgia, indem er weiter hervorhob, dass er sich freue Teilnahme für seine Bemühungen gefunden zu haben, und dass er hoffe, das Vertrauen in seine Arbeit werde sich durch diesen Besuch bei den Teilnehmern befestigt haben. Darauf dankte Herr Geheimrat Friedel für die Erläuterungen und den liebenswürdigen Empfang und hob in einer längeren Rede unter anderem hervor, dass er als Kreisrichter in Cöpenick die Auflassung des Grundstückes bewirkt habe, und dass damals, 1873 der Grundstein zu dem Weltgeschäft von dem Vater, dem Herrn Wilhelm Spindler gelegt worden sei, welches nun von dem Sohne fortgesetzt werde. Er wünschte dem Werke ein kräftiges und sicheres Gedeihen und forderte die Anwesenden zu einem Hochruf auf den Chef auf, worin die Versammlung gern einstimmte.

5. (4. ausserordl.) Versammlung des IV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 26. Juni 1895, nachmittags,

im Humboldthain.

Zur festgesetzten Zeit hatten sich etwa 90 Mitglieder mit ihren Gästen in der Nähe des Vivariums versammelt. Der 2. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel gab zuerst einen kurzen Abriss über die Entstehung des Humboldthaines. Im Jahre 1869 wurde zum Andenken an A. v. Humboldt dieser Park angelegt. Er sollte nicht bloss der Erholung, sondern auch der Belehrung dienen. Deshalb wurden in ihm diejenigen ausländischen Sträucher und Bäume angepflanzt, welche in unserem Klima gedeihen. Später erbaute man das Freiland-Vivarium, damit auch Gelegenheit sei, die niederen Wirbeltiere in ihren Lebensgewohnheiten zu beobachten. Kürzlich ist nun die geologische Wand, die unter der Leitung unseres 2. Schriftwartes, Herrn Dr. Zache erbaut worden ist, hinzugekommen, so dass nun aus allen drei Reichen der Natur Anschauungsobjekte sich hier finden. Darauf ergriff der 2. Schriftwart das Wort zu seinen Erläuterungen der geologischen Wand.

Der Vortrag wird weiter unten abgedruckt werden. Am Schlusse desselben sprach Herr Geheimrat Friedel dem Vortragenden den Dank der Gesellschaft aus und hob hervor, dass Herr Dr. Zache eine Erläuterung der Wand vorbereite.

Alsdann wurden unter der Führung des Herrn Garten-Direktors Mächtig die botanischen Anlagen der Nachbarschaft in Augenschein genommen: die Alpenpflanzen, die Abteilungen für Giftpflanzen und Nutzpflanzen und das Sumpfbeet.

Hieran schloss sich ein Spaziergang durch den Humboldthain, auf dem noch einmal am Denkmal für A. v. Humboldt Station gemacht und der Herkunft der grossen Blöcke gedacht wurde. Nachdem noch die gärtnerischen Anlagen in der Nähe in Augenschein genommen worden waren, überschritt die Gesellschaft die Brücke, welche den Humboldthain mit der Hochstrasse verbindet und begab sich in die Adler-Brauerei, wo man noch eine Stunde verweilte.

„Die geologische Wand im Humboldthain“
erläutert von Dr. Eduard Zache.

Wir haben in der näheren Umgebung von Berlin keine Gelegenheit verschiedenartige Gesteinsmassen gebirgsbildend auftreten zu sehen, so dass wir sie in ihrer natürlichen Lagerung studieren könnten. Rüdersdorf, so viel es ja bietet, besitzt doch nur den Kalkstein. Dagegen giebt es in Berlin selbst schon an zwei Stellen künstliche Gebirgslandschaften, welche wohl die Phantasie anzuregen vermögen. Es sind das die pflanzen-geographischen Anlagen des botanischen Gartens, welche durch Herrn Professor Dr. Engler geschaffen worden sind und der Victoriapark, den der städtische Garten-Direktor Herr Mächtig auf dem Sandabhange des Kreuzberges angelegt hat. Hier ist die Illusion eine vollständige. Wir haben gleichzeitig das Schönste, was die Gebirgsnatur bieten kann, den Wasserfall.

Die geologische Wand im Humboldthain soll ganz anderen Zwecken dienen. Sie ist in erster Linie ein Anschauungsmittel für den Unterricht. Sie soll zeigen, wie unsere Wohnstätte, die Erdrinde, entstanden ist, wie im Laufe der Jahrmillionen sich ihre Züge herausgebildet haben; kurz sie soll die geographischen Karten des Atlas lebendiger machen. Die Schüler sollen auch der toten Natur die Gesetze ablauschen, wie sie es bei der lebendigen thun. Die Pflanzen- und die Tierwelt wird ihnen bisher in reichem Masse erschlossen, aber die starre Tiefe mit ihren Geheimnissen ist ihnen ein Buch mit sieben Siegeln, und doch birgt sie unendliche Reichtümer. Was wären wir ohne Steinkohlen und ohne Eisen?

Was nun zunächst das Material der Erdrinde betrifft, so können wir es aus praktischen Gründen in drei grosse Gruppen teilen: in Schicht-

gesteine (Sandsteine, Kalksteine, Konglomerate, Grauwacken, Schiefer, Sande, Thone u. s. w.), in krystallinische Schiefer (Gneisse, Glimmerschiefer, Phyllite, Amphibolschiefer) und in massige Gesteine (Granite, Diorite, Syenite, Grünsteine, Porphyre, Melaphyre, Basalte etc.). Diese Einteilung hängt mit der Art ihrer Verwendung in der Erdrinde zusammen; die Schichtgesteine nehmen den grössten Raum ein, sie bilden mehr oder weniger mächtige Bänke, und ihr Aussehen giebt über ihre Entstehung aus Wasserabsätzen Auskunft. Sie schliessen an einigen Stellen der Wand Versteinerungen ein oder Abdrücke von Pflanzen und Tierfährten. Ähnlich verhalten sich die krystallinischen Schiefer, nur fehlen ihnen die Versteinerungen. Ganz anders stellen sich die massigen Gesteine dar, sie durchbrechen die Schichtgesteine als Gänge und Stöcke und bilden in ihnen Lager und Ströme oder auf ihnen Kuppen und Decken. Sobald man aber ein grösseres Stück der Erdrinde betrachtet, kann man erst Klarheit erhalten über die Tektonik, d. h. über den Aufbau derselben. Hier sehen wir auch die Schichtgesteine nur selten noch horizontal liegen, in der Regel sind sie gestört, es sind Mulden und Sättel, Verwerfungen, Aufrichtungen, Überschiebungen, Horste und Grabenversenkungen ausgeprägt. Auch wenn wir nur die Lagerung zweier Schichten zu einander in Betracht ziehen, so lassen sich oft schon bemerkenswerte Thatsachen konstatieren, in der Regel liegen zwei Schichten gleichförmig (konkordant) zu einander, oft indessen auch ungleichförmig (diskordant). Eine solche Erscheinung deutet alsdann auf eine Pause in dem Bildungsgange. Wichtig ist auch die Erscheinung, dass jüngere Schichten über ältere hinübergreifen, so dass zwischen ihnen die Verbindungsglieder fehlen. Man bezeichnet diese Thatsache als Transgression der Schichten.

Das sind einige allgemeine Beobachtungen, welche wir vor den Schichten der Wand machen können, es handelt sich nun darum diese Thatsachen zu erklären. Das ist die Aufgabe der dynamischen Geologie. Diese knüpft an die Vorgänge der Gegenwart an. Sie beobachtet z. B. die Verwitterung, die Thalbildung, die Folgen der Meeresbrandung, die Dünenbildung, die Schlickbildung, die Gletscherwirkung, die vulkanischen Ausbrüche, die Erdbeben u. s. w. und sucht die gesammelten Erfahrungen bei den Bildungen früherer Epochen der Erde zu verwerten, indem sie von dem Gedanken ausgeht, dass zu allen Zeiten die physikalischen und chemischen Vorgänge nicht sehr verschieden von einander gewesen sein werden. Auf die hierher gehörigen Details werden wir später zurückzukommen haben. Auf eins muss aber hier noch aufmerksam gemacht werden. Die mannigfachen Lagerungsstörungen sind die Folgen von Kräften, welche wir als die gebirgsbildenden zusammenfassen, sie sind die wechselnden Äusserungen derselben Ursache. Die Erde kühlt sich fort und fort ab, sie wird dadurch beständig kleiner,

und die Erdrinde muss infolge dessen zusammenschrumpfen; hierbei pressen und schieben sich die Schollen, einige sinken ab, andere falten sich oder werden emporgeschoben, und es kann hierbei vorkommen, dass Tiefengesteine wie der Granit an die Tagesoberfläche gefördert werden. Wir nehmen daher jetzt an, dass die Gebirge durch seitlichen Druck in die Höhe gepresst worden sind. Die Spalten und Risse, welche hierbei entstehen, werden dann später in mannigfacher Weise wieder ausgefüllt, z. B. durch Lavamassen, durch Erze u. s. w.

Nach diesen vorbereitenden Erläuterungen kommen wir nun zu der planmässigen Erklärung der Wand. Wir beginnen mit den westlichen Feldern, sie enthalten die ältesten Gesteine, und von hier nach Osten gelangen wir mit Unterbrechungen in immer jüngere Schichten. Die folgenden Zeilen gehören in das Gebiet der historischen Geologie.

Die vier ersten Felder umfassen Gesteine aus der Urzeit der Erde. Es sind die schon erwähnten krystallinischen Schiefer. Im Phyllit des IV. Feldes ist eine Schicht Urkalk (Marmor) eingemauert. Auch die massigen Gesteine sind z. T. schon erwähnt, wir treffen hier von ihnen hauptsächlich roten Granit, schwärzlich grünen Diorit und bläulichen Gabbro. In der Regel bilden die Eruptivgesteine mächtige Ströme. Nur im mittelsten (II.) Felde ragt weisser, schlesischer Granit stockartig hindurch, er ist bei der Faltung, die sich als Sattel und Mulde ausdrückte, an die Oberfläche gepresst worden. Die Granite, Gneisse, Diorite sind den nordischen Findlingen entnommen. Nur der sog. Augengneiss, der durch die hellen Flecke charakterisiert ist, stammt aus der Gegend von Nossen im Königreich Sachsen, eben daher auch der Gabbro, der Phyllit und der Sericitgneiss.

Mit dem V. Felde betreten wir die versteinierungsführenden Schichten und somit das Altertum der Erde. Dieses Feld birgt Gesteine des Cambrium, Silur, Devon und Culm. Es zeigt gleichzeitig, wie diese Schichtenkomplexe sich in ungestörter Ablagerung haben übereinander absetzen können. Es sind Thonschiefer und Kieselschiefer des Cambrium und Silur von grünlicher, violetter und hellgelbbrauner Farbe, während im Devon Schiefer, Kalksteine und Grauwacken auftreten. Die Gesteine der ersten beiden Schichtenkomplexe stammen aus der Gegend von Nossen, die des Devon aus dem Harze und die oberste Schicht, der Culmschiefer, kommt von Lehesten im Thüringer Wald. Auch hier finden wir in der Mitte des Feldes ein Eruptivgestein, den Grünstein oder Diabas, welcher als Gang die Schichten durchsetzt und sich dann deckenartig ausbreitet.

Während hier die Schichten ganz regelmässig aufeinander folgen, sind in den nächsten Feldern (VI bis IX) starke Störungen in den Lagerungsverhältnissen ausgeprägt. Es handelt sich im Feld VI um

die Schichten des Culm und der Steinkohle, zwischen denen auch in der Natur selten Konkordanz herrscht. Diese Zeit war also ausgezeichnet durch grosse Bewegungen in der Erdkruste. Der Culm besteht zu unterst aus Schiefeln, welche die Verbindung mit dem vorhergehenden Felde herstellen sollen, so dass man annehmen muss, ehemals lag die unterste Schicht des Feldes VI und die oberste des Feldes V in gleicher Höhe, und erst durch Absinken der einen Scholle sind sie zerrissen worden, während die fehlenden Schichten des Feldes V durch Erosion zerstört worden sind. Die Grauwacke stammt von Hundisburg bei Magdeburg. Die Steinkohlenformation weist zwei Flöze auf, die durch Sandstein getrennt sind, während die Kohle in Schiefer eingehüllt ist. Den Abschluss der Steinkohlenzeit bildet Baierfelder graugrüner Sandstein, aus dem die südliche Eingangshalle des Reichstagsgebäudes erbaut ist. Die grosse Verwerfungskluft zwischen den beiden Flözen ist von einem Porphyrgang ausgefüllt worden, welcher oben sich zu einer Kuppe ausbreitet, er überlagert einen Tuff. Der Porphyr stammt von Löbejün und der Porphyrtuff vom Schwalbenstein bei Ilmenau. Es sind in diesem Felde einige charakteristische Versteinerungen in ihrer natürlichen Lage angebracht.

Die Felder VII, VIII und IX bieten überwiegend Harzer Gestein. In den beiden ersten sind noch einmal devonische Schichten dargestellt. Das VII. bringt das Erzlager des Rammelsberges bei Goslar zur Anschauung. Etwa in der mittelsten Partie sind die Erze als eine Schicht eingemauert, die unter einem Winkel von 45° einfällt. Die Erze liegen im sog. Goslarer Schiefer, darüber lagert eine dünne Bank der sog. Calceolaschichten und hierauf der Spiriferensandstein, welcher wieder von Calceolaschichten und Schiefeln bedeckt wird. Wir haben hier eine Falte vor uns, denn der Spiriferensandstein ist älter als der Schiefer, doch liegt er zwischen ihm, und da die Falte nicht geschlossen ist, spricht man von einem Luftsattel. Der Spiriferensandstein enthält eine Anzahl von Versteinerungen. Ausser dem Erzlager birgt der Schiefer noch lagerartigen Grünstein, ein Eruptivgestein. Die Konkordanz dieses Gesteines mit dem Schiefer spricht dafür, dass die Ergüsse mit dem Absatz des Schiefers gleichzeitig erfolgt sind. Im Felde VIII ist Iberger Kalk von Grund im Harz verwertet, er ist ein Korallengebilde, und an ihm lassen sich einige Korallen erkennen. Es ist dasselbe Gestein, in welchem die Harzer Höhlen ausgewaschen worden sind, die später mit Tropfsteinbildungen gefüllt wurden. Dieses Korallenriff stellt einen sog. Horst vor, der äusserst feste Kalkstein ist stehen geblieben, und an seinen Seiten sind die Gebirgsmassen abgesunken. Der Horst lässt sich als schmaler Rücken noch ein Stück in den Hintergrund hinein verfolgen und hat Anlass zur Thalbildung gegeben, sodann ist an seiner einen Böschung noch ein Nebenthal mit Travertin angebracht worden.

Das Feld IX enthält mit ziemlich steilem Fallen culmische Schiefer und Grauwacken aus Lehesten, Hundisburg und Lautenthal im Harz. Darüber folgen in diskordanter Lagerung Schichten der oberen Steinkohle und des Rotliegenden. Derartige Lagerungsverhältnisse (schon im Feld VI waren ähnliche) deuten auf eine Unterbrechung im Absatz der Schichten. Es musste hier eine Zeit hindurch Festland gewesen sein, in welcher die Zerstörung der Schichten und die Aushöhlung erfolgen konnte. Die kohlenführenden Schichten beginnen mit einem Konglomerat, das ist ein Zeichen dafür, dass eine lebhaftere Wasserbewegung in dem Thale statt hatte, und dann folgen erst die Kohlschiefer mit dem Flöz. Das Rotliegende liegt konkordant auf der Steinkohle, es ist ausgezeichnet durch mannigfache Eruptivgesteine, es sind hier eingemauert, Melaphyre und Porphyrite, die stromartig sich ausbreiten. Weiter sind noch Konglomerate und rote Sandsteine verwertet. Die Materialien der letzten beiden Schichtenreihen stammen zum grössten Teil von Neustadt a. Harz. Auch der Porphyr im Feld VI gehört ins Rotliegende. Beim Empordringen des glutflüssigen Magmas ist ein Teil der Steinkohle durch die Hitze in Anthracit umgewandelt worden.

Im Felde X ist übergreifende Lagerung angedeutet, denn hier liegt der Zechstein auf Urgebirge. Der untere Zechstein besteht aus den Mansfelder Gesteinen, dem Kupferschiefer mit dem Dachklotz und der Sohle. Darüber folgen die Gesteine des mittleren und oberen Zechsteins: Gips von Sperenberg, Anhydrit von Leopoldshall, Rauchwacken und Alabaster von Niedersachswerfen am Harz. Schliesslich bilden Letten und Rogensteine die Decke. Das XI. Feld besteht gleichfalls aus den Schichten des Zechsteins. Zu unterst lagern wieder die Mansfelder Schichten, nur hier in grösserer Mächtigkeit, darüber folgt das ältere und jüngere Steinsalz von Leopoldshall. Beide sind getrennt durch eine Schicht von Salzthon. Das ältere Steinsalz ist ausgezeichnet durch die Schnüre von Anhydrit und Polyhalit. Seine obersten Lagen führen die landwirtschaftlich so wichtigen Kalisalze: den Kainit, Sylvin, Karnallit etc. Das jüngere Steinsalz ist bedeckt von Gips, Anhydrit, Gipsthon, Letten und Rogenstein.

Mit dem Zechstein schliesst das Altertum der Erde ab. Die Gesteinsschichten dieser Zeit waren mannigfach in ihrer Lagerung gestört. Das Mittelalter zeigt nun schon bei weitem ruhigere Lagerungsverhältnisse. Der Rogenstein, welcher die Decke der beiden letzten Felder bildete, gehört schon zur Trias. Er macht deshalb auch wieder die unterste Schicht des neuen (XII.) Feldes aus. Die Trias hat ihren Namen von den drei scharf ausgeprägten Schichtgruppen: dem Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper. Die Trias bedeckt in Deutschland ein ausgedehntes, zusammenhängendes Gebiet, dasselbe beginnt kurz nördlich des Bodensees und zieht zwischen dem Schwarzwald und der rauhen

Alb nach Norden, indem es sich immer mehr verbreitert, bis es in der Höhe des Teutoburger Waldes endigt. Von dem ersten Gliede, dem Buntsandstein ist ausser dem Rogenstein noch das Hauptgestein, der rote Mainsandstein vertreten; er ist auch für Berlin ein wichtiger Baustein geworden, denn die Moltkebrücke und die Waisenbrücke sind aus ihm errichtet. Er springt etwas aus der Front heraus, weil er eine Platte mit Chirotherien-Fährten tragen soll. Über ihm lagert bis fast zur Oberfläche Rüdersdorfer Gestein. Zu unterst ist eine Schicht von Gips eingemauert, welche zum obersten Buntsandstein, dem Röth, gerechnet wird, dann folgt der untere Muschelkalk mit dem blau-gelben Wellenkalk und dem Schaumkalk, den Abschluss findet der untere Muschelkalk durch eine Bank, die ausserordentlich reich an Versteinungen ist, darüber lagert eine Schicht mittleren Muschelkalkes, und dann folgt der obere, dieser besteht aus einer starken Bank, die ganz dicht mit Versteinerungen angefüllt ist, sie stellt die Bank mit *Myophoria vulgaris* dar und darüber folgt ein grüner, glaukonitischer Kalkstein. Der Muschelkalk führt seinen Namen mit Recht. Die Felder XII, XIII und XIV sind aus diesen Schichten aufgebaut, das mittelste aber zeigt zu unterst nicht mehr den roten Sandstein. Man muss sich vorstellen, es sei ein Stück hinabgesunken, so dass es zwischen den benachbarten auch an der Oberfläche tiefer zu liegen kommt. Wir nennen diese Art der Verwerfung einen Graben und haben z. B. im Rheinthale von Basel bis Mainz ein derartiges grosses Senkungsgebiet. Das Thal ist hier mit Rüdersdorfer Gletscherplatten ausgefüllt worden. Als Abschluss des Feldes XII ist noch eine Probe bunten Keupermergels vom Harzrande angebracht worden.

Das nächste Feld (XV) bringt noch einmal den Muschelkalk und zwar in der Ausbildung, wie er in Oberschlesien in der Gegend von Tarnowitz und Beuthen auftritt. In den tiefsten Schichten besteht das Feld aus plattenartigem, sog. Sohlenkalkstein, darüber lagert ein gelber Dolomit, der zum grössten Teil zerstört ist, und in welchem sich die Galmei-, Blei- und Eisenerze angesiedelt haben, welche neben der Steinkohle jene Gegend zu einer so wichtigen Industriestätte gemacht haben.

Das benachbarte Feld (XVI) ist aufgemauert aus den festen Gesteinen der nordwestdeutschen Jura- und Kreidebildungen, wie sie den Harzrand begleiten. Es hebt allerdings noch an mit dem obersten Kauper, dem rhätischen Sandstein von Burgpreppach, der ebenfalls im Reichstagsgebäude verwandt worden ist, dann folgen erst die jurassischen Gesteine und zwar solche, die zum oberen Jura oder Malm gehören: der Korallenoolith, der Kalkstein und Dolomit des Kimmeridge. Die untere Kreide ist repräsentiert durch den Wealdensandstein von Nesselberg im Deister, durch Hilskalkstein, durch den Sandstein und Flammenmergel des Gault und die obere Kreide durch Plänerkalk und Quadratenkreide vom Sudmerberge bei Goslar.

Im Gegensatze hierzu ist in Schlesien, Sachsen und Böhmen nur die obere Kreide ausgebildet. Es ist hier wieder eine Transgression vorhanden, denn die Schichten der oberen Kreide lagern direkt auf älterem Gestein, in der Nähe von Dresden z. B. auf Granit. Das ist im Felde XVII angedeutet worden. Zu dem untersten Gliede der oberen Kreide, dem Cenoman, haben Cudowa und das Heuscheuergebirge ihre Sandsteine geliefert. Die mittlere Abteilung, das Turon, ist aufgebaut aus Quadersandstein von Cotta und Rottwerndorf, sowie aus Pläner von Weinböhl. Die oberste Schicht, das Senon, führt Quadersandstein von Deutmannsdorf und Warthau. Alle diese Sandsteine sind bekannte Bausteine.

Damit ist das Mittelalter abgeschlossen, und es bleibt nur noch ein Feld (XVIII) übrig, das die Neuzeit repräsentiert. Dahin gehört das Tertiär und das Diluvium. Ersteres ist eingelagert in einer Mulde der Kreide, es war hier wiederum keine regelmässige Fortsetzung in den Absätzen vorhanden, denn Deutschland war in der frühesten Zeit des Tertiärs Festland, deshalb konnte sich in den Kreideschichten eine Mulde aushöhlen, in welcher die jüngeren Tertiärschichten sich absetzen mussten. Das Tertiär ist vertreten durch den Thon und die Sande von Freienwalde.

Während des Absatzes der tertiären Sedimente brachen nach einer langen Pause an zahlreichen Stellen Deutschlands grosse Lavamassen aus dem Erdinnern empor und schütteten die heutigen Basaltkegel auf; einen solchen finden wir an der Grenze der beiden letzten Felder.

Zum Diluvium gehören die Schichten der Norddeutschen Tiefebene, sie sind die Rückstände des grossen Inlandeises, es sind Moränenbildungen und Sande. Die Probe Unteren Geschiebelehms rührt her aus der Sohle des Eisenbahneinschnittes bei der Station Gesundbrunnen und der Obere aus den Abraummassen der Usedomstrasse, während der trennende Sand von Rixdorf stammt.

Säugetiere der Provinz Brandenburg.

(Aus den Sammelkästen des Märk. Prov. Museums.)

Vergl. d. Mtsbl. Bd. II. S. 112 flg.

1. **Mus agrarius Pallas**, die **Brandmaus**, ist häufig im Berliner Tiergarten. (Aus einem Schreiben des Prof. Dr. Alfred Nehring vom 24. Juli 1890.) Kann ich bestätigen. E. Friedel. 30. VIII. 1892.

2. **Canis vulpes L. in Berlin**. Dass der Fuchs, trotz seiner Verschlagenheit und Findigkeit, sich jetzt noch mitten in das lärmende Grossstadttreiben hineinwagt und, unbekümmert um dasselbe, Anbauversuche macht, war bis vor Kurzem unbekannt. Nur so viel wusste man, dass, zwar allerdings noch

innerhalb des städtischen Weichbildes, aber an der äussersten, gänzlich unbewohnten Stelle desselben, im Norden innerhalb der Rehberge Füchse vorkommen. Kürzlich ist nun der zoologischen Sammlung des Märkischen Provinzial-Museums ein im Humboldthain gefangener und erlegter Fuchs zugegangen. Vielleicht hat das Tier sich auf den den Park kreuzenden Eisenbahnlinien nächtlicher Weise eingeschlichen. Der noch jugendliche Reinecke ist in eine der Katzenfallen gegangen, die am Saume des Humboldthains zum Schutz der brütenden Edelsänger, Grasmücken, Nachtigallen etc. aufgestellt werden. Der Wächter, welcher das unvorsichtige Tier in der Falle fand, schoss es ohne Gnade todt. „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg,“ sagt Altmeister Goethe, jetzt prangt Reineckes Balg, von Herrn Keitel am Nikolaikirchhof wohl ausgestopft, als Rarität in der städtischen Tiersammlung. B. T. Bl. 31. Juli 1892.

3. **Canis vulpes L.** auf der Insel Scharfenberg im Tegeler See. Wenige Tage hiernach erhielt das Märkische Museum einen Fuchs, der auf der Herrn Dr. Carl Bolle gehörigen Insel Scharfenberg geschossen war. Da auf dem Eilande Fuchsbauten nicht sind, muss das Tier über den Tegeler See geschwommen sein. E. Friedel.

4. **Der Maulwurf, Talpa europaea L.**, ist von Dr. Carl Bolle mitten im Tegeler See mehrfach schwimmend gefunden. Vergl. Nr. 14.

5. **Das Eichhörnchen, Sciurus vulgaris L.**, durchschwimmt zur Zeit der Reife der Haselnüsse, nicht selten von der Heiligenseer Forst kommend den Tegeler See, um auf der Insel Scharfenberg der leckeren Atzung nachzugehen. Vgl. Nr. 14 und 15.

6. **Der Igel, Erinaceus europaeus L.**, ist auf der Insel Scharfenberg im Tegelschen See sehr häufig und macht sich als Vertilger von Mäusen nützlich. Vgl. Nr. 20 bis 23.

7. **Die nordische Wühlratte, Arvicola ratticeps** Keyserling und Blasius, ist von dem cand. med. R. Stimming bei Brandenburg a. H. mehrfach gefangen, als *A. agrestis* bestimmt, von Prof. Dr. A. Nehring aber als *A. ratticeps* erkannt worden. Neu für unsere Provinz. Vgl. Naturwiss. Wochenschrift vom 28. August 1892, S. 354. Nehring nennt das Tier „gewissermassen ein Relikt aus der Diluvialzeit.“ E. Friedel.

8. **Der Hamster, Cricetus frumentarius Pallas**, ist von Herrn Gustav Stimming bei den Dörfern Möser und Grähnert, westlich von Brandenburg a. H. kürzlich bemerkt worden. Nehring a. a. O. S. 355. Ich habe ihn in meiner Schrift: Die Wirbeltiere der Provinz Brandenburg, 2. Ausg. Berlin 1886, S. 62 von Nauen, Jüterbog und Treuenbrietzen, sowie mehreren Feldmarken der Priegnitz erwähnt. Vgl. auch Nr. 24. E. Friedel.

9. **Abnahme der Ratten in Berlin.** Berlin ist vor der Kanalisation, gleich Paris, eine der an Ratten reichsten Städte gewesen. Im Anfang dieses Jahrhunderts wurde in unserem Weichbilde, wie allmähig im gesamten Europa, die einheimische schwarze Hausratte (*Mus rattus* Linné) durch die aus Sibirien eingewanderte, viel schlimmere und bissigere graubraune Wanderratte (*Mus decumanus* Pallas) fast vollständig verdrängt. Dieses Tier, unsere verhasste, gefräßige und gefürchtete Wanderratte wird nunmehr innerhalb unserer Ringmauern durch eine eigene Ironie des Schicksals ihrerseits unablässig

verdrängt und ausgerottet. Diese Rattenvertreibung geschieht durch die städtische Kanalisation Berlins. Solange noch die lieblich duftenden offenen Rinnsteine mit ihren, lauschige Verstecke bildenden Rinnsteinbrücken vorhanden waren und die Hausentwässerungen dort anschlossen, war die Residenz ein Ratten-Eldorado, wo die Nacktgeschwänzten in Küche und Keller, Stall und Rinnstein ziemlich ungestraft wahre Orgien feiern konnten. Damit ist es aus; die festen gemauerten Kanäle mit ihrem gefährlich hohen Wasserstande und ihrer beständigen Strömung dulden keine Rattennester. Die festen Ufermauern haben sie und die ebenso ekelhafte Wasserratte oder Schermaus (*Arvicola amphibius*) vom grünen Strand der Spree vertrieben. Kurzum, es wachsen schon jetzt Kinder in Berlin auf, welche die Ratte nicht mehr sehen, nur von Hörensagen kennen und sich erzählen lassen, wie eigentlich Stadtbaurath Hobrecht der grimme Vertilger der Ratten ist, den sie so bitter hassen und am liebsten verderben würden, gerade so wie die Mainzer Mäuse den Erzbischof Hatto im Mäusethurm im Rhein. — In der That soll es in der Friedrichstadt, von grossen Holzplätzen abgesehen, kaum mehr eine Ratte geben. B. T. Bl. 27. 7. 1892. Vgl. dazu Nr. 17.

10. **Fischotter, *Lutra vulgaris*.** Eine von den Fischottern, welche unter dem Kunstausstellungs-Gebäude am Cantian-Platz in Berlin hausen, ging dieser Tage Fischern in ihr Netz. Mit einiger Anstrengung gelang es, das flinke Tier zu bändigen, trotzdem es das Netz teilweise zerriss und zerbiss. Schliesslich aber wurde es getödtet. B. T. Bl. 11. 10. 1884.

11. **Die Fischottern,** über deren unliebsames Verhalten in der Spree innerhalb Berlins wir gestern berichtet haben, zeigen sich auch vor der Stadt an der Oberspree als arge Fischräuber. Dem Märkischen Museum wurden unlängst schön skelettierte Köpfe riesiger Welse vorgelegt, welche von Fischottern in der unmittelbaren Nähe der Sachschen Schwimmanstalt erbeutet worden sind. Es ist dort eine Stelle vorhanden, die man als ein Knochen- und Grätendepot, gewissermassen als Kjökkenmöddings bezeichnen kann, welche zwischen den Pfählen der Schwimmanstalt allmählig von den fischvertilgenden Fischottern angelegt werden und sich täglich noch vermehren. B. T. Bl. 24. 12. 1884.

12. **Elchwild.** Fürst Radeziwill schenkte (um 1549?) an den berühmten Berliner Leibmedikus Thurneysser ein Elentier, das er später nach Basel weiter vergab, wo ein altes Weib das für eine Ausgeburt des Teufels gehaltene Tier durch einen mit Nadeln gespickten Apfel umbrachte. E. Friedel.

13. **Der Biber.** Oberhalb der Wittenberger Eisenbahn-Brücke über die Elbe zeigten sich gestern zwei Biber. Da strengste Schonung der seltenen Tiere stattfinden wird, so hofft man auch in unserer Gegend eine Kolonie der drolligen Nager zu bekommen. Bis jetzt hat nur Barby den Vorzug, in der Elbe eine umfangreichere Biber-Kolonie zu besitzen. Voss.-Z. 26. 3. 1887.

14. **Eichhorn und Maulwurf schwimmend.** Es wird vielfach angenommen, dass die Erzählung von schwimmenden Eichhörchen, welche sich ihres buschigen Schweifs als Segel oder Ruder bedienten, Fabel sei. Nun hat aber ein bewährter Naturforscher, Herr Dr. Carl Bolle, jüngst in der Zeit, wo die Haselnüsse auf der allen Berlinern wohlbekannten Insel Scharfenberg des Tegeler Sees reifen, vom Kahn aus eins der niedlichen

Tiere beobachtet, wie es, jedenfalls von der königlichen Forst kommend, nach Scharfenberg hinüber schwamm. Offenbar musste der Instinkt oder die Erfahrung dem Eichkätzchen sagen, dass jetzt bei dem gastlichen Einsiedler auf dem Scharfenberg die Nüsse reif seien. — Noch seltsamer mag es manchen unserer Leser berühren, dass auch der unterirdische halbblinde Maulwurf weite Wasserreisen unternimmt. Dr. Bolle hat den Maulwurf geschickt wie eine Wasserratte schwimmend, die spitze Schnauze nur wenig aus dem Wasser hervorstreckend, wiederholt mitten in dem breiten Tegeler See getroffen. Brehm nennt des Maulwurfs Esslust unstillbar, so mag ihn die Sucht nach der Nahrung zu jenen weiten Schwimmpartien antreiben. B. T. Bl. 8. 11. 1885.

15. **Eichhorn und Katze schwimmt.** „Als alter Abonnent Ihres geschätzten Blattes gestatte ich mir in bezug auf den Artikel, betreffend das Schwimmender Eichhörnchen, ergebenst mitzuteilen, dass ich bereits vor zwanzig Jahren beobachtet habe, wie ein solches Tierchen durch einen Gebirgsfluss und zwar an einer sehr reissenden Stelle schwamm. Neu dürfte aber sein, dass auch die Katzen in dem Augenblicke der Gefahr, das Wasser nicht fürchten. Hier ein Beispiel: Ich besass in meiner früheren Heimat einen prächtigen Kater, welcher morgens über einen des Nachts zugefrorenen tiefen Graben auf der schwachen Eisdecke nach dem anderen Ufer spazierte war. Die Sonne hatte dann die Eisdecke verschwinden lassen, und nun hatte ich Gelegenheit, zu sehen, wie mein Kater anscheinend ratlos nach dem heimatlichen Ufer hinüberschaute. Er schien zu überlegen, was zu machen sei und wiederholt tauchte er die Pfoten in das Wasser, um zu untersuchen, ob denn nicht noch die Eisdecke vorhanden sei. Endlich schien er zu merken, dass ihm der Rückweg abgeschnitten ist, und mit einem kühnen Sprunge setzte er ins Wasser und schwamm brillant nach dem heimatlichen Ufer. Schleunigst machte er sich nach Hause und da fand ich denn meinen lieben Kater am Ofen liegend und Toilette machend. — Ich bin nun der Meinung, dass alle vierbeinigen Tiere, ohne Ausnahme, das nasse Element aufsuchen, sobald ihnen Gefahr droht. So ist es auch sicher mit dem Eichhörnchen gewesen; bei dem von mir beobachteten Eichhörnchen war es auch nur Not, um der Gefangennahme zu entgehen.“ B. T. Bl. 11. 11. 1885.

16. **Vorposten-Hunde.** Bezüglich der „Vorposten-Hunde“ teilt die Fachzeitung „St. Hubertus“ die Thatsache mit, dass im 3. Jäger-Bataillon zu Lübben jetzt Kriegshunde abgerichtet werden, und berichtet darüber Folgendes: „Die Hunde sind zunächst zum Vorpostenmeldedienst bestimmt. Was die Race anbetrifft, so gehören sie zum grössten Teile den Schäferhunden an, und zwar hat jede Kompagnie zwei in Dressur. Letztere ist je einem Oberjäger übertragen und besteht darin, dass die Hunde daran gewöhnt werden, von vorgeschickten Patrouillen zur Hauptabteilung und ebenso wieder zurückzulaufen. Einzelne machen ihre Sachen schon recht gut. Jeder von den Hunden trägt am Halsband ein kleines Ledertäschchen, in welches die zu bringenden Meldungen auf Papier geschrieben hineingethan werden. Der Oberjäger, welcher den Hund gewöhnlich führt, verbleibt bei der Abteilung, an welche Meldung überbracht werden soll, und zwar, um dem Hunde einen Anhalt zu geben, wohin er gehen soll. Sie sollen aber auch

noch dazu verwendet werden, Verwundete oder Verirrte etc. aufzusuchen, da sie jeden einzelnen Mann der Kompagnie bereits von denen anderer unterscheiden können und ihre Leute genau kennen. Ebenso sollen sie später beim Vorpostendienste dem Doppelposten als aufmerksamer Beobachter und Wächter beigegeben werden, um durch ihre Wachsamkeit vor Überfall zu schützen, denn was ein Mensch in der Dunkelheit weder sieht noch hört, das bemerkt ein Hund bei seiner ausserordentlichen Sinnesschärfe. Doch ist natürlich auch nicht jeder Hund dazu zu gebrauchen, so z. B. sind schon drei todtgeschossen, weil sie nicht das leisteten, was man von ihnen verlangte: das wird man ja bald gewahr, ob ein Hund dazu tauglich ist oder nicht. Ausser Schäferhunden sind auch andere Raçen zur Probe genommen, z. B. ein Pudel, der seinen Dienst auch schon recht gut versteht, und andere Fixköter, mit denen aber nicht so sehr viel los ist.“ B. T. Bl. 7. 12. 1886.

17. **Rattenplage in Berlin.** Eine wahre Plage für einen Teil des Nordens von Berlin ist die dort förmlich in Heerden hausende grosse und gefrässige Art von Ratten. Sie sind nicht nur eine Plage für Ackerbauer, sondern besonders auch für Hauseigentümer. Die Rehberge sind förmlich unterwühlt, und kommt es nicht selten vor, dass beim Passieren derselben einem die ekelhaften, langgeschwänzten Tiere über die Stiefel laufen. In die Häuser dringen dieselben am hellen Tage ohne grosse Scheu ein, so dass die Bewohner mit ihnen fast die Nahrungsmittel teilen müssen. Der Ursprung des Ungeziefers ist, der „B. Z.“ zufolge, das Etablissement der fiskalischen Abdeckerei, von wo aus sie sich über die ganze Gegend verbreiten. Die Kalamität hat gegenwärtig, da seitens der Abdeckerei, wie dasselbe Blatt behauptet, nichts geschieht, um das Ungeziefer zu vertilgen, alle Bemühungen der Anwohner aber fruchtlos sind, so an Umfang zugenommen, dass die Hauseigentümer jetzt den Versuch zu machen beabsichtigen, seitens der Behörden auf umfangreiche Vertilgung dieser Plage hinzuwirken. Freie Zeitung, 12. 1. 1885. Berlin.

19. **Szenen aus dem neuen Tierasyl.** Weit draussen im Norden, in der Schulstrasse, hat der Neue Tierschutz-Verein vor einiger Zeit ein neues Tierasyl eröffnet, von dessen Existenz wir unsere Leser bereits gelegentlich jener Eröffnung kurz in Kenntnis gesetzt haben. Jetzt erfüllt die junge Anstalt bereits seit Wochen in voller Arbeit ihren wohlthätigen Zweck und es ist hochinteressant, das Leben und Treiben dort draussen zu beobachten und zu sehen, mit welcher Sorgfalt die kleinen und grossen Hunde gepflegt werden, die „das Schicksal oder eines Gröss'ren Wille“ an jene stille Küste geworfen hat. Um in das neue Tierasyl zu gelangen, muss man von dem Vorderhause, welches in der Schulstrasse die Nummer 112 trägt, erst über drei oder vier Höfe gehen, auf denen leere Leiterwagen und verschiedene Lattenzäune dem Fuss des Wanderers nicht unerhebliche Schwierigkeiten in den Weg legen. Endlich steht man vor einem einstöckigen, einfachen Backsteinbau, aus welchem lautes Bellen herausklingt und welches man auch ohnedies schon bloß durch den Geruchssinn als die Stätte erkennen würde, welche bereits von vielen guten Hunden betreten und eingeweiht wurde. Das Innere des Asyls, in welchem ein freundlicher alter Wärter die Honneurs macht, enthält in zwei Reihen etwa zwanzig, durch hölzerne Wände von

einander getrennte Zellen, in welchen die hündischen Pfleglinge des Asyls, deren jetzt etwa hundertundzwanzig vorhanden sind, auf stets frischem Heu der weiteren Ereignisse warten, die an sie herantreten werden.

Vormittags sind die meisten Zellen leer, denn dann ist die Stunde des Reinemachens und die Hunde tummeln sich fast sämtlich auf ihren Spielplätzen im Freien. Nur einige Kranke und Wöchnerinnen, denen der grosse Wurf erst vor wenig Tagen gelungen, hüten auch um jene Zeit ihre Zelle. An jeder der letzteren ist ein schwarzes Täfelchen angebracht, auf welchem ganz wie in einem Krankenhause die Nummer des Pfleglings und die Geschichte seiner Krankheit oder die Zeit seiner Niederkunft durch den behandelnden Arzt verzeichnet stehen. Der Arzt besucht seine Patienten täglich nachmittags von vier bis fünf Uhr. Da auch die Nahrung, welche die Hunde hier erhalten, eine kräftige und ausreichende ist, so ist für das leibliche Wohl der Pfleglinge des Asyls in bester Weise gesorgt. Unter den hundertundzwanzig Hunden befinden sich nur etwa zwanzig Patienten, die meist an Ausschlag leiden oder unter dem Druck unglücklicher Verhältnisse zum Teil auch rüdig geworden sind.

Die Spielplätze im Freien sind für Hunde und Hündinnen getrennt angelegt. Auf beiden Spielplätzen geht es sehr laut und lärmend zu, bei den Hündinnen natürlich noch viel lauter, als bei den Hunden. Die ganz grossen Hunde, die Neufundländer und Ulmer Doggen, haben einen abgesonderten Spielplatz, auf dem sie ein ziemlich einsames Leben führen. Der Grosse steht ja immer einsam und allein in der Welt. Bunt durcheinander gewürfelt spielen und tummeln sich da draussen Hunde der verschiedenartigsten Rassen, und noch grösser ist die Zahl derjenigen, die auf keine Rasse irgendwelche begründete Ansprüche erheben können. Mannigfach, wie ihr Aussehen, mag wohl auch das Schicksal und das Leben der dünnbeinigen Zöglinge dieses Asyls sich gestaltet haben, und wer ihr Bellen und Knurren, ihr Winseln und den oft so schwermütigen Ausdruck ihrer Augen zu deuten versteht, der würde vielleicht manche interessante Geschichte von Hundeglück und Hundeelend zu hören bekommen. Berl. Tagebl. 29. 6. 1887.

20. Ein Igel, *Erinaceus europaeus* wurde im Juni 1886 in der Rügengerstrasse Nr. 39 zu Berlin im Keller des Hofes gefunden. Wahrscheinlich von dem benachbarten Humboldthain verirrt. Berlin, 29. 5. 1886. E. Friedel.

Fortsetzung folgt.

Bücherschau.

Dr. med. Ernst H. L. Krause-Schlettstadt: Die Kiefer als Wahrzeichen der brandenburgischen Hegemonie in Deutschland. Globus 1895. Nr. 5 S. 72—76.

„Über die älteste Periode geben uns nur geologische Arbeiten Aufschluss, ihr Ergebnis ist, dass nach der letzten Eiszeit die Kiefer eine Zeit-

lang der vorherrschende Waldbaum in ganz Mitteleuropa gewesen ist. Die zweite Periode reicht aus ferner Vorzeit bis nahe an die Gegenwart heran, sie ist die Zeit des Rückganges und der Verdrängung. Eine bedeutende Senkung des Landes schuf einen Salzwasser führenden Meerbusen, der sich vom Atlantischen Ocean bis weit ins heutige Finnland hinein erstreckte und ausgedehnte Gebiete eines milden kontinentalen Klimas theilhaftig machte. Unter diesen Verhältnissen gediehen die Laubbölzer, namentlich die Eiche vortrefflich, und die Kiefer konnte sich nur auf dem schlechtesten Boden behaupten. Obwohl danach das Klima wieder kälter und für die Kiefer verhältnismässig günstiger geworden ist, hat der Baum doch seine alten Wohnstätten nicht in entsprechendem Masse zurückerobert, sondern ist im Gegenteil vielerwärts ganz verschwunden, und zwar aus Landschaften, deren Bodenverhältnisse ihm günstig sind.“ —

Verf. führt nun in der geistvollen Weise, die wir bereits von ihm gewohnt sind, aus, wie seit dem Ausbreiten der Preussischen Herrschaft sich dies Verhältnis allmählig unter der Verwaltung der den Anbau von *Pinus silvestris* begünstigenden, in Brandenburg und Berlin ihren Centralsitz habenden preussischen Forstverwaltung wieder ändert. Ich bemerke dazu, dass man sich selbst nach vielen Gegenden (Pr. Westfalen), wo Tanne und Fichte dominiert, Kiefernbaumholz aus der Gegend von Liepe und Oderberg i. M. kommen lässt, weil Kiefernholz härter und dauerhafter ist.

Andrerseits scheint mir doch der sehr lesenswerte Artikel die Grund- und Bodenverhältnisse zu unterschätzen. Die Buche verkümmert nun einmal auf sandigem Alluvialboden, auf welchem, wie in Sümpfen, die Kiefer noch gedeiht. Das ist auch früher so gewesen. Die Eiche dagegen ist weniger wählerisch, sie kommt neben der Buche, aber überall, wenigstens eingesprengt, nicht minder auf echtem mageren Kiefernboden wild vor. Im Brandenburgischen ist eine Kiefernwaldung ohne einzelne grosse Eichen nicht denkbar und dass dem seit Jahrtausenden so gewesen ist, zeigen die subfossilen Hölzer unserer Sümpfe, Seen und Flüsse, stets finden wir dort einzelne Eichenstämme neben Kiefern. E. Friedel.

Berichtigungen.

Seite 102 Zeile 2 von unten lies Heinse statt Heine.
 „ 104 „ 20 von oben „ Grelle statt Grotte.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Wo hat die Kölnische Stadtmauer geendet?

Von Georg Siegerist.

Eine alte Streitfrage, die anscheinend schon vor 30 Jahren zu den Toten geworfen worden war, ist neuerdings wieder zum Leben erwacht. Ein Lieblingsthema sämtlicher Berliner Lokallhistoriker war es stets gewesen, den Punkt zu ermitteln, wo die älteste Kölnische Stadtmauer ihr Ende gefunden hat, ob sie über den Lustgarten lief und der kleinen Burgstrasse gegenüber endete oder ob sie ihren Weg über den Schlossplatz nahm. Während sich Klöden, Fidecin und K. F. Schmidt¹⁾ für erstere Annahme entschieden, gelang es im Jahre 1863 F. Adler auf Grund bautechnischer Erörterungen, das letztere überzeugend nachzuweisen,²⁾ und ihm schloss sich F. Holtze in seiner Geschichte der Befestigung von Berlin 1874 an.³⁾ Damit schien das letzte Wort gesprochen zu sein; neuerdings jedoch hat R. Borrmann in seinem im Auftrage des Berliner Magistrats 1893 herausgegebenen Werke „Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin“ die alte Ansicht wiederum als die allein richtige nachzuweisen versucht.⁴⁾ Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, die Angelegenheit einer nochmaligen kurzen Besprechung zu unterziehen.

Auch wir gehen hierbei von den beiden Türmen aus, die den Stützpunkt für Adlers Untersuchung gebildet haben, dem viereckigen nachmaligen Glockenturm der Domkirche und dem runden, 1682 abgebrochenen Turme an der Spree, die beide auf dem Memhardt'schen Plane deutlich erkennbar sind. Wir gebrauchen absichtlich von ersterem das Wort „nachmalig“; denn er hat unstreitig ursprünglich zur städtischen Befestigung gehört und stammt aus der ersten städtischen Bauepoche, aus der Zeit bis 1300.⁵⁾ Der Behauptung Borrmanns,⁶⁾ er

¹⁾ Historischer Atlas von Berlin, Blatt 1.

²⁾ Zur Geschichte der Befestigung Berlins. Märkische Forschungen Bd. VIII, p. 219 ff.

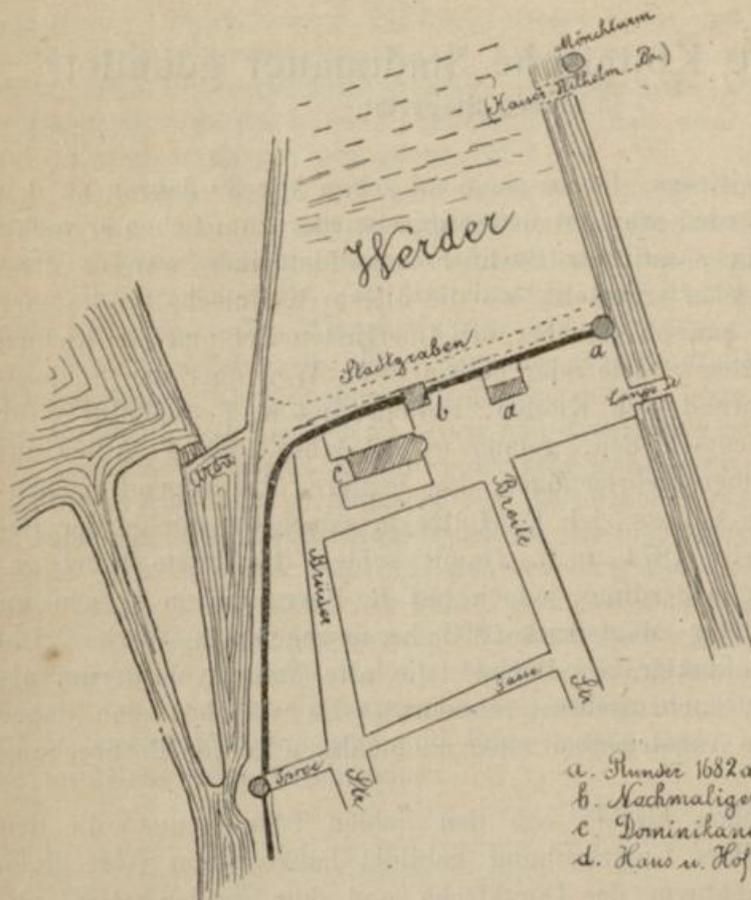
³⁾ Schriften des Vereins für Geschichte der Stadt Berlin, Heft X.

⁴⁾ p. 258.

⁵⁾ Adler l. c.

⁶⁾ p. 160.

sei erst im 16. Jahrhundert eigens als Glockenturm erbaut worden, müssen wir entschieden widersprechen; Gründe dagegen sind einmal das Material, aus dem sein unterer Teil bestand, Feldbruchsteine, eine Bauart, die durchaus nicht die des 16. Jahrhunderts war, ferner die „unförmige“ Gestalt,¹⁾ die uns neben dem Renaissancebau Casper Theiss' seltsam anmutet und endlich die freistehende Lage, die sich wohl für einen italienischen Campanile, nicht aber für einen Berliner Kirchturm



schickt. Der Turm hat zunächst zu Verteidigungszwecken gedient; seit 1516 befand sich in ihm das Kammergericht;²⁾ gelegentlich Neustiftung der Domkirche 1536 wurde das Geläut derselben in ihm aufgehängt. Auch sein Kollege am Spreeufer, der runde Turm, diente zur Verstärkung der Stadtmauer; Borrmann lässt ihn mit dem Burgbau Friedrichs II. entstehen;³⁾ er ist jedoch seiner Bauweise nach ebenfalls älter. Analog dem Mönchturme an der Burgstrasse, der die Berliner Stadtmauer abschloss, hat auch die Kölnische Mauer mit einem Turme am Wasser

¹⁾ Borrmanns eigener Ausdruck, p. 160.

²⁾ Adler l. c.

³⁾ p. 259.

geendigt; dies kann nur der genannte gewesen sein, da sich weiter unten in der Gegend der heutigen Kaiser Wilhelmbrücke keine Spuren eines solchen auffinden lassen. Die Annahme liegt also wohl sehr nahe, dass die Köllnische Mauer sich zwischen diesen beiden Türmen quer über den heutigen Schlossplatz und nicht über den Lustgarten erstreckte.

Weiter. Kurfürst Friedrich II. liess, als er seine Burg erbaute, ein Stück der Stadtmauer niederreißen, welches die Köllner bei ihrem Aufstande 1448 durch einen Blockzaun zu ersetzen suchten.¹⁾ Auch diese Thatsache spricht für uns. Hätte dies Niederreißen der Mauer Zweck gehabt, wenn sie über den Lustgarten lief, also den Bauplatz des Schlosses umfasste? Hätte sie da nicht als Verteidigungswerk sehr gute Dienste geleistet? Wohl aber musste sie fallen, wenn, wie wir annehmen, das Schloss sich ausserhalb derselben erhob. In diesem Falle konnte das Schloss in der That die Stadt Kölln beherrschen, was doch sein Zweck war; der Stadtgraben wurde zum Schlossgraben, hinter dem sich die neue Mauer erhob, die beiden Mauertürme verstärkten als sehr willkommene Aussenwerke die Wehrhaftigkeit gegen die Stadt. Bei einem Verlaufe der Mauer über den Lustgarten wäre das ganze Terrain zwischen dem Dominikanerkloster und der Stadtmauer, auf dem das heutige Königliche Schloss steht, unbebaut gewesen; dies ist einfach undenkbar in einer Stadt, die in ihrer räumlichen Entwicklung so beschränkt gewesen ist wie Kölln.

Am meisten aber spricht gegen Borrmann die von ihm selbst als Hauptgrund pro angeführte Urkunde vom 29. August 1443.²⁾ Nach derselben geht die Grenze des dem Kurfürsten abgetretenen Terrains von der Klosterpforte nach der langen Brücke bis an die Spree, diese abwärts bis an die Stadtmauer, wes in deme orde und winkele begrepen is, also der nordöstliche Teil des heutigen Schlossplatzes; dazu den Werder jenseit der Stadtmauer und des Grabens; dazu die Stadtmauer von der Spree bis gegen das Kloster und die Klostermauer entlang bis an die Stadtmauer (letztere Bestimmung bezeichnet die Südgrenze des abgetretenen Werders), mit Türmen, Wichhäusern und Gräben. Das Kloster war also hiernach an die Stadtmauer gebaut, ein Brauch, dem man im Mittelalter vielfach huldigte, um die religiöse Scheu, die ein

¹⁾ Klageschrift des Kurfürsten bei Fidicin, *Histor. dipl. Beitr.* II, p. 204.

²⁾ v. Raumer, *Codex dipl. Brand. cont.* I. 207. Der betreffende Passus lautet wörtlich: von dem closter predecker ordens; den ordt von der closter porten na der langen brugge wente an die Sprew, dy Sprew langes nedder wente an dy stattmure, wes in deme orde und winkele begrepen is, und dartho den Werder, dy an dem orde over dy stattmure und over dy graven wente an dy Sprewe lyt; dartho dy stattmure von der Sprew wente gegen dat Closter und dy Closter mure langes wente an dy stattmuren, mit tormen wigkhuseren und graven.

jeder vor geweihten Stätten empfand, zu benutzen, falls ein Feind die Stadt angreifen sollte. Wäre die Mauer über den Lustgarten gegangen, so wäre diese Erwähnung der Klostermauer vollkommen zwecklos, da das Kloster dann die Stadtmauer gar nicht berührt hätte, wie auch auf dem schon genannten Schmidt'schen Plane zu ersehen ist. Für uns spricht auch in der Abtretungsurkunde der Ausdruck „Winkel“; mit Winkel würde man das geräumige Terrain zwischen Lange Brücke und Kaiser Wilhelm-Brücke nicht bezeichnet haben; wohl aber ist das abgetretene Stück innerhalb der Mauer ein Winkel, wenn dieselbe beim runden Turm an der Spree geendigt hat. Das Wort „dartho“ scheidet ganz klar zwischen diesem Winkel diesseit der Stadtmauer und dem Werder jenseit derselben, dem eigentlichen Bauplatze. Vollkommen zwecklos und unerheblich aber wäre eine Abtretung des Werders gewesen, wenn die Mauer bei der Kaiser Wilhelm-Brücke geendigt hätte, d. h. der Bauplatz innerhalb derselben gelegen hätte. Das Stück Stadtmauer von der Spree bis an das Kloster aber musste abgetreten werden, um eine Verbindung beider Teile möglich zu machen.

Endlich bildet noch einen weiteren Beweis für unsere Annahme die Lage des von dem Abt von Lehnin dem Kurfürsten abgetretenen Hauses und Hofes. Dieselben lagen bei der Mauer dem Kloster gegenüber an der Spree,¹⁾ also auf dem Schlossplatze, ebenfalls an die Mauer angebaut; wäre die Mauer über den Lustgarten gegangen, so hätte diese Besetzung nicht dem Kloster gegenüber liegen können, sondern hätte auf dem unbebauten Werder gelegen, was wohl nicht gut denkbar ist.

Alle diese Beweise geben uns demnach wohl das Recht, die Behauptung aufrecht zu erhalten: Die älteste Kölnische Stadtmauer ging über den Schlossplatz und endigte bei dem Rundturme, der sich am Ufer der Spree zwischen der Langen Brücke und dem heutigen königlichen Schlosse erhob.

Wendische Dämonen.

Von Carl Bolle.

Es giebt eine Anschauung, die in dem was man Aberglauben nennt, nur krasse und verderbliche Selbsttäuschung, von der es eine Wohlthat ist, die darin Befangenen zu befreien, erblicken will; es giebt eine andere, welche jenem Begriff tiefere Bedeutung zugesteht und ihn mit psychologischen und anthropologischen Wechselwirkungen umfassendster Tragweite in Rapport setzt. Aberglaube ist die Poesie des Lebens, hat Göthe gesagt; er hätte hinzusetzen dürfen: des Lebens, das an einfachere Bedingungen gefesselt, den Idealen höherer Bildungsstufen fernbleibt.

¹⁾ Urkunde vom 18. März 1443 bei Riedel, Codex dipl. Brand. A. X. p. 277.

War der Aberglaube wirklich einmal so mächtig, und was zugestanden werden muss, so bösertiger Natur, dass es der Mühe lohnte, ihn mit den Waffen eines Thomasius zu bekämpfen, so trösten wir uns mit der Gewissheit: jene Zeiten sind, was unser Vaterland betrifft, längst vorüber. Was von solchen dunklen, zumeist der Nachtseite des menschlichen Fassungsvermögens abgelauschten Wahrnehmungen blieb, ist schwacher Nachklang, melodisch leicht vertönende Erinnerung an oft sehr frühe Dinge und Zustände, in denen Wildheit und Kultur, diese noch heut nebeneinander fortbestehenden Gegensätze, in ganz anderer Weise als gegenwärtig sich mischten. Es ist dies ein oft zerrissener, immer aber sich wiederanknüpfender Ariadnefaden, zurückleitend in die Urzeit der Vorväter und bei welchem die moderne Forschung jetzt vorzugsweise und so fruchtbringend zu verweilen liebt.

Einen hervorragenden Bestandteil dieses sogenannten Aberglaubens bildet die Lehre von den Dämonen, sagen wir lieber: das Wissenwollen von ihnen, das Bevölkern der Natur und ihrer Elemente, selbst noch zu einer Zeit die das Wort „Element“ zu einem Anachronismus gemacht hat, mit dem Geheimnisvollen und Übernatürlichen, dem vermöge unserer Sinne nur ausnahmsweise vielleicht Wahrnehmbaren.

Die Kindheit, sei es diejenige der Völker- und Volksstämme, sei es die der Individuen, hängt am innigsten an solchen jetzt mehr und mehr verblassenden Bildern. Man muss sich beeilen, und man beeilt sich in der That fast überall, sie als schwerwiegend und für die Wissenschaft hochbedeutsam zu fixieren. Erfahrung hat gelehrt, dass man ihnen, trotz ihrer Allgegenwart, am besten nachspürt in entlegenen, lange dem Fortschritt der Kultur verschlossen gebliebenen Winkeln. Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus heut einmal was bei den Resten des polabischen Wendenvolks in der Lausitz, den Nachkommen jener Luitizer oder Wilzen, einst Herren des Bodens den wir bewohnen, von solchen Wahngewürden übrig geblieben ist.

Wir verlassen damit durchaus nicht die märkische Scholle, ja kaum Berlin und seine Umgebung; denn selbst hier in dem Glanze höchstgesteigerter Civilisation, sind die Wurzeln des einst vorhängnisvoll abgehauenen Baumes hie und da lebendig geblieben. Sie treiben ihre unterirdischen Sprossen durch Schutt und Humus der Jahrhunderte, noch bisweilen erkennbar in der Saftmischung des zum gigantischen Stamm emporgewachsenen Edelreises, welches grössere Energie des Germanentums dem slavischen Wildling gewaltsam eingepflegt hat.

So hat ja auch der Fluss, welcher unsere Mauern bespült, seinen Ursprung bei zur Stunde noch andersredenden Leuten. Ist es zu verwundern, wenn der Dunst seines Wassers blutsverwandte Traditionen wach erhält, wenn seiner Strömung, gleich flutenden Rohrseln, auch Fragmente des einst Gewesenen und Geglaubten immer und immer wieder uns zuführt? In der Redeweise des Berliners blitzen hie und da Worte auf, die den meisten unbewusst, wilzisch geblieben sind. Auf unseren elegantesten Promenaden, im Schatten unserer Lusthaine wandelt oder sitzt zahlreich die wendische Amme, in bunter Tracht und blendend weissem Kopftuch. Der Säugling aus der Rasse der Sieger zieht erste Lebenssäfte aus Brüsten, die den Vertreterinnen

der Überwundenen und lange Verfolgten angehören. Es ist dies, wie wir alle wissen, eine Reichtum und Vornehmheit voraussetzende, ganz aristokratisch zu nennende Erscheinung der Domesticität.

Auch jene geisterhaften Gestalten, die uns aus dem leider so gelichteten Dunkel des Spreewalds entgegneten, haben Glauben, und fast möchte ich sagen, stillen Kultus in unserer Nähe gehabt. Wie am Koboldsee und an der Bullgrube, hat es von ihres Gleichen gewimmelt an den jetzt modern gewordenen Teichen von Weissensee und Tempelhof, auf den Havelbergen, im Grunewald und in der Jungfernhaide. Es dürfte nicht lange her sein, dass man vor ihnen innerhalb der Bannmeile, selbst der Mauern Berlins geschauert, ja, sprechen wir das gute Wort dreist aus, sich „gegrault“ hat.

Zu weit würde es führen, versuchten wir an dieser Stelle auf den Ursprung des Dämonenglaubens mehr als ganz flüchtig einzugehen. So altersgrau verliert er sich in die fernste Nacht der Zeiten, so trotzig und unausrottbar tritt er uns andererseits noch in der Gegenwart unter die Augen, dass wir mit ihm zu rechnen haben als mit einem unabwendbar objektiv Gegebenen. Ist er nicht, den Religionen gegenüber, die Götterdämmerung des Beginnens, wie Zweifel und Verneinen und wiederum das Auftauchen neuer spiritistischer Schemen die Götterdämmerung von deren Niedergang bilden? Von dem Rosenschein der Poesie verklärt und von ihm durchgeistigt, öffnen sich für so märchenhafte Spiegelungen auch die ältesten, lange verschlossen geglaubten Pforten und lassen sie uns schauen in volkstümlicher Weise; nur muss die Psyche in der sie Einlass begehren, atavistisch genug besaitet sein, um sich für ihre wollüstigen Schauer empfänglich zu fühlen.

So bekunden diese frühen Gebilde der Einbildungskraft eine unendliche Lebenszähigkeit und selbst Hochgebildete bekennen zuletzt: es ist süß, einmal wenigstens an ihre luftigen Fabeln geglaubt, sich gesonnt zu haben an dem schillernden Strahl ihrer lieblichen Unmöglichkeiten. Es ist dem über solches Hinausgewachsenen nicht minder ein köstlicher und lebenslanger Nachgeschmack auf der Zunge, sich an sie zu erinnern.

Das gilt so gut für den einzelnen Menschen wie für die Nation, ja es gilt für die gesammte Menschheit; diese kann den Pantheismus nun und nimmer ganz los werden. Das Auge des Naturmenschen scheint eine ahnungsreiche, in die Unendlichkeit hinaus sich fortspinnende, seherhafte Schaukraft besessen zu haben, die dem Civilisierten verloren gegangen, trotzdem aber lieb geblieben ist. Hat dies jenen vielleicht dafür entschädigt, dass er von den Weltweiten nichts wusste, welche die Hilfsmittel der Mechanik, welche Teleskop und Mikroskop uns erschlossen haben? Was wusste er in der That von den Gestirnen und ihren Rotationen? Was von jenem entsetzlichen Pandämonium, das von dem Oidium, der Blut- und Reblaus beginnend, in den Abgrund der kleinsten und allerkleinsten Unholde, zu den Trichinen, Vibrillen und Bakterien hinabsteigt? Selbst die ihn umringende Thier- und Pflanzenwelt verstand sein in anderer Hinsicht so luchscharfes Auge bei weitem nicht mit der systematisierenden Genauigkeit unserer heutigen Naturkunde zu sondern und zu zergliedern. Aber Luft, Erde und Wasser um ihn

herum waren voller Bedrohlichkeiten, mitunter auch voller Freundlichkeit, die personifiziert sein wollten.

Dies war das Feld auf dem die dem Volke von jeher innewohnende dichterische Begabung ihre Bethätigung suchte. Naturkräfte auf der einen, die rein menschliche Lust am Fabulieren auf anderer Seite, dazu noch ein drittes Moment, die Unlust an der Prosa des Werktagslebens und das sich Emporringen zum Ideal: hier war ohne Zweifel der Ursprung des Dämonenglaubens, der älter ist als alle Mythologien, zugleich aber auch jünger, denn er überlebt jene um Jahrtausende und flieht seine gaukelnde Guirlande, seine lange Prozession anthropomorpher Gestalten um Altäre auf denen man opfert und um Altäre, die langsam in den Staub sinken.

Im Spreewald wollen wir die wendischen Dämonen aufsuchen, obwohl sie auch weiter hinauf am Ursprung der Spreegewässer bis zu den höchsten Basaltkuppen der Oberlausitz hin ihren Wohnsitz haben. Wir thun es, weil eben der Spreewald lange Zeit hindurch ein besonders eigenartiges Gepräge sich zu erhalten gewusst hat. Natur und Menschentum sind hier absonderlich geblieben, so dass sie reden und lehren können von Dingen über die andere Gegenden kaum mehr Auskunft geben.

Es kommt aber noch ein Beweggrund von Wichtigkeit hinzu.

Der Spreewald hat für das hier in Rede stehende Gebiet den begabtesten und fleissigsten Beobachter aufzuweisen. Ein verständnisvolles Künstlerauge hat voller Liebe und voller Eifer jahrelang auf dieser Sumpflandschaft geruht, hat in Wort und Bild daselbst aufgezeichnet was dem Volksgeist noch abzulauschen, was von verklingender Sage noch zu retten war. Wie der Botaniker auf vieljährigen Wanderungen innerhalb engezogener Grenzen eine Pflanze und einen Pflanzenstandort zum anderen gesellend, endlich das vollständige Bild einer Flora zu Stande bringt, so hat in ähnlicher Sphäre ein rastlos sich mühender Geist das geschaffen und grossenteils veröffentlicht, was mit Recht eine Dämonenfauna des Spreewalds genannt werden darf.

Dieser verdienstvolle Forscher, dessen Namen ich als den eines Freundes mit Stolz und Sympathie zugleich ausspreche, ist Wilibald von Schulenburg. Sein Buch „Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald“ hat zahlreiche und dankbare Leser gefunden. Diesem hat er ein zweites verwandten Inhalts unter dem Titel: „Wendisches Volkstum“ folgen lassen. Seine Führerschaft ist es, die ich hier in Anspruch nehme, und der ich mich anschliessen will, wie ich mehr als einmal seiner persönlichen Leitung an Ort und Stelle nachtreten durfte, so oft es mir vergönnt gewesen war, den Spreewald zu besuchen und mit seinen Bewohnern in Berührung zu kommen. Wenn die Bahnbrecher deutscher Altertumskunde, die Gebrüder Grimm, die Veröffentlichung von Schulenburgs Schriften erlebt hätten, würden sie ihm, als einem ebenbürtigen Geistesverwandten, freudig die Hände gereicht haben.

Der Spreewald, jener urwüchsige, jetzt leider stark abgeholzte, aber immer noch schöne und grossartige Sumpfforst mit den traulichen, überall zerstreuten Heimstätten einsam lebender und dennoch so geselligen Menschen, wie gross ist doch seine Anziehungskraft! Mag ihn an der Natur verübter

Vandalismus noch so sehr geschädigt haben, er bleibt trotzdem das Juwel unter den Landschaftsbildern unseres norddeutschen Flachlandes. Trotz allen Wüthens der Axt haben hier wenigstens die Wasserläufe ihren zum Teil gigantischen Baumwuchs bewahrt. Von fernher gesehen, rücken diese Galerien von Grün eng aneinander und der gern der Illusion sich hingebende Blick zaubert uns mit Leichtigkeit wieder in die Mitte einer noch jungfräulichen Waldszenerie zurück. Und nun die hunderte von Rinnsalen des um tausende kleiner Flussinseln herum sich spaltenden und diese umspülenden Spreestroms, in denen Eiche, Erle und Esche, Faulbaum und Lorbeerweide sich spiegeln — unter ihrem Laub die echt slavischen Blockhäuser mit bemoosten Schilfdächern, deren Isolierung von einander ihren Insassen die unvertilgbare Vornehmheit des auf eigener Hufe allein Wohnenden erhalten hat. Dazu der Klang einer dem Ohr des Deutschen fremd lautenden, aber wohlklingenden Sprache, der eine zweite, die unsrige, sich zugesellend, den Übelstand des Unverstandenseins wegnimmt. Was bedarf es mehr um den Wanderer, der hier ein wassergetragener Fahrgast wird, zu bezaubern?

Nicht immer standen dort, wie jetzt, Gasthöfe mit komfortabler Einrichtung. Wie wild verwachsen lagen noch vor wenigen Jahrzehnten, namentlich zu Anfang des Jahrhunderts, diese Grenzgebiete zwischen Sachsen und Preussen! Sie hatten in ihren tiefen Sümpfen, im Dunkel ihrer Haine, einst den Resten eines zertretenen und geächteten Volksstammes zum Asyl gedient. Warum sollten nicht auch die Dämonen, gleichfalls Zurückweichende und Verfolgte, hier eine Zufluchtstätte haben? Warum sollte nicht auch der Geisterwelt jene Herberge der Wüste frommen, die dem Elenn und dem Auerochsen hier bis ins 17. Jahrhundert hinein das Dasein hatte fristen helfen und die, länger noch, Wald und Fenn mit dem Natternzischen ungeheurer Schlangen erfüllte?! Und in der That, ein Heim der Dämonen oder Elementargeister und Spukgestalten ist der Spreewald geblieben fast bis auf den gegenwärtigen Tag, wie er ein Heim blieb der Rohrdommel und des Birkhuhns. Aus seinen mit Schilf gedeckten Hütten hatte einst der tippige Hof der Kurfürsten zu Dresden sich die Kräuterweiber und Hexen zu holen beliebt, wenn es galt, Liebeszauber zu knüpfen oder zu lösen. An dieser Stelle waren die Dämonen jederzeit zu Haus.

Wir sind arisch, antworteten sie dem, der sie frug: ob germanisch oder slavisch; unsere Geburtsstätte lag im alten Urlande hinter den Schneebergen des Himalaya. Oder aber: Wir gehören der Menschheit an, wenn man Nachdruck darauf legen wollte, wie sehr der Feldteufel Lilith, semitischer Tradition, der Pschesponiza und diese wieder einer alternden Demeter gleicht. Lieber noch als der Harz voll düsterer Tannen, mit seinem hexenumtanzten Brockengipfel, lieber noch als alle Zauberwinkel und Wolfsschluchten des hussitischen Böhmens oder des dem Triglav geweihten Kassubenlandes, lieber noch als die Kreideklippen der Rügenschon Küste, vom Stechpalmlaub immergrün, wo einst auf Arkona das hehre Bild Swantewits gestanden, blieb jederzeit dieser Spreewald dem luftigen, von der Kirche geächteten Geistergesindel.

Schauen wir uns dasselbe wenigstens in einigen seiner Gliederungen an.

Das Wasser herrscht vor im Spreewalde. Es umrieselt allerorten die bebaute wie die wild umbuschte Scholle und quillt aus dem nassen Boden.

Die schmalen Spreefliesse kreuzen sich tausendfach, ziehen ihre Strudel und unterwühlen tief ausgehöhlte Ufer. Dem Menschen spenden sie eine Ueberfülle an Fischen und Krebsen; sie treiben seine Mühlen und wässern seine Gärten. Aber wenn er auch hinabtaucht in ihre Schlünde, wenn er selbst mit der Hand die schuppige Beute zu erhaschen weiss, athmen kann er doch nicht in dem feuchten, auf die Länge ihm feindseligen Element; das kann nur der Nix, der Dämon des Wassers, der unter dem blinkenden Spiegel seine Wohnungen, seine Paläste hat.

Die Meerfrauen und Rheintöchter des germanischen Heidenthums sind gesellige Wesen, der wendische Nix dagegen ist ein Freund der Einsamkeit. Sein Leib ist weiss und schön, obwohl die meisten ihn nur bekleidet gesehen haben, meist in Grün, wie die Zaba, der Wasserfrosch oder grüne Jäger, stets mit ihm in enger Verbindung gedacht, trotzdem einige meinen, der Nix trage lauter bunte Lämpchen, die er gelegentlich flickt, als Anzug. Es hat dem Nix immer von den Kleidern getropft und die Berührung seiner Hand ist feucht und elektrisch, stets aber kalt gewesen. Im Wasser sind die Nixe, wie Enten und Lietzen, trocken, nur die Nähte ihres Zeuges beständig nass; sie waren wie Kinder von sechs Jahren und konnten sich verwandeln. Aus dem Wasser langten sie heraus, fassten nach den Rudeln oder hingen sich ans Steuer. Nixe halten sich da auf, wo es besonders tief ist und wo ein Nix haust, giebt es weder Fische noch Krebse. Man warnt die Kinder vor ihnen und giebt nicht gern zu, dass sie allzu dicht am Ufer spielen oder allein im Kahn fahren. Die meisten Ertrunkenen wurden vom Nix unter die Flut gezogen. Vor Johanni ist er am mächtigsten, deshalb soll man vor diesem Zeitpunkt nicht baden. Am Johannistage ist er besonders gefährlich.

Zwischen Nixen und Menschen herrscht alte Feindschaft, die indes wie alle Extreme, oft genug ins Gegenteil umschlägt, d. h. zur Liebe wird, welche jedoch fast ausnahmslos schlimm endigt. Der männliche Nix kommt gern in die Spinnstuben und zu Tanze; aber draussen in der Wildnis hat er die üble Gewohnheit, dem vom Weibe Geborenen an die Gurgel zu springen und ihn mit seinen spitzen Hechtzähnen abzuwürgen. Wenn flotte junge Burschen ihren Nixenbräuten unter das Wasser folgten, wohin sich allemal ein trockener Steg zu öffnen pflegte, schwebten sie beständig in Gefahr von ihrem Menschenfleisch witternden Quasi-Schwiegervätern, in adamtischer Entblössung auf dem Lager hingestreckt, zwar schön befunden, schliesslich aber erdrosselt zu werden.

Verhältnisse der Nixe zu liebenswürdigen jungen Dirnen dauerten in der Regel länger, ja sie führten sogar bisweilen Kindersegen mit sich. Aber auch in diesen Fällen bewies sich der spukhafte Herr Gemahl stets als ein enragirter Christenfeind. Er gab zwar hin und wieder dem Verlangen seiner Liebsten nach der Oberwelt nach, erlaubte ihr selbst ausnahmsweis den Kirchgang, aber den Segen des Priesters abzuwarten, war der Nixenfrau verboten.kehrte sie sich, voll religiöser Inbrunst, hieran nicht, so konnte es geschehen, dass sie oder ihr Kind, mitunter beide, beim Heraustreten aus der Kirche, von dem erzürnten Wassergeist in Stücke gerissen wurden.

Fast in jeder Wassermühle hauste ein Nix. Früher konnte man

abends, nach Sonnenuntergang, in den Mühlen nicht mehr mahlen, ohne dass etwas am Räderwerk entzwei ging. Dem zu entgehen, war es nötig, dem Nix zu opfern. Schwarze Thiere mussten das sein: Katzen, Hühner, Tauben, Enten: zuweilen verstieg man sich sogar bis zu Ferkeln und Kälbern; auch warf man ganze Brotlaibe in den Mühlgraben, weil sonst jemand gestorben wäre. Manche sagen: es durfte nur etwas Lebendiges sein. Die Mühlräder piffen, wenn die Nixe hungrig waren und etwas haben wollten. Das hörte sich schaurig an.

Die bekannte Buschmühle, die grosse Burgsche, die Kschischokamühle bei Müschen und die alte Lübbener Stadtmühle waren Lieblingswohnungen von Nixen. Als vor fünfzig Jahren die Buschmühle umgebaut wurde, brannte man vier Wochen lang, von gleich nach Sonnenuntergang die ganze Nacht durch bis zum Sonnenaufgang, grosse Holzfeuer, damit der Nix keine Stätte mehr dort haben sollte.

Sehr hübsch ist eine Nixengeschichte, in welcher der Müller als der Ueberlegene, der Wassergeist als der geprellte arme Teufel erscheint. In der Burgschen Dorfmühle war ein Nix, der kam immer um die zwölfte Stunde und kochte sich Fische. In der Mühle befand sich ein Gasthof, wo einmal zufällig ein Mann mit Bären einkehrte. Wiederum zu nächtllicher Stunde begann der Nix seine Abendmahlzeit zu rüsten; da kam einer der fessellos gebliebenen, hungrigen Bären, um sich Fisch aus dem Kessel zu holen. Vom Nix auf die Pfoten geschlagen, gab es sofort einen Ringkampf zwischen beiden. Alles wurde dabei durcheinander geworfen, das Feuer verlöscht und der Kessel umgestürzt. In nächster Nacht klopfte der Nix dreimal an und frug: Meister Müller, ist die grosse braune Katze noch zu Haus? Ja, lautete die Antwort, sie liegt in der Bodenkammer und hat sechs Junge bekommen. Hierauf räumte der Nix das Quartier, denn in solcher Gesellschaft zu leben, verging ihm die Lust.

Häufig plumpst es im Wasser und der Kahn, wie fest gebannt, kann nicht von der Stelle — ja man fährt von der Schummerstunde bis Mitternacht und findet sich zuletzt wieder an derselben Stelle ohne vorwärts gekommen zu sein; oder es hängt sich centnerschwer ans Steuer. Auch als kleinen Jungen hat man den Nix schon gesehen. Mitleidige Menschen nahmen ihn, weil er verirrt und hilflos schien, zu sich in die Stube. Man erkannte ihn dann daran, dass er das ihm vorgesetzte Essen nicht in den Mund steckte, sondern vorn am Halse unter den Rock schüttete. Beim Angeln oder sonstigen Fischen spielt der Nix nicht selten den Störenfried und dann begegnet es ihm wohl mit der Plumpawa (Fischerstange) über den Kopf gehauen zu werden und dergestalt den Kürzeren zu ziehen.

Endlos sind die Geschichten, die von den Wassernixen erzählt werden. Einstmals erscheint ein solcher in dem elegischen Lichte eines wider Willen Vertriebenen und Abziehenden. Da sitzt er im grünen Jäckchen bei Lapanks Banks, dem hohen Holzstege über einem Spreearm, flickt was er zu flicken hatte, seine paar Lumpen und singt dabei:

Tu lapku na tu zerku.
(Läpchen aufs Löchchen.)

Da fragten die Leute: Was geht denn vor? Wo willst du hin, dass du dein Zeug flickst? Und der Nix antwortete nach seinem ärmlichen Versuch in lyrischer Poesie: Unsere Leute gehen morgen alle fort und ich muss mit. Sollte man nach all diesem dies Männchen nicht im Verdacht haben, eigentlich eher ein Ludk gewesen zu sein, zu dessen Treiben das Seinige besser gestimmt haben würde? Aber nicht nur die Erdmännchen, auch die Nixe scheinen wirklich abgezogen, denn man hört jetzt wenig mehr von ihnen. Nur wenn ein Mensch ertrinkt, taucht der Gedanke an den unheimlichen Wassermann regelmässig wieder auf.

Im übrigen sei darauf aufmerksam gemacht, dass unsere Berliner Civilisation da wo sie an das Nixenreich grenzt, in den Badeanstalten, etwas von dem alten Herrn der Gewässer überkommen zu haben scheint: das von seinem Kostüm unzertrennliche rote Käppchen. Dieses lebt, leicht erkennbar fort in der roten Badekappe, die allein der dreiviertel Stunden im Wasser aushaltende Fahrtenschwimmer zu tragen berechtigt ist. Bleibt dieselbe hier nicht das Symbol nixenhafter Ausdauer und Beweglichkeit in einem dem gewöhnlichen Sterblichen fremden Element?

Vielleicht darf ich auch noch erwähnen, dass meine Grosstante Lottchen, die mit Leidenschaft der Jagd in den Zossener und Baruther Wäldern oblag, wenn nicht den allerletzten, so doch gewiss einen der letzten Nixe leibhaftig mit eigenen Augen gesehen hat. Rotkäppig sass er auf grasigem Waldwege, der am Jühnsdorfer See im Zossener Lande endet. Plötzlich aufspringend stürzte er sich ins Wasser und verschwand darin. Ich kenne Vogelkundige, die da glauben, dass die rotgehäubte Baumente (*Mergus Merganser*) zuweilen den Nix gespielt habe. Tante Lottchen indes hätte ihr waidmännisches Auge so plump nicht täuschen lassen. Uns ziemt es bei gegenwärtiger Betrachtung nicht allzu skeptisch zu sein.

Wasserjungfern und Wasserfrauen spielen, neben dem Nix, nur eine untergeordnete Rolle in der wendischen Dämonologie, wenn sie überhaupt als von den weiblichen Nixen spezifisch verschieden angesehen werden dürfen. Ihr Singen am Ufer giebt ihnen etwas Loreleihaftes, das man vergeblich versucht hat, einer anderen Figur des lokalen Mythos anzudichten. Aber auch sie sind Wesen sehr unheimlicher Natur und dabei nicht einmal, nach Weise der Sirenen, durch besonders verführerische Reize ausgezeichnet; es ertrinken nämlich beständig Leute wenn und wo sie sich zeigen. Eine derselben hat an der Stradowe-Brücke eine blutrote Hand hingehalten; eine andere kämmte mittags und abends ihr langes Haar und liess keinen Fischer nach Sonnenuntergang mehr vorbei. Sie hiess: Die Frau die immer dasass.

Schon Heinrich Heine hat uns in seinen „Elementargeistern“ darüber aufgeklärt, dass die feurigen Männer, welche nachts umgehen, keine eigentlichen Geister, sondern Gespenster von Verstorbenen, tote Wucherer, unbarmherzige Amtmänner oder sonstige Bösewichter gewesen sind, vor allem solche die einen Grenzstein verrückt hatten. Bei den Wenden gesellen sich zu diesen noch gespenstige Kälber, Hunde und Schweine von sehr zweifelhaftem Charakter. Wehrwölfe spielen keine grosse Rolle und obwohl ich fest überzeugt bin, dass die Sage von den Wilkorasen zu Müschen, jenen fürchterlichen reissenden Tieren, die nachts unter die Fenster kamen und, menschen-

gleich, auf den Fingern ihrer Tatzen piffen, um ihre Opfer herauszulocken, auf Lykanthropie zu beziehen sei, so finden sich doch sonst im Spreewalde nur vereinzelte Hinweise auf diese angebliche grauenvolle Verirrung des Menschen.

Noch viel verblasster erscheint unter den Wenden, im Spreewalde so gut wie gar nicht, der sonst durchaus nicht allein südslavische Vrukolak, der Vampyr, den die Deutschredenden den Nachholer nennen.

Äusserst häufig dagegen sind die Aufhocker. Sie hängen sich an Schultern und Dreschflegel, werden immer schwerer und schwerer und verlassen den nachts Heimwandernden und durch sie Geängstigten erst wenn er, schweissgebadet, unter der Last zusammenbricht. Gewöhnlich unsichtbar erscheinen sie mitunter auch in Hundsgestalt. Man braucht nicht an die Mühlentliesse oberhalb Lübben und Lübbenau zu wandern, um ihnen zu begegnen. Ich kann in wenig mehr als meilenweiter Entfernung von Berlin, im Spandower Forst unweit der Papenberge, an ziemlich besuchter Landstrasse eine Stelle bezeichnen, wo noch vor kurzem den Passanten ein solcher Unhold auf den Rücken zu springen pflegte. Es ist nur ein Unglück dass, wenn man selber die Probe machen will, es immer heisst: Das war erst vor ganz kurzer Zeit so — in der Gegenwart trifft man's seltener. Fast glaube ich, dass Elementargeister uns aufgeklärten Leuten nicht oft die Ehre ihrer persönlichen Bekanntschaft gönnen wollen.

Wir wenden uns jetzt zu den eigentlichen Feuergeistern, deren es zweierlei Hauptspezies giebt: Irrlichter und den Plon.

Erstere führen im Wendischen den Namen Bud oder Blutnik. Wenn mir jemand mit Bestimmtheit sagen könnte, ob die strenge Wissenschaft, in der ich ein Laie bin, die Existenz von Irrlichtern als thatsächlich annimmt oder nicht, würde ich ihm dankbar verbunden sein. Man hört wenig von diesem Thema sprechen und doch wäre gerade hier eine natürliche, dem Übersinnlichen entrückte Erklärung am ehesten als leicht möglich vorauszusetzen.

Eine Entwicklung von Leuchtgasen aus stehenden Gewässern erscheint so wenig ungläubhaft und verbindet sich mit so ausgesprochener Volksüberzeugung der verschiedensten Örtlichkeiten und Länder, dass es schwer hält, den Glauben an soetwas ganz aufzugeben. Indess auch hier die alte fatale Geschichte: man kommt immer zu spät. Sie waren früher so häufig, jetzt bleiben sie aus und es spricht nicht zu ihren Gunsten, dass sie uns an Stellen im Stich lassen, die den Charakter des Ursumpfs am treuesten bewahrt haben. Ich selbst habe ausserordentlich viel im Freien gelebt, muss aber bekennen ebensowenig je ein Irrlicht erblickt zu haben (denn Leuchten, welche es zu sein schienen, offenbarten sich zuletzt immer als Fuhrmannslaternen) wie Herr von Schulenburg, der ihrethalben nachts stundenlang an verrufener Stätte auf dem Anstand zugebracht hat; oder wie Ludwig Steub, der berühmte Tyroler Alpenwanderer. Letzterer erzählt, allerdings nur von Hörensagen, von einem Oberförster auf dem Donaumoos unweit München, welcher bei sich Gesellschaft auf Irrlichter, zur Zeit wo sie besonders häufig, und auf gutes Getränk einzuladen gewohnt war. Ich kenne aus dem Kreise der Berliner Naturforscher nur einen, welcher sich rühmen darf, im Luch des Havellandes bei Nauen einmal ein seiner Ansicht nach unläugbares

Irrlicht wahrgenommen zu haben. Vielleicht trug er Doppelstahl in der Tasche, was sehr gut sein soll, aber er hat überdies Augen im Kopfe, die so scharf und köstlich, zwar Vögel in erster Linie, doch diese nicht allein, zu sehen vermögen, dass sein Zeugnis zwanzig andere *contra* Irrlichter aufzuwiegen vermag.

Sei dem nun wie ihm wolle, im Spreewalde waren die Buds einst über die Maassen gemein; es scheint fast als hätten sie die Gaserleuchtung ersetzt. Vorzugsweis brannten sie in dunklen, nebligen Novembarnächten bis Weihnachten, vor dem Eintreten des Winterfrostes.

Der Bud ist wie ein Mensch, hat keinen Kopf und das Licht scheint ihm aus der Brust. Oft ist er einbeinig, hält einen Arm ausgestreckt und in der Hand die Leuchte. Viele Irrlichter gehen wie ganz kleine Kinder im Hemdchen, ihr Händchen trägt dann die Flamme.

Während die meisten dieser Phänomene, ihrem volkstümlichen Namen gemäss, Neigung zeigen den Menschen vom rechten Wege abzulenken, giebt es unter ihnen auch hülfreiche, die selbst den, der in verzeihlicher Schwachheit das Trunkenboldgesetz ein wenig übertreten hat, gern nach Haus leuchten. Sie sind weder zu stolz, noch zu uneigennützig, um für diesen Liebesdienst ein kleines Douceur auszuschlagen, letzteres meist bescheidenlich in einem Dreier bestehend, der ihnen, um sich nicht zu verbrennen, auf einem Schippchen gereicht wird. Wehe aber dem, der sie zu prellen versucht. Dann wirtschaftet der Bud, als in seinen innersten Gefühlen gekränkter Nachtwächter, vor dem Hause. Er lärmt an allen Ecken und Enden, man hört Wiehern und Blöken entlaufener Fohlen und Kälber. In Sumpf und Moor wird man verlockt bis zum anbrechenden Morgen. Glücklich noch wer darin nicht versinkt und umkommt. Auch gegen Schimpfreden ist das Irrlicht nicht weniger empfindlich als dies die Eulen des Spreewalds sind, die einmal einem Fischer, welcher sie gröblich insultiert hatte, so hart und so massenhaft zusetzten, dass er seinen Kahn umkehren und unter demselben Schutz vor den erzürnten Nachtvögeln suchen musste.

Merkwürdig ist eine Spielart, der unsichtbare oder blinde Bud. Wenn es noch hell ist gegen Abend und dann ganz plötzlich dunkel wird, läuft unsichtbar der kleine Feuerkobold vor dem Wanderer her; mag der Vexierte noch so wegkundig sein, er wird doch irreführt. Geblendet geht er beim eigenen Hause vorbei und dreht sich vielmals im Kreise herum bis er vor Angst und Müdigkeit niedersinkt in anscheinend unbekannter Gegend, um sich am Morgen dicht vor seiner Hausthür zu befinden.

Ich gestehe, die jetzige phänomenale Seltenheit der Irrlichter im Spreewald ist ein Umstand, der allein mich beim Durchblättern ihrer Personalakten um ihre Daseinsberechtigung ein wenig besorgt machen könnte.

Der Plon ist der feurige Drache, der Geld oder Geldeswert bringt. Bei der Plonbank ruht er immer auf einer alten Erle; auf einem Aste derselben sind deutlich die Spuren seiner Krallen zu sehen. Wer ihn besitzt, der füttert ihn in einem heimlichen Winkel des Hauses in einer Tonne auf dem Boden oder im Keller, sorgsam mit Milchhirse, Syrup und anderen Leckereien, denn er kratzt derb wenn er nicht gut zu essen bekommt. Bisweilen begiebt er sich freiwillig unter ein Dach, meist aber holt man ihn

sich durch einen Bund mit dem Bösen. Manche sagen auch er sei der Satan selbst und reden deshalb nicht gern laut von ihm. Verlassene Kreuzwege sind der beste Ort, ihn aufzusuchen. Will man sich seiner entledigen, so darf dies nur für einen billigeren Preis geschehen als er erworben wurde. Der Drache hat seinen Wohnsitz auch auf alten Feldbirnbäumen (Ploniza), die aus der Heidenzeit her einen Rest abergläubischer Verehrung geniessen. Es giebt Plons, die Geld, andere die Korn bringen. Erstere haben einen roten, letztere einen blauen Schweif. Das von diesen gebrachte Getreide sollen aber, weil es angebrannt, allein nur die Schweine fressen.

Der Plon wird beschrieben als eine helle Feuerkugel, die den langen Schweif nachschleppend, durch die Luft fliegt. Leicht erkennt man in ihm die Personifizierung der feurigen Lufterscheinung von Meteoren. Er verkörpert in sich und symbolisiert gleicherweise die Ursache des Reichwerdens aus unbekanntem Grunde und nicht minder die tiefste Heimlichkeit des häuslichen Herdes, in die Unberufene, wie Dienstmädchen, sich selbst zum Schreck und Grausen, nur zu gern vorwitzig hineinspähen.

Der Plon heisst beim Landvolk der Berliner Umgegend „Draak“ und der Glaube an sein Dasein gehört zu dem am wenigsten erschütterten. Warum fallen denn die Feuerkugeln in dieses oder jenes Haus ohne zu zünden? Warum hat denn der oder jener immer Geld in der Tasche, ohne dass man weiss woher? So lauten vielfach die Raisonsnements, wenn dies Thema berührt wird. Ich könnte ein Dorf, nur zwei Meilen von Berlin entfernt, nennen, in dem mir erst kürzlich ein Paar Hofbesitzer namhaft gemacht wurden — beide unzweifelhaft mit einem Draak gesegnet oder belastet.

Allerdings werden jetzt auch allerhand unheimliche Kriegsgerüchte und Nachreden von, wenn nicht verbrecherischen, so doch unehrenhaften Dingen, die sich im Felde ereignet haben sollen, zu analogem Behuf ausgebeutet.

Zu den Luftgeistern gehören die Elfen, den Kelten, nicht den Slaven zugehörig, wie denn auch die Feen den letzteren ursprünglich fremd gewesen sind. Zwar haben die Wila's der Südslaven notorisch durch ihre bacchantische Tanzlust manche Ähnlichkeit mit Elfen, allein es bleibt immer ein himmelweiter nationaler Unterschied zwischen allerdings eng verwandten Gestalten. Ich hörte einmal zu Schiff auf der Adria von einem morlakischen Matrosen sich über den Dalmatiner Küsten auftürmende Wolkengebilde *i castelli delle Vile* nennen. Bei den Wenden kennt man absolut nichts als ein Kraut *Wilowa zele*, das goldgelb blühend zum Ginstergeschlecht gehört und einen etwas absonderlichen Vogel, den Wendehals, *Wilowa glowa*; Wila's selbst kennen die Unsrigen zur Stunde nicht mehr. Diese Gattung reicht nicht so weit nordwestlich; ebensowenig wie die Russalka und der echte Vrukolak.

Statt ihrer hat man fühlbarere Luftgeister, so zumal den Wichar, d. h. den Wirbelwind, welchen auch unser deutsches Landvolk in der Mark ganz besonders fürchtet. Ich habe einmal am Tegeler See sagen hören; als ein gewaltiger Sturm vorüber war ohne Bäume zu entwurzeln oder Dächer zu beschädigen: es müsse, trotz seiner Wucht, doch wohl kein richtiger Wirbelwind gewesen sein.

Aber für den Wenden von altem Schrot und Korn, für den Wenden wie Kito Pank einer war, ist der Wichar ein unsichtbarer Geist. Der Schreck vor ihm ist schon schlimm. Deshalb soll man von ihm abgerissene Zacken auflesen und damit räuchern, überhaupt mit allem was ein solcher Wind fortträgt: Getreide, Heu u. dgl. Auch dieses zu kochen und sich damit zu waschen, ist gut für den Schreck, wie denn dem gleichen Zweck auch gewisse Kräuter allgemein dienen. Der Wichar kann Menschen mit sich durch die Luft führen, auch sie durch sein blosses Anblasen zeit lebens krumm und lahm machen. Man soll nicht im Kahn stehen bleiben, wenn er weht — der Wende rudert nicht sitzend, sondern stehend wie der Venetianer — sondern sich platt auf den Boden desselben niederwerfen, dann thut er nichts zu Leide. Wer durch einen hohlen Hemdsärmel nach ihm blickt, kann ihn leibhaftig erschauen, gewöhnlich als grossen grauen Kater. Man muss sich sehr hüten nach dem Wichar mit Stangen zu schlagen oder mit Messern zu werfen, wenn er Unheil anrichtet. Zu einem, der letzteres gethan, kam später mal ein graues Männlein, zeigte ihm die Narbe einer Stirnwunde und warnte ihn, bei Gefahr seines Lebens, solches nicht wieder zu thun.

Erinnert das nicht fast an jene Gnomenerscheinung auf dem schönsten Wasserbecken der Berliner Gemarkung, dem Tegeler See, von der mir erst ganz neuerdings Kunde ward. Fremde Menschen waren gekommen, die Wassertiefe mit Senkblei und Leine zu messen. Da erhob sich urplötzlich ein Wirbelwind; ein graues Männlein erschien und rief unter Todesandrogung:

Wollt ihr unse Welt meten,
Sollt ihr eure Welt bald vergeten.

Wie gut haben doch manche ursprünglich slavische Dämonen plattdeutsch reden gelernt!

Nočny Jagar und *Nočny Forman* sind gleichfalls atmosphärische Phantasiegebilde. Ersterer, unserem Nachtjäger buchstäblich entsprechend, ist dies in ausgeprägteste Weise. Man hat zu seiner Erklärung den Uhu und die hochfliegenden Wildgänse herangezogen, ohne der Erscheinung dadurch viel näher gekommen zu sein. Der Nachtjäger gleicht in seiner wendischen Inkarnation der bekannten germanischen Mythenfigur so sehr, dass ich nicht widerstreben würde, in ihm nur einen die Lüfte durchtummelnden *ei-devant* Wodan zu erkennen.

Origineller ist der Nachtfuhrmann, dessen Gefährt man, ungewiss ob unten oder oben, durch die Wälder rumpeln hört. Es gehört etwas diagnostischer Takt dazu, ihn deutlich vom Nachtjäger zu unterscheiden, doch ist das von ihm herrührende Geräusch ein ganz anderes; auch wirft er niemals Hirsch- oder Pferdekeulen durch die Fenster; hingegen hat er oft schon Frauen, die vom Markte kommend, vor ihm davon liefen, durch den Verlust ihrer Töpfe, die ihnen dabei aus der Kiepe fielen, arg geschädigt. Im Grunde weiss man wenig von ihm, aber er interessiert dadurch, dass er dicht vor Berlins Thoren den Grunewald durchspukt. Er hat durchaus nicht den Ruf jemand etwas zu Leide zu thun, wenn er schwarz verhüllt in seinem gespenstigen, von zwei Rappen gezogenen Wagen, etwa beim Spandower

Bock oder gar auf dem Kurfürstendam einhergerasselt kommt. Auch das Prusten seiner Pferde braucht nicht gerade Bangigkeit zu verursachen.

Die Erdmännchen der Wenden nehmen unter den Elementargeistern einen vorzugsweis bedeutsamen Rang ein. Sie unterscheiden sich trotz vieler gemeinsamer Züge sehr wesentlich von den Wichtelmännchen der Deutschen und zwar zu ihrem Vorteil. Es wohnt ihnen nämlich eine weit grössere Harmlosigkeit inne, die sich durch eine Menge der anmutigsten Geschichten bekundet. Ein schöner Zug der Duldsamkeit des wendischen Menschen gegen eine fremde und schwächere Rasse geht durch alle diese Erzählungen in welchen die kleinen Leute uns in einer Plastizität der Auffassung entgegen-treten, die trotz des Fehlens aller positiven anthropologischen Nachweise den Ursprung dieses Mythos fast mehr auf ein Nebeneinanderwohnen zweier sehr ungleicher Nationalitäten als auf den Hang zum Übersinnlichen hinzu-leiten scheinen. Diese Wendenzwerge heissen Lutki, Leutchen. Sie waren weder kunstreiche Schmiede noch Schätzesammler, am allerwenigsten aber böswillige Nachbarn. In der Erinnerung sind sie dem Volke so sympathisch geblieben, dass Ausgrabungen ihrer Zwergelöcher und Sammeln ihnen zu-geschriebener Gefässe und Geräte einer Profanation gleich angesehen und daher ungern zugelassen werden. Vom Licht der Vorzeit dämmernd um-flossen, zeigen sich die Lutkis als ein verschüchterter und hinschwindender Stamm, in dem alle Vorzüge einer primitiven Kulturstufe sich geltend machen. Sie erscheinen wie ein absteigendes Glied in der Kette menschlicher Ent-wicklung, die von den selbst in finsterner Feudalzeit verachteten und ge-knechteten Wenden eine Staffel tiefer in die Erniedrigung hinabführt. Aber sie bleiben trotzdem gut und freundlich, wenn auch mit überirdischen ge-heimen Kräften begabt. Keine Kinder werden durch sie böswillig aus-gewechselt. Felddiebstahl oder das Nichtwiedergeben geliehener Sachen ist die schwerste Beschuldigung, die gegen sie laut wird.

Die Lutchen — Jakob Grimm nennt sie komischer Weise Lottchen — waren die ersten hier, die Eingeborenen vor diesem — vor uns; sie haben zuerst dies Land bewohnt. Wie die Menschen kamen und sich mehr und mehr ausbreiteten, verschwanden sie. Sie waren vor — zugleich mit und doch auch noch nach dem wendischen König, dieser Personifizierung hohen Altertums. Sie waren keine Christenleute, sondern Heiden. Zur Zeit der ganz Alten sollen sie noch gelebt haben. Urgrossvater, ja sogar Grossmutter haben sie noch gesehen.

Von den Menschen borgten sie Butterfässer und anderes Geräte, wofür sie als Gegengabe Kuchen und eigengebackenes Brot zurückbrachten. Selbst von dem geradebrechten Wendisch das sie gestammelt haben sollen, sind Proben überliefert worden.

Es ist im Grunde wenig Dämonisches, dagegen viel rein Menschliches an diesen Traditionen. Wenn der Nix, der sich der einfachen Technik eines selbst auf nicht allzuhoher Kulturstufe stehenden Völkchens anbequemt beim Klappern der Mühlenräder sich wohl fühlt, zeigen die Lutchen dagegen eine weit grössere und mehr sensitive Reizbarkeit den Einflüssen einer ihnen verhassten Civilisation gegenüber. Stets halten sie sich abseits. Die Glocken haben sie vertrieben, gleichwie einige ihrer deutschen Vettern

dem Pöchen der Eisenhämmer wichen. Sie sollen die Glocken Brumbaki genannt und gesagt haben:

Die Brumbaki kommen in die Welt;

Jetzt müssen wir aus der Welt.

Tausend Dinge wären von ihnen noch zu erzählen.

Wenn man sie, heimlich angeschlichen kommend, bei Grossvater und Grossmana zur Schummerstunde rotjackig, mit bammelnden Beinchen auf der Ofenbank sitzen sieht, gleichen sie da, ganz schlicht und einfach, nicht einer Verkörperung der alten guten Zeit selbst, nach der Sehnsucht und Bedauern nie erlöschen wollen?

Als ich an einem nebeligen Novembertage unter der grossen Eiche bei Straupitz stand, die den Namen der Lutkieiche führt, unter der die letzten dieser mysteriösen Leutchen ihren Gottesdienst gefeiert haben sollen, gewahrte ich am Stamm, in nicht sehr grosser Höhe, Spur und Narbe eines abgebrochenen starken Astes. Es ist das bei Bäumen etwas sehr Gewöhnliches, aber ich gestehe, es erinnerte mich hier unwillkürlich an jene rührende Geschichte von dem vermöge menschlicher Bosheit durchsägten Ahornast auf welchem das kleine Volk im Schweizer Lande zu kauern pflegte, ehe es der Heimat für immer Valet sagte, nachdem es hinterlistig betrogen, vom Baumast herabgestürzt war. Melancholisches Abbild jener grossen polabischen Nation, der unter den Härten und Schonungslosigkeiten, unter dem blutheischenden Glaubensfanatismus fremder Invasion, nach dreihundertjährigem ruhmvollen Widerstand der Lebensast abgesägt werden sollte.

Der Spreewald hat kein weites Blachfeld, nur Wald, Wiese und gartenbeetartige Äcker. Aber draussen, rings umher dehnen sich zwischen den Brüchen und Kienheiden endlose Feldfluren, auf denen schon in der Urzeit des Westslavenvolks die goldene Halmfrucht meilenweit wogte. Diese Feldflur ist die Heimat der Pschesponiza oder Mittagsfrau.

Es entspricht dieser Feldspuk der Roggenmuhme der Niederdeutschen. Auch sie ist ein dem Menschen feindlicher Dämon, wenn auch andererseits wieder etwas von dem Charakter eines Schutzgeistes des Ackerbaues ihr anhaftet.

Zweierlei fällt bei ihrer Betrachtung ins Auge. Die Mittagszeit hat ein ihr eigentümliches Grauen. Sie ist die Stunde wo der grosse Pan schläft. Wer aber auf das Feld geht, kehrt nicht immer wieder. Kinder verirren sich bisweilen und verschwinden spurlos im Halmenwalde; Erwachsenen kann die Mittagsgluth durch den gefürchteten Sonnenstich leicht den Tod bringen. Zwischen diesen Polen bewegt sich der Begriff der Pschesponiza.

Als weiss gekleidete Gestalt, das Haupt mit einem Schleier unwunden, und eine Sichel am Gürtel, schreitet sie über das menschenleere, ihr zu dieser Tageszeit wie einer zweiten Ceres allein gehörige Feld. Die Mittagsstunde, die als Esszeit bei den Wenden so früh anhebt, wie in der grossen Welt noch in den Tagen der fabulirenden Königin Margarethe von Navarra, zwischen 11 und 12 Uhr nämlich, ist die Periode ihrer ausschliesslichen Herrschaft. Dann flieht alles und verbirgt sich entweder unter Dächern oder im Gebüsch. Wen sie dennoch draussen antrifft, den quält und peinigt die Pschesponiza mit verfänglichen Fragen, die, wenn es eine Frau betrifft,

meist auf Bau und Zubereitung des Flachses Bezug haben. Den bei der Prüfung schlecht Bestehenden schneidet sie einfach mit der Sichel den Kopf ab. Wen der Sonnenstich befällt, der erleidet den Tod durch Gehirnentzündung.

Man erzählt, eine Frau habe sich einmal vorgenommen des Mittags auf dem Felde auszuharren und der Pshesponiza, wenn sie komme, Rede zu stehen. Beim Flachswieten hörte sie die Schritte der Mittagsfrau und das starknervige Weib stand nicht an, eine volle Stunde lang mit ihr über Flachs zu diskurrieren. Hoffen wir, dass jene klug genug war, davon nicht mehr wissen zu wollen als ihre gestrenge Examinatorin. Beim Schlag der zwölften Stunde war ihr Redefluss noch nicht versiegt. Da musste die Pshesponiza von solcher Redseligkeit überwunden, abziehen und kam niemals wieder.

Eine Verwandte der Pshesponiza ist die Serpolniza, über die wir indess schweigen, weil gewisse erotische Neigungen dieses jungen Leuten gefährlichen Waldgespenstes von der Feder H. Heine's gewiss glücklicher behandelt worden wären, als von der Schüchternheit der unsrigen in strenger denkender Zeit.

Eins der geheimnisvollsten und anziehendsten Wesen ist und wird immer die Bożawoss bleiben. Ihr Bild allein wäre hinreichend der Volkseele des Wendenstammes eine Zartheit des Gefühls und eine Innigkeit des Mitleids zu vindizieren, die uns mit der vollsten Sympathie erfüllen müssen. Die „Gottesklage“, denn das bedeutet jenes Wort, ist fast ganz Stimme. Sie ist Vorbote und Weissagerin des Unglücks, das sie im voraus beweint, wie Jeremias oder Kassandra. Man glaubt im Harz in ähnlicher Weise an eine ihr analoge Läpsch oder Weheklage. Wollten Leute sie anfassen, dann war sie verschwunden. Diese tieftragische Figur ist eine köstliche Perle des slavischen Mythos und durchaus eigenartig. Sie ist die Verkörperung höchster Barmherzigkeit, eine Stimme der Natur, die mit dem Menschen klagt und weint.

Man sieht sie in Kindsgestalt, aber mit langem weissen Haar, unter dem Haselstrauch oder Hollunderbaum vor dem Hause sitzen.

Wohl dürfen wir uns vorstellen, dass die Bożawoss, jetzt nur bei kleinen Leuten über nahende Sterbefälle, über Brandunglück und die Folgen moralischer Fehltritte jammernd, in grauer Vorzeit einst auch die Wechselfälle staatlicher Kalamitäten bei Sorben und Wilzen vorhergesehen habe.

Mit ihr nehmen wir Abschied von der zur Anschauung gebrachten Reihe guter wie böser Dämonen unter den Wenden. Möchte uns alle diese Betrachtung mit Wohlwollen für einen Volkstamm erfüllt haben, der an ländlicher Grazie und heiter sprudelnder Phantasiefrische hinter keinem unseres Nordens zurücksteht, darin vielmehr andere übertrifft. Wo die Gestaltungen seiner Einbildungskraft düstere Färbung annehmen, da repräsentieren dieselben die Unerbittlichkeit von Naturgewalten oder den Druck politischer und sozialer Drangsale. Aber alles ist durchgöttert, in allem pulsiert ein warmes und gesundes Lebensblut. Die Götter sind verschollen, die Halbgötter blieben. Keine Erinnerung mehr an Swantewit oder Radegast, dafür aber die wimmelnde Schaar solchen Dämonengesindels.

Selbst ein Name, den wir als Synonym des Czernebog öfter im Munde führen und der uns auf der Höhe unserer Bildungsstufe mehr in traulich-humorvoller als ernst bedrohlicher Weise anspricht, der Name des „Deibels“ scheint dem wendischen *Dabol* nachgebildet zu sein. Bekanntlich lautet das Teufelsynonym im Plattdeutschen anders, Düwel.

Mit dem was wir brachten, sind die Dämonengestalten lange nicht erschöpft, nur die prägnantesten unter ihnen konnten hervorgehoben werden. Geben wir schliesslich von den noch übrigen, wenn auch nicht von ihrer Gesamtheit, wenigstens einige Namen.

Lang ist der Zug, der sich vor unseren Augen entrollt. Die Gestalten, welche ihn bilden, tragen wunderliche Gesichter. Sie hüllen sich nicht in Purpur oder Seide, denn, vergessen wir nicht, es war ein Bauernvolk, das ihre Formen meisselte und ihr Andenken wach erhält. Soviel Trubel zu entschuldigen, ihn aber nicht allzusehr zu mehren, machen wir uns das von Gregorovius zitierte alte Wort zu eigen: *Multum scribendum esset, quod omitto in calamo.*

An der Spitze des Zuges schreitet die Dziwiza, die Diana der Westslaven, die Wildgöttin, die Jägerin. Ihrer gedenkt man im Spreewalde nicht mehr. Vielleicht war sie eine zu aristokratische Erscheinung für den schlichten Ackersmann, vielleicht auch erinnerte sie allzusehr an die feudale Edeldame mit dem Falken auf dem Handschuh. Ländliche Phantome folgen ihr und versetzen uns mitten unter jene zahlreichen *Dii minorum gentium* der antiken Welt, die bei Griechen und Römern alle Alltäglichkeiten des Lebens im Rosenschimmer verklärten, während Numa diese kleinen Gottheiten als *numina terrestria* familienweis ordnete.

Die Gibanje, ein kleines mehlbestäubtes Weiblein hilft der Wirtin beim Backen und je nach ihrer Laune gerät der Kuchen gut oder schlecht. Der *Syry Zed* oder graue Mann symbolisiert den Reiffrost. Es schreiten ferner einher der *Serpel* oder *Serp*, die *Kunkawa*, der *Bubak*, weisse und schwarze Männer.

Die Namen laufen wirr und regellos durcheinander. Wie der grüne Jäger-Frosch mit dem Nix, berührt sich ein Vogel, der Wachtelkönig mit dem Schotengespenst. Die Unke, der Schlangenkönig, die Ploniza, lassen in ungewisser Grenzlinie Reptil und Baum mit Dämonischem sich zusammenfügen.

Die Murawa ist der Alp, der als Nachtgespenst sich dem Schläfer auf die Brust legt, das ein Kluger fangen und bannen kann.

Schirman und Schirawa sind zottige, graue Waldmensen, die sich am Feuer der Hütejungen Frösche und Kröten braten.

Lang bleibt noch immer die Reihe. Da erscheinen, wenn auch zum teil schon ausserhalb des Spreewalds, der Djas, der Kobod, die Marava, die Mirlata oder Mirlawa, von der niemand weiss wo sie wohnt, der also Schillers Mädchen aus der Fremde analog ist; die Smerkawa, in der Dämmerstunde mächtig, die Emotka oder Schlummergeöttin der Mädchen, der Herman, Einschläferer der Männer.

Da hören wir, nicht am wenigsten gruselig, das Hufklappern jener zuletzt von Herrn von Schulenburg entdeckten und erörterten Draben oder

Graben, lüsterner Centauren, welche junge Mädchen aus der Spinnstube rissen und wenn diese sich weigerten, ihnen zu Willen zu sein, damit drohten, Riemen aus ihrer Haut zu schneiden. Es waren dies so gefährliche Eindringlinge, dass zu dem Auskunftsmittel gegriffen werden musste, immer, anstatt eines schönen Kindes, ein altes Mütterchen dicht an den Ausgang der Stube zu setzen, um vor derartig kavalleristischen Attentaten sicherer zu sein.

Wollte ich Veckenstädt folgen, statt Schulenburg, so würde die Procession sich mehr noch verlängern. Ich unterlasse es aber aus Furcht, am Ende bei meinen Lesern und Leserinnen einen allbekannten, allerdings mehr Berliner als wendischen Dämon, den Sandmann nämlich, heraufzubeschwören.

Säugetiere der Provinz Brandenburg.

(Aus den Sammelkästen des Märk. Prov. Museums.)

Vergl. d. Mtsbl. Bd. II. S. 112 flg.

(Fortsetzung)

21. **Der Hamster, *Cricetus frumentarius*.** Mitteilungen betreffend den Bericht in der „Brandenburgia“ No. 8, Nov. 1893, Seite 181.

Hamster kommen zahlreich in Gehren vor. Nach der Frage müssen Hamster nicht aus der Steppenzeit herrühren, sondern eingewandert sein, da entgegen dem Bericht Gehren viel Nadelholzwaldungen und vor allem Berge hat. (Niederlausitzer Grenzwall). Vgl. No. 8.

Luckau, 22. April 1894.

Lehrer Scharnweber.

22. **Märkische Edelhirsche.** Auf Befehl des Kaisers ist eine Anzahl lebender Hirsche aus den Forsten der Schorfhaide nach den königlichen Forsten in Ostpreussen geschafft worden zum Zwecke der Vermehrung des dortigen Wildstandes. Es ist dies nicht das erste Mal, dass man gerade aus der Mark lebendes Wild nach dem Osten geschickt hat. Der an der Ostgrenze Preussens gelegene Waldkomplex von fast 250 Quadratkilometern hat — nach dem vorhandenen Aktenmaterial, welches bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückreicht — von jeher nur einen geringen Bestand von Rotwild gehaht. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nahm die Zahl noch durch Wilddiebereien, mit denen strenge Winter und fortwährendes Auftreten von Wölfen zusammenkamen, beständig ab, so dass im Jahre 1854 nur noch ein Bestand von 13 Stück Rotwild vorhanden gewesen sein soll. Da fasste der damalige Oberförster Reiff zu Nassawen, dessen Eifer für die Hebung und den Schutz des Wildes ihn dreizehn Jahre später den Tod durch meuchlerische Wilddiebshand finden liess, den Plan, der geringen Zahl von sechs Alttieren durch Zuführung frischen Blutes zu Hilfe zu kommen. Seinem unermüdlichen Eifer gelang es, hochgestellte Personen für seine Absichten zu gewinnen. Als königliches Geschenk kamen noch in dem genannten Jahre sechs Stück Mutterwild aus dem Potsdamer Wildpark in Ostpreussen an. Obgleich noch kurz vor dem

Aussetzen eines derselben verunglückte, so nahm doch von dieser Zeit an der Wildstand, geschützt und gepflegt, sehr schnell zu, wenngleich der Kreuzung mit schwachem Wilde anfänglich schlechte Hirsche entsprossen, welche unter den Jägern die Bezeichnung: „Potsdamer“ führten. B. T. Bl. 30. 3. 1894.

23. **Wildgewordene Kuh.** Ein seltsames Wacht-Abenteuer hatte in der Nacht vom Mittwoch ein Soldat der Spandauer Garnison zu bestehen. Während er sich bei der Pulverfabrik auf Posten befand, näherte sich ihm unter furchtbarem Schnauben eine in der Dunkelheit nicht recht erkennbare Masse. Ehe er es sich versah, erhielt er einen heftigen Stoss, so dass er die Böschung eines Grabens hinabrollte. Jetzt wusste er, was für einen Gegner er vor sich hatte: es war eine von irgendwoher entlaufene, wild gewordene Kuh. Als die Kuh wieder im Begriff war, auf den Wachtposten loszugehen, hatte der Mann seine volle Geistesgegenwart wiedererlangt und feuerte nun kurz hinter einander fünf Gewehrschüsse auf das rasende Tier ab, wodurch es kampfunfähig gemacht wurde. Von Schlächtergesellen der Armeekonservenfabrik wurde dasselbe am Morgen getötet. B. T. Bl. 22. 2. 1894.

Ähnlich, nur harmloser, erging es mir vor einigen Jahren mit einer Ziege. Ich stand auf einem isolierten hohen Hühnengrab im Franzburger Kreise, um mich der schönen Aussicht zu erfreuen. Plötzlich erhielt ich von hinten einen gewaltigen Stoss, der mich auf dem abschüssigen Hange fast kopfüber gestürzt hätte. Es war eine Ziege, die zum Gras an einem Pflock getüdet (angebunden) war und sich den Einbruch in ihr Weiderevier nicht gefallen lassen wollte. Sie hatte sich heimtückisch unerwartet von hinten herangeschlichen und stiess mit voller Hörnerkraft. Vergl. auch Nr. 31. E. Friedel.

24. **Alte Darstellung des Meerschweinchens (*Cavia cobaya*).** Ein gelbgrau geflecktes Meerschweinchen befindet sich auf einem Gemälde Jan Breughels (1568—1640, nach anderen 1575—1625). Christus erscheint St. Magdalena als Gärtner. Die Scene spielt sich in einem Garten ab, welcher durch eine Allee in zwei Teile geteilt wird und sich im Mittelgrunde in einer hügeligen Landschaft verliert. Der Vordergrund ist mit Blumen und Tieren aller Art angefüllt und darunter vorn das Tierchen. Auf Holz. 1454. B. 76. Lepkesche Auction in Berlin 24. Febr. 1892. Katalog Nr. 841. Nr. 418 S. 29.

25. **Märkische Bären.** Ueber Bären in der Neumark während des 16. Jahrh. vergl. Nr. 12 der Mitteilungen des Vs. f. d. Gesch. Berlins 1887.

26. **Gefährliche Ratte.** Eine Familie in Neddern bei Senftenberg hatte Besuch erhalten, einen Hauptmann mit seiner Frau und einem 2jährigen Töchterchen. In der Nacht schrie das Kind, das in einem Kinderwagen schlief, plötzlich auf, was sonst nicht vorkam. Da das Kind nochmals aufschrie, sah der Vater nach, was seinem Liebling fehle. Zu seinem Schreck sah er das Kind blutig, eine grosse Wasserratte hatte das Kind an der weichsten Stelle des Kopfes angefressen. Die Ratte war nicht aus dem Wagen zu bringen und musste in diesem totgeschlagen werden. Ärztliche Hilfe wurde sofort in Anspruch genommen; das kleine Mädchen befindet sich ausser Lebensgefahr. Jüterbogger Ztg. 5. 8. 1893.

27. **Wildgewordene Kuh.** Etwa im Jahre 1890 hatte sich eine Kuh in der Nähe von Cöpenick ein Horn abgestossen und war dadurch, wie es auf dem Lande heisst, horntoll geworden. Das Tier hielt sich in der Nähe der vom Bahnhof in die Stadt führenden Brücke auf und machte auf die vorübergehenden Menschen und Pferde mit seinem einen Horn so gefährliche Angriffe, dass ein Förster aus der benachbarten Kgl. Oberförsterei geholt werden musste, um das Tier mit der Büchse zu erlegen. Vgl. Nr. 26.
E. Friedel.

Bücherschau.

Geologie.

Geologische Karten von Preussen und den Thüringischen Staaten im Massstabe 1:25000. Herausgegeben von der Königl. Preuss. Geologischen Landes-Anstalt und Bergakademie. 58. Lieferung: Fürstenerwerder, Dedelow, Boitzenburg, Hindenburg, Templin, Gerswalde, Gollin, Ringenwalde. 53. Lieferung: Zehdenick, Liebenwalde, Gr. Schönebeck, Ruhlsdorf, Joachimsthal, Eberswalde. Dazu Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Preussen und den Thüringischen Staaten, Berlin, Parey 1894.

Die Kartenblätter umfassen im wesentlichen die westliche Hälfte der Uckermark, sie reichen im Süden noch ein Stück über das Eberswalder Hauptthal hinaus, schneiden im Osten mit der Linie der Ucker-Rinne ab und gehen im Westen, wenigstens die südlichen Blätter, bis an die Havel heran.

Die Karten bringen eine grosse Anzahl von geologischen Thatsachen und liefern reichen Stoff für theoretische Betrachtungen über die Herausbildung der Mark.

Von älteren Bildungen sind zu erwähnen zwei Kreidevorkommen und ein Tertiärvorkommen. Auf dem Blatte Hindenburg tritt eine kleine Klippe von oberem Turon auf dem Wege zwischen Potzlow und Pinnow heraus, sodann ist auf dem Blatt Dedelow ungefähr in der Mitte zwischen Klinkow und Falkenhagen in einem Umkreis von 4 Morgen weisse Schreibkreide erbohrt. Auf dem Blatte Joachimsthal endlich, im Belauf Hüttendorf, an der höchsten Stelle tritt Septarienthon auf. Er ist wahrscheinlich durch den Eisdruck in die Höhe gepresst worden.

Von den jüngeren Bildungen, die zum Quartär gehören, sind folgende Ausbildungsweisen vorhanden: das Eberswalder Hauptthal, einige Stücke der südbaltischen Endmoräne, die Moränenlandschaft und die Abschmelzzone.

Ich habe in einem kleinen Aufsätze¹⁾ eine kurze Beschreibung dieser Strecke des Eberswalder Thales gegeben und zugleich versucht, seine

¹⁾ Zeitschrift für Naturwissenschaften, 63. Bd, S. 1.

spezielle Herausbildung zu erklären. Einen Anhalt für die Feststellung der Richtung der Abschmelzwässer gewähren die heutigen Fliessen. Die grösseren und längeren kommen vom Süden her, vom Barnim-Plateau. Damit hängt auch z. T. die Beschaffenheit der Thalböschung zusammen. Dem Barnim fehlt eine solche, er geht ganz allmählich in das Thal über, während das Uckermärkische Plateau einen scharfen Absatz bildet, so dass hier zwischen der Thalsohle und dem Plateau eine Differenz von 23 m auftritt. Endlich kommt auch die geologische Ausbildung hinzu, die ebenfalls an beiden Rändern ganz abweichend ist. Dem Nordrand des Barnim fehlt der Obere Geschiebelehm, während er am Südrand der Uckermark bei Lichterfelde bis an die Kante heranreicht. Das lehrt, dass die Schmelzwässer vornehmlich von Süden hierher eingetroffen sind, während die nördlichen sich einen anderen Weg gesucht haben, den wir bald kennen lernen werden. Im Thale unterscheidet die Karte neben den diluvialen und alluvialen Sanden noch „Sande höherer Thalstufe, welche gewissermassen auf der Grenze der Alluvial- und Diluvialzeit liegen. Sie gehören einer Terrasse an, auf welcher Eberswalde liegt. Sie danken ihren Ursprung einer bereits rückläufigen Bewegung des Wassers zur Ostsee hin, nachdem der Durchbruch bei Oderberg erfolgt war.“ Interessant ist ein Bohrloch auf dem Gutshof von Britz, das alle Schichten des Diluviums in grosser Vollständigkeit geliefert hat. Es sind getroffen:

von	0—48	Fuss	Oberer Geschiebelehm
„	48—52	„	Spatsand und Grand
„	52—110	„	Unterer Geschiebelehm
„	110—120	„	Unterer Thonmergel
„	120—180	„	Spatsand und Grand.

Im Unterem Grand befinden sich die berühmten Kiesgruben von Eberswalde, und der Untere Thonmergel ist das Material für die zahlreichen Ziegeleigruben an der Finow z. B. bei Hegermühle.

Von der südbaltischen Endmoräne sind zwei parallele Züge getroffen worden. Der grössere, der südliche, läuft von der mecklenburgischen Grenze bei Neu-Strelitz und Feldberg über Warthe, Klosterwalde, Alt- und Gross-Kölpin, Alt-Temmen, Ringenwalde bis Joachimsthal, um sich dann mit einer nördlichen Umbiegung bis Schmargendorf bei Angermünde zu erstrecken. Ausserhalb der Blätter schliesst sich dann bei Senftenhütte ein südlicher Bogen über Chorin bis Liepe und Oderberg an. Der nördliche, der unbedeutendere, Bogen streicht von Fürstenwerder nach Gerswalde. Der Charakter der Endmoräne ist am besten in der Nähe von Joachimsthal zu erkennen. Hier ist der Boden in Steingruben tief durchwühlt, und es ist eine deutliche Geschiebepackung ausgebildet. Manchmal besteht der Blockwall aus einer einzigen Erhebung oder er gliedert sich auch in mehrere parallele Züge. Die Endmoräne lagert entweder auf dem Oberen Geschiebelehm, oder, wo dieser bereits fortgewaschen war, dem Unteren Sande auf. Mit der Endmoräne im Zusammenhange steht die Steinbestreuung. Am deutlichsten tritt sie auf dem Blatt Ringenwalde hervor und zwar nordöstlich, neben der Endmoräne, sie erstreckt sich zwischen Friedrichswalde und Ringen-

walde und breitet sich nach Nordosten bis Neu-Temmen als ein $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ km breiter Streifen aus. Sie findet sich auch an einigen anderen nordöstlich gelegenen Punkten. Die Beschüttung bzw. Pflasterung ist oft so dicht, dass es fast zur Unmöglichkeit wird, eine Stelle zu finden, auf der mit dem Handbohrer tiefer als $\frac{1}{2}$ m eingedrungen werden kann. Beim Vorwerk Julianenhof findet sich die Beschüttung auch südwärts der Endmoräne. An einer Stelle wird durch die Steinbeschüttung zwischen den beiden Endmoränenzügen eine Verbindung hergestellt. Der Querriegel läuft von Arnimswalde nordwestlich an Gross-Fredenwalde vorüber bis gegen Kaackstedt und Fliethe. Dabei verdichtet sich die Streuung in der Mitte zu echter Geschiebepackung. Auch der nördliche Streifen besitzt in seiner Umgebung Örtlichkeiten mit Steinbestreuung.

Zwischen den beiden Endmoränenzügen namentlich ist die Moränenlandschaft ausgebildet, obwohl auch die Landschaft nordöstlich des nördlichen Zuges sich hier noch anschliesst. Für den Zwischenstreifen ist schon die Oberflächenform charakteristisch. Infolge der zahlreichen, z. T. sehr tiefen kleineren und grösseren Einsenkungen ist der Boden sehr uneben, es entstehen zahlreiche, meist sehr schön abgerundete Hügel und Buckel, die ein eigentümliches Landschaftsbild geben, es wird der Eindruck eines wogenden Meeres hervorgerufen. Dem entspricht die geologische Ausbildung. Der Obere Geschiebelehm bildet eine fast ununterbrochene, zusammenhängende Decke. Er zieht sich von den Höhen bis in die Rinnen hinab. Er erreicht z. B. den Seespiegel des Prüssnick-Sees. Von dem Oberen Geschiebelehm des Blattes Fürstenwerder heisst es, dass er nachträglich weit weniger verändert worden sei als derjenige in der Umgebung von Berlin.

Endlich bleibt nun noch die Abschmelzzone zu betrachten übrig. Sie umfasst das Gebiet südwestlich der grossen Endmoräne. Sie bildet daher die Abdachung des Plateaus zur Havel und zum westlichen Stück des Finowkanals. Es treten hier eine grosse Anzahl von Rinnen auf, welche die Überreste der Gletscherbäche bilden. Zum Finowkanal führt noch das Werbelliner Fliess, die übrigen gehen in die Havel, es sind von Süd nach Nord folgende: das Liebenwalder Fliess, das Dölle Fliess, das Hammerfliess, die Templiner Seenenrinne, und endlich die Lychener Seenenkette. Herrschend ist hier (Blatt Gross Schönebeck und Bl. Liebenwalde) der Sand; der obere Geschiebelehm tritt nur inselartig auf. Auf Blatt Schönebeck besteht der Schönebecker Forst aus „Oberem Sand, der als direkter Absatz der in breiter Fläche abfliessenden Schmelzwasser anzusehen ist. Er ist geradezu steinfrei und nur nördlich Wildau erscheint er in seiner bekannten unregelmässigen Mischung von grösseren und kleineren Geschieben, also als echter Geschiebesand. Der Obere Geschiebelehm, die ursprünglich überall vorhandene Decke, ist durch die Schmelzwasser nicht nur vielfach durchfurcht, sondern auch, namentlich von den Höhen fast gänzlich herunter gewaschen.“ Neben den Fliessen bilden die Seen einen wichtigen Teil der Landschaft. In den meisten Fällen sind sie Teile der Fliesse selbst und daher von rinnenartigem Aussehen. Der interessanteste unter ihnen ist der Werbellinsee, denn an ihm ist die Rinne am deutlichsten ausgeprägt. Zu ihm steht in einem merkwürdigen Gegensatz der kreisförmige Grimnitzsee, der auf der anderen

Seite der Endmoräne liegt. Er ist ein Stausee und als solcher nur 13 bis 18 Fuss tief, während der Werbellin-See 60—70 Fuss Tiefe besitzt. Der Spiegel des Grimnitzsees hat eine Meereshöhe von 63 m und der des Werbellin eine solche von 43 m, so dass bei einer Entfernung von $\frac{1}{8}$ Meile eine Höhendifferenz von 20 m vorhanden ist. Ein derartiger Unterschied zwischen dem Vorlande und der Endmoräne findet sich freilich nur dieses eine Mal. Hier muss das Abschmelzwasser mit grosser Kraft förmlich wasserfallartig herabgestürzt sein. Wie gross die wühlende Kraft des Wassers war, lehren noch andere Höhenunterschiede. Die Sohle des Werbellinsees besitzt ca. 20 m Meereshöhe, und es giebt in seiner Nachbarschaft Erhebungen von 113 und 128 m. Weiter nach Nordwesten waren die Überflutungen des Geschiebewalles durch die Schmelzwasser breitere, und durch solche wurden die Sandflächen des Blattes Gross Schönebeck hervorgerufen.

Die baltische Endmoräne in der Neumark und im südlichen Hinterpommern von Herrn Konrad Keilhack. Jahrbuch der Königl. preuss. geologischen Landesanstalt für 1893. Berlin 1895. S. 180.

Durch wiederholte Besuche des neumärkischen Plateaus in den letzten Jahren hat der Herr Vfr. hier auf einer Strecke von 150 km die Endmoräne festgestellt. Und zwar läuft dieselbe von Zehden a. O. über Mohrin, Nordhausen bis Carzig von West nach Ost; hier ändert sie ihre Richtung, indem sie ein wenig nach Norden abbiegt, so dass sie etwa eine westsüdwest Richtung innehält. Dort, wo sie die Eisenbahn Arnswalde-Woldenberg überschreitet, weicht sie auch von dieser Richtung ab, um scharf nördlich bis Nörenberg zu streichen, von wo aus sie unter einem starken Bogen sich wieder westöstlich auf Dramburg hinzieht. Auf dem ganzen Zuge ist die Endmoräne nicht immer zusammenhängend entwickelt; es finden sich Strecken, wo nur vereinzelte Punkte ihre Lage andeuten, doch werden bei einer genauen Kartierung die Zwischenstücke sich schon auffinden lassen.

Auch hier bildet die Endmoräne die Grenze einer Moränenlandschaft gegen eine Sandebene. Es mag erlaubt sein, da es dem Herrn Vfr. entgangen ist, darauf hinzuweisen, dass ich in zwei kleinen Arbeiten*) diesen Teil des neumärkischen Plateaus skizziert habe. Die Untersuchung des Gebietes fiel in eine Zeit, als die Endmoränen noch nicht als wichtige Bestandteile der heimischen Landschaft erkannt waren. Es ist deshalb in den Arbeiten auch nicht auf dieselben bezug genommen. Die Beschreibung, welche ich dort von einigen Punkten der Grenzzone der Moränenlandschaft gegeben habe, stimmt ihrem Verlauf und ihrer geologischen Ausbildung nach mit der des Herrn Vfrs. überein. In der ersten meiner Untersuchungen,

*) Über Anzahl und Verlauf der Geschieberücken im Kreise Königsberg i. Nm. Zeitschrift für Naturwissenschaften. 61. Bd. S. 39—59. Halle 1888.

Die Entwässerung des neumärkischen Plateaus am Ende der diluvialen Abschmelzperiode, *ibid.* Bd. 64 S. 201. 1891.

deren theoretische Auslegung unter dem Einfluss der Geinitz'schen Arbeit*) stand, bin ich zu etwas abweichenden Resultaten gekommen.

In welchem Zusammenhange dieses Stück der baltischen Endmoräne mit denen der Uckermark steht, werden die Untersuchungen des Herrn Dr. Schröder lehren, welcher mit der Kartierung der Blätter Zehden und Oderberg beauftragt ist.

Notiz über ein Vorkommen von Mitteloligocän bei Soldin in der Neumark. Von Herrn Konrad Keilhack, *ibid.* S. 187. In der Nähe der Stadt Soldin, am Wege nach Mietzelfelde ist eine grosse Ziegelei-grube im Septarienthon angelegt. Diese Fundstelle ist beachtenswert, weil es der erste Punkt ist, an welchem innerhalb der Moränenlandschaft zwischen Oder und Weichsel ältere als diluviale Schichten beobachtet sind. Der kalkhaltige Septarienthon wird am Nordrande der Grube vom Oberen Geschiebelehm überlagert, auf der Südseite dagegen von feinen Quarzsanden, in welchen in mehreren Schichten scherbige Thoneisensteinknollen eingelagert sind. Der Thon enthält zahlreiche Septarien, die aber nicht aus kohlen-saurem Kalke, sondern aus thonigem Sphärosiderit bestehen. Es sind in ihm eine grosse Anzahl Foraminiferen gefunden worden.

Das Profil der Eisenbahnen Arnswalde-Callies und Callies-Stargard von Herrn Konrad Keilhack, *ibid.* S. 190.

Während die vorhergehenden Arbeiten sich vornehmlich mit der oberflächlichen Ausdehnung der diluvialen Bildungen beschäftigen, bringt diese einige Profile. Aus ihnen geht hervor, dass hier in der Moränenlandschaft, die Hügel nicht, wie an vielen anderen Stellen, in ihrer ganzen Masse aus Grundmoränenmaterial bestehen, sondern dass sie einen Kern aus „Untere Diluvium“ enthalten, der aber durchaus nichts von gewaltigen Zusammenschiebungen, Aufstauchungen und Aufpressungen zeigt, da die Sande und Grande eine ruhige, oft horizontale Lage besitzen. Hieraus leitet Herr Keilhack den Schluss ab, „dass hier eine vorher schon fertig gebildete Oberfläche in verhältnismässig ruhiger Weise mit dünner Grundmoränendecke überkleidet wurde. Diesen Hügelkernen aus Mergelsanden, Sanden und Granden möchte ich dasselbe jungdiluviale Alter zuschreiben, wie dem Geschiebemergel selbst.“ Eine zweite die „Sander“ betreffende Erscheinung haben die Bahneinschnitte offenbart. „An der Grenze der Endmoräne bestehen sie aus einer mächtigen Folge von Granden und steinigen Schottern, vier Kilometer entfernt treten diese grössten Bildungen sehr zurück und es herrschen sandige Grande vor. Noch 9 Kilometer weiter und wir sehen eine Folge von reinen Sanden, denen ein Thonlager eingeschaltet ist, nur an der Basis in grandige Sande übergehend.“ In der Nähe des Bahnhofs Steinberg befindet sich ein Profil gerade dort, wo die Endmoräne und die Sandebene sich berühren. Es zeigt das Profil eine Verzahnung von Oberem Geschiebemergel mit dem Grand der

*) Die mecklenburgischen Höhenrücken etc. Stuttgart 1886.

Sander. „Diese einzelnen sich auskeilenden Grundmoränenfelzen entsprechen natürlich ebenso vielen ganz kleinen Vorstößen und Rückzügen der Gletscherstirn, während die steinbesäte Endmoränenkuppe einen langen Stillstand des Eisrandes bezeichnet, während dessen jene geringfügigen Bewegungen sich vollzogen.“

Von jenseits der Grenze beschreibt der Herr Vfr. noch den Verlauf und die Beschaffenheit eines Ås, sodann aus der Gegend zwischen Freienwalde und Naugard in Pommern eine sog. Drumlinlandschaft, wie sie hier von ihm zum ersten Mal im norddeutschen Flachland gefunden worden ist, während sie im Glacialgebiet Nordamerikas eine charakteristische Erscheinung ist. Das Merkmal einer solchen besteht darin, dass der Obere Geschiebemergel langgestreckte, unter sich annähernd parallele Rücken bildet, deren Streichrichtung mit derjenigen der Schrammen des unterlagernden Gesteins gleichsinnig ist.

So bringen diese drei Arbeiten des Herrn Vfrs. eine Anzahl von Thatsachen, welche für die Zukunft der Diluvialgeologie von der grössten Bedeutung sein werden.

Die Braunkohlenablagerungen in der Gegend von Senftenberg, I. (geologischer) Teil, von Herrn Oscar Eberdt, *ibid.* S. 212.

Der Herr Vfr. hat mit grosser Sorgfalt die geologischen Thatsachen registriert und diskutiert und verspricht weiter in einem zweiten Teil eine genaue Untersuchung der paläontologischen Funde zu geben. Den Mitgliedern unserer Gesellschaft sind die Thatsachen durch die Publikationen des II. Vorsitzenden, Herrn Geheimrats Friedel, bekannt (Monatsbl. Bd. 3, S. 212). In einer Nachschrift stellt der Herr Vfr. die Priorität der Untersuchung fest, indem er hervorhebt, dass er schon im Oktober 1893 im Auftrage der Direktion der geologischen Landesanstalt die geologischen Verhältnisse untersucht habe und dass er im Anfange des November hierüber der Direktion einen Bericht eingereicht habe. Da aber aus Mangel an Zeit die eingehende Bearbeitung bis Herbst 1894 unterblieben sei, so fiel jene Exkursion vom 4. November 1894 mit der Vollendung dieser Arbeit zeitlich zusammen. Endlich bespricht der Herr Autor noch die Altersbestimmung der Schicht mit den Baumstümpfen und hebt hervor, dass man vorläufig nur für das miocäne Alter eintreten könne, dass aber kein Anhalt dafür gegeben sei, sie für obermiocän und die noch höheren Schichten für pliocän zu halten.

Zache.

Wanderbuch für die Mark Brandenburg und angrenzende Gebiete, bearbeitet von Dr. E. Albrecht und Dr. B. Graupe. I. Teil: Nähere Umg. von Berlin, mit 13 Karten. 3. Aufl.; II. Teil: Weitere Umg. von Berlin (Westliche Hälfte). Mit 13 Karten. 2. Aufl.; III. Teil: Weitere Umg. von Berlin (Östliche Hälfte). Mit 13 Karten. Berlin 1895. Verlag von Kiessling.

Wir begrüßen die neue Auflage des schnell beliebt gewordenen „Märkischen Baedeker“ im Interesse aller heimischen Touristen. Die wesent-

lichen Verbesserungen springen in die Augen; der Stoff ist so gewachsen, dass die im Titel verzeichnete Dreiteilung notwendig geworden, Veränderungen und Zusätze, die den Bearbeitern selbst nötig erschienen oder auf welche sie hingewiesen wurden, sind reichlich angebracht. Der so vernachlässigte Osten ist bis Züllichau und dem jetzt mittels D-Zug erreichbaren Driesen berücksichtigt, das Kartenmaterial bereichert. Für eine hoffentlich baldige neue Auflage möchten wir um Berücksichtigung der Kastaren-Seen und des Seeler Kirchhofs, romantische Punkte von ergreifender Schönheit im Templiner Kreis, bitten. Die wärmsten Empfehlungen mögen dies Wanderbuch begleiten.

E. Friedel.

Dr. Wilhelm Hammer: Ortsnamen der Provinz Brandenburg. II. Teil (Wiss. Beil. zum Jahresbericht der IX. Stdt. Realschule zu Berlin. Ostern 1895. Programm Nr. 125). Unter Bezugnahme auf den I. Teil dieser mühsamen und sorgfältigen Arbeit und den bezüglichlichen Vortrag, den Herr Dr. H. in der Brandenburgia gehalten, machen wir darauf aufmerksam, dass hier die Kreise Angermünde, Prenzlau, Templin und Ruppin behandelt werden.

E. Fr.

Darstellung der Vorgänge in der Schlacht von Dennewitz. Nach den Geschichten der betreffenden Regimenter. Mit besonderer Berücksichtigung der Erinnerungen des damaligen Generalstabschefs Oberst v. Boyen. Mit 2 Schlachtplänen, einer Übersichtskarte und einer Abbildung des Denkmals auf dem Schlachtfelde. Berlin 1895. Gedruckt bei Julius Sittenfeld, 78 S. 8. — Herr Pfarrer Zimmermann, der unermüdliche Begründer des Dennewitz-Denkmals und Dennewitz-Museums hat mit Bienenfleiss alle authentischen Berichte, welche sich auf die Teilnahme unserer Truppen an dem Siegestage vom 6. September 1813 beziehen, gesammelt. Es erhellt daraus, wie hart das Ringen um den Sieg unseren braven, teilweise ungenügend ausgerüsteten Soldaten wurde und wie die zögernde Haltung Bernadottes, des Kronprinzen von Schweden, seinen Verbündeten fast verhängnissvoll geworden wäre. Zur Belebung der Darstellung flicht Z. mehrfache persönliche Erinnerungen ein z. B. von seinem Grossvater Daniel Z., der die Schlacht mitmachte und später am Grimmaischen Thor Leipzigs unter Friccius den Heldentod fand. — Unter den tapferen Füsiliern 4. Komp. focht auch Auguste Krüger, ein Mädchen von 18 Jahren aus Friedland in Mecklenburg. Bei Dennewitz durch einen Granatsplitter verwundet, ward sie Unteroffizier und erhielt das Eiserne Kreuz. Obwohl ihr Geschlecht erkannt wurde, blieb sie beim Regiment und wurde wegen ihrer Ehrbarkeit mit vieler Rücksicht behandelt. Später verheiratete sie sich mit dem Unteroffizier Köhler und lebte als Frau Ober-Steuerkontrolleur in Lychen. So hat einmal ein preussischer Unteroffizier den andern geheirathet. — Bekannt ist, wie man Bülow's unsterbliches Verdienst auf Kosten Bernadotte's zu mindern bestrebt war. Bülow schrieb diesbezüglich an seine Frau: „Die Berliner haben eine Deputation an den (schwed.) Kronprinzen gesandt, welche ihn gebeten, zu erlauben, dass sie zum Andenken seiner, als des Retters von Berlin, eine Medaille mit seinem Bildnis dürften prägen lassen. Er hat ge-

antwortet, sie wären es grösstenteils mir und meine Truppen schuldig, sie möchten also eine Medaille mit seinem Bildnis prägen lassen, wo aber auf der andern Seite mein und Tauentziens Name, sowie die der schwedischen Generale Sledings, Adlerkreutz und Tawast und der russischen Generale Woronzoff und Wintzingerode stehen sollten. Da ich dies erfuhr, schrieb ich ans Gouvernement, und verbat mir, dass mein Name auf diese Medaille geprägt werde. Aber nicht allein der Kronprinz hätte die Ehre des Tages gern gehabt, auch v. Borstell und v. Tauentzien schielten nach derselben.“ — Dem interessanten, billigen Büchlein (50 Pfg.) ist um so mehr Absatz zu wünschen, als der Mehrertrag aus dem Verkauf dem Denkmal von Dennewitz zufließt. Wir schliessen mit dem Mahnwort Zimmermann's: „Vergesst bei der Jubelfeier neuer Siege der Helden von 1813 nicht.“

Berlin am Dennewitz-Tage.

E. Friedel.

Kleine Mitteilungen.

Münzfund. Im Januar 1895 ist in Jüterbog ein grösserer Münzenschatz in einem Topfe gefunden und dem Märk. Museum vorgelegt worden, der neben einer Menge von brandenburgischen Groschen auch mehrere ausländische Thaler enthielt. Einer derselben ist wegen seines Wahlspruches besonders interessant. Vorderseite: Das braunschweigisch-lüneburgische Wappen mit 2 wilden Männern als Wappenhaltern und der Legende: G. V. M. G. Julius Dei Gr. Dux Brunsvi. Et Lune. Auf der Rückseite der Haygeist (nackter Mann mit zottiger, fellartiger Beharung), in der Linken einen Tannenbaumstamm, in der rechten Hand einen Leuchter mit einem brennenden Licht haltend. Jahreszahl: 1572. Um den Rand laufend die Inschrift: Aliis Inserviando Consumor (Anderen dienend verzehre ich mich). Bekanntlich hat der Altreichskanzler Fürst Bismarck hiernach seinen ergreifenden Wahlspruch gebildet: Patriae Inserviando Consumor.

E. Friedel.

Märkische Riesenwelse. Kürzlich berichteten hiesige Tageszeitungen, dass sich im Märkischen Provinzial-Museum das Skelett eines im Teupitzsee gefangenen Welses — *Silurus glanis* — befinde, welches 1,80 m in der Länge misst. Anknüpfend daran erlaube ich mir mitzuteilen, dass derartige Riesen in der Mark Brandenburg früher keineswegs so selten waren. So wurde — wie mir meine Mutter mitteilte — im Jahre 1842 im Teufelsee am Fusse der Müggelberge von einem Einwohner Friedrichshagens mit Namen Manzel ein Wels mit der Grundangel gefangen und mit grosser Mühe und Lebensgefahr ans Ufer gebracht, der mindestens 2—2,10 m lang war; wie daraus ersichtlich ist, dass der glückliche Fänger den Fisch nicht anders transportieren konnte, als dass er Kopf und Vorderteil über die Schulter nahm und den Schwanz auf der Erde nachschleppte. Manzel war ein Mann von Mittelgrösse.

Schreiber dieser Zeilen erinnert sich, gelegentlich des grossen Wels-

sterbens im Jahre 1874 in Friedrichshagen Welse gesehen zu haben, welche noch grösser als das im Märkischen Museum befindliche, vorerwähnte und Kat. A. III Nr. 1636 eingetragene Exemplar waren. Diese Fische wurden von den Wellen des Müggelsees — teilweise noch lebend — ans Ufer geworfen, von Leuten gesammelt und als Schweinefutter verwendet. Die Schweine frassen diese Fische begierig und haben dieselben den Borstenträgern auch nichts geschadet, während man die Milzbrandseuche, welche damals den Wildbestand im Grunewald vernichtete, darauf zurückführen wollte, dass Brunsthirsche verendete Welse gefressen haben, eine Geschmacksverirrung, die bei einem Grasfresser allerdings verwunderlich ist. Nach dem erwähnten grossen Sterben ist mir nicht erinnerlich, dass in der Spree oder dem Müggelsee jemals wieder solch grosse Welse gefangen worden sind.

H. Maurer.

Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.
Die diesjährige Generalversammlung findet mit reichhaltiger Tagesordnung vom 15. bis 18. September in Konstanz statt. Gleichzeitig machen wir unsere Leser darauf aufmerksam, dass das „Korrespondenzblatt“ als Organ des Gesamtvereins unter Redaktion des K. Hausarchivars Dr. Berner, in Vertriebsstelle von E. S. Mittler & Sohn, monatlich hierselbst zum Jahrespreise von 5 Mark erscheint.

Fragekasten.

Herr Oberbergrat V. in E. Über das Wort „Kalk-Reise“ Folgendes. In den Kalkgebirgen, namentlich in den bayrischen und tiroler Kalkalpen habe ich das Ihnen auch in der Mark vorgekommene Wort „Reise“ sehr oft im Volksmunde vernommen. Es bedeutet einen von oben nach unten führenden Riss im Kalkstein, der durch den Regen und Frost allmählich erweitert wird und sich von fern her schon durch Gesteinstrümmer merkbar macht. Wird im Gestein selbst Bergbau getrieben, wie im Rüdersdorfer Muschelkalk, so ist die „Reise“ ungefährlich, ist dies nicht der Fall, so kann sie sehr lästig werden, weil bei Wolkenbrüchen oben die anstossenden Partien unterwaschen und fortgerissen werden, unten fruchtbare Gelände mit wüstem Trümmergestein überschüttet werden. Auch können auf diese Weise Wildbäche (im italienischen Karstgebiete „torrente“ genannt) in den Reisen zeitweilig entstehen und furchtbare Verwüstungen anrichten. Wird die „Reise“ grösser und breiter, so entstehen die in den deutschen Alpen so genannten „Muhren“, von denen die „Bischofs-Muhre“ bei Jenbach zwischen Kufstein und Innsbruck (so genannt, weil sie aus der Ferne wie ein die Hände zum Segnen erhebender Bischof aussieht) weltbekannt ist. In Thüringen und Sachsen sowie im Harz habe ich für „Reise“ das Wort „Schurre“ gehört. Abzuleiten ist „Reise“ von „reissen“, „Riss“ etc. Vorzugsweise eignet sich das Kalkgebirge zur Entstehung von „Reisen“, auch

— aber in anderer tektonischer Ausbildung — das sächsisch-böhmische Quadersandsteingebirge, weniger die Urgebirgs- und metamorphischen Formationen, als Granit, Gneiss, Schiefer u. dgl. E. Fr.

Die Polkakirche. Der Schweizer Dichter Gottfried Keller lebte von 1850—55 in Berlin. Der Aufenthalt hat in seinen Werken, besonders in seinem Roman „Der grüne Heinrich“, wie sich jetzt bei der Herausgabe seines Nachlasses durch Jakob Bächtold (Berlin, Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher Bd. 1 u. 2. 1893/94) gezeigt hat, mannigfache Spuren hinterlassen. Seine Gedichte weisen unter dem Titel „Wanderbilder 1852“ vier Nummern auf, die Berliner Erlebnisse oder Beobachtungen wiedergeben. Darunter befindet sich eine Schilderung eines Weihnachtsmarktes. Ein anderes behandelt in recht spöttischer Weise unsere 1846 von Stüler erbaute Matthäikirche. Das Gedicht führt den Titel: Polkakirche. Ich vermute, dass das der Scherzname ist, den das Gotteshaus damals führte und vielleicht heute noch führt. Weiss jemand von den Lesern dieser Zeitschrift, ob diese Vermutung richtig ist und vermag er den Grund dieser ungewöhnlichen Benennung anzugeben? Das hübsche Gedicht selbst mag hier folgen:

Wie nach dem Rezept geschaffen,
Fein und niedlich ist der Tempel;
Angemess'nen jungen Leuten
Ein erbaulich Bauexempel!

Byzantinisch jede Fuge,
Bogen, Bögelchen und Kehlen,
Nur die phantasiegeborenen
Alten Fratzenbilder fehlen.

Durch die byzantin'schen Pförtchen
Rauscht es leis in Samt und Seiden;
Drinne glitzert's fromm und geistreich
Wie zu der Komnenen Zeiten.

Hofhistoriographen lispeln
Mit ergraute Paladinen;
Nach den Mosaiken blicken
Kammerherrn mit Betermienen.

Und die Kanzel mit dem glatten
Superintendent garnieret —
Ja, den Glaspalast zu London
Hätte dieses Werk gezieret.

Dr. Pniower.

Persönliches.

Unser Mitglied, Herr Rudolf Lepke, Kgl. und Städt. Auktions-Kommissar für Kunstsachen, hat für die am 7. Mai 1895 stattfindende Versteigerung von Kunstsachen und Altertümern seinen 1000. Katalog ver-

öffentlich. Es ist dies ein Jubiläum, welches in der „Brandenburgia“ nicht bloß deshalb Erwähnung erheischt, weil es sich um ein verdientes Mitglied handelt, sondern weil das Kunstauktionsgeschäft als solches und wegen der zahlreichen Gegenstände, die sich auf unsere engere Heimat beziehen und öffentlich versteigert werden, in den Bereich der Heimatkunde fällt. In den grossen illustrierten Katalogen, die der Jubilar mit Sorgfalt verfasst, ist ein recht ansehnliches kultur- und volksgeschichtliches Material enthalten, welches oft genug wissenschaftlich verwertet worden ist. Allen Museumsverwaltern, Forschern, Gelehrten, Kunstfreunden, Liebhabern und Sammlern, die Lepke um Rat fragten, ist er stets freundlich und willig begegnet und er erfreut sich um deswillen eines geachteten Namens als Sachverständiger weit über Berlin und die Provinz Brandenburg hinaus. In dem ersten Auktionskatalog zum 18. Mai 1865 war die Pannebergsche Gemäldesammlung verzeichnet, in dem 500. zum 16. Dezember 1884 die bekannte Kolbowsche Altertümer-Sammlung. Der Kaiser Friedrich hat öfters in den Lepkeschen Räumen, in denen die beteiligte gelehrte und schöngeistige Gesellschaft Berlins sich vor den grossen Versteigerungen zusammenfindet, mit Interesse verkehrt. Bei der durch den 1000. Katalog eingeleiteten Auktion kamen viele Objekte aus der Sammlung des bekannten hiesigen Kunstfreundes Adam Gottlieb Thiermann zur Versteigerung. Thiermann, ein origineller Allerwelts-Sammler, wurde, wie Lepke berichtet, als Lehrling in der Italienerwaaren-Handlung von Jean Morino oft zu Daniel Chodowiecki gesandt und musste in dessen Garten hinter dem mit einer Erinnerungstafel auf den berühmten „peintre-graveur“ geschmückten Hause Behrenstr. 31, nicht selten verweilen, bis letzterer bestellte Zeichnungen vollendete. Dies geschah sehr früh, denn Thiermann brachte die fertigen Kunstblätter schon mit, ehe um 7 Uhr der Morinosche Laden geöffnet war. Thiermann etablierte sich später selbst als Italienerwaaren-Händler in der Jägerstrasse, mit dem Geschäft eine Wein- und Austern-Stube verbindend, in welcher u. a. der geniale Prinz Louis Ferdinand mit seinen Freunden verkehrte. Von den reichen Thiermannschen Sammlungen sind die prachtvollen Schnecken und Muscheln schon vor Jahren an das Kgl. Zoologische Museum übergegangen. Ein gutes Abbild unseres geehrten Mitgliedes, dem wir noch eine recht lange segensreiche Thätigkeit wünschen, befindet sich S. 97 der Mitt. des Vereins für die Geschichte Berlins Jahrg. 1895.

Unser Mitglied Buchhändler und Redakteur Richard Schaeffer ist hierselbst am 11. Mai d. J. verstorben und am 14. auf dem Jerusalemer Kirchhof an der Bergmannstrasse beerdigt worden. Herr Schaeffer ist ein eifriger Förderer sowohl der Geschichtsforschung unserer Provinz wie ihrer Heimatkunde gewesen. In Landsberg a. W. gab er zu diesem Behuf ein „Brandenburgisches Provinzialblatt“, leider ohne nachhaltigen Erfolg, heraus. Als Redakteur des „Fremdenblatt“ versuchte er ebenfalls dessen Spalten fortgesetzt den erwähnten wissenschaftlichen Disziplinen offenzuhalten. Unserer Gesellschaft war er ein allzeitig treues Mitglied.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

72651

N. 1895/96

6. (5. ausserordl.) Versammlung des IV. Vereinsjahres

Sonnabend, den 17. August 1895, nachmittags,

mit gütiger Erlaubnis des Ober-Hofmarschall-Amtes

Sr. Majestät des Kaisers und Königs:

im

Jagdschloss zu Königs-Wusterhausen.

Gegen siebenzig Teilnehmer waren um 3¹/₂ Uhr auf der Bahn-Station Königs-Wusterhausen eingetroffen und begaben sich zunächst nach dem Pfuhschen Restaurant, woselbst im Garten der Kaffee eingenommen wurde. Dann lenkte die Versammlung ihre Schritte nach dem Jagdschlosse und betrat den im ersten Stockwerk gelegenen Speisesaal. Hier eröffnete der II. Vorsitzende, Geh. Regierungs- und Stadtrat Friedel, die Sitzung mit einigen einleitenden Worten, worauf der I. Schriftwart Ferdinand Meyer in allgemeinen Zügen die Vergangenheit des Schlosses schilderte und einige Mitteilungen aus der Gegenwart folgen liess.

Über drei Jahrhunderte sind an dem Gemäuer des Jagdschlosses vorübergezogen. Mit seinem üppig emporrankenden Epeuschmuck erhebt es sich auf den gewaltigen Grundmauern einer früheren Grenzveste, die nach der Eroberung des altwendischen „Wostrow“ („umflossener Ort“) von den Deutschen am Übergange des Notteflusses errichtet wurde. Wann dies geschehen, lässt sich nicht bestimmen, doch wird zur Zeit Kaiser Carls IV. der alten Schutz- und Trutzveste als eines einstöckigen, mit Zinnen und Wartturm versehenen festen Baues gedacht. Damals im Besitze des ritterbürtigen Geschlechts derer von Torgau, gelangte Wusterhausen später an die Schenken von Landsberg, und diese liessen im Jahre 1540 auf den Fundamenten der niedergerissenen Burg das noch heutige Schloss in seiner unverändert gebliebenen äusseren Gestalt, ohne die beiden Flügel, erbauen. So erinnert es mit seinem Turm und Giebel an das fast gleichzeitig (1542) errichtete Jagdschloss „Grunewald“.

Bemerkenswert in der neueren Geschichte tritt das Wusterhausener Schloss zur Zeit des Kurfürsten Friedrichs III. hervor, welcher es nebst

der Herrschaft Wusterhausen 1698 für seinen Sohn, den Kurprinzen (nachmaligen König Friedrich Wilhelm I.), vom Staatsminister v. Jena ankaufte. Doch erst vier Jahre später siedelte der Kronprinz, dem die Feierlichkeiten und Feste am Hofe seines prachtliebenden Vaters nicht zusagten, nach Wusterhausen über, um sich seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, ganz zu überlassen.

Der König hatte ihm dort eine Kompagnie Kadetten übergeben, die der Prinz als „Wusterhausener Jagdgarde“ kommandierte; und als ihm dann ein Infanterie-Regiment verliehen worden, zeigte sich zuerst seine Vorliebe für grosse Leute, die er als Flügelmänner seiner in Wusterhausen stehenden Leibkompagnie durch hohes Handgeld anwerben liess. Dann sehen wir ihn mit seinem Regiment die Feldzüge der verbündeten Österreicher und Engländer unter dem berühmten Prinzen Eugen und Marlborough mitmachen und an dem Siege über die Franzosen bei Malplaquet, 11. September 1709, teilnehmen. Und alljährlich an diesem Tage und zur Feier des St. Hubertusfestes, am 3. November, traf Friedrich Wilhelm im Wusterhausener Schlosse ein.

Ebenso stetig am 28. August mit seiner Familie, um der Herbstjagd obzuliegen, die gewöhnlich 7 bis 8 Wochen dauerte. Da war denn, neben der Parforce-, die Rebhühnerjagd sein liebstes Vergnügen, und letztere, die in der Dubrow und auf der nahe gelegenen Mackenower Forst abgehalten wurde, ergab ganz ungeheuerliche Quantitäten geschossenen Wildes. Nach amtlichen Zusammenstellungen erlegte der König während der Jahre 1717 bis 1738 in beiden Revieren 25 066 Rebhühner, 1455 Fasanen und 1145 Hasen. So erscheint es denn glaublich, wenn Fassmann als Augenzeuge bekundet, der König habe an einem Tage 160 Rebhühner, 4 Fasanen, 9 Hasen und — eine „wunderschöne“ Nachteule geschossen.

Die Saujagden in der Dubrow fanden gewöhnlich 14 Tage vor Weihnachten statt und währten bis nach dem Feste. Sie ergaben, einschliesslich der übrigen 9 Saugärten in der Mark, gewöhnlich gegen 3500 erlegte Tiere.

Im Frühjahr beschäftigte den Monarchen die Reiherbeize in der Dubrow, wo noch heutigen Tages, sobald der Frühling beginnt, diese gefürchteten Feinde der Fische auch in der Schmölde (dem langgedehnten dunkelblauen Waldsee hinter den Horsten) zu Hunderten ihren Einzug halten und Besitz ergreifen von ihren Wohnstätten in den Wipfeln der hohen Eichen.

Zur Zeit Friedrich Wilhelms I. wurden die Reiher ganz nach mittelalterlicher Art mit Falken gejagt, zu welchem Behuf die Falkoniere zur Abrichtung der Falken aus Holland verschrieben werden mussten.

Am kostspieligsten gestalteten sich die Parforcejagden. Neben, einem Marstall von 60 Pferden, mehr als 100 Jagdhunden und 12 Piqueurs

erforderte die Unterhaltung der Forsten, von denen holländische Zeitungen meldeten: der König habe so viel Land dazu genommen, als mancher kleine Fürst in Deutschland kaum besitze, ungeheure Summen.

Bei der bekannten Genauigkeit des sonst so haushälterischen Monarchen, die sich seit dem Regierungsantritt desselben auf den gesamten Hofstaat erstreckte, mag — abgesehen noch von den recht bedeutenden Ausgaben, welche die Anwerbungen grosser Rekruten für die Potsdamer Riesengarde erforderten — die Aufwendung so bedeutender Summen für seine Jagdliebhabe befremdlich erscheinen; aber auch hierbei zeigte sich Friedrich Wilhelm I. von der praktischen Seite. Der Verkauf des zahlreich erlegten Wildes musste jene Summen wenigstens teilweise wieder decken. Die wilden Schweine wurden den Beamten und bemittelten Bürgern der Residenz, gegen Zahlung von 3—6 Thalern für jedes Stück, ins Haus gebracht und niemand hätte es gewagt, die Annahme zu verweigern. Am schlimmsten hatte die Judenschaft darunter zu leiden, denn sie durfte das Fleisch nicht verkaufen, sondern musste es den Armenanstalten überliefern.

Höchst lebendig und anregend gestaltete sich die abendliche Unterhaltung in dem berühmt gewordenen „Tabaks-Kollegium“, das sich auch im Wusterhausener Schlosse versammelte. Meist aus den beliebtesten Generalen des Königs bestehend, wurden doch auch Bürgerliche eingeladen, zu denen der dortige — Schulmeister ebenfalls gehörte. Er war in der Achtung Friedrich Wilhelms gestiegen, weil er strenge Zucht in der Schule aufrecht erhielt. Einst soll der König, der mit einem derben Scherz nicht zurückhielt, die ihm begegnende Schuljugend aufgefordert haben, gegen eine Belohnung auszurufen: „Unser Schulmeister ist ein Esel!“ Dazu aber waren die Jungen nicht zu bewegen; sie behaupteten, ihrem Schulmeister mehr gehorchen zu müssen, als dem König, vor dem sie auch weniger Furcht hätten.

Noch steht in dem Zimmer des „Tabaks-Kollegiums“ der alte Eichenholztisch, über dem das „Leuchterweibchen“ zwischen dem riesigen Hirschgeweih schwebt, während in den Wandnischen die alten Bierkrüge in stattlicher Anzahl aufgestellt sind, und unter den Bildnissen, die von den Wänden herabschauen, befindet sich wohl manches, das Friedrich Wilhelm „in tormentis pinxit“. Ein grosses allegorisches Gemälde von eines nicht genannten Künstlers Hand stellt hier den „wissenschaftlichen Hofnarren“ und stetigen Gast in dem mehrerwähnten Kollegium, Johann Paul Gundling, in Lebensgrösse dar. Seine Gattin (zur Linken des Beschauers) hält ihm einen Papagei entgegen; zu seinen Füssen sitzen ein Igel und Hase, letzterer vor einem aufgeschlagenen Folianten mit dem Titelblatte der von Gundling verfassten „Geschichte der Mark Brandenburg“, die er inmitten seines damaligen wüsten Lebens geschrieben hatte. Schliesslich fehlt auf dem Bilde auch die Darstellung des Affen nicht, den Gundling in einer Sitzung des Tabakskollegiums, trotz seines

Sträubens, als einen ausserehelichen Sohn anerkennen, umarmen und küssen musste. Als schliesslich das geängstigte Tier seinem Peiniger wider Willen die gewaltige Allongen-Perrücke vom Kopfe riss und zerzauste, wollte der Jubel kein Ende nehmen.

Ein zweites Bildnis Gundlings, das ihn mit der Weinflasche und dem Glase in der Hand darstellt, ist von Pesne gemalt und hängt im unteren Speisesaal. Hier versammelt sich noch jetzt, sobald die Hofjagd unter den hundertjährigen Baumriesen der herrlichen Dubrower Forst beendet ist, die kaiserliche Gesellschaft zum Diner und später in dem Zimmer des „Tabaks-Kollegiums“. Hier prangen, an Stelle der alten, die unserm Kaiser von der Berliner Künstlerschaft dargebrachten eleganteren Bierkrüge mit dem kunstvoll gearbeiteten Deckeln. Daneben fehlen auch nicht die ehemals bräuchlich gewesenen Fidibusbecher und die kleine metallene Pfanne mit Brennstoff sowie die langen holländischen Tabakspfeifen. Nachdem der Kaiserliche Herr mit dem Anzünden der seinigen begonnen, geschieht dies auch seitens der übrigen Anwesenden.

Der zwischen den Fenstern der Querwand stehende kleinere Tisch ist nicht mehr der historische, aus dem Köpenicker Schlosse stammende, auf dem am 4. November 1730 das Todesurteil Katte's, des unglücklichen Jugendfreundes Friedrichs des Grossen, von Friedrich Wilhelm I. unterzeichnet worden ist. Bereits seit Jahren hat der aus rohem Eichenholz angefertigte Tisch im Hohenzollern-Museum (Schloss Monbijou), und zwar in dem Zimmer Friedrich Wilhelm I. seine Aufstellung gefunden.

Neben der Jagdliebhaberei war in Wusterhausen der praktische Sinn des Monarchen auch auf die Förderung des Landbaues gerichtet. Denn dort betrieb Friedrich Wilhelm die Bewirtschaftung von nicht weniger als 14 Ämtern, die er nach und nach für 9 Millionen 64 160 Thaler angekauft und, als Muster für die Verwaltung des ganzen Landes, persönlich leitete. Im Jahre 1718 liess er auch die beiden Flügel erbauen, die bis 1831 durch einen Graben vom Schlosse getrennt waren.

Nach dem Hinscheiden des Monarchen blieb Wusterhausen von seinem grossen Sohne gemieden; die Jagdschlösser und Reviere verödeten, die Pflege des Wildes begann aufzuhören, denn er hielt das Jagen für ebenso vergnüglich wie — das Schornsteinfegen.

Aus der neueren Geschichte des Schlosses sei hervorgehoben, dass dasselbe bald nach dem „tollen“ Jahre 1848 ohne Vorwissen König Friedrich Wilhelms IV. zu einem Landwehr-Zeughaus und einer Montierungskammer eingerichtet worden war, bis der König gelegentlich der im Jahre 1854 dort abgehaltenen grossen Manöver die Verlegung jener Einrichtungen und die Renovierung der Schlossgemächer anbefahl. Die Arbeiten gingen jedoch während der Krankheit des hohen Herrn nur langsam von statten, bis sie dann unter seinem Königlichen Bruder,

auf Betreiben des Kronprinzen, energischer fortgesetzt und im Jahre 1863 beendet wurden.

Am 27. November jenes Jahres erfolgte die Einweihung durch eine Hofjagd, der ein Festmahl sich anschloss. Vor Aufhebung der Tafel brachte König Wilhelm I. dem Andenken Seiner glorreichen Vorfahren ein „stilles“ Glas dar.

Von jenem Tage datiert auch das „Jagd-Album“, dessen Einleitung eine vom Geh. Hofrat Louis Schneider verfasste Geschichte des Schlosses zur Zeit Friedrich Wilhelms I. bildet, und das Datum jenes sowie der folgenden Jahrestage mit dem Namen der Teilnehmer, jedoch ohne den der Allerhöchsten Person, aufzeigt.

Im Jahre 1872 findet sich dann von der Hand Kaiser Wilhelm I. die Eintragung vor: „In den Jahren 1870 und 1871 fanden aus bekannten Gründen keine Jagden statt“. Und am 6. Dezember 1878 schrieb der Kronprinz hinein: „Am Tage nach dem Einzuge Sr. Majestät des Kaisers und Königs in Berlin“.

Die Versammlung schritt nunmehr zur Besichtigung der einzelnen Schlossgemächer. Die einst von Friedrich Wilhelm I. bewohnten dienten dem verewigten Kaiser Wilhelm I. zum Aufenthalt, und werden auch von Sr. Majestät, dem jetzigen Kaiser, benutzt. Hier befindet sich im Seitenkabinet noch der ausgehöhlte Steinblock, das Waschbecken Friedrich Wilhelms I. Eine moderne Ausstattung hat das Zimmer des Kronprinzen (weiland Kaiser Friedrichs) erhalten: die Wände sind dagegen mit den Bildnissen Dankelmanns, Glucks und der Stammutter des Württembergischen Herrscherhauses geschmückt.

Im Schlafgemach des verewigten Prinzen Carl hängt die von Friedrich Wilhelm I. gemalte Darstellung der „Susanne im Bade“. Bekanntlich schätzte der Monarch von allen Künsten die Malerei noch am meisten, und glaubte selbst ein tüchtiger Maler zu sein, der sich als solcher sein Brod verdienen könnte, wenn er nicht — König geworden wäre. Das vorerwähnte Gemälde wird nun den Besuchern des Schlosses als dasjenige bezeichnet, welches der König einem Hoflieferanten „Unter der Stehbahn“ für einen ziemlich hohen Preis anzukaufen sollte veranlasst haben. Dieser hätte dann das Bild mit dem Vermerk „Von der Hand Sr. Majestät des Königs gemalt“ versehen und zum Verkauf ausgestellt. Der hiervon unterrichtete Monarch verlangte nun die Zurückgabe des Bildes unter Wiedererstattung des Kaufgeldes, womit der Händler gegen Gewährung auch einer Entschädigung für den ihm entgangenen Profit einverstanden war, die Friedrich Wilhelm schweren Herzens bewilligte.

Von sonstigen Sehenswürdigkeiten sei zunächst der kostbaren Gewehrsammlung Friedrich Wilhelm IV. gedacht, die reich ist an alten und merkwürdigen Exemplaren. Zu den Jagdtrophäen aus der Zeit

Friedrich Wilhelms I. gehört das nur in der Nachbildung noch vorhandene stattliche Geweih eines in der Köpenicker Forst erlegten Hirsches. Der Monarch überliess das Original an August II. von Sachsen und erhielt als Ersatz dafür — eine Kompagnie grosser Soldaten. Eine Merkwürdigkeit bildet jenes andere mächtige Hirschgeweih, das aus einem Baumstamm herausgewachsen zu sein scheint. Jedenfalls war das Tier damit in den Ästen hängen geblieben, die dann im Verlaufe der Zeit mit dem Geweih sich derart fest verschlangen, dass dasselbe nebst einem Teil der Schädeldecke unlösbar aus dem versteinerten Geäst aufragt.

Von Jagdtrophäen aus neuerer Zeit befinden sich an den Wänden der Jagdhalle die ausgestopften Köpfe einiger von Kaiser Wilhelm I. in der Dubrow erlegten Eber; desgleichen die vollständigen, besonders stattlichen Exemplare des von Sr. Majestät dem jetzigen Kaiser geschossenen Schwarzwildes.

Nach beendigtem Rundgange erfolgte eine Promenade durch den Schlosspark mit seinen hohen zum teil alten Bäumen; dann kehrte die Gesellschaft zum Abendessen nach dem Pfuhschen Garten zurück und verweilte dort bis zur Abfahrt, die um 8 Uhr 50 Min. stattfand.

Französische und churbrandenburgische Jagden im 17. Jahrhundert.

Anschliessend an unsere heutige Besichtigung des Königlichen Jagd-
schlosses Königs-Wusterhausen erlaube ich mir folgende Mitteilung:

In den Relationen Christophs von Brandt, welcher von 1660—1661 als Gesandter des Kurfürst Friedrich Wilhelm in Paris unter König Ludwig XIV. weilte, befindet sich u. a. ein Bericht vom 25. September 1660, worin sich Brandt, wie Dr. Wilhelm Manegold*) mit Recht bemerkt, über die zahmen Jagden des Versailler Hofes lustig macht.

„Als der König willens gewesen, der Königin eine stattliche und magnifique Jagd den 18. dieses zu präsentieren, hat er den Offizieren von der Jagd solches ankündigen lassen, welche gegen beraumte Zeit achte, sowohl Fröschlinge als Sauen zusammengetrieben, von denen der König eine Sau mit der Flinte getödtet und eine andere alsowohl angeschossen, dass sie den andern Tag tot gefunden worden; den übrigen hat man Quartier gegeben. Darauf haben Ihre Majt. die Königin in den Hasengarten geführt, und in ihrer Gegenwart mit dem ersten Schuss zween Caninichen und mit den fünf nachfolgenden allemal eines, ohne dass er gefehlet, erleget. Es wäre der Mühe nicht wert, dessen Meldung zu thun, wenn es nicht eine königliche Jagd und eine der stattlichsten wäre, so in Frankreich gesehen worden. Selbigen Tages

*) Archivalische Notizen zur französischen Litteratur und Kulturgeschichte des 17. Jahrh. (Wiss. Beil. zum Programm des Askan. Gymn. zu Berlin. Ostern 1893. Progr. No. 51) vgl. dort S. 14.

hat sich auch der Herr Cardinal*) zu Vincennes auf der Jagd ergötzt; das Wild aber, so er gefangen, ist ins Holz, aber nicht in die Küche gelaufen. Einige wollen doch, er habe etliche kleine Vögel geschossen. Ich möchte diese Jäger wohl bei Ew. Churf. Dl. im Köpenickischen Walde sehen und wahrnehmen, wie sie sich in Dero Jagddisziplinen schicken würden.“

Hierzu ist zu bemerken, dass der König damals erst 17 Jahr alt war und sich am 9. Juni dess. Jahres 1660 erst mit der Infantin Maria Theresia, Tochter Philipps IV. von Spanien, einer geistig wie körperlich unbedeutenden Prinzessin vermählt hatte, der nun diese Jagden als Wunderdinge vorgeführt wurden. Wie anders das edle Waidwerk seit der Joachimschen Zeit in der Umgebung Berlins, Spandaus, Coepenicks und besonders Königs-Wusterhausens (damals noch Wendisch-Wusterhausen), obwohl die Wildbahn während des dreissigjährigen Krieges aller Pflege entbehrt hatte und arg verwüstet worden war. Welche Kapital-Hirsche in den märkischen Wäldern hausten, ersieht man u. a. aus dem riesigen alten Rothirsch, einem Sechsendsechzig-Ender, dessen Abbildung (Kopf und Hals) in Öl gemalt, heut von den Mitgliedern unserer „Brandenburgia“ in einem der Gemächer des Jagdschlusses Königs-Wusterhausen (der Jagdhalle) besehen wurde. Unser Ehrenmitglied Theodor Fontane (Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 2. Aufl. 1868, S. 127) schreibt darüber folgendes:

„In dieser Halle befinden sich, nach Art dieser Lokalitäten, 6 oder 8 Hirschgeweihe, an denen nichts besonderes wahrzunehmen ist. Die frühere Sehenswürdigkeit dieser Halle ist ihr verloren gegangen. Es war dies (so geht die Sage) das 532 Pfund schwere Geweih eines Riesenhirsches, der 1636, also zur Regierungszeit George Wilhelms, in der Köpnick Forst, 4 Meilen von Fürstenwalde, erlegt worden war. Es ist über dies Geweih, auch in neuerer Zeit noch, viel gestritten und obige Gewichtsangabe, wie billig, belächelt worden. Nichtsdestoweniger muss das Geweih etwas ganz Enormes gewesen sein, da Friedrich August II. von Sachsen dem Könige Friedrich Wilhelm I. eine ganze Compagnie langer Grenadiere zum Tausch anbot, ein Anerbieten, das natürlich angenommen wurde. Das Geweih existiert noch und soll sich auf dem Jagdschloss Moritzburg bei Dresden befinden.“

Hierzu bemerke ich, dass sich das Geweih noch jetzt in dem Audienzsaal der Moritzburg unweit Eisenberg mit 39 monströsen Hirschgeweihen zusammen befindet und über der Thür angebracht ist. Selbstverständlich handelt es sich nicht um einen „Riesenhirsch“, den dem Quartär angehörigen ausgestorbenen *Megaceros hibernicus* oder den neuerlich bei Klinge von Alfred Nehring entdeckten *Cervus ruffii*, sondern um einen riesenhaften *Cervus elaphus*. An der Stelle in Neubrück, etwa vier Meilen von Fürstenwalde, wo der Hirsch erlegt wurde, befand sich eine Erinnerungstafel; vor mehreren Jahren erblickte ich dort ein steinernes Denkmal, welches den Hirsch in liegender Stellung darstellt.

Das Hirschgeweih erinnert gleichzeitig an die freundlichen Beziehungen zwischen zwei von Natur und Geist so verschieden wie möglich gearteten Königen, August dem Starken von Polen und Friedrich Wilhelm I., längere Zeit bestanden. Über anderweitige Austauschungen von Kunstgegenständen

*) Der damals schon krankende Kardinal Mazarin, der bereits im folgenden Jahr (9. März 1661) zu Vincennes verstarb.

(antiken Bildsäulen, chinesischen Vasen), die der sparsame Preussenkönig gegen Soldaten oder Geld hergab, habe ich bereits in meinen „Dresdener Erinnerungen an Brandenburg-Preussen“, Monatsblatt III. S. 193 ff., berichtet.

Königs-Wusterhausen, den 17. August 1895.

E. Friedel.

7. (6. ausserordl.) Versammlung des IV. Vereinsjahres

Donnerstag, den 22. August 1895, nachmittags,

in Rixdorf-Berlin.

1. Trotz der tropischen Hitze hatte sich eine stattliche Anzahl von Teilnehmern am Eingange des Etablissements der Deutschen Linoleum-Compagnie eingefunden. Hier wurden dieselben von dem Vorsitzenden des Aufsichtsrates, Herrn Poppe, begrüsst. Bevor der Rundgang durch die Fabrikräume angetreten wurde, gab der kaufmännische Disponent, Herr Hueck, eine orientierende Übersicht über die Geschichte, die wirtschaftliche Bedeutung und die Herstellung des Linoleums. Das Linoleum hat das Wachstuch gänzlich verdrängt, da es vor demselben eine grosse Anzahl von Vorzügen besitzt. Es stammt aus England, wo es vor 30 Jahren erfunden wurde. Deutschland verhielt sich anfangs ablehnend, und es ist das Verdienst der Herren Poppe und Wirth englisches Linoleum zuerst in Deutschland eingeführt zu haben. Gegenwärtig besitzt die Deutsche Linoleum-Compagnie in Rixdorf die grösste Fabrik in Deutschland. Linoleum ist ein inniges Gemisch von Kork und Leinöl, das auf Jute gewalzt wird.

Auf dem Hofe waren die Korkabfälle zu grossen Stapeln aufgehäuft, denn es werden monatlich 120 000 Kilo Kork verarbeitet. Diese Abfälle stammen von Korkfabriken, man konnte an den Löchern die Grösse der ausgestanzten Korke erkennen. Die Abfälle werden auf Mühlen zu einem feinen Pulver zermahlen, das dann mit dem präparierten Leinöl in dem Mischhause durch Knetmaschinen zu einer trockenen, zähen, schwammigen Masse verarbeitet wird. Letztere endlich wird von zwei Calandern auf die Jute gepresst. Auf einer solchen Maschine läuft die Jute als ein 400 Meter langes Band über eine Walze, während eine andere die Linoleummasse mit einem Druck von 20 000 Kilo gegen die Jute presst. Nach der Stärke, welche der Streifen erhalten soll, wird die Maschine gestellt. Der fertige Linoleumstreifen endlich kommt in eine der grossen Trockenkammern, wo er 4 Wochen hindurch bei 30° C. hängen bleibt. Darauf gelangt der Stoff in das

obere Stockwerk, um hier revidiert und in Stücke von bestimmter Länge und Breite geschnitten zu werden.

Das Leinöl wird in grossen ausrangierten Dampfkesseln aufbewahrt, es muss, bevor es mit dem Korkpulver gemischt wird, oxydiert werden, wobei es eine zähe, kautschuckartige Consistenz erhält. Für den Betrieb sind fünf Dampfkessel vorhanden, von denen vier beständig in Arbeit sind, sie verbrauchen wöchentlich 1000 Ctr. Steinkohlen. Im Maschinenhause ist eine Dynamomaschine für die Beleuchtung aufgestellt. Für die Damen wird besonders das Bedrucken des Linoleums mit den zahlreichen Mustern von Interesse gewesen sein. Es geschieht sowohl durch eine Maschine als auch durch Handdruck. Während die Maschine nur einfache Muster druckt, werden durch die zahlreichen Handpressen ganz wundervolle Harmonien in Farben und Zeichnungen hervorgebracht, einige von ihnen erinnern durch die Zusammenstellung der Farben lebhaft an Smyrnateppiche.

Bei der grossen Feuergefährlichkeit des Betriebes sind noch ganz besonders die Schutzvorrichtungen zu erwähnen, welche überall getroffen sind, um das Umsichgreifen eines Brandes zu verhindern. Die einzelnen Räume sind gegeneinander durch eiserne Thüren absperrbar; die nach dem grossen Brande im Februar neu aufgeführten Räume sind sämtlich gewölbt und die eisernen Träger durch eine Cementschicht geschützt. Auf dem Grundstück befinden sich 32 Hydranten, eine Dampfspritze und in einigen Räumen eine selbstthätige Regenvorrichtung. Letztere besteht aus einem Röhrensystem, das an verschiedenen Stellen frei endigt. Hier ist es durch eine Legierung geschlossen, die schon bei 60° schmilzt, so dass bei dieser Temperatur der ganze Raum sich von selbst unter Wasser setzt. Ausserdem sind selbstthätige Signale angebracht und Vorkehrungen getroffen, so dass die Berliner Feuerwehr sofort eingreifen kann.

Die Lagerräume zeigten durch ihren geringen Bestand, dass das Linoleum ein begehrter Artikel sei; es werden in der Woche 25 000 qm produziert und ebenso viele auch verschickt.

Die Besichtigung des Etablissements war für alle Teilnehmer ausserordentlich instructiv, und wir wiederholen hier noch einmal den Dank, welchen wir für die liebenswürdige Führung und eingehende Belehrung schon an Ort und Stelle abgestattet haben. Neben Herrn Poppe und Herrn Hueck haben sich auch die Herren Gallenkamp und Wiesel an der Führung beteiligt.

2. Nach der Besichtigung der Fabrik begab sich die Gesellschaft nach dem Gartengrundstück des Herrn Grubenbesitzers F. W. Körner. Hier war für eine kleine Erfrischung gesorgt, nach welcher man auf dem Spielplatz, wo auf einem Tische die Sammlung von Versteinerungen, Photographien u. s. w. aufgestellt war, sich gruppierte.

Der II. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, erteilte alsdann dem II. Schriftwart, Herrn Dr. Zache, das Wort zu einer Erläuterung der paläontologischen Funde. Der Redner hob kurz den Unterschied zwischen den ausgestellten Tierresten hervor. Die eine Hälfte bestehe aus einheimischem Material und befände sich an erster Lagerstätte. Die zweite Hälfte dagegen ruhe hier schon auf zweiter, wenn nicht schon auf dritter Lagerstätte. Zur ersten Abteilung gehören die Reste der grossen Säuger, deren riesige Knochen sich erhalten haben, zu der zweiten die Korallen, Seeigel, Donnerkeile und muschelähnlichen Tiere. Dieses Zusammenvorkommen sei sehr interessant, denn soweit die Tiere im System auseinanderstehen, ebensoweit stehen sie auch in der Zeit ihres Lebens auseinander. Die grossen Säuger gehören einer verhältnismässig sehr jungen Periode an, während jene niederen Tiere hauptsächlich aus der Kreidezeit stammen. Alle aber seien sie durch das Gletschereis bzw. die Gletscherwässer hierher geschafft und in einer gemeinsamen Gruft begraben worden.

3. Im Anschluss an den Vortrag des Herrn Dr. Zache sprach Herr E. Friedel

über den Neu-Britzer Skelett-Fund und den sogen.
Mammuth-Menschen

wie folgt.

Der Güte unseres verehrten Mitgliedes Fr. Körner verdankt das Märkische Museum den in der ihm und Herrn Kommerzienrat Pintsch gemeinschaftlich gehörigen Kiesgrube zu Neu-Britz, also in nächster Nachbarschaft Rixdorfs, gefundenen Menschenschädel (Katalog Nr. B. VIII. 1141), welcher von verschiedenen Sammlern begehrt worden ist und in den öffentlichen Blättern eine gewisse Aufregung dadurch erweckt hat, dass er noch unterhalb einer Grandschicht lag, in der anscheinend in ungestörter Lagerstätte das Schulterblatt eines jener riesigen Säuger, die im Volksmund seit Jahren kurzweg als Mammuth bezeichnet werden, ausgegraben wurde. Es schien hiernach, als sei man endlich auch bei uns auf die Reste des „Urmenschen“, jedenfalls auf den ältesten menschlichen Überrest unserer Gegend gestossen.

Um den Sachverhalt aufzuklären, begab ich mich am 6. Juli d. J. in Begleitung des Herrn Franz Körner nach der Fundstätte in Neu-Britz, die um so genauer beschrieben werden muss, als auch hier die Kiesgrube, gerade wie die ähnlichen Stätten in Rixdorf in wenigen Jahren voraussichtlich eingehen und mit Strassenzügen bzw. Gebäuden verdeckt werden wird.

Das riesige Gelände wird im N. von der Neu-Britzer Strasse, im O. von der Rudower Strasse, im S. von der Plantagen-Chaussee, im W. von der Chaussee-Strasse begrenzt. Jedoch treffen sich die letzt genannten zwei Strassen nicht unmittelbar; es wird dort vielmehr eine abgestumpfte

Ecke durch eine kurze im stumpfen Winkel verlaufende Strasse gebildet, von welcher ein im Bebauungsplan mit Nr. 24 bezeichneter rundlicher Weg abgeht, der in die Kiesgrube führt. Nicht weit hiervon sind die menschlichen Überreste von dem an der Stelle befindlichen Vorarbeiter ausgegraben worden.

Die Fundstelle liegt unter der jetzigen Oberfläche reichlich 3 m; zieht man hiervon ca. 0,5 m auf moderne Kulturaufschüttungen und Humus (Roggen- und Kartoffel-Land) ab, so erreicht man den gewachsenen Boden, unter welchem bei alsdann noch reichlich 2,5 m Tiefe das Gerippe, anscheinend eines grossen kräftigen Mannes lag, von welchem leider nur der leidlich erhaltene Kopf (mit Unterkiefer) aufbewahrt worden ist.

Der Vorarbeiter stiess zuerst auf das Fussende im Osten und zuletzt auf den Kopf im Westen. Das Gerippe lag wagerecht und glatt auf dem Rücken, der Kopf anscheinend ein wenig nach vorn gehoben. Beigaben wurden nicht bemerkt, ebensowenig in der Nachbarschaft bis jetzt anderweitige Skelette.

Von oben nach unten sind die ca. 2,5 m, unter denen das Menschengerippe lag, aus Sanden und Granden zusammengesetzt, die mannigfach gebändert, geadert und geschichtet sind, wie dies in den Sanden und Granden von Britz, Rixdorf und Umgegend, die dem untern Diluvial-Sandmergel (Geschiebemergel) bankartig aufgelagert sind, die Regel ist. Unter der erstgedachten Kulturschicht folgt hier ein sehr grober mit vielen kleinen Geschieben unregelmässig durchsetzter kalkhaltiger Grand von ca. 1 m Dicke, dann eine wagerecht gelagerte Grobsandbank von ca. 1 m Dicke, dann feinerer Sand mit schräg einfallender Lagerung ca. 0,5 m stark, worin das Skelett lag.

Etwa 150 m in südlicher Richtung davon, etwas höher, nur ca. 2 m lag der rostbraun gefärbte schon erwähnte Knochen eines sehr grossen Säugers. Auch hier eine ganz ähnliche unregelmässige Bank von Grand mit gröberen Geschieben, Kies und scharfem Sand. Der Knochen steckte in einer eisenschüssigen, grobkörnigen Kiesschicht, anscheinend an unveränderter Stelle. Gewöhnlich bezieht man diese schweren grossen Knochenreste auf das Mammuth (*Elephas primigenius*). Es ist aber zu bemerken, dass in Rixdorf-Britz noch die Reste von zwei älteren Elefanten (*Elephas trogontherii* Falc. und *E. antiquus* Falc.) vorkommen. Vgl. hierzu die übersichtliche, für den grösseren Leserkreis sehr zu empfehlende Abhandlung „Geologische Ausflüge in die Umgegend von Berlin“ von Dr. Max Fiebelkorn in der Naturwiss. Wochenschrift Bd. X vom 21. April 1895 S. 197. Es ist daher nicht ausgeschlossen, dass dergl. Knochen von *E. antiquus* oder *E. trogontherii* herrühren; man vermag, während die Zähne der 3 in Frage kommenden grossen Vielhufer sich sehr wohl sondern lassen, die meisten übrigen Teile des

Knochengestübes derselben noch nicht zu unterscheiden. Nach meiner Auffassung haben diese 3 Elefanten nicht gleichzeitig gelebt und ist das Mammuth der jüngste unter ihnen. Als letzteres lebte, mögen von den Gerippen einer jüngeren Zwischeneiszeitperiode, z. T. vielleicht der Voreiszeit, angehörigen Elefanten bereits nur einzelne Gebeinreste, Schädelteile, Zähne u. s. f. und diese bereits in Geschiebeform vorhanden gewesen sein. Während der letzten Vergletscherung und der ihr folgenden Abschmelzperiode sind die Reste aller 3 Elefanten und der sonst noch in Britz und Rixdorf vorkommenden Säugetierreste als Nashorn (*Rhinoceros antiquitatis* und *Rh. merckii*), Wildpferd, Ur und Wisent, Moschusochs, Rentier, Elch, Riesenhirsch, Rothirsch, Bär, Wolf u. s. f. durcheinander geschoben worden, so wie wir sie heut ausgraben. Niemals werden in diesen Sanden und Mergeln ganze Gerippe oder auch nur beträchtlichere zusammenhängende Teile von solchen gefunden.*)

*) Hervorragend schöne Reste jener Tiere besitzt ausser dem K. Museum für Naturkunde und dem der Geologischen Landesanstalt das Märkische Museum. Während recht namhafte deutsche Geologen sich noch immer nicht für unsere Gegend an die Mindestforderung von 3 Eiszeiten und zwei Zwischeneiszeiten gewöhnen wollen, gehen die Amerikaner und Engländer ganz neuerdings viel weiter. Der berühmte James Geikie, *Classification of European Glacial Deposits* (*Journal of Geol.* Vol. III. Chicago 1895) unterscheidet bereits für Europa 6 Glacial- und 5 Interglacial-Epochen, die er von oben nach unten wie folgt bezeichnet:

11. Oberes Turbarian	= 6. Eiszeit.
10. „ Forestian	= 5. Zwischeneiszeit.
9. Unteres Turbarian	= 5. Eiszeit.
8. „ Forestian	= 4. Zwischeneiszeit.
7. Mecklenburgian	= 4. Eiszeit.
6. Neudeckian	= 3. Zwischeneiszeit.
5. Polandian	= 3. Eiszeit.
4. Helvetian	= 2. Zwischeneiszeit.
3. Saxonian	= 2. Eiszeit.
2. Norfolkian	= 1. Zwischeneiszeit.
1. Scanian	= 1. Eiszeit.

A. Nehring, dessen Bericht in der Naturw. Wochenschrift vom 4. August 1895 S. 374 ff. wir diese Notizen entnehmen, bemerkt: „Mit dem Namen Helvetian oder *Elephas antiquus*-Stufe bezeichnet Geikie die Ablagerungen der zweiten Interglacial-epoche und zwar hat er den Namen Helvetian gewählt, weil solche Ablagerungen zuerst in der Schweiz entdeckt worden sind. Dahin gehören die Schieferkohlen von Utznach und Dürnten in der Schweiz. Ebenso rechnet G. hierher die interglacialen Schichten von Holstein, Rixdorf, Cottbus (d. h. Klinge bei C.), Moskau etc. Als charakteristische Säugetiere dieser Stufe betrachtet er *Elephas antiquus* und *Rhinoceros Merckii*. Danach würde jedenfalls auch Taubach bei Weimar als hervorragender Fundort für diese Epoche zu nennen sein. Ferner dürften auch wohl die von Keilhack nachgewiesenen pflanzenführenden Ablagerungen von Belzig hierher gehören.“ — In einem auf Geikies Abhandlung unmittelbar folgenden Aufsatz versucht T. C. Chamberlain (*Classification of American Glacial Deposits*) die gleichsinnigen Ablagerungen Amerikas zu systematisieren.

Aus diesem Grunde allein schon ist es undenkbar, dass das Gerippe des Menschen von Neu-Britz, wenn er auch im archäologischen Sinne als vorgeschichtlich bezeichnet werden mag, dem in der Nähe gefundenen Elefantenknochen als gleichalterig oder überhaupt als diluvial gelten könne.

Der Schädel nach den Feststellungen von Herrn Kustos Buchholz misst, auf die Virchowsche Horizontale gebracht, in grösster wagerechter Länge 175 mm, in grösster horizontaler Breite 160 mm. Das ergibt einen Längen-Breiten-Index von $91\frac{1}{3}$; der Schädel ist also hervorragend kurzköpfig (brachycephal). Die Breite zwischen den Schläfenbeinfortsätzen 125 mm, die Stirnbreite 100 mm, der Horizontal-Umfang 530 mm. Die Distanz der Unterkieferschenkel 100 mm. Der Schädel macht alles in allem den Eindruck, dass er einem grossen kräftig gebauten wendischen Manne angehört hat. Die Zähne des Unterkiefers auf der linken Seite waren bei der Auffindung leicht grünlich gefärbt; es ist das noch, wenn auch nicht mehr so deutlich wie zuvor, ersichtlich, und zieht sich eine hellgrünliche Färbung bis in das Periosteum des Kinnbeins hinein. Diese Färbung scheint durch Silberoxyd entstanden zu sein und rührt höchst wahrscheinlich von einer kleinen Silbermünze, vielleicht einem sogenannten Wendenpfennig oder einem sonstigen Geldstück, her, wie man es namentlich in unseren slavischen Gegenden dem Toten als Fährpfennig zur Reise in die Unterwelt mitgab. Die Sitte ist noch hie und da jetzt im Gebrauch, so erwähnte mir unser Mitglied Herr Wilhelm Schwartz, wie ihm in diesem Monat zu Lauterberg im Harz erzählt sei, dass man in der Gegend noch jetzt dem Toten eine Münze in den Mund oder in die Hand stecke mit den Worten „hier hast du das Fährgeld, lass uns das Nährgeld.“*) Dieser Umstand macht es nicht unwahrscheinlich, dass das Gerippe der letzten heidnisch-slavischen Zeit, etwa dem 11. oder 12. Jahrhundert angehört. Immerhin ist dies schon ein ansehnliches Alter und das Skelett, so viel mir erinnerlich, das einzige aus jener Zeit im Teltower Kreise, welches so nahe bei Berlin entdeckt worden ist.**)

Ich muss nun weiter den Punkt der angeblichen Ungestörtheit des Bodens (geologisch gesprochen „des unverritzten Gebirges“) berühren,

*) Um zu verhüten, dass der Tote als Nachzehrer wiederkommt und die Familie sowie die Habe nach sich ins Grab zieht. — An eine Kupfer- oder Bronze-Münze glaube ich bei dem Neu-Britzer Gerippe deshalb nicht, weil der Grünspahn von Kupfer oder Bronze eine dunklere, Silber dagegen nur eine hellere Färbung auf dem Zahnschmelz und der Knochenhaut, nach meiner Erfahrung, zu hinterlassen pflegt.

**) Mehrere wendische Skelette habe ich in den siebziger Jahren in einem Sandhügel bei Hankels Ablage an der Dahme ausgegraben; die betr. Funde befinden sich im Märk. Museum. Diese und ähnliche Funde sind aber bereits aus einem entfernteren Umkreis Berlins.

in welcher das Neu-Britzer Gerippe gelegen haben soll. Man wolle sich über die vermeintlich ungestörte Lagerung der Schichten, in denen Ausgrabungsfunde gemacht sein sollen, eine Ansicht, die in ähnlichen Skelettfundfällen von Laien mit Vorliebe ungezählte Male aufgestellt worden ist und es immer wieder werden wird, keiner Selbsttäuschung, die sehr nahe liegt, hingeben. Man stelle sich vor, dass der Leichnam, wie ich nach der Lagerung desselben schliessen muss, hier förmlich bestattet sei. Um dies zu bewirken, musste eine Grube geworfen werden, dabei kamen selbstredend die obersten Schichten zu unterst und dann so weiter die nächstfolgenden, schliesslich die obersten zu unterst zu liegen. Als die Gruft wieder zugeschüttet wurde, geschah dies in umgekehrter Folge und somit wurde die ursprüngliche Schichtung des Bodens wieder hergestellt. Erddruck und Sickerwasser thun im Lauf der Jahrhunderte dann das übrige; ja es bedarf, wie dies die Beobachtung bei Aufgrabungen in alten Kirchhöfen lehrt, gar nicht so langer Zeit, um eine Ausgleichung des den Leichnam umgebenden und überdeckenden aufgedrungenen Bodens der Art, dass ihn auch das schärfste Auge nicht mehr von wirklich ungestörtem Nachbarboden zu unterscheiden im Stande ist, wiederherzustellen. Denken wir uns statt Sand, Kies und Grand andere Bodenarten, wie Mergel, Lehm, Thon, Schlick als Bestattungsboden, so vollzieht sich die Ausgleichung des zwecks Beisetzung der Leichname, gleichviel ob diese in Särgen lagen oder nicht, noch viel schneller. Einschlämmen durch Sickerwasser, natürlicher Druck besorgen auch hier die Amalgamierung und Ausgleichung des aufgewühlten mit dem unversehrten Boden auf das gründlichste.*)

*) Auf dem Gut Neukammer bei Nauen, Kreis Osthavelland, sind im Mittelalter Mönche bestattet worden. Bei Abgrabungen kommen die Gruftstellen im Boden der letztgedachten Art zum Vorschein; hätten nicht schwache bräunliche Stellen die Orte, wo die fast ganz vermoderten Leichname beigesetzt waren, verraten, so würde ich nie auf die Idee gekommen sein, dass der Boden hier vor Jahrhunderten an vielen Stellen mehrere Fuss aufgedrungen sein musste. Er machte durchaus im ganzen den Eindruck, als sei er niemals von Menschenhand in der Tiefe berührt worden — Ähnlich habe ich gesehen, dass der Boden sich auf dem ehemaligen Städtischen Friedhof zu Berlin an der Friedensstrasse zwischen Pufendorf- und Diestelmeyer Strasse ungefähr da, wo die 4. Realschule und die Auferstehungskirche stehen, verhielt, als hier vor einigen Jahren auf meine Veranlassung viele Hunderte von eingesargten Leichen wieder ausgegraben wurden, deren älteste in dem Cholera-Jahr 1831 beerdigt worden sind. Obwohl hier nur 40 bis 60 Jahre nach den Bestattungen vergangen waren und der Grund und Boden aus verschiedenem geologischem Material, teils Geschiebemergel, teils aufgelagerten Bänken von Grand, Kies und Sand, zusammengesetzt war, zeigte auch hier im Profil der über den Särgen aufgedrungenen Bodens von dem unberührt gebliebenen Nachbarboden keine Unterschiede; es hatten wenige Jahrzehnte vielmehr genügt, um für das Auge eine völlige Ausgleichung wieder eintreten zu lassen.

Wenn nun weiter auch das Neu-Britzer Gerippe bereits der frühgeschichtlichen oder höchstens der dieser bei uns kurz zuvor gehenden slavischen Zeit angehört, so soll die Möglichkeit, dass während gewisser Abschnitte der dem Altalluvium vorangegangenen Erdepoche bei uns bereits Menschen gelebt haben können, doch keineswegs in Abrede gestellt werden.

Ich kann in dieser Beziehung nur festhalten, was ich schon in unserm Monatsblatt I. S. 178 ff. am 18. November 1892 angedeutet habe. Die Säugetiere, deren „disjecta membra“ in unsern Diluvialschichten als Geschiebe gefunden werden, müssen auch in unserer Gegend gelebt haben, teils vor der ersten Vereisung des Landes, teils in den mehrerwähnten Zwischeneiszeiten. Ist dies zutreffend, so konnte auch der Mensch, da er nicht blos wie die grossen Vielhufer und Wiederkäuer unserer Nachbarschaft von Pflanzenkost, sondern auch von tierischer Nahrung, Fleisch, Blut, Mark, Fett u. dgl. lebt, sein Dasein, zunal als Nomade, Jäger, Fischer, sehr wohl schon in der Diluvialzeit bei uns fristen. Warum hat man aber in den vom Eis und vom Wasser gebildeten Aufhäufungen oder Niederschlägen und sonstigen Schichten seine Gebeine bei uns überhaupt noch nicht und auch ausserhalb unseres engern Vaterlandes noch nicht oder doch überaus selten konstatiert? Mit ähnlichen Fragen haben sich die Entdecker des Diluvial-Menschen oder genauer gesprochen zunächst die Entdecker der Manufakte und Artefakte des Diluvial-Menschen als Lartet, Boucher de Perthes, Prestwich, Sir Charles Lyell und andere berühmte Forscher schon vor Jahrzehnten den Kopf zerbrochen.

Man hat mehrere Erklärungsgründe kumuliert. Einmal sind in der That Menschenknochen in der Erde leichter vergänglich als Wildtierknochen, während die schwächeren, nicht so kernigen Knochen von Haustieren im Gegensatz zu den Wildtierknochen leichter verwesen. Die Knochenhaut wilder Stiere (Wisent, Bison) ist dicker und härter als die von zahmen Rindern, die von Wölfen härter als die von Hunderten u. s. f., die Knochenhaut von Naturvölkern härter als die von verfeinerten Kulturmenschen, wobei aber zu beachten, dass auch der Mensch des Diluviums eben bereits ein Mensch, d. h. der Tierwelt gegenüber immerhin schon ein verfeinerteres Geschöpf, bereits eine Art Kulturwesen vorgestellt hat, dessen Gebein bereits weniger widerstandsfähig als das wilder Tiere gewesen zu sein scheint.

Bei den vielfachen Umarbeitungen des Bodens während und nach der Eiszeit und in den Zwischeneiszeiten mögen in dem hin und her bewegten scharfen Geröll, in den schweren Geschiebemassen alle feineren Skelette, zu denen diejenigen des Menschen (wie angedeutet) immerhin zu rechnen, zerbrochen und zerrieben worden sein; daher fehlen auch

in unseren Grand- und Kiesbänken die Gebeine der kleineren Säugetiere, der Fische, Vögel, Amphibien und Reptilien, an deren einstmaligem Vorhandensein während der Diluvialperiode auch bei uns niemand im Ernste zweifeln wird.

Scheinbar auffällig, aber nur für den Laien auffällig ist es, dass sich in eben diesen unseren interglazialen Kiesablagerungen Muschel- schalen und Schneckengehäuse unversehrt erhalten haben*), in den feinkörnigen Mergeln**) sogar überaus zarte und zierliche Konchylien; wer aber unsere dem stärksten Wellenschlag ausgesetzten Fluss- und Meeres- Ufer beobachtet hat, wird gefunden haben, dass sich gerade dort die subtilsten und feinsten Konchylien am besten erhalten. Dies wird auch durch das Experiment bestätigt, wenn man dergleichen Konchylien und gleichzeitig grössere Knochen und Steine etwa 20 m hoch aus dem Fenster auf Steinpflaster wirft: die kleinen schwachen Schalen der Mol- lusken bleiben dabei heil, die Knochen und Steine werden arg beschädigt oder zerspringen gar in Stücke.

Indessen mehren sich die Anzeichen, dass die Menschen auch im nördlichen Deutschland in der Diluvialzeit mit der damaligen Tierwelt zusammen lebten, allmählich, freilich recht langsam und vereinzelt. Es sei mir vergönnt, mich dieserhalb auf die neuesten Nachweise zu be- rufen, die einer unserer eifrigsten und sorgfältigsten Diluvialforscher, der schon erwähnte Professor Alfred Nehring, am 4. d. M. in der Naturw. Wochenschrift durch einen Aufsatz „Über fossile Menschenzähne aus dem Diluvium von Taubach bei Weimar“ erbracht hat. S. 369 heisst es:

*) Von der Wohlerhaltenheit der Konchylien im älteren Quartär kann man sich z. B. in der von mir in den achtziger Jahren zuerst entdeckten unterdiluvialen Palu- dinen-Bank nahe Paulsborn im Grunewald bei Berlin überzeugen. Die Leit- schnecke *Paludina diluviana* Kunth kommt hier in verschiedenen Bänken reichlich (neben anderen Schnecken z. B. *Neritina fluviatilis*) vor. Die Paludinen sind ziemlich derb und widerstandsfähig, eine Bereibung der Schale an den einzelnen Exemplaren ist deutlich bemerkbar. Der Deckel fehlt den Gehäusen hier durchgängig, wie bei allen unseren Paludinen-Bänken. Lebend ist die Schnecke neuerlich in der Dobrudscha aufgefunden.

**) Die grossen Muscheln als *Unio* und *Anodonta*, dgl. grosse Schnecken als *Paludina diluviana* sind in den lösartig feinen unterdiluvialen Mergeln (die aber mitunter doch Steinchen führen) von Werder und Alt-Geltow, sowie vom Grieb- nitzsee bei Potsdam von mir stets zerbrochen und zerrieben gefunden, dagegen wohlerhalten die kleinen *Valvata* und *Bithynia* und deren Deckel, ferner die zier- lichen Muschelchen der Gattungen *Cyclas* und *Pisidium*. Vergl. folgende frühere Arbeiten von mir: „Beobachtungen über Weichtiere der Mark Brandenburg“ im Nachrichtsbl. der deutschen Malakozool. Gesellschaft II. 1870 S. 177 ff. und „Betrachtungen über Weichtiere der Mark Brdb.“ ebendas III. 1871 S. 73 ff. — In den Paludinenbänken finden sich auch die kleinsten und scheinbar zerbrechlichsten Tertiärkonchylien z. B. *Cerithium lima* unversehrt erhalten.

„Obgleich einzelne Gelehrte, wie Jap. Steenstrup, noch immer das Zusammenleben des Menschen mit der sog. Mammuthfauna bezweifeln, gilt den meisten dieses Zusammenleben als hinreichend sicher nachgewiesen. — Es fragt sich nun aber, ob der Mensch nicht schon vor der Mammuthzeit den Boden Europas und speziell Mitteleuropas bewohnt hat. Wir kennen aus der älteren Diluvialzeit Mitteleuropas eine Säugetierfauna, welche hauptsächlich durch *Elephas antiquus*, *Rhinoceros Merckii*, *Sus antiqui* Pohl., *Castor antiqui* Pohl., *Felis antiqua* Cuv. repräsentiert wird. Pohlig bezeichnet diese Stufe („Antiquus-Stufe“) als mittelpleistocän; es spricht aber manches dafür, dass sie der ersten (älteren) Interglazialzeit angehört. Jedenfalls ist sie älter als die sog. Mammuthfauna; sie geht dieser voran.*) Wir kennen jene Fauna namentlich aus den thüringischen Travertinen von Taubach, Weimar, Mühlhausen und Tennstedt. Diese Travertine haben nicht nur Säugetier-Reste, sondern auch Reste einiger anderer Wirbeltiere und zahlreicher Conchylien-Arten geliefert; ausserdem sind viele Pflanzenreste aus denselben nachgewiesen worden, so dass wir uns ein ziemlich vollständiges Bild von der Fauna und Flora der betreffenden Epoche der Vorzeit machen können. Das Klima derselben muss verhältnismässig milde gewesen sein, mindestens so milde, wie unser heutiges Klima, wahrscheinlich noch etwas milder. Jedenfalls war es kein glaziales Klima; es liegen zahlreiche Gründe vor, dasselbe als interglazial zu betrachten.“

Bei Taubach (nahe Weimar) hat man in der altdiluvialen Travertinschicht bereits Holzkohlen und Asche, angebrannte und zerbrochene Tierknochen, bearbeitete Feuersteine pp. gefunden, nunmehr auch als sicher den vorderen Milch-Backenzahn aus dem linken Unterkiefer eines etwa neunjährigen Kindes.

Dergleichen menschliche Klein-Reste wird man bei uns, wo diluviale Tuffe und Travertine, wenn überhaupt, nur spärlich vorhanden sind, schwerlich erwarten können. Auch Asche und Holzkohle wird sich in den knochenführenden Kies- pp. Lagern bei uns nicht nachweisen lassen. Nur in alten Torflagern oder den sie begleitenden Schlick- und Moor-Niederschlägen, ähnlich den Ablagerungen bei dem durch Nehring berühmt gewordenen Klinge wird man allenfalls auf Überreste des Diluvialmenschen selbst bei zufällig günstiger Gelegenheit rechnen können. Wie spärlich sind aber dergl. Gelegenheiten, da sie nur hie und da einmal beim Bergbau, beim Ziegelerdegraben, bei Tiefbauten geboten werden und wie selten sind Kenner zur Hand, um die gebotenen Aufschlüsse mit Musse würdigen zu können.**)

*) Ich habe bereits darauf aufmerksam gemacht, dass *Elephas antiquus* in unseren märkischen Ablagerungen, speziell bei Rixdorf, vorkommt und dass auch ich diesen Elefanten nicht als Zeitgenossen, vielmehr als einen Vorgänger des Mammuths halte. Das Klima zur Zeit als *E. antiquus* lebte, ist wärmer als das der Mammuthperiode gewesen.
E. Fr.

**) Lyell u. a. machen auch hier wieder, wo es sich um die Erhaltung von Skeletten oder Skelettteilen im Wasser, im Sumpf, im Moor handelt, darauf aufmerksam,

Dann zeigt uns wenigstens die Artefakte und Manufakten des brandenburgischen Diluvialmenschen, die bearbeiteten Steine, insbesondere die typischen palaeolitischen Feuersteingeräte u. dgl.!) Auch diesen letzten Einwand muss ich an dieser Stelle erörtern. Die knochenführenden Schichten unserer Gegend enthalten alle festen Körper nur in Form von Geröllen, wenn fließendes Wasser, und in Form von Geschieben, wenn Eisschub sie bewegt hat. Dies sieht man selbst an den härtesten Skeletteilen d. h. den Zähnen, die alle durch Schleifen, Reiben und Schieben etwas deformiert sind. Vieljährige Beobachtungen haben mich gelehrt, dass schon der blosse Sandflug genügt, um die härtesten unserer herumliegenden Geschiebe-Gesteine, z. B. Quarze und Quarzite, in der intensivsten Weise, oft zu den bizarresten Formen abzuschleifen. Ich habe dies in meinen vorjährigen „Dresdener Erinnerungen“ Monatsblatt III. S. 190 ff. ausführlich geschildert und dargethan, dass die staubig sandige Oberfläche der Berlin benachbarten Exerzierfelder, die mit Geschieben bedeckt und dem Sandflug seit unvordenklicher Zeit ausgesetzt sind, zum nicht geringen Teile aus dem von Wind und Flugsand produzierten Abreibsel harter Gesteine besteht. Die erstaunliche Einwirkung des

wie äusserst selten sich darin Reste vom Menschen finden. Als das Haarlemer Meer ausgepumpt wurde, in dem doch viele Schiffbrüche und Seegefechte stattgefunden, hat man zwar Schiffswracke, Waffen, Geräte, Münzen, aber keine menschlichen Gebeine gefunden. Bei der Anlegung des die Ostsee mit der Nordsee verbindenden Kaiser Wilhelm-Kanals hat man ähnliche Erfahrungen gemacht. Und doch handelt es sich hier um relativ junge historische Zeiten, höchstens um Perioden, die bis an die jüngere Steinzeit heranreichen. — Vgl. hiermit u. a. v. Maack, Urgesch. des Schleswig-Holst. Landes. Kiel 1869. S. 61.

*) Fiebelkorn a. a. O. S. 197 bemerkt: „Gleichzeitig mit den Skelettresten der diluvialen Säuger sollen sich, wie P. G. Krause ausgeführt hat, auch Spuren menschlicher Thätigkeit in den interglazialen Schichten von Eberswalde gefunden haben. Da ich die Ansicht des genannten Geologen über das interglaziale Alter der Eberswalder Schichten jedoch nicht theile, sondern dieselben für spätdiluvial halte, so komme ich unten darauf zurück.“ — Auch ich behalte mir eine Besprechung dieses interessanten Themas für später vor.

Albert Penck: „Mensch und Eiszeit“ (Archiv für Anthrop. XV. 1884. S. 211 ff.) stellt die bezüglichen wissenschaftlichen Ergebnisse, wie sie vor einem Jahrzehnt etwa lagen, klar und überzeugend dar. Hiernach waren bis dahin im unmittelbaren Stromgebiet der letzten Vereisung und der eigentlichen (inneren) Moränen, welches bis an das mitteldeutsche Vorgebirge reicht, sichere Spuren des Diluvial-Menschen nicht nachgewiesen, wohl aber im lössbedeckten äussern (südlichsten) Moränengürtel d. h. damals in Thiede und Westeregeln nördlich vor dem Harz bzw. in Weimar und Gera nördlich vor dem Thüringer Wald und dem Erzgebirge. Hier ist aber zu beachten, dass die Spuren daselbst wohl nur deshalb sich besser erhalten haben, weil sie innerhalb Ablagerungen in Becken und Ausklüftungen des anstehenden und durchragenden festen Gebirges den nötigen Schutz fanden. Von dergleichen schützenden Verstecken ist bekanntlich in der norddeutschen Tiefebene wenig vorhanden.

Flugsandes habe ich unwiderleglich beispielsweise auf der Sandfläche des hiesigen Exerzierplatzes zur Einsamen Pappel nahe der Schönhauser Allee gesehen, wo zerschlagene Flaschen, die mit aus dem vorigen Jahrhundert datierenden Fabrikstempeln märkischer Glashütten versehen waren, an den Bruchflächen derartig durch den Sandflug matt und sanft geschliffen waren, dass man damit nicht mehr schneiden konnte. Dergleichen bewirkt also, unter relativ „zahmen“ Verhältnissen, der Flugsand noch jetzt in wenigen Jahrzehnten an überaus harten Gegenständen. Ich habe ferner dergleichen Objekte aus unseren Bächen, Flüssen und grossen Landseen gesammelt, wo Wasserströmung und Sand in ähnlicher Weise arbeiten und auch hier eine analoge deformierende Wirkung an hartem Glas und Gestein bewirken.*) Zieht man diese trocknen und wässerigen Einwirkungen, daneben noch die Einwirkung von Frost und Hitze und chemische Veränderungen in betracht und erwägt man, dass diese Einflüsse ungezählte Jahrtausende während der Quartärzeit bei uns vorgeherrscht haben, so können Artefakte des Menschen aus der letzteren, seien sie nun von Stein oder Bein, wenn überhaupt in jenen knochenführenden Schichten vorhanden, nicht anders als in stark entstelltem, schwer nachweisbarem Zustande erwartet werden.**)

Ich kann mir zum Schluss nicht versagen, die hierher gehörige geistvolle Betrachtung Penck's zu wiederholen.

„Die Gletscher gehen nicht so spurlos über das Land hin, wie vielfach angenommen wird. Sie sind zweifellos mit einer kräftigen erodierenden Wirkung ausgestattet, welche ihnen ermöglicht, namentlich lockere Schichten gänzlich zu entfernen,***) interglaziale Schichten müssen daher sehr leicht den zerstörenden Wirkungen der Gletscher zum Opfer fallen.“ — —

*) Nebenbei bemerke ich, dass ich am Meer (Ostsee, Nordsee, Atlantischen Ocean, Adriatischen Meer, Mittelmeer) ähnliche Erscheinungen durch Wellenschlag und Sand bewirkt an harten Artefakten, Steinen, Muscheln u. dgl. bemerkt und gesammelt habe. Dies nur nebenher, da in der Provinz Brandenburg während der Diluvialzeit Meereseinflüsse nicht eingewirkt haben.

**) Auf der Höhe des Roten Cliffs von Sylt habe ich Steinbeile und Steinmesser der neolithischen Periode (Jungsteinzeit) derartig durch Sandflug deformiert gefunden, dass nur das geübteste Auge des Archaeologen sie als menschliche Erzeugnisse erkennen konnte.

***) So wird die dunklere Färbung des untern Diluvialmergels, die grauschwärzlich von der des obern lederbraunen Mergels an vielen Orten ganz augenscheinlich absticht, damit in Verbindung gebracht, dass bei der ersten Vereisung und Abschmelzung die miocänen Braunkohlenlager zerstört, verrieben und gleich einem Farbestoff dem Moränenlehm beigemischt worden sind. Das nur sporadische Auftreten autochthoner Braunkohlenwälder ähnlich den in unserer „Brandenburgia“ erörterten Braunkohlenwäldern von Gross-Räschen sowie umgekehrt der Umstand, dass die meisten Braunkohlenlager als rein sedimentäre Flötze sich an zweiter Lagerstätte vorfinden, wird hiermit in Verbindung gebracht. Wie all dergl. Theorien sofort Gegnerschaft erwecken, so ist neuerdings die geschilderte Entstehung jener Färbung von gewissen Seiten

„So wahrscheinlich nun auch die Annahme ist, dass dieser eiszeitliche Mensch als Vorläufer schon einen präglazialen, vielleicht tertiären gehabt hat, so fehlen dieser Annahme bislang noch die thatsächlichen Stützen. Freilich, je weiter der Ursprung des Menschengeschlechts in das Dunkel der Vergangenheit verfolgt wird, um so seltener müssen seine Spuren werden und somit auch die Gelegenheiten, seine Existenz nachzuweisen. Der Boden, auf welchem das menschliche Dasein sich abspielt, ist steten Veränderungen unterworfen. Unablässig nagen die Gewässer daran, ihn abzutragen, und vernichten so die Spuren alles auf ihm befindlich gewesenen Lebens. In je 10000 Jahren wird das Land im Mittel um ein Meter denudiert, und die Stätten, auf welchen einst der praeglaziale oder tertiäre Mensch gehaust haben mögen, liegen hoch über der jetzigen Oberfläche des Landes in der Luft. Nur da wo anhäufende Thätigkeiten stattgefunden haben, wo anstatt der Denudation Sedimentation erfolgte, konnten sich Reste von Landbewohnern, von Menschen erhalten. Aber das feste Land ist nur ausnahmsweise ein Gebiet der Schichtbildung, gemeinhin ist es ein Zerstörungsfeld. Nur periodisch tritt auch auf ihm eine reichliche Ablagerung von Material ein. Das Quartär ist eine solche Anhäufungsperiode gewesen, Gletscher bewegten vielerlei Gestein, erodierten es hier und lagerten es dort wieder ab, die Flüsse begannen ihre Betten mit Geröll aufzuschütten, und zugleich erfolgte die Lösbildung auf dem Lande. Das alles war nur ein vorübergehendes Ereignis, ein vorübergehender Eingriff in die europäische Geschichte, aber diesem Ereignisse ist die Aufbewahrung von Resten des Urmenschen zu danken. Sollte auch in nächster Zeit noch wie bislang das Quartär mehr und mehr Reste des palaeolithischen Menschen liefern, während das Tertiär keine sicheren Spuren desselben ergiebt, so dürfte dies zum Teil die Folge des eben berührten Umstandes sein, dass während des Quartärs eine reichliche Sedimentation auf dem Lande erfolgte, was wohl schwerlich auch während der Tertiärzeit geschah, wozu kommt, dass ausserdem die Wohnsitze des vielleicht vorhanden gewesenen Tertiärmenschen entweder längst vernichtet, oder durch die Moorbedeckung der Untersuchung entzogen sind.“*)

wieder bestritten worden, ja manche wollen von jenem Färbungsunterschied des obern und untern Moränenmergels nichts wissen, obwohl doch z. B. der Kreuzberg und der Tempelhofer Berg unweit der Bockbrauerei jene erhebliche Färbungsverschiedenheit für jeden der sehen will, deutlich zeigen.

*) Den Tertiär-Menschen anlangend, so müssen die von Abbé Bourgeois in der Gemeinde Thénay, Departement Loir-et-Cher, gefundenen Kiesel-Artefakte stratigraphisch einer erneuten Revision unterzogen werden. Auf dem Brüsseler Anthropologen-Kongress 1872 haben sich Worsaae, d'Omalius, Capellini, Mortillet u. a. für, der unermüdliche „Bekämpfer des Mammuth-Menschen“ Japetus Steenstrup, Fraas, Desor und Virchow gegen die menschliche Einwirkung auf diese Kiesel ausgesprochen, wobei vorneweg zu bemerken, dass verwandtes Material auch den hervorragendsten der Gegner damals nur in unzulänglicher Weise bekannt war. M. de Quatrefages, der sich reserviert verhielt, hat sich inzwischen in seinem Buch „Das Menschengeschlecht“ 1879 Bd. I. S. 178 für Bourgeois ausgesprochen. In der That ist seitdem von Herrn Bourgeois eine Menge neues überzeugendes Ma-

Seither ist man in der Erforschung der zwischeneiszeitlichen Ablagerungen ein gut Teil weiter vorgerückt. In dem bereits mehrfach citierten Aufsatz Penck's heisst es bereits i. J. 1884 S. 217: „In England und Norddeutschland sieht man durchweg nicht eine, sondern gewöhnlich mehrere verschiedene Moränen, so vor den Thoren Berlins, wo die Sande von Rixdorf mit ihrer reichhaltigen Säugetierfauna zwischen zwei verschiedenen Moränen auftreten.“ In den zwischeneiszeitlichen Sedimenten wird man sich in unserer Provinz Brandenburg hauptsächlich nach den Spuren des Menschen, seinen etwaigen Körperresten oder doch wenigstens seinen gleichzeitigen Erzeugnissen, mögen solche auch primitivster Art sein, umzusehen haben. In den ungestörten Sedimentärschichten zwischen oder unter den ältesten Moor- und Torfschichten, (ähnlich denen, wie ich schon vorandeutete, von Klinge in der Nieder-Lausitz) wird man auf die verhältnismässig beste Erhaltung solcher menschlicher Ueberbleibsel zu rechnen haben, dagegen in den eigentlichen Sanden, Granden, Kiesen und Mergeln, wenn überhaupt, nur auf bezügliche Reste in entstellter Gestalt.

Um in die problematischen Formen der letzterwähnten Kategorie aus dem Diluvium, in seine geologisch-archäologischen Einschlüsse allmählich Klarheit zu bringen, giebt es zur Zeit kein anderes Mittel als alle diejenigen Objekte, welche mit zweifellosen palaeolithischen Fundstücken aus anderen Gegenständen Ähnlichkeit haben, unter Vermerkung ihrer geologischen Lagerung zur sorgfältigen Vergleichung zusammen zu legen, selbst, wenn sie zunächst dem Sammler den Eindruck von äusserlichen Zufälligkeiten (*lusus naturae*) machen sollten. Wir verfahren dann nach der Mahnung des grossen Linné, der da sagte, dass die Wahrheit selbst leichter aus Irrtümern herausgefunden wird, wie aus dem achtlosen Zusammenwerfen und Verwerfen der Erscheinungsformen.

Mit einer kleinen Sammlung solcher hierher gehöriger dem Quartär entnommenen Gegenstände aus Stein und Bein ist im Märkischen Museum ein vorläufiger Anfang gemacht. Ob dabei etwas Positives für die Kunde vom ersten Auftreten des Menschen in unserer Gegend herauskommt, muss vor der Hand noch abgewartet werden.

Nachträglich sei noch darauf aufmerksam gemacht, dass gelegent-

terial beigebracht worden, so dass ihm James Geikie (*Prehistoric Europe*, 1881 p. 345) ebenfalls beipflichtet. Ich selbst habe nahezu das gesamte von Bourgeois gesammelte, in verschiedenen europäischen Museen verteilte Material wiederholt gemustert, namentlich aber i. J. 1889 die Hauptsammlung von Thénay, welche sich im Staatsmuseum zu St. Germain-en Laye bei Paris befindet. Darnach ist mir kein Zweifel, dass viele von den Bourgeoischen Fundstücken als Hand- und Kunst-Arbeit des Menschen anzusprechen sind. Ob sie aber dem Miocän oder Pliocän angehören, das mag, wie angedeutet, einer nochmaligen Revision der Fachleute, der Stratigraphen, vorbehalten bleiben.

E. Fr.

lich der Allgemeinen Versammlung der Deutschen Geologischen Gesellschaft in Koburg am 12. August d. J. Professor Fraas-Stuttgart bei Besprechung des vorerwähnten, im altdiluvialen Kalktuff von Taubach bei Weimar gemachten Fundes eines Menschenzahnes, darauf verwies, wie auch im ältesten Diluvium Englands in Schichten mit Flusspferd- und Menschenknochenresten ein fast vollständiges Menschengerippe neuerdings entdeckt ist, dessen Schädel den Typus des vielumstrittenen Neanderthal-Schädels und -Gerippes zeigt. Über das letztere, welches von Dr. Fuhlrott 1856 in einem Thal der Düssel bei Düsseldorf gefunden wurde, hat sich u. A. Lyell im 5. Kapitel des „Age of Man“ ausführlich und das diluviale Alter anerkennend ausgesprochen. Nachmalig ist sowohl die quartäre Lagerung des Neanderthalmenschen als auch das Primitive des Schädels, welches auf pathologische Verhältnisse zurückzuführen sei, auf das heftigste angegriffen und der ganze Fund als völlig bedeutungslos diskreditiert worden. Man ging soweit, den Neanderthalmann für einen Kosakken von 1813/14 zu erklären. Standhaft hat an dem diluvialen Ursprung des Skeletts Prof. Schaaffhausen-Bonn festgehalten und es ist beachtenswert, wie sich die wissenschaftliche Meinung der Geologen dieser Anschauung in den letzten Jahren, nachdem nochmals die Lagerungs- und Fundverhältnisse genau geprüft worden, mehr und mehr zuzuwenden beginnt.

4. Nach den Vorträgen sprach Herr Dr. Bolle den Rednern den Dank der Gesellschaft aus, und Herr Körner führte seine Gäste durch die neuen Anlagen zu dem zubereiteten Imbiss. Hier begrüßte er die Gesellschaft und forderte dazu auf, sich Speise und Trank schmecken zu lassen. Während des Mahles toastete Herr Geheimrat Friedel auf Herrn Körner und erinnerte daran, dass wir vor zwei Jahren an dieser Stelle schon einmal einen heiteren Abend verlebt hätten. Hierauf brachte Herr Dr. Bolle ein Hoch auf Frau Körner aus, wobei er in seiner humoristischen Weise von dem Mammutjäger ausging. Wir sind in der Lage ein Sonett unseres Dichters einzuflechten, dass unter den frischen Eindrücken des Festes niedergeschrieben wurde. Es lautet wie folgt:

Der Todte von Britz.

Dich grüss ich, der du ruhtest unter Sanden,
So lang gebettet neben ries'gen Knochen,
Wo nachbarlich bei Britz die Häuser standen,
In grauer Urzeit Ungeheuer krochen.

Da dein Gebein die heut'gen Menschen fanden,
Wardst du als Mammutjäger angesprochen;
Als Wenden hat ein Klüg'rer es verstanden
Dich darzuthun und Irrtum so gebrochen.

Wann du gelebt hast, sei es vor Äonen,
Sei's vor Jahrhunderten, mich will's bedünken,
Vor dir sollt' gleiche Ehrfurcht in uns wohnen;

Denn du warst Mensch, den hold die Sonne küsste,
Grad so wie uns wärmt ihres Strahles Blinken
Und so wie du starbst, gehn auch wir zu Rüste.

Herr Geheimrat Liebenow feierte in schwungvollen Versen die gastliche Familie des gütigen Wirtes, und Hofjuwelier Telge brachte den Hochruf auf die Damen aus. Gegen den Schluss der Tafel teilte Herr Rechtsanwalt Bürkner im Auftrage der Rixdorfer Gemeinde Herrn Geheimrat Friedel mit, dass man ihm zu Ehren eine neue Strasse in Rixdorf „Friedel-Strasse“ benannt habe und überreichte eine Mappe mit dem Situationsplan und einem Anschreiben. Herr Geheimrat Friedel dankte für diese Aufmerksamkeit und brachte ein Hoch auf Rixdorf aus. Fräulein Weyergang übermittelte sodann der Hausfrau den Dank der Damen und Herr Custos Buchholz liess den Rixdorfergemeindevorstand leben. Den Schluss der offiziellen Trinksprüche bildete der des Bruders unseres verehrten Gastgebers, in welchem er auf das Wachsen und Gedeihen der Brandenburgia toastete.

Nach dem Mahle zog die Gesellschaft mit Stocklaterne ausgerüstet durch den Garten, während von dem Schwanenhäuschen im Wasser die Raketen und die Feuerkugeln aufstiegen, die Ufer im bengalischen Lichte erglühten und die Sterne am Himmel funkelten. Nur zu schnell verging der prachtvolle Abend, aber die Brandenburgia ist um eine schöne Erinnerung reicher, und dankbaren Gemütes wird jeder Teilnehmer des prächtigen Festes und seiner Veranstalter gedenken.

Über die Beschaffung des Gesteinsmaterials für die geologische Wand im Humboldthain.

Nun, da die Wand fertig gestellt ist, muss vor allem derjenigen dankend gedacht werden, welche mit Rat und That das Unternehmen gefördert haben. Überall ist demselben die grösste Sympathie entgegengebracht worden, und sobald nur der Zweck und der Umfang desselben auseinandergesetzt worden war, fand sich die grösste Bereitwilligkeit und Hülfe.

Der erste Dank gebührt den hochlöblichen städtischen Behörden und hier in erster Linie dem Herrn Geheimen Regierungs-Rat und Stadtrat Friedel, welcher überall helfend und fördernd eintrat, sobald sich ein Hindernis in den Weg stellte, ferner den Herren Direktoren Professor Dr. Schwalbe und Dr. Gerstenberg und den städtischen Beamten der Garten- und Park-Verwaltung, dem Herrn Garten-Direktor Mächtig und dem Herrn

Garten-Inspektor Fintelmann, welche beide durch die Beschaffung der nötigen Arbeitskräfte für den schnellen Fortgang des Werkes gesorgt haben.

Endlich sollen hier auch die Namen derjenigen aufgeführt werden, welche durch Überlassung von Gesteinsmaterial und durch die zahlreichen Hülfeleistungen, welche mit dessen Auswahl und Beförderung verbunden waren, beteiligt sind.

Ein Teil, allerdings der kleinste, ist auf eine briefliche Bitte hin eingesandt worden. So hat die Firma Caesar Wollheim die triassischen Sohlenkalksteine, Dolomite und Eisenerze aus Oberschlesien, die Herzoglich Meiningsche Verwaltung einen Schieferblock aus Lehesten, die Mansfelder Kupferschieferbauende Gewerkschaft ein Stück Kupferschiefer mit Dachklotz und Sohle, Herr Fiedler aus Löbejün einen Porphyrblock, die Herrn von Nathusius und Hohenstein mehrere Stücke Magdeburger Grauwacken, Herr Peschke aus Kammerberg im Auftrage des Herrn Prof. Dr. Scheibe eine Probe Porphyrtuff vom Schwalbenstein bei Ilmenau zugeschickt. Auch das Kaliverkaufssyndikat in Leopoldshall hat die Probestücke aus den Salzschieben abgetreten, nachdem dieselben für die landwirtschaftliche Ausstellung 1894 nach Berlin geschafft worden waren.

Den weitaus grössten Teil des verwandten Materials habe ich in den Steinbrüchen selbst ausgewählt, wobei ich mich der sachkundigen Erläuterungen und der thatkräftigen Unterstützung der Herrn Besitzer bzw. Leiter zu erfreuen hatte.

Den grössten Umfang hat der Rüdersdorfer Muschelkalk; aus verschiedenen Gründen war es erwünscht, ihn durch seine ganze Schichtenfolge zu vertreten. Herr Oberbergrat von der Decken ist in liebenswürdigster Weise meinen Wünschen entgegengekommen und Herr Bergrat Gerhard hat mir die eingehendsten Erläuterungen über den Schichtenautbau u. s. w. gegeben, während die Herren Obersteiger mir Krystalle und Versteinerungen zuwandten. In gleich ausgedehnter Weise bin ich von Herrn Oberbergrat Wimmer in Goslar unterstützt worden; hierfür spricht die reiche Auswahl von Erzstücken und die Sammlung von Versteinerungen aus dem Spiriferensandstein. Die Gesteinsproben des oberen Jura stammen aus den Steinbrüchen des Herrn Julius Kircher, des Besitzers der Theresienthaler Kalkwerke von Juliushall bei Ocker. Der eisenschüssige Doggersandstein rührt her von Abfallstücken der grossen Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen am oberen Main. Sie sind hergeschickt von Herrn Maurermeister Och aus Lichtenfels. Die schönen Liasversteinerungen nebst den dazu gehörigen Eisensteinen sind von Herrn Obersteiger Schlüter der Grube Friedericke bei Harzburg übersandt worden. Die hellen Coburger Sandsteine von Weissenbrunn verdanke ich der Güte des Herrn Baurats Meyer in Coburg. Die tertiären Sande und Thone habe ich den Gruben des Herrn Ziegeleibesitzers G. Rath zu Freienwalde entnehmen dürfen. Die Versteinerungen der Steinkohlenformation sind mir von dem Herrn Professor Dr. Beyschlag und Herrn Dr. Potonié aus dem wertlos gewordenen Material der geologischen Landesanstalt übergeben worden. Die grosse Platte mit den Chirotherienfährten verdanke ich dem Herrn Bürgermeister Kuhnke-Strassburg U.-M.

Die umfangreichen Schichten von Sandsteinen, die in den jüngeren Formationen eingefügt werden konnten, sind aus den Abfällen von Bausandsteinen zurecht geschlagen worden, die auf den Werkplätzen hiesiger Steinmetzfirnen lagerten. Den schlesischen und sächsischen Kreidesandstein, den Deistersandstein, den bayrischen Buntsandstein und Rhätsandstein hat die Firma Gebrüder Zeidler geschenkt, auch die Firma Wimmel & Co. hat derartiges Material beigesteuert, ausserdem aber noch eine Anzahl von krystallinischen Gesteinsstücken aus Schweden und Finnland. Die zurechtgeschlagenen Basaltstücke hat Herr Steinsetzmeister Brehme abgetreten.

Die übrigen krystallinischen Gesteine des Urgebirges sind aus einheimischem erratischen Material ausgewählt worden.

In den krystallinischen Schiefen und den ältesten Schichtgesteinen sind grosse Steinbrüche seltener, da das Material nur beschränkte Verwendung findet. Ich habe die Proben oft an Wegeeinschnitten oder natürlichen Aufschlüssen entnehmen müssen. Hier muss ich daher zweier Herren gedenken, die mir bei diesen Touren als Führer zur Seite standen und mir ihre Zeit und ihre Kenntnisse zur Verfügung stellten. Auf der Harztour begleitete mich mein Kollege, Herr Dr. Kaufholz aus Goslar und in Sachsen Herr Oberlehrer Richter aus Nossen. Letzterer unterstützte aber das Unternehmen auch weiter, indem er später noch neues wertvolles Material übersandte und indem er ausserdem die Herrn Oberlehrer Wolff aus Rottwernsdorf und Müller aus Zwickau veranlasste, typische Stücke ihrer Heimat einzusenden.

Mögen diese Männer den ihnen gebührenden Dank auch an dieser Stelle entgegennehmen, da durch ihre Mithülfe das Werk mannigfaltiger ausgestaltet werden konnte, ein Werk, welches, wenn auch nur für einen beschränkten Kreis, als ein neues naturwissenschaftliches Demonstrationsobjekt zu verwerten sein wird.

Zache.

Fische und Fischerei in der Provinz Brandenburg.

(Mitteilungen aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

1. **Fischsterben in Berlin.** Nach ungewöhnlich hoher und lang anhaltender Hitze fand in der Nacht vom 26. zum 27. d. M. ein heftiges Gewitter mit starken Regengüssen statt. Um das Wasser gehörig abfliessen zu lassen, mussten die Notauslässe der Kanalisation von Berlin geöffnet werden, dies sind teils solche, die sich selbstthätig öffnen, teils solche, welche mittels besonderer mechanischer Hülfe aufgesperrt werden. Am folgenden Morgen war die Spree innerhalb der Stadt mit Unmengen toter Fische bedeckt, unter denen ich Plötzen, Rotaugen, Güster, Bleie, Yklei und Hechte bemerkte. Eine Menge betäubter und halbtoter Fische konnte mit den Händen gegriffen werden. Ueber die Ursachen dieses ungewöhnlichen Fischsterbens sind die Meinungen, wie bei entsprechenden früheren Vorgängen geteilt. Die einen

sehen die Ursache in den Elektrizitätserscheinungen, in Blitzschlägen verbunden mit der vorausgegangenen unnatürlichen Hitze, die anderen in dem Öffnen der Notauslässe, welche auf einmal Massen von Unrat in die Spree gespült hätten. Noch heut sind viele tote Fische sichtbar.

Berlin 31. VIII. 1892.

E. Friedel

2. **Der vielstachelige Stichling, *Gasterosteus pungitius*.** Im Wupatz-See bei Erkner und im Rüdersdorfer Kalkbruch.

Teste Dr. Erwin Schulze, 1891.

3. **Das massenhafte Absterben der Fische** in der Ober- und Unterspree, das im vergangenen Sommer regelmässig während bzw. nach starken Gewittern eintrat, hat seiner Zeit dem königlichen Polizeipräsidium Anlass gegeben, der Frage näher zu treten, ob verminderte Luft im Wasser oder massenhafte Zuführung der Abwässer aus den Strassen-Notauslässen bei der durch Anstauen des Wassers an den Schleusen hervorgerufenen geringen Strömung die Ursache dieses Absterbens sei. Da dem Polizeipräsidium ein Sachverständiger zur Ausführung eines derartigen Auftrages nicht bekannt war, so wendete sich dasselbe an den Vorsitzenden des deutschen Fischereivereins, von welchem bereits im August v. J. die Herren Professoren v. Martens und Dr. Hilgendorf als Sachverständige zur Beantwortung der erwähnten hochwichtigen Frage vorgeschlagen wurde. Gleichzeitig teilte der Herr Vorsitzende dem königlichen Polizei-Präsidium Folgendes mit: „Aus dem Gespräch eines unserer Vorstandsmitglieder mit dem Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Virchow werden Ew. p. mit Interesse vernehmen, dass dieser Gelehrte im Verfolg seiner Beobachtungen nach einem der letzten grossen Gewitterregen die eigentliche Vergiftung der Fische als ausgeschlossen betrachtet. Für sehr wahrscheinlich hält er eine rein mechanische Einwirkung der durch Öffnen der Notauslässe oder sonstwie erzeugten dicken Schlamm-Masse auf die Kiemen der Fische. Er hegt jedoch den lebhaften Wunsch, dass auch die Frage nach dem Masse der Sauerstoff-Verminderung im Wasser des Landwehr-Kanals in Folge der Zulassung grosser Fäkalmenngen weiter untersucht werden möchte.“ Was für ein Resultat die jedenfalls angestellten Untersuchungen ergeben haben, ist bisher nicht bekannt geworden und doch erscheint es in hohem Grade wünschenswert, dass dies sobald wie möglich geschehe.

B. T. Bl. 22. 4. 1886.

4. **Fischsterben.** Eine eigentümliche Ursache hat in Steglitz das Absterben der Fische im Dorfteiche veranlasst. Unweit des Teichufers befinden sich die Lagerräume für Karbolineum, die eine rheinländische Fabrik dort errichtet hat. Beim Umladen platzte nun am letzten Sonnabend plötzlich ein Fass und die Flüssigkeit — halb Theer, halb Petroleum — ergoss sich unaufhaltsam über die Wasserfläche, die in wenigen Minuten vollständig von einer dünnen Haut überzogen war. Kurze Zeit, nachdem dies geschehen, bedeckten tausende kleiner toter Fische die Oberfläche des Teiches und die grösseren Fische erschienen wie betrunken, sie drehten und wälzten sich und liessen sich mit der Hand greifen. Der Schaden für die Fischereiberechtigten, die mit nicht unbedeutenden Kosten junge Karpfen und Aale eingesetzt haben, ist recht erheblich.

B. T. Bl. 27. 5. 1885. Fischerei.

5. **Fischsterben.** Viele Tausende toter Fische trieben vorgestern auf der Oberfläche der Spree durch die Stadt Berlin, und es wurde allgemein angenommen, dass das bedauerliche Absterben der beschuppten Spreebewohner auf das Gewitter, welches sich am Montag mit allen Chikanen entladen hatte, zurückzuführen sei. Diese Vermutung erscheint jedoch als eine irrige, die zahllosen Fische dürften vielmehr das Opfer einer brutalen Rücksichtslosigkeit geworden sein, deren Urheber leider noch nicht ermittelt sind. Die Spree war nämlich mit einer ölig schimmernden Flüssigkeit — anscheinend Petroleum — bedeckt, die das Massensterben jedenfalls herbeigeführt hat. Schiffer, welche die über das betäubende Schauspiel sich unterhaltenden Passanten auf jenen Umstand aufmerksam machten, sprachen die Vermuthung aus, dass in der Oberspree eine grosse Anzahl von Petroleumfässern ausgespült worden sein dürfte, wodurch die Vergiftung der Fische herbeigeführt sei. Neben zahllosen kleinen Fischen sind prachtvolle Karpfen, Bleie und Hechte von der Grösse eines Mannesarmes dem rücksichtslosen Frevel zum Opfer gefallen und es wäre zu wünschen, dass man den Urhebern desselben auf die Spur käme, um sie zur Verantwortung zu ziehen. B. T. Bl. 2. 7. 1885.

6. **Fischsterben.** Wahrscheinlich in Folge des gestrigen Gewitters sind zahlreiche Fische im Landwehrkanal gestorben. Von der Potsdamer Brücke an bis nach Charlottenburg bedecken Tausende der kleinen weissglänzenden Leichen den Spiegel des trüben Wassers. Die meisten der gestorbenen Fische sind Plötzen; doch sieht man auch eine Menge grösserer Fischarten tot auf dem Rücken schwimmen. Neben der Hitze und den elektrischen Entladungen dürfte auch der schmutzige Zustand des Wassers als eine Ursache der Kalamität gelten, da die aus der Halleschen, Schöneberger und Potsdamervorstadt in den Kanal mündenden unterirdischen Ausflüsse, wie man an jeder Brücke beobachten kann, dem Wasser ununterbrochen grosse Mengen von Unrat zuführen. B. T. Bl. 28. 7. 1888.

7. **Fischsterben.** Im Halensee bei Charlottenburg macht sich seit einigen Tagen ein eigentümliches Fischsterben bemerkbar. Am Sonnabend, Sonntag und Montag war das Ufer mit etwa handlangen toten und sterbenden Barsen stellenweise dicht besät. Die Ursache dieses leidigen Fischsterbens zu ergründen, ist schwer; jedenfalls hat sich der See mit seinen Ufern nicht gerade zum Vorteil seiner flossentragenden Bewohner erheblich verändert. Das Hin- und Herrudern der vielen Mietsboote stört die Fische im Laichgeschäft, welches ohnehin durch das fast gänzliche Eingehen der früher sehr günstigen Gelege beeinträchtigt ist. Von der Wasserhebestation mit ihrer grossen Dampfmaschine gelangen viele Unreinigkeiten in den See, und das Wasser des letzteren, das sonst um diese Jahreszeit spiegelklar war, sieht recht unbefriedigend trübe aus. B. T. Bl. 27. 4. 1887.

8. **Die Quappe, *Lota vulgaris*.** Im Januar steigen die Quappen aus der Ostsee die Oder bis über Schwedt hinauf, und ist dann dort ein sehr guter Fang. Zwischen Lunow und Hohensathen liegt eine berühmte Fangstelle, wo z. B. im Januar 1886 bedeutende Mengen gefangen wurden. E. Friedel.

9. **Blendling von Goldorfe.** Im Springbrunnenbecken des Botan. Gartens zu Würzburg sah ich am 15. Juni 1886 den Leucismus der Goldorfe d. h.

nicht einen Blendling des *Idus melanotus*, des Nerfling oder Aland, sondern einen milchweisen Blendling der Goldorfe *Cyprinus orfus*, ähnlich wie beim Goldfisch *Cyprinus auratus* eine milchweisse Varietät (fälschlich Silberfisch genannt) vorkommt.

E. Friedel.

10. **Leucaspius delineatus Sieb.** Moderliesken, auch Motken (bei Berlin). Der Fisch gehört zu den häufigen Erscheinungen, wie ich mich in den letzten paar Jahren überzeugte; nur wird er meist mit dem Uklei verwechselt. In der Umgebung von Lankwitz-Südende etc. etc. ist er z. B. in Gräben und Torflöchern etc. recht häufig. (Zu S. 9 von Friedel's „Wirbeltiere der Provinz Brandenburg“.) Um seine Lebensweise eingehender beobachten zu können, habe ich mir $\frac{1}{2}$ Dutzend in die Aquarien gesetzt.

W. Hartwig.

11. **Lamprete (*Petromyzon marinus* Lin.)** Ueber eine im Jahre 1627 bei Forst in der Lausitz gefangene Lamprete vgl. Zeitschrift „Bär“ XVII. 1891. S. 277.

12. **Stichling.** Inbetreff des „zoologischen Räthsels“, über das wir in unserer Nr. 621 berichteten, wird uns von einem Abonnenten, dem Inhaber eines Speditions- und Verladungsgeschäftes in Schwedt a. O., eine ähnliche Geschichte erzählt, die zur Lösung des Räthsels führen dürfte, weshalb wir ihr hier gern ein Plätzchen einräumen. Ein Schwedter Schiffer hatte u. A. einen Posten Wein in Fässern von Stettin nach Berlin zu befördern. Unterwegs wandelte ihn wohl die Lust an, eine Probe aus den Fässern zu entnehmen. Um hierbei von seinen Leuten nicht bemerkt zu werden, nahm er die Erleichterung der Fässer zur Nachtzeit vor und verfuhr dabei so gründlich, dass er es für geboten erachtete, das Manko an Wein durch eine andere Flüssigkeit zu ersetzen. Zu diesem Zwecke holte er aus der Oder einige Schöpfer voll Wasser, mit welchen er die angezapften Fässer wieder auffüllte. Um die betreffende Jahreszeit (Oktober-November) treten nun in der Oder die Steckerlinge an verschiedenen Stellen zu Millionen auf, und der besagte Schiffer hatte mit seinem Schöpfer mehrere Hunderte dieser kleinen Fische mit dem Wasser aufgenommen und in den Wein gethan. Der Empfänger desselben war später natürlich sehr überrascht, als er beim Abziehen des Weines die Fischlein im Fasse vorfand; er war jedoch ein alter Praktikus, der die Schliche der Schiffer genau kannte, und so wurde es ihm nicht schwer, die Lösung des „zoologischen Räthsels“ mit aller Sicherheit herbeizuführen. Diese erbauliche Geschichte dürfte nun wohl auch die Beantwortung der Frage erleichtern, auf welche Weise in dem von uns erwähnten Falle die Forelleneier in den Moselwein geraten sind.

B. T. Bl. 14. 12. 1890.

13. **Stör, *Acipenser Sturio* Lin.** In den Dörfern Schöneberg am Deich und Rüstädt blüht in diesem Jahr der Störfang ungemein. Stücke von 60, 80, 100, 120 Pfd. sind häufig, Stücke von 150 sind nicht selten. Kürzlich ward ein Stör von 200 Pfd. gefangen. Die Störe werden nach Wittenberge in der Priegnitz mittels eines Taus durch die Kiemen geschleppt und lagern dort oft mehrere Wochen lebendig verankert.

Seehausen i. d. Altmark 5. 9. 1886.

E. Friedel.

14. **Neunaugen in der Panke.** Wer die Panke nur nach ihrem Berliner Rufe kennt, dem ist sie übelberüchtigt. Wie würde er staunen, sähe er ihr

klares Wasser im Parke zu Schönhausen, welchen sie in Schlangenwindungen und sogar Kaskaden bildend durchzieht! Was aber vielleicht am wenigsten bekannt sein wird, das sind ihre Bewohner. Unter ihnen nämlich, wie die Kreuzzeitung versichert, nehmen den Hauptplatz die Neunaugen ein. Das genannte Blatt schreibt darüber: Wir haben uns bei „Strauchwiese“, hinter dem Parke gelegen, persönlich davon überzeugt. Mehrere sehr schöne Exemplare des *Petromyzon Planeri* hatten wir in der Hand. Mit ihrem runden, kegelförmig ausgehöhlten Saugemunde sassen sie an den vielen glatten Steinen im Bette der nicht tiefen Panke fest, und es wurde etlichen Gymnasiasten sehr leicht, sie zu fangen, obwohl es sehr schwer hielt, sie bei ihrem schleimigen, aalartigen Leibe in der Hand zu behalten. Erwähnt sei, dass sich diese Neunaugen durchaus nicht vereinzelt zeigten, sondern in grösserer Fülle vorhanden sein müssen. B. T. Bl. 30. 4. 1886. Vgl. auch Nr. 15 u. 17.

15. **Die Neunaugen der Panke**, welche wir kürzlich erwähnten, sind, wie uns von fachkundiger Seite mitgeteilt wird, dort und überhaupt im Oberlauf der Panke keine seltenen Gäste. Im Gegenteil ist gerade hier eine höchst merkwürdige, auf den Entwicklungszustand des Neunauges bezügliche Entdeckung gemacht worden. Es war schon vom vorigen Jahrhundert her bekannt, dass in den Neunaugen-Gewässern ein seltsames Tier vorkam, welches vom Volke *Querder* genannt wird, und als ein Wurm gilt, während der berühmte französische Fischkundige Duméril es für eine besondere Fischart erklärte und ihm den Namen *Ammocoetes branchialis* beilegte. Ein junger Berliner Naturforscher, der spätere Professor der Physiologie an der Universität Königsberg, Dr. August Müller, fand nun durch mehrjährige Beobachtung des *Querders* und Neunauges, in der Panke bei der Prinzen-Allee, im Schönhauser Schlossgarten und weiter hinauf bis Buch, dass der *Querder* eine Jugend- und Larvenform des kleinen Neunauges, *Petromyzon Planeri* Blainville, sei, eine höchst seltsame Entdeckung, welche die gewöhnliche Vorstellung, dass der Fisch sich direkt aus dem befruchteten Roogen entwickelt, mit einem Male und für eine bestimmte Fischart durchbrach. Diese Pankestudie ist in Johannes Müllers Archiv für Physiologie 1856 zu lesen. Recht erfreulich ist es, dass die Pankegewässer sich nahe bei der Weichbildgrenze Berlins wieder soweit gereinigt haben, um das Fortkommen so „schwieriger“ Fischlein zu gestatten, deren eigentliche Heimat klare, raschfließende, kalte Bäche sind. B. T. Bl. 5. 5. 1886.
E. Friedel.

16. **Fische des Berliner Tiergartens.** Der Pächter der Rousseau-Insel, Herr Krüger, lässt gegenwärtig die Gewässer des Tiergartens abfischen. Gestern wurde an der Rousseau-Insel damit begonnen; es hatte das schöne Wetter eine ausserordentliche Menschenmenge herbeigelockt, welche dicht gedrängt von den Ufern des Sees diesem seltenen Schauspiel mit lebhaftem Interesse folgte. Nachdem die kleinen Wasserläufe durch Netze abgesperrt waren, um das Ausweichen der Fische zu verhindern, wurden mit dem grossen Netz vier Züge gemacht; das Resultat war ein überaus günstiges, denn es wurden über 2 Centner Hechte, Plötzen und Barsche, darunter Hechte von 8–10 Pfund, gefangen. Heute und morgen

Nachmittag wird im Neuen See weiter gefischt, und es dürfte das heutige Resultat, wie man vermutet, das bereits erzielte noch bei weitem übertreffen.

B. T. Bl. 16. 9. 1885.

17. **Neunaugen.** Secretär Levetag, Pankow bei Berlin, bemerkte im März 1887 Neunaugen in Menge an Steinen in der Panke. Vgl. Nr. 14.

E. Friedel.

18. **Silurus glanis.** Im Schlachtensee des Grunewald wurde am 4. Sept. 1892 durch den Fischereimeister Condé ein Wels von 40 Pfund gefangen, übrigens in der folgenden Nacht von frechen Dieben gestohlen. E. Friedel.

19. **Sterlet (Acipenser ruthenus).** Frankfurt a. O., 16. Dezember. (F. O. Z.) Aus Küstrin berichtet man, dass dort in diesen Tagen ein seltener Fisch in der Warthe gefangen wurde. Seine Länge beträgt 57 Centimeter, sein Alter nach dem Urteil Sachkundiger etwa 8 Monate. Die Haut nebst Fleisch fühlen sich sammetartig an. Schuppen fehlen ganz. Der Kopf läuft spitz (schnabelartig) aus, am Ende desselben befinden sich die beiden Nasenlöcher, unter dem Halse hat er den Rachen. Auf dem Rücken befindet sich eine sägeartige, an beiden Seiten dagegen eine stachelartige Erhöhung, welche bis zum Schwanz auslaufen. Der Schwanz und die Flossen haben eine eigenartige Form und sind weiss umrändert. Wie es scheint, handelt es sich hier um einen der im vorigen Jahre im Auftrage des deutschen Fischereivereins durch den Fischzucht-Anstaltsbesitzer Hübner-Thalmühle bei unserer Stadt in die Oder gesetzten Sterlets. Voss. Z. 18. 12. 1893.

(Schluss folgt.)

Ein litterarisches Zeugnis über den Weinbau in der Mark.

In der Sitzung unserer Gesellschaft am 28. Oktober des vorigen Jahres besprach Dr. B. Graupe in seinem Vortrag über „Märkische Oderlandschaften“ auch die Kultur der Rebe zwischen Tschicherzig und Krossen. Anknüpfend an seine Bemerkungen darüber äusserten sich dann Geh. Rat Friedel und Dr. Bolle über die Ursachen des Niederganges der märkischen Weinkultur sowie über den heute noch bestehenden Weinbau (Monatsblatt 3, S. 229).

Ein Zeugnis dafür, dass in jenem Landstrich in der That einst ein wohlschmeckender Wein gedieh, bin ich in der Lage aus früherer Zeit, dem 16. Jahrhundert, beizubringen. In einer der Fabeln, der Sammlung, die Erasmus Alberus im Jahre 1550 in Frankfurt a. M. bei Peter Braubach erscheinen liess und zwar in der 19. der Reihe, betitelt „Von eim alten und jungen Krebs“, heisst es in der Einleitung, in der eine behagliche Schilderung des Laufes der Oder von ihrem Ursprung bis in die Gegend der Neumark gegeben wird:

„Die Oder zeucht darnach fürt an,
Trifft immerhin die alte ban
Für Crossen fleusst die Neuss darein,
Dasselbst wechst sehr ein guter Wein.“

(vgl. Die Fabeln des Erasmus Alberus hersg. v. Wilhelm Braune, Hallesche Neudrucker deutscher Litteraturwerke des XVI. u. XVII. Jahrh. 1892. S. 80 f.)

Als gewissenhafter Berichterstatter müssen wir fragen: Wann ist die Fabel verfasst d. h. wann sind diese Worte niedergeschrieben? Die Entstehung der eigentlichen Fabel lässt sich nicht genauer bestimmen. Sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach viel früher verfasst als die ihr jetzt vorangehende Einleitung, in der sich die citierten Verse finden. Diese Einleitung lässt Wilhelm Braune, der Herausgeber der Sammlung zwischen den Jahren 1540 und 1542 entstanden sein (Vorr. S. VII). Dagegen nimmt Franz Schnorr von Carolsfeld, der neueste Biograph des Erasmus Alberus (Dresden 1893), Braunes terminus a quo als terminus ad quem und sieht als möglicher Weise frühesten Zeitpunkt der Niederschrift das Jahr 1537 an. Woher sich dieser Unterschied schreibt, wird sogleich klar, wenn wir die Beziehungen des Erasmus Alberus zur Mark Brandenburg ins Auge fassen.

Erasmus Alberus, den die Litteraturgeschichte ausser als Fabeldichter auch als Verfasser weltlicher und geistlicher Lieder, als religiösen und politischen Publizisten, als Verfasser des ersten eigentlich deutschen Wörterbuches kennt, war von Hause aus Theologe. 1520 finden wir ihn in Wittenberg immatriculiert. Er ward mit Luther bekannt und bald ein leidenschaftlicher Anhänger seiner Person und Lehre. Seine starke Überzeugung, seine entschiedene Gesinnung und seine nicht geringe Begabung liessen ihn einen eifrigen Vorkämpfer des reformatorischen Gedankens werden. Luther muss viel von ihm gehalten haben. Als der neue Landesherr der Neumark, Markgraf Hans von Küstrin, der jüngere Bruder des Kurfürsten Joachim II., der ein eifriger Anhänger der neuen Lehre war und sogleich nach seinem Regierungsantritt für ihre Einführung und Verbreitung in seinem Lande zu sorgen begann, den Reformator bat, ihm tüchtige Prediger zuzusenden, schickte er ihm Erasmus Alberus. Er kam 1537 nach Küstrin und wurde hier Prediger. Früher glaubte man allgemein, Alberus habe im Dienste des Kurfürsten selbst gestanden und sei Oberhofprediger in Berlin gewesen. Diese Meinung aber ist falsch, wenigstens wird sie von seinem neuesten Biographen, dem besten Kenner seiner Wirksamkeit, bestritten.

Dem Markgrafen scheint der neue Prediger nahe gestanden zu haben. In unserer Fabel nennt er ihn seinen gnädigen Herrn. Seiner Gemahlin, der Markgräfin Katharina, widmete er i. J. 1539 sein „Ehbüchlein“, ein Werklein, das aus den Übersetzungen zweier kleiner lateinischer Schriften besteht, eines von Erasmus von Rotterdam verfassten Dialoges und einer Bearbeitung der Bücher des Humanisten Francesco Barbaro de re uxoria. Wie lange Alberus in Küstrin blieb, ist nicht sicher. Keinesfalls länger als 3 bis 4 Jahre. Denn 1540 oder 1541 finden wir ihn schon in einer andern märkischen Stadt, in Brandenburg.

Hier wurde er Pfarrer und Superintendent in der Neustadt, wir wissen

nicht, ob 1539, 1540 oder 1541. Vor dem Ende dieses Jahres muss er jedenfalls sein Amt angetreten haben. In Brandenburg schrieb Alberus eines seiner bekanntesten Bücher: „Der Barfüser Münche Eulenspiegel und Alcoran“, worin er eine Zusammenstellung katholischer Legenden giebt mit der Tendenz die Verirrungen der katholischen Heiligenverehrung aufzuzeigen. Auch das Büchlein „Von der Schlangen Verführung“, das er der zweiten Gemahlin des Kurfürsten Joachim II. widmete, entstand hier. Die Widmung trägt das Datum „Zum 1. Januar 1541“.

Doch war auch in Brandenburg seines Bleibens nicht lange. Schon 1542 musste er den Intriguen des Rates der Stadt weichen. Von da an begann für ihn ein ruheloses Wanderleben, das ihm die grössten Enttäuschungen und die härtesten Mühseligkeiten brachte. Er starb am 5. Mai 1553 in Neubrandenburg in Mecklenburg.

Es fragt sich also, hat Erasmus Alberus die Einleitung zu der Fabel, in der er des Weinbaus bei Crossen gedenkt, während seiner Küstriner Zeit geschrieben oder später, als er Prediger in Brandenburg war? Wilhelm Braune entscheidet sich, wie wir sahen, für diese zweite Auffassung. Offenbar aber, weil ihm jene Beziehungen des Alberus zum Markgrafen Hans von Küstrin noch unbekannt waren. Über sie hat erst Schnorr von Carolsfeld Licht verbreitet. Seitdem kann kein Zweifel sein, dass nicht der Aufenthalt in der Stadt Brandenburg, sondern der in Küstrin die Voraussetzung für die Niederschrift jener Verse liefert. Dennoch können sie natürlich auch nach dieser Periode verfasst sein. Wir dürfen aber annehmen, dass es nicht der Fall ist, wenn ein Kenner wie Schnorr von Carolsfeld meint, dass „nichts über die Jahre 1539 und 1540 als die äusserste Grenze der Zeit, innerhalb welcher die Fabeln entstanden sind, hinausweise“. Wir dürfen die Abfassung der Verse vom Weinbau bei Crossen also getrost in die Küstriner Epoche setzen.

Übrigens ist die Einleitung zur 19. Fabel, die jene Verse enthält, auch für den, den die Natur- und Kulturgeschichte der Mark interessiert, auch sonst beachtenswert. Sie bietet eine ausführliche Angabe darüber, welche Fische damals in der Oder und Warthe heimisch waren. Auch das „neue Schloss“ in der Neumark, die Residenz des Markgrafen Hans von Küstrin erwähnt sie und nennt es uneinnehmbar:

„Wann schon der Türck (da Gott für sey)
 „Käm mit drey hundert tausent man,
 „Das Schloss wurd er doch lassen stan,
 „Und wann er schon wer noch so wüst,
 „Davon mit schanden ziehen must
 „Mam kömpt schwerlich beis Schloss hinan,
 „Das mans nicht wol gewinnen kan,
 „Der tieffen Sümpf sind allzu vil
 „Drumbs warlich arbeit kosten will.“

Dr. Pniower.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

8.(7.ausserordl.)Versammlung des IV.Vereinsjahres

Sonnabend, den 14. September 1895, nachmittags

in

Stralau.

Bei anfänglich ungünstiger Witterung unternahm die „Brandenburgia“ am Nachmittag des 14. September einen Ausflug nach Stralau. Die Teilnehmer nahmen in der „Alten Taverne“ den Kaffee ein und begaben sich nach der altherrwürdigen Kirche. Hier hielt der Redakteur des „Bär“ Richard George folgenden Vortrag:

Aus der Vergangenheit Stralaus.

Der Ursprung von Stralau oder wie man noch in den sechsziger Jahren sagte, von Stralow ist in Dunkel gehüllt. Keine Urkunde nennt den Namen seines Gründers oder das Jahr seiner Gründung. Mit Bestimmtheit lässt sich aber behaupten, dass Stralau ein wendisches Fischerdorf von sehr hohem Alter ist. Auf diesen wendischen Ursprung weist neben dem Namen, den man als Aue des Pfeiles, d. h. Landzunge erklärt — vor allem auch die Lage Stralaus auf der spreeumflossenen Halbinsel hin, die für den Fischfang die günstigsten Bedingungen bot. Die Wenden liebten für ihre Niederlassungen und Dorfanlagen derartige geschützte und gesicherte Örtlichkeiten, die nur von einer Seite — in Stralau also von Berlin her — vom Lande zugänglich waren. Es ist wahrscheinlich, dass die wendischen Bewohner Stralaus diesen einzigen Land-Zugang durch einen Graben, der mit dem Markgrafen-Damm parallel lief und die Spree mit dem Rummelsburger See verband, gesichert haben. —

Über urgeschichtliche Funde, welche in Stralau auf Exkursionen des Märkischen Museums gemacht wurden, berichtete Herr Geheim-Rat Friedel im „Bär“ (Jahrg. 1878, No. 20). Die Exkursionen fanden am 8. und 18. August 1878, sowie am 21. September 1879, statt. Der damalige Ortsvorsteher Apotheker Stöcklein und der als umsichtiger Sammler bekannte Eigentümer Julius Tübbicke, ein Mitglied einer alten

ortsangesessenen Familie, dienten bei den Exkursionen als heimische Führer. Dem Bericht des Herrn Geheim-Rats Friedel entnehme ich über die Exkursionen das Folgende:

„Die geschützte, abgelegene Lage kann es allein entschuldigen, dass nicht längst Altertumsforscher den hier im Wasser wie auf dem Lande reichlich zu findenden urgeschichtlichen Überresten mehr, als bislang, ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben. Vor einigen Jahrzehnten, als der Wasserstand der Oberspree hier um 1,55 m niedriger gespannt war, liessen sich die Verhältnisse des Spreegrundes leichter feststellen. Der Vater des Herrn Julius Tübbicke, Fischer Johann Tübbicke, entsann sich von jener Zeit her noch ganz wohl des Dammes, der unweit der Brücke der Verbindungsbahn quer durch die Spree ging und von Pferdeschädeln gebildet war, so dass man darauf hindurchwaten konnte. Der Priestergraben, welcher die Kirche vom Dorf Stralow trennt, war damals so schmal und so seicht, dass man, um ihn zu passieren, nur mit einem Fuss in's Wasser zu treten brauchte. Daher war es von Alters her in Stralow Ortsgebrauch, dem Priester nur einen Wasserstiefel zu liefern. Damals konnte man um die alte Kirche herum sieben und mehr Schichten von Särgen und Leichen übereinander, ohne in's Wasser zu kommen, feststellen, jetzt stösst man schon bei der dritten Sargschicht auf Grundwasser. Damals war auch der merkwürdige Steindamm bei klarem Wetter leicht unter Wasser zu sehen, der aus grossen unbehauenen Blöcken gebildet, vom rechten Spreeufer nicht weit vor der Einmündung des Kraatz-Grabens, der aus Friedrichsfelde kommt, in der Richtung auf den Kreuzbaum zustreicht und gemeiniglich als eine alte Mühlenwehr gilt, wobei man nicht verfehlt anzugeben, dass der alte Spreestrom durch den jetzigen Rummelsburger See seinen Lauf genommen habe. Ebenso liessen sich die Brückenpfähle, Pfahlsetzungen und Packwerksbauten deutlicher feststellen, welche in und auf dem Spreegrunde ruhend vom Entenwerder über das Kreuzbruch nach dem Kreuzbaum führen. Diese eigentümlichen, der wendischen Zeit angehörigen Pfahlsetzungen ziehen sich auch um den Seewall (Entenwerder, Diebesinsel, Liebesinsel) herum und sind durch Massen von wendischen Scherben, Eisensachen, morschen, im Feuer gewesenen Graniten und anderen Steinen, Knochen, Hörnern, Geweihen, ausgezeichnet, unter denen die Torfkuh, das Torfschwein, das Wildschwein, der Edelhirsch, das Reh, häufig erscheinen. Auch der Bieber hat nicht gefehlt, die auf dem rechten Spreeufer bei dem der Stadt Berlin gehörigen Gasthaus in Treptow belegene starke Einbuchtung heisst noch jetzt das Bieberloch. Von den Hütten, welche auf jenen spätwendischen Pfahlbauten, die durch Brand, Wind und Wetter zu Grunde gegangen sind, gestanden haben, findet man beim Graben, Tauchen und Fischen im Schlamm und im klaren Wasser nicht selten grosse platte Thonmassen mit eingeknetetem Schilf und Stroh;

mit diesen Thonpatzen sind die Estriche und Tennen ausgeschlagen, auch die aus Weidengeflecht und Staaken gebildeten Wände bekleidet gewesen, wie dies die auf der Aussenkruste des beim Abbrennen der Hütten verhärteten Lehmes abgedrückten Formen jener Flecht- und Staakerarbeiten unzweideutig bekunden. Auf dem Kreuzbaum selbst, der eine höhere sandige Insel gebildet hat, jetzt aber durch Wiesenland mit dem linken Spreuefer fest verbunden, nur noch bei Hochwasser ein Eiland bildet, sind die Reste eines kleinen Burgwalls, noch in schwachen Spuren durch Erdreich und Vegetation markiert, vorhanden. (Dieser Vorsprung ist im Jahre 1895 an den Stromfiskus von der Stadt Berlin abgetreten worden und wird demnächst abgegraben werden, um das Fahrwasser zu verbessern.) Neben frühmittelalterlichen Scherben und neben wendischen Scherben fand der Städtische Oberlehrer Herr Dr. Theodor Liebe, jetzt Professor, bei unserer zweiten Exkursion auch unzweifelhaft vorwendische, nach germanischer Art verzierte Reste von Gefässen. Auch an Steingerät ist die Gegend reich; mehrere Meissel und Beile, schon geschliffen, verdankt das Märkische Museum dem Herrn Direktor Wilski von dem Terrain der ihm unterstellten Städtischen Waisenanstalt am Rummelsburger See. Zwei ähnliche Steinkeile und zwei schöne Behausteine und Glättsteine, ebenso mehrere Feuersteinmesser und typische Feuersteinabsplisse hat Herr Tübbicke zwischen dem andern Ufer desselben Sees und Stralow gefunden und dem genannten Institut verehrt. Wendische und vorwendische Urnenreste sind nicht selten östlich der Stralower Kirche auf höheren Teilen der weiten Fläche, welche bis zum Jahre 1873 den Haupttummelplatz für das Volksfest des Stralower Fischzuges abgab.

Der Name des Seewalls schwankt sehr. Auf der „Topographischen Karte der Umgegend von Berlin“, Verlag der Simon Schropp'schen Hof-Landkartenhandlung, revidiert etwa im Jahre 1870 von J. Schulz heisst das kleine aus natürlichem, gewachsenem Boden bestehende, mit Strauchwerk und einigen Bäumen bestandene Eiland Entenwerder. Der Volksmund nennt es Diebesinsel, weil dort Diebe eine Niederlage gestohlenen Guts gehabt haben sollen, noch häufiger Liebesinsel, weil „Pärchen“ gern diesen verschwiegenen Punkt aufzusuchen pflegen. Die Insel ist mit uralten Bollwerken und Pfählen umsäumt und birgt in ihrem sandigen Ufersaum mancherlei von den geschilderten frühmittelalterlichen und wendischen Resten. Nachgrabungen in der Mitte förderten ein Viertel eines kleinen scharf gebrauchten, in Folge dessen auf der einen Seite spiegelglatten Mahlsteins aus Grauit, sowie vielerlei Tierknochen, (die Markknochen von Wild darunter aufgespalten), und daneben eiserne Gerätschaften, z. B. eine gedangelte und gezähnte, lange, flachbogige Sichel, zu Tage, alles dies wieder von jener mehrgeschilderten frühchristlichen Töpferwaare begleitet.



Vue de Trepas et de la rivière de Berlin 1793

Das Original befindet sich im Berliner Magistrate-Bibliothek zu Berlin.

Der Rummelsburger See selbst ist von wechselnder, stellenweis sehr bedeutender Tiefe, hier, wie die Leute gern sagen, unergründlich, weil weite Moorstrecken mit Stangen und Senkern, wegen der weichen Beschaffenheit schwer abzulöthen sind. Noch jetzt ist der See fischreich und der Brassenzug mitunter überraschend ausgiebig. An wilden Enten, Lietzen und anderem Wassergeflügel wird es in alter Zeit auch nicht gemangelt haben. Kein Wunder, dass die Gegend von hier bis zum Müggelsee stromaufwärts mit paläontologischen Resten, unter denen wohl gearbeitete und schön polierte Steinwerkzeuge eine hervorragende Rolle spielen, während auch treffliche Bronzen nicht fehlen, so reichlich ausgestattet ist, wie solches die Suiten im Königlichen sowie im Märkischen Provinzial-Museum sattsam beweisen.“ —

In der durch Urkunden beglaubigten Geschichte erscheint Stralau erst im 13. Jahrhundert. Die erste urkundliche Erwähnung des Namens Stralow fällt in das Jahr 1244. In diesem Jahre befand sich ein Ritter von Stralow im Gefolge der Markgrafen Johann und Otto zu Spandau; ein Ritter Rudolf von Stralow verkaufte im Jahre 1261 der Stadt Cöln die Myrica, eine Haide, die Stralau gegenüber an der Spree lag. Es lässt sich annehmen, dass die in diesen Urkunden aus dem 13. Jahrhundert genannten Ritter die Besitzer eines gutsherrlichen Hofes waren, der sich in der Nähe des Rummelsburger Sees befand. Diesem Ritter Rudolf zu Ehren ist im Jahre 1895 in Berlin eine zur Stralauer Chaussee gleichsinnig verlaufende, in die Warschauer Strasse nahe dem künftigen Stations-Gebäude der Elektrischen Hochbahn einmündenden Strasse „Rudolf-Strasse“ benamset worden. Zu diesem wendischen Edelsitz gehörten der Rummelsburger See und das Dorf Stralau, welches 1288 zum ersten Male in einer Grenzberechtigungs-Urkunde erscheint, in welcher der stralowsche Damm angeführt wird. Später gelangte Stralow in den Besitz der Brüder Christian und Friedrich Bartoldsdorp, von welchen 1358 die Stadt Berlin das Dorf und den Hof Stralow käuflich erwarb. So war denn Stralow ein berlinisches Ratsdorf geworden. Als solches hat es im Landbuch Kaiser Karls IV. keine Aufnahme gefunden. Im Berliner Stadtbuche wird das Dorf Stralau 1397 zum ersten Male erwähnt. Es hatte nach demselben 11 Höfe, deren Abgaben an den Rat im Stadtbuche genau verzeichnet sind. Das Dorf Stralau kam Jahrhunderte hindurch über diesen geringen Umfang nicht hinaus; noch im Jahre 1769 bestand es aus den 11 Höfen, welche uns das Stadtbuch von 1397 nennt. Mit dem Dorfe Stralow hatte der Rat im Jahre 1358 auch den Gutshof erworben; er hiess damals der „neue Hof“ und war nach dem Stadtbuche von 1397 an mehrere Personen verpachtet. Die letzte Erwähnung dieses Gutshofes fällt in das Jahr 1407, in welchem der Schäfer des Hofes zum Tode verurteilt wurde, weil er die Haide des Markgrafen angezündet hatte. Nach dieser Zeit ist der Gutshof

wahrscheinlich wüst geworden und wird in den Urkunden nicht mehr erwähnt. Den Rummelsburger — oder wie er damals hiess — Stralower See hatte Berlin ebenfalls 1358 „mit allem Recht und dem Gericht“ übernommen. Die Fischer zu Stralow durften bis 1424 nur viermal im Jahre darin fischen, da die Fischerei seit 1381 vom Rate dem Kalande zu Berlin für ein der Stadt gegebenes Darlehn überlassen war. Auf die Pacht verzichtete der Rat an Stelle der Zinsen, die er sonst den Kalandsherren hätte zahlen müssen. Da der Zinsmann des Kalands jedoch sein Fischereirecht überschritt, bezahlte die Stadt Berlin 1419 ihre Schulden bei den Kalandsherren und überliess 1424 die Benutzung des Sees den Fischern von Stralow, die bis dahin nur die Fischerei in der Spree hatten. Die jährliche Rente bestand in 6 Schock Groschen und in Lieferung von Fischen. Dies sind die dürftigen Thatsachen, welche die erhaltenen Urkunden über die mittelalterliche Geschichte Stralaus mitteilen.

Ein weithin sichtbares Wahrzeichen Stralaus ist die überaus einfache, von einem kleinen Friedhof umgebene Kirche, die sich malerisch unter hohen, alten Bäumen erhebt (siehe Abbildung Seite 194). Nicolai giebt 1464 als das Jahr ihrer Erbauung an. Die Kirche ist jedoch jedenfalls älter. Im Jahre 1822 baute der grosse Schinkel das Gotteshaus um und gab namentlich dem Turm seine gegenwärtige Gestalt. Vor demselben erhebt sich ein Anbau, der bei Taufen und Hochzeiten als Versammlungsraum dient, jedoch mit dem Predigtraum nicht in direkter Verbindung steht, so dass die Tauf- und Hochzeitsgesellschaften über den kleinen Friedhof gehen müssen, wenn sie in die eigentliche Kirche gelangen wollen. Beim Betreten des Predigtraumes ist man überrascht von dessen geringer Ausdehnung, die Kirche, ein einfacher Backsteinbau, besteht ausser dem Turm und dessen Anbau nur aus einem Langhaus mit polygonalem Abschluss. Der Westturm ist quadratisch und endigt in einer vierseitigen Spitze; die Decke des Langhauses bildet ein Kreuzgewölbe, dessen einfach profilierte Rippen auf figurierten Konsolen ruhen; die Portale und Fenster sind spitzbogig. In drei Fenstern sind Reste von Glasgemälden, nach den spitzen Schnabelschuhen und anderer charakteristischer Ausstattung der Figuren zu schliessen, etwa aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Der Kronleuchter aus Messing stammt aus dem Jahre 1708 und trägt die Inschrift: „Frau Anna Katharina Schillinger, geb. Behnicker, hat diese Krone der Kirche zu Strahle geschenkt anno 1708“. Im Märkischen Museum befinden sich aus der Stralauer Kirche: ein kelchförmiger Taufstein aus dem 15. Jahrhundert, zwei in Messing getriebene Taufschüsseln mit den Darstellungen des Sündenfalls, ein Taufengel aus Holz aus dem 18. Jahrhundert, sowie ein Klingelbeutel aus dem Jahre 1683.

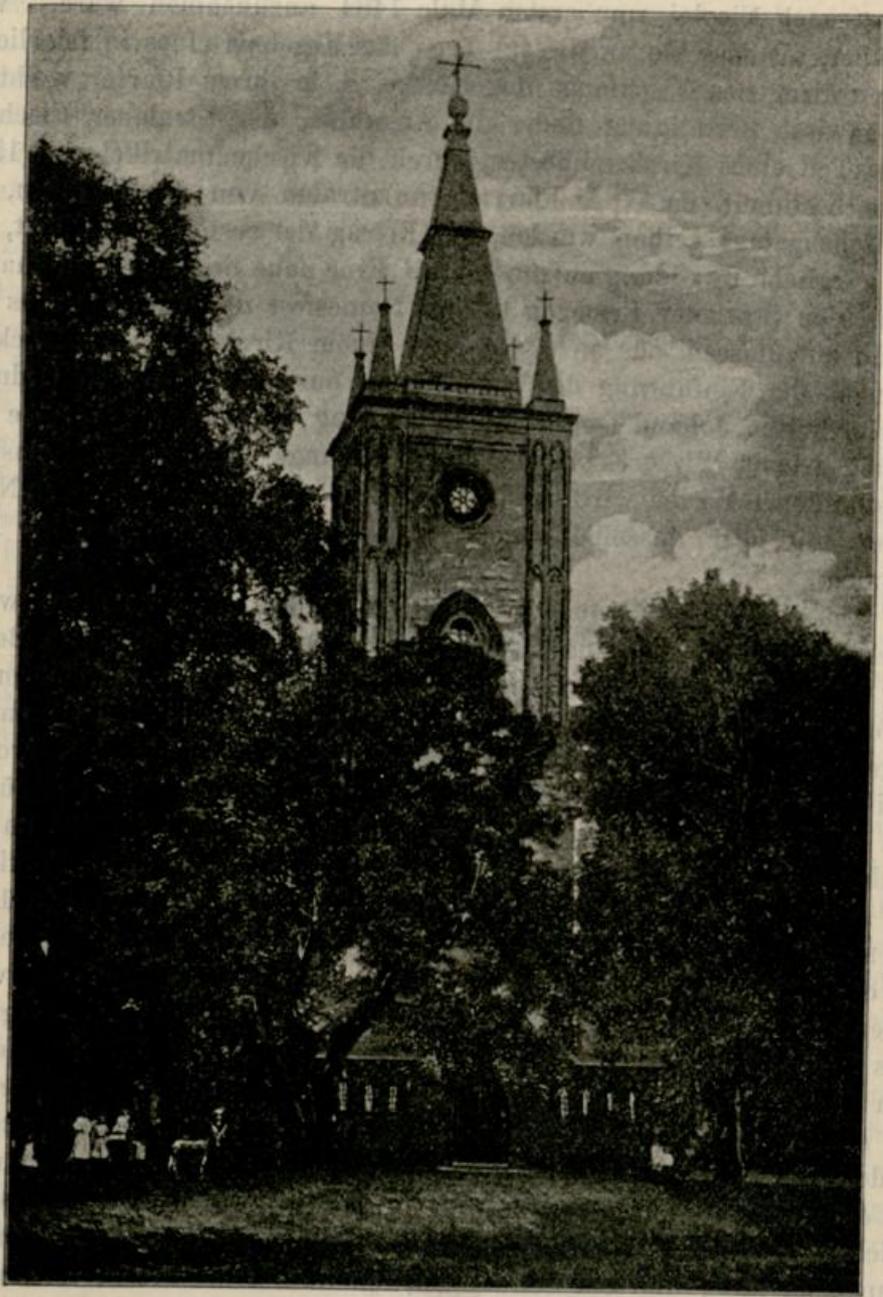
An dem Langhaus hat Meister Schinkel, wenn wir von dem Dachstuhl absehen, nichts Wesentliches geändert. Es enthält gewiss Überreste von sehr hohem Alter, die dem vierzehnten, vielleicht sogar dem dreizehnten Jahrhundert angehören dürften. Auf dieses hohe Alter deuten auch die interessanten Verzierungen der Tragesteine des Gewölbes, welche menschliche Köpfe darstellen. Diese dekorative Plastik ist mit dem Spartel sauber aus Thon geschnitten. Interessant ist die Wetterfahne, der Stralauer Kirche; sie zeigt neben dem patronatischen Berliner Wappentiere die Zahlen ¹⁷/₃₃, welche jedenfalls die Jahreszahl 1733 bedeuten sollen. Diese Wetterfahne stammt noch von dem früheren Turm der Kirche, welcher später wegen Baufälligkeit abgetragen werden musste. An der Südseite des Kirchleins meldet der älteste vorhandene Grabstein aus dem Jahre 1795, dass hier Charlotte Nusch nach langem unverdienten Leiden ruht. Obwohl, wie schon in dem Friedelschen Bericht erwähnt, hier die Särge vielfach übereinander liegen, wird noch immer auf dem engen romantischen Begräbnisplatz beerdigt, der wirklich noch der Hof der Kirche, ein Kirchhof im ältesten und eigentlichsten Sinne des Wortes ist. Ob dies im gesundheitlichen Sinne Nachteile herbeizuführen geeignet erscheint, mag dahin stehen, jedenfalls haben in den letzten Jahren weit kleinere und ärmere Dorfgemeinden auf das Beerdigen mitten im Dorf um die Kirche herum verzichtet und sich ausserhalb der bebauten Teile der Dorflage neue Gottesäcker geschaffen.

Einen Ruf, der weit über die Grenzen Berlins hinausgeht, hat Stralau durch den Stralauer Fischzug erlangt. Der Ursprung dieses Volksfestes ist zweifelhaft und lässt sich nicht durch Urkunden belegen. Auf die wendische Zeit ist das Fest jedoch ebenso wenig zurückzuführen, wie man dasselbe mit einer Pflichtleistung der Stralauer Fischer gegenüber dem Berliner Magistrat in Verbindung bringen darf. Nach Fidicin, der sich sehr eingehend mit Stralau beschäftigt hat, ist dieser Fischzug am 24. August, dem Bartholomäustage, von einer kurfürstlichen Verordnung des Jahres 1574 abzuleiten, die 1690 bestätigt worden ist. Diese Verordnung des Kurfürsten Johann Georg vom 23. Februar 1574 bestimmt, dass vom Gründonnerstag bis zum Bartholomäustage (24. August) nicht gefischt werden dürfe. Es ist eine sehr nahe liegende Erklärung, dass die Fischer nach Ablauf dieser Schonzeit den ersten Fischzug in besonders feierlichen Formen vollzogen.

Nach dieser Erklärung ist der Stralauer Fischzug somit ein Fest der Freude über die Beendigung der Schonzeit im Fischfang. Es hat jedoch noch eine andere Auffassung viel für sich, nämlich die, dass er schon vor der Fischerei-Ordnung Johann Georgs ein Teil eines Kirchweihfestes gewesen ist. Der 24. August ist der Tag des heiligen Bartholomäus, der neben Petrus als der Patron der Fischer-Gemeinden

erscheint, weil er, wie dieser, ein Fischer war. An dem Namenstage ihres Schutzpatrons feierten die Stralauer naturgemäss ihr Kirchweihfest, welches nach Nicolai zum ersten Male 1464 anzunehmen wäre. Was lag näher, als dass sie an diesem Tage das Ergebnis eines in feierlicher Weise vollzogenen Fischfangs der Kirche, d. h. ihrem Pfarrer weihten? Eine gewisse Bestätigung findet die Annahme, der Stralauer Fischzug sei ein Teil eines Kirchweihfestes, durch die Kirchenmatrikel von 1574, welche bestimmt, dass der Pfarrer von Stralau von den 5 Zügen, die am Fischzugstage gethan wurden, den Ertrag der ersten vier erhielt, um seine kärgliche Besoldung aufzubessern. Eine nahe liegende Kombination ist die, den Stralauer Fischzug als ein Namesfest des Schutzpatrons von Stralau aufzufassen, das sich später zu einem Kirchweihfest entwickelte und nach der Einführung der Reformation durch die Fischerei-Ordnung des Kurfürsten Johann Georg als Anfangstag des Fischfangs seine Bedeutung erhielt. Die Erklärung des Ursprungs dieses alten, einst so volkstümlichen Festes wird dadurch so schwierig, dass die ältesten Nachrichten, die über dasselbe vorhanden sind, erst aus dem Jahre 1780 stammen.

Aus demselben Grunde ist auch nicht genau festzustellen, wann dieses Fischzugfest, das naturgemäss zunächst eine rein lokale Bedeutung hatte, zu einem allgemeinen Volksfest wurde, an welchem die jüngere Nachbarstadt Berlin, die das kleine Fischerdörflein Stralau in so gewaltigem Maasse überflügelte, sich mit tausenden ihrer Einwohner beteiligte. Fidicin glaubt sich für das Jahr 1780 entscheiden zu müssen, weil in diesem Jahre zum ersten Male ein preussischer Prinz an dem Stralauer Fischzug teilgenommen hat. Es war dies Prinz Ferdinand von Preussen, der jüngste Bruder Friedrichs des Grossen (gest. 1813), der sich zu jener Zeit in Friedrichsfelde aufhielt. Der Prinz schrieb an den Berliner Magistrat, er wolle mit seiner Gemahlin und vielen hohen Herrschaften den Stralauer Fischzug besuchen. Der Magistrat liess die Dorfstrasse säubern und traf auch sonst seine Vorbereitungen zum Empfang des Prinzen. Das Volksfest muss dem hohen Gaste sehr gut gefallen haben, denn er meldete sich bereits am 16. August 1781 zu demselben aufs neue an. Im nächsten Jahre schrieb er am 21. August, an den Polizeipräsidenten Philippi in Berlin: Da der 24. August, an welchem sonst der Stralauer Fischzug gehalten sei, diesmal auf den Sonnabend falle, und am Sonnabend, „noch“ keine Musik erlaubt sei, so wünsche er die Verlegung der Feierlichkeit, „wobei es doch besonders auf die Menge und Fröhlichkeit der Zuschauer“ ankomme, auf Montag den 26. Damit waren aber der Schulze und die Schöppen von Stralau nicht einverstanden. Sie erklärten sich gegen die Verlegung des Festes, da sie offenbar lieber die Musik vermissen, als von ihrem alt-hergebrachten Brauche abgehen wollten. Im Jahre 1791 erschien ein



Die Kirche zu Stralau im Jahre 1895.

Nach einer photographischen Aufnahme des Touristenklubs für die Mark Brandenburg.

hoher fremder Besuch am preussischen Hofe zum Stralauer Fischzug, nämlich der Herzog von York, der zweite Sohn Georgs III. von England, mit seiner Braut, der Prinzessin Friederike, der ältesten Tochter Friedrich Wilhelms II. Das fürstliche Brautpaar fuhr in einer prächtigen, reich geschmückten Gondel nach Stralau.

Dieser Zeit gehört das Bild vom Jahre 1793 an, welches wir Seite 188/189, nach dem im Besitze der Magistats-Bibliothek zu Berlin befindlichen Kupferstich bringen. Die „Vue de Treptow et de Stralau près de Berlin 1793“ zeigt im Vordergrunde Treptow. Das Gehöft links liegt ungefähr in der Gegend des städtischen Wirtshauses. Im Hintergrunde liegt Stralau, rechts die alte Kirche; dahinter haben wir uns den Rummelsburger See zu denken. Dem unbekanntem Künstler hat offenbar nicht daran gelegen, ein Werk von topographischer Genauigkeit zu schaffen. Der Kupferstich macht eher den Eindruck, als sei er nach flüchtiger Skizze im Zimmer entstanden und gebe nur den landschaftlichen Gesamt-Eindruck wieder, den Stralau vor hundert Jahren geboten hat.

Eine ganz besondere Ehre wurde dem Stralauer Fischzuge im Jahre 1821 dadurch zu teil, dass der damalige General-Intendant Graf Brühl die Aufführung einer Lokalposse — und zwar der ersten in Berlin — auf der königlichen Opernbühne gestattete, welche den Titel „der Stralauer Fischzug“ führte. Die erste Aufführung dieses Volksstückes, welches in grosser Anschaulichkeit das damalige Leben in den unteren und mittleren Ständen widerspiegelt, erfolgte am 28. Oktober 1821 (nicht 25. August, wie gewöhnlich irrtümlich angegeben wird). Der talentvolle, später so traurig verkommene Dichter Julius von Voss war der Verfasser des Stückes, welches 1822 bei Heinrich Philipp Petri in Berlin im Buchhandel erschien. Die Musik hatte Direktor G. A. Schneider, der Vater des Geheimen Hofrates Louis Schneider, komponiert. Das Stück fand trotz der abfälligen Besprechungen, welche die Berliner Zeitungen brachten und trotz des Entsetzens aller zartbesaiteten Schöngeister die günstigste Aufnahme beim Publikum, so dass „die Zugänge zum Opernhause stets belagert waren.“ Der Verfasser schildert mit groben Mitteln das Leben und Treiben auf der Stralauer Vogelwiese. Zum Aufbau einer Handlung nimmt er nur einen schwachen Anlauf. Die Berliner fühlten sich jedoch durch dieses Volksstück überaus angeheimelt. Hierzu trug viel der Umstand bei, dass das Stück im Berlinischen Dialekt geschrieben war, den die Berliner damals zum ersten Male auf der Bühne hörten. Die besten damaligen Schauspieler verkörperten das Volksstück: Herr Wauer gab den Sattler Jucht, Frau Unzelmann seine Tochter Friederike, Frau Esperstedt die köstliche „Tante aus dem Fleischscharrn“, der jüngere Gern den „Onkel aus der Pfeifenbude.“ Als Beitrag zu einer Naturgeschichte des Berliners im

Folgt dem Fischzug nach dem Fischerhause...

Der Fischzug ist ein Fest, das in Stralund...



Die Fischer gehen mit ihren Netzen...



Der Stralauer Fischzug in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts.

Das Original befindet sich im Besitz des Herrn Ferd. Meyer.

Anfange dieses Jahrhunderts hat das Voss'sche Volksstück einen nicht zu leugnenden kulturhistorischen Wert. Sehr anschaulich schildert z. B. die „Tante aus dem Fleischscharrn“ das Leben und Treiben in der Stralauer Strasse, durch welche sich die Berliner nach dem Festplatze begaben:

„In de Straloerstrasse hättest Du mal sehen sollen; so wat hab' ick in meinem Leben nich gesehen! Kopp an Kopp in alle Fenstern, Gesicht an Gesicht, noch dazu und obenin voller Menschen — als wenn die Straloerstrasse 't Opernhaus wäre und die Fenstern die Logen! . . . An die Straloer Brücke war'n Gedränge, des man dachte, sie würden Eenen alles Zeug vom Leibe reissen, und uf die Spree konnte keen Appel zur Erde vor lauter Schiffe. . . . Un links, grade über die Zuckersiederei, standen Dir 'ne Milljon Stühle, da sassen wieder Leute druf, die wollten's Vorbeifahren mit ansehen. Ick dachte: wat det doch vor Narren sind! Wat seh'n se denn daran? Aber't andre Jahr will ick mich och 'n Stuhl dahin setzen lassen; es muss sich doch recht pläsierlich da zusehen!“

Sehr ergötzlich ist auch die Schilderung, welche dieselbe „Tante aus dem Fleischscharrn“ ihrer Nichte von ihren Toilette-Sorgen vor dem Besuch des Fischzugs giebt: „Ick stellte mir vors Spinde und dachte: wat ziehst du nun an? det gestickte musseline, oder det gingangne, oder det türksche bunte, oder eens von de levantinenen, oder det atlassne? Nu will ick Dir aber sagen, warum ick keen seidenes angezogen habe. Ich dachte, et wär schade drum, weil mir eener int Gedränge ein Loch rein reissen künde. So is't mir schonst uf'n Fischzug gegangen. Un nu will ich Dir noch sagen, worum ick keen weissert angezogen habe. Ick wollte erscht ufft Schiff fahren, und ufft Schiff kann man sich 'n weiss't Kleed gar zu sehr insauen. Und nu will ick Dir ooch sagen, worum ick ufft Schiff fahren wollte. Weil ick nich uff meinem Wagen raus fahren kunde. Ick will Dir ooch sagen worum. Ick habe meinen Wagen nach Hammels un Kälber geschickt. Na, et wurde drüber dann Zwölbe, det ick mich besunt, wat ick anziehen sollte. Un wie ick mich besonnen hatte, zog ick det türksche an. Drüber wurde et denn eens. Nu aber dacht ick: welchen Duch nimmst du um? Den weissen Plein mocht ick't nicht zu leede dun, un der jeele kriegt man Franzen, der grosse rothe ist wohl hübsch, dacht ick, aberst sie sind nich mehr Mode. I dacht ick endlich, du nimmst den schwarz seidenen Schall mit die Blumen. Nu will ick Dir aber ooch sagen, worum ick 'n nich umgenommen habe. Gläser Bibbermann's Döchter gingen vorbei, un hatten ooch schwarz seidne. Ne, dacht ick, haben die schwarz seidne, drägst du keenen. Un nu nahm ick doch 'n weissen.“ —

Die Berliner haben somit fast 70 Jahre, bevor Ernst von Wildenbruch seine „Quitzwos“ schrieb, ihren Dialekt auf der Bühne des könig-

lichen Theaters sprechen hören. Der damalige Intendant Graf Brühl, welcher König Friedrich Wilhelm III. zur Errichtung eines Volkstheaters bewegen wollte, da die 250000 Einwohner zählende Stadt Berlin ihre theatralischen Bedürfnisse in den beiden königlichen Theatern allein nicht mehr befriedigen konnte, hat mit der Aufführung des Stralauer Fischzuges von Julius von Voss dem Berliner Volksstück die Wege gebenet, welches später in dem Königstädtischen Theater (eröffnet 1822) in den berlinischen Possen von Angely so köstliche Blüten treiben sollte.

Ein anschauliches Bild von dem Leben und Treiben des damaligen Stralauer Fischzugs giebt die Illustration auf Seite 196/197. Das Bild gehört der Zeit nach 1822, da es den Schinkelschen Turm der Stralauer Kirche zeigt. Wir finden auf dem Bilde alles vereinigt, was zu einem traditionellen Stralauer Fischzug gehört: Volk aus den mittleren und niederen Ständen, den Gitarrenspieler, die Kaffeeverkäuferin, Würfelbuden und im Hintergrunde die unvermeidliche solenne Prügelei. Nach den auf dem sehr charakteristischen Bilde vertretenen Kostümen lässt sich dasselbe mit Sicherheit in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts versetzen; seine Entstehung dürfte zeitlich mit der Entstehung des Voss'schen Volksstückes zusammenfallen. —

Ein unbekannter Verskünstler schildert die Stralauer Vogelwiese zur damaligen Zeit im „Beobachter an der Spree“, einer jetzt längst vergessenen Zeitschrift, mit folgenden weniger kunstvollen als anschaulichen Strophen:

Sey willkommen hier auf Erden
Vierundzwanzigster August!
Heute muss gejubelt werden,
Heut' regieret Freud' und Lust!
Ja, wir taumeln kümmeltrunken,
Kreuzfidel zum Thor hinaus;
Bis die Sonne ist gesunken,
Leben wir in Saus und Braus.

Glücklich, dem es heut' gelungen,
Dass nicht leer die Tasche ist,
Und wer soviel hat errungen,
Dass er voll sich trinkt und isst,
Ja, wenn auch nur in der Tasche
Ein Viergroschenstück erklingt.
Aber weh! wem leer die Flasche,
Und wer blosses Wasser trinkt.

Bürstenbinder, Schornsteinfeger,
Schlächter, Brauer und Barbier,
Rattenfänger, Schneider, Jäger,
Musikant und Tapezier,

Schuster, Weber, Kaufmannsdiener,
 Schleifer, Bäcker und Friseur,
 Bruder Leipziger und Wiener,
 Maler, Tabagist, Marqueur,
 Kümmeltürken, Vagabunden,
 Schweinetreiber, Strassenbrut,
 Alles divertiert sich gut
 In des Fischzugs schönen Stunden.

Branntwein trinken alle Wesen
 Höchstfidel auf Stralau's Flur,
 Alle Guten, alle Bösen
 Folgen hier des Knoblauchs-Spur,
 Sauer Bier, statt Saft der Reben,
 Prügel, statt der Harmonie,
 Das, das ist das Fischzugs Leben,
 Anders feiert man ihn nie.
 Statt der Freude Götterfunken
 Giebt es höllischen Rumor,
 Und der frechen Säufer-Chor
 Von dem edeln Kümmel trunken.

Vor des Kirchhofs heil'ger Stätte
 Heget Niemand heut' Respekt,
 Und es ist mit Kochgeräthe
 Jedes Grab ganz dicht bedeckt.
 Unten Tod und oben Leben,
 Leben, wie im Tollhaus fast,
 Fressen, Saufen, doch dies eben
 Macht den herrlichsten Kontrast. —

Im Jahre 1835 war es am 3. August, dem Geburtstage des Königs, in Berlin zu argen Ausschreitungen gekommen. Man hatte Kanonenschläge und Raketen abgebrannt, Pistolen und Gewehre abgeschossen, Hüte angetrieben, und die Polizei, die den Unfug verbieten wollte, verhöhnt, so dass dieselbe mit der Waffe einschreiten musste. Dieser Unfug hatte am 4. August einen derartigen Umfang angenommen, dass Militär requiriert werden musste. Vorläufig herrschte nun Ruhe in Berlin, man befürchtete jedoch, dass diese „Feuerwerks-Revolution“, der übrigens jede politische Bedeutung fehlte, am 24. August zum Stralauer Fischzuge mit erneuter Heftigkeit losbrechen würde. In Scharen strömten die Berliner am Fischzugstage nach Stralau, um sich die „Revolution“ hübsch in der Nähe ansehen zu können. Schon am Stralauer Thore erstickte jedoch ein gut gelungener Witz die etwaigen revolutionären Gelüste und verwandelte sie in Lachen: „Wegen plötzlichen Unwohlseins des Herrn Fritze Schulze, Schusterjungen, kann heute die grosse Berliner

Revolution nicht stattfinden“, so verkündete ein riesiges Plakat am Stralauer Thor, über welches ganz Berlin lachte.

Bis zur Mitte dieses Jahrhunderts bewegte sich die Bedeutung des Stralauer Fischzuges in aufsteigender Linie. Im Jahre 1842 besuchte der nachmalige Kaiser Wilhelm I. mit seinen Brüdern, den Prinzen Karl und Albrecht, das Fest; 1843 erschienen dieselben Herrschaften, sowie Prinz Waldemar. Der letzte Besuch des Hofes fand 1847 statt. Seitdem sind Mitglieder unseres Königlichen Hauses nicht mehr zu der lustigen Kirmes erschienen. Das Volksfest nahm mehr und mehr einen tumultuarischen Charakter an, der von Jahr zu Jahr stärkere polizeiliche Massregeln erheischte. Der Stralauer Fischzug, einst ein harmloses Volksfest, wurde in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts ein Sammelpunkt aller derjenigen Elemente, die gern Radau machen und groben Unfug treiben. Diese verscheuchten das bessere Publikum. Am 23. Juli 1873 verbot der Amtsvorstand von Stralau die fernere Abhaltung des Volksfestes auf dem freien Platze vor der Kirche. Dies war namentlich auch nötig, um den kleinen Friedhof vor dem wüsten Treiben des Berliner Janhagels zu schützen. Seitdem hat es an Versuchen, das Fischzugsfest wieder aufleben zu lassen, nicht gefehlt, und es sind auch noch in späteren Jahren am 24. August ungeheure Menschenschwärme von Berlin nach Stralau gepilgert. Diese Versuche sind in erster Linie auf die interessierten Besitzer der Vergnügungsorte zurückzuführen. So hat der in den letzten zwanzig Jahren oftmals tot gesagte Stralauer Fischzug eine künstliche Wiedergeburt gefeiert. Er ist jedoch arg heruntergekommen und ist jetzt lediglich ein Geschäftsunternehmen, an dessen früheren Glanz nur noch der Name erinnert. —

Das moderne Stralau nimmt unter den Vororten Berlins insofern eine eigenartige Stelle ein, als es mit seinen 1800 Einwohnern im wesentlichen an der Grenze seiner Ausdehnung und Entwicklung angelangt ist. Die Natur selbst hat dem Dorfe im Rummelsburger See und in der Spree unverrückbare Grenzen gegeben. Das uralte Fischerdorf hat sich in unseren Tagen in einen Vergnügungs- und Fabrikort umgewandelt; namentlich die gewerbliche Thätigkeit hat in den letzten Jahrzehnten in Stralau sehr an Boden gewonnen, und die Fabrik-schornsteine sind die Ursache geworden, dass für Landhäuser in dem so idyllisch schön gelegenen Stralau kein Raum mehr ist.

Nach dem Vortrage fand eine Besichtigung des kleinen Friedhofes statt, welcher das altersgraue Kirchlein umgiebt; der Totengräber hatte soeben einem jüngst Entschlafenen die letzte Ruhestätte bereitet. Ein kurzer Spaziergang führte die Gesellschaft an die Spitze der Landzunge gegenüber der Liebesinsel und an den Rummelsburger See.

Nach Besichtigung des Boots- und Sport-Hauses des Akademischen Ruder-Vereins, mit seinen sehenswerthen Einrichtungen, wurde der Abend mit einer geselligen Zusammenkunft in der „Alten Taverne“ beschlossen.

Fische und Fischerei in der Provinz Brandenburg.

(Mitteilungen aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

(Fortsetzung.)

20. **Ein lohnender Fischzug.** Der Schlachtensee stand zwar schon immer in dem Rufe, einer der fischreichsten Seen der Mark zu sein, doch hatte er bisher diesem Ruhme bei allen Fischzügen, die allsommerlich in ihm veranstaltet wurden, recht wenig entsprochen. In der vergangenen Woche nun machte wieder einmal nach langer Zeit der Fischermeister Herr Condé zwei Züge und fing damit, wie der „Anz. f. d. H.“ mitteilt, 80 Centner Fische, namentlich Bleie und Welse. Das Netz riss fast vor der Fülle, und Personenboote, die 25 Personen fassen, waren so schwer bis zum Rande mit zappelnden Tieren gefüllt, dass sie nur wenige Zoll aus dem Wasser hervorragten.

B. T. Bl. 5. 10. 1884.

2. **Die Göse (*Idus melanotus* Heck.)** Lübben (Lausitz), 7. April. (Cottb. A.) „Die Gösen sind da!“ erscholl es vorgestern von Mund zu Mund und jeder Fisch- und Angelfreund beeilte sich, nach dem Wasser zu laufen und sich davon zu überzeugen. Die Gösen, karpfenähnliche Fische, kommen mit den ersten warmen Frühlingstagen aus den unterhalb gelegenen grossen Seen, die mit der Spree in Verbindung stehen, stromaufwärts, um zu laichen, in solchen Scharen, dass der Zug dicht aneinandergedrängt wie eine Brücke erscheint. Sie lassen sich auch sehr leicht fangen und Tausende finden bei ihrem Laichzuge ihr Ende. Die Steinkirchener Fischer hatten gestern auf einem Zuge einige fünfzig; mit Senker und Speeren geht man ihnen zu Leibe und manch schönes Exemplar trägt man als Beute heim. Sie schmecken allerdings etwas weichlich, was seinen Grund wohl in der Laichperiode findet. Vor 14 Tagen war die Laichzeit der Hechte, die sich in dieser Periode eben so leicht wie die Gösen fangen lassen. Bei einer ziemlichen Geschicklichkeit fangen Kinder vermittelst Haar- und Drahtschlingen viele dieser Fische, aber auch sie schmecken in dieser Zeit weichlich und liefern uns nicht den sonst gewohnten schmackhaften „Hecht in Spreewaldssauce.“

Voss. Z. 13. 4. 1887.

22. **Fischessen (Botwinje).** Über die Botwinje, eins der Lieblingsgerichte Kaiser Wilhelms I., ist uns folgende Mitteilung zugegangen: Botwinje ist in Russland wie in Polen allgemein gebräuchlich, weil die Zuthaten äusserst wohlfeil sind. Das in russischen Kochbüchern angegebene Rezept lautet: Eine handvoll Kerbel (*Anthriscus cerefolium*) mit Salz fein zerrieben in einer Terrine, welche nachher das Ganze aufzunehmen bestimmt ist; etwas feingehackten Sauerampfer (*Rumex acetosa*) oder rote Rüben (*Beta vulgaris*)

abkochen und verkühlen lassen; (werden die letzteren verwendet, dann sind die gekochten in kleine Stücke zu schneiden); in die Terrine schütten mit einem Teile der Brühe, welche beim Abkochen sich ergeben hat, alles vermischen und so viel sauren Rahm hinzufügen, dass das Ganze eine seimige säuerliche Suppe bildet. Vor dem Anrichten einige hartgesottene, in Viertel zerlegte Hühnereier, feingeschnittene frische (oder als Ersatz Salz-) Gurken, etwa ein Schock Krebschwänze, ferner einige Stücke irgend eines grossen Fisches (Stör, Lachs) und kleine Stücke Eis hinzuthun. So wird Botwinje auch in der Fastenzeit genossen, sonst kann der Fisch durch feine, länglich geschnittene Stücke Kalbsbraten ersetzt werden. In einigen Kochbüchern wird empfohlen, statt der klein geschnittenen roten Rüben das feingehackte Grüne derselben (dieses hat den Namen — botwina im Polnischen — gegeben) zu verwenden. Dass Kwass — halbgegohrenes Bier — hinzugethan wird, ist nirgend vorgeschrieben; dagegen lässt sich die oben erwähnte Brühe durch Krebschalensaft (wie zur Krebsbutter) mit ein wenig Essig ersetzen.

B. T. Bl. 24. 2. 1887.

23. **Früherer Fischreichtum.** Wie gross und mannigfach der Fischreichtum der Mark noch im vorigen Jahrhundert gewesen ist, das zeigt eine im Jahre 1786 von Nicolai herausgegebene „Beschreibung von Berlin u. s. w.“, in welcher, wie der „Bär“ konstatiert, folgende bei uns gefangene und verkaufte Fische verzeichnet sind: Aale, Aland, Barben, Barsch, Bitterling, Blei, Döbel, Lachsforelle, Teichforelle, Lachs (in der Oder), Güster, Giebel, Gründling, Karpfen, Hecht, Karausche, Kaulbarsch (werden bei Potsdam in der Havel vorzüglich schön und gross gefangen). Lampreten (werden ebenfalls in der Havel bei Spandau gefangen). Maränen (bei Rheinsberg). Kleine Maräne (im Wandlitzer See). Kühling (bei Küstrin). Plötze, Quappe, Raapfen, Rothauge, Schlei, Goldschlei (in Schönhausen). Schlampietzker, Steinpietzker, Stör (in der Oder), Sterlet (bei Küstrin). Neunauge (in der Oder). Schnäpel (bei Havelberg). Schmerl, Stichling, Stint, Kaulkopf (bei Eberswalde). Ükeley, Wels, Zander, Zährte (bei Küstrin). Zope (in der Oder). Ziege (zu Zernikow). Dreiundvierzig marktfähige und marktübliche Arten, in der That eine reiche Auswahl.

B. T. Bl. 3. 2. 1889.

24. **Die grosse Maräne.** Dieser herrliche Fisch, welcher nicht zu verwechseln ist mit der „kleinen Maräne“, erreicht die stattliche Länge von 60 Centimetern, ein Gewicht von 2 bis 5 Kilogramm, ist von ganz vorzüglichem Wohlgeschmack und bildet eine Zierde der Tafel. Er findet sich hauptsächlich in der Madue in Pommern, und an diesen allerdings merkwürdigen Umstand knüpft sich die bekannte Sage an, dass er vom Teufel in den zuletzt genannten pommerschen See erst im Mittelalter hineingesetzt worden sein soll, und zwar auf Wunsch eines in der Nähe wohnenden Abtes, welcher ihm dafür seine Seele verschrieb. Alle Versuche, auch anderwärts grosse Maränen zu züchten, sind, soviel mir bekannt ist, bisher nirgends von Erfolg gekrönt gewesen, und so sind und bleiben diese schönen Fische denn eine Seltenheit. Als ich — so schreibt uns ein Abonnent — noch in Pommern wohnte, habe ich doch mehrere Male im Jahre grosse Maränen zu essen bekommen; seit meiner Übersiedelung nach Berlin aber nur noch ein einziges

Mal, und daran knüpft sich eine gewissermassen wehmütige Erinnerung. Es war vor mehreren Jahren, als ich aus Anlass der bevorstehenden Feier eines Familienfestes auf den Gedanken kam, meinen Gästen und mir einmal den Genuss von Maränen zu gönnen. Ich wandte mich deshalb an eine Delikatesswarenhandlung in Stargard in Pommern und erhielt auch wirklich durch selbige zwei schöne Maränen, welche Allen vortrefflich mundeten und garnicht danach schmeckten, als ob sie vom Teufel herstammten. Der hinkende Bote kam aber nach: ich erhielt nach kurzer Zeit eine Rechnung über 15 Pfund Maränen à 1 M. 75 Pf. = 24 M. 50 Pf. — Das war der Teufel.

B. T. Bl. 30. 1. 1887.

25. **Die grosse Maräne**, im Norden Deutschlands auch unter dem Namen Madue-Maräne bekannt, fand sich — wie uns in Ergänzung unserer bezüglichen Notiz von einem Freunde unseres Blattes geschrieben wird — in früheren Jahren allerdings nur in wenigen Seen Norddeutschlands, namentlich im Madue-See bei Neumarkt in Pommern, und im Schalsee bei Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin. Die grosse Schmackhaftigkeit dieses zum Coregonen-Geschlecht gehörigen Fisches zog bald nach dem Auftauchen der künstlichen Fischzucht die Aufmerksamkeit in hohem Masse auf sich. Die grossen Laicheier, welche sämtlichen Mitgliedern der Coregonen-Gruppe eigen sind, erleichtern die Erbrütung künstlich befruchteter Eier in hohem Masse, so dass jetzt seit einer Reihe von Jahren jährlich viele, viele Tausende junger Maränen erbrütet und nach Erreichung der erforderlichen Grösse in geeignete tiefgründige Seen ausgesetzt werden. Die Maräne ist dadurch jetzt in fast allen, ihren Lebensbedingungen passenden tiefen, klaren Landseen Norddeutschlands verbreitet, in Pommern z. B. auch in den grossen, früher fiskalischen Seen des Greifenbager Kreises, im Tornow-See (in dem sie auch bereits seit Alters her heimisch gewesen sein soll), im grossen Schweriner See in Mecklenburg und an vielen anderen Orten. Zwischen den Maränen des Madue-Sees und des Schal-Sees ist in Bezug auf Geschmack und äussere Form kein Unterschied, nur sollen die Schilder an den Seiten des Kopfes etwas verschieden geformt sein. Die Schalsee-Maräne wurde hauptsächlich von der in Schwerin in Mecklenburg befindlichen, vom Grossherzog subventionierten Fischzucht-Anstalt, durch Verteilung von jungen Samenfischen verbreitet. Die Maräne erzielte vor Jahren bei dem seltenen Vorkommen stets hohe Preise, in Schwerin hat Einsender noch vor ca. 10 Jahren 1 bis 1,50 Mark für das Pfund bezahlt; seitdem ist der Fisch aber viel häufiger geworden und es kommen alljährlich, namentlich im Frühjahr bereits grössere Mengen davon auf die Berliner Wochenmärkte und werden zu den für Zander geltenden Preisen und selbst noch billiger verkauft. Der Fisch ist der weitaus grössten Anzahl der Konsumenten ganz unbekannt und deshalb auch wohl weniger beachtet, als er es verdient. Er ist in der That die Krone der Süsswasserseefische.

Berl. T. Bl. 5. 2. 1887.

26. **Stirl oder Sterlet**. Der Ausschuss des Deutschen Fischerei-Vereins hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, für 1200 Mark junge lebende Sterlettische, auch Stirl genannt (*Acipenser ruthenus* L.) aus Bosnien kommen zu lassen. Dieselben werden in der Weichsel bei Thorn und Brom-

berg und in der Oder bei Frankfurt und Küstrin ausgesetzt werden. Einige lebende Stücke erhält Dr. Hermes für das Aquarium und Professor Eilhard Schulze für das hiesige Zoologische Institut. Die Sterlets, die Zierden der Feinschmeckertafel, vertragen unser Wasser vorzüglich, das beweisen die von Friedrich dem Grossen bei Küstrin ausgesetzten Sterlets, welche sich über 50 Jahre gehalten, freilich nicht vermehrt haben. Das lag daran, dass man sie in kleinen, abgeschlossenen Gewässern aussetzte. Jetzt will man einen Versuch in den offenen Strömen machen.

B. T. Bl. 17. 10. 1891.

27. **Herzog Kasimir der Fischer.** Die grosse Rührigkeit des Bischofherzogs Kasimir von Pommern erwähnt Simmern: er war selten müssig und hatte grosse Lust zum Fischen. Ausführlicher schildert ihn Schwallenberg: ein frommer und stiller Herr, der ohne Pracht gelebt, schlechte Kleider und niemals einen goldenen Ring am Finger getragen und doch gerne Leute um sich gehabt. An Stelle des Jagens, Bauens, Reitens und anderer fürstlicher Lustbarkeit hat er nichts als die Fischerei geliebt, dazu er sonderbare Häuser an den Wassern erbauen lassen, allwo er selbst der Fischerei obgelegen und im Fischerhabit oft in grosser Kälte mehr Arbeit als die andern Fischer gethan.

Die letzten drei Jahre seines Lebens brachte er meist in Neuhausen zu, wo er viel Fischerei trieb und am 10. Mai 1605 verstarb.

Vgl. Dr. Hanneke: Neue Materialien zur Geschichte des Bischofherzogs Kasimir. Balt. Stud. Jahrg. 35. 1885. S. 17 u. 24.

28. **Seeadler und Stör.** „Ein Seeadler,“ schreibt ein Altmeister der Naturgeschichte, Lenz, „schwebte Beute suchend über der Havel und entdeckte einen Stör, auf welchen er sogleich herabschoss; allein der kühne Adler hatte seiner Kraft zu viel zugetraut: der Stör war ihm zu schwer, und es war ihm unmöglich, denselben aus dem Wasser emporzuheben; jedoch war auch der Stör nicht stark genug, den Adler in die Tiefe hinabzuziehen. Er schoss wie ein Pfeil auf der Oberfläche des Wassers dahin; auf ihm sass der Adler mit ausgebreiteten Flügeln, so dass beide wie ein Schiff mit Segeln anzusehen waren. Einige Leute bemerkten das schöne Schauspiel, bestiegen einen Nachen und fingen sowohl den Stör wie den Adler, welcher sich so fest in den Fisch eingekrallt hatte, dass er sich nicht befreien konnte.“

29. **Brassenzug auf der Müggel.** Einen neuen Beleg für den Rückgang der Fischerei-Erträge auf den Gewässern der Spree giebt der diesjährige grosse Eisfischzug, auch Brassenzug genannt, auf dem Müggelsee, der am vorigen Freitag von den Köpenicker Grossfischern abgehalten wurde. In dem grossen Netz, das schon in aller Frühe mitten auf dem See durch das Eis hindurch ins Wasser gelassen und nachmittags 2 Uhr bei Teufelssee herausgewunden wurde, fand sich nur ein halber Zentner Fische vor. Dabei waren 50 Mann, Fischer und Arbeiter, bei dem Fischzuge beschäftigt. In früheren Jahren betrug die Ausbeute oft 10–15 Centner, aber seitdem die Dampfschiffahrt die grosse Ausdehnung angenommen, nimmt der Fischbestand auch in der Müggel stetig ab.

Voss. Ztg. 17. 1. 1893.

30. **Neunaugenfang.** An der Bobermündung in der Provinz Brandenburg ist noch immer ein recht lohnender Neunaugenfang. Dasselbst wurden beispielsweise Mitte Januar 1893 in einer Nacht weit über 2000 Stück dieses leckeren und hochgeschätzten Speisefisches gefangen. E. Friedel.

Bücherschau.

Die französischen Kolonien zu Müncheberg und Fürstenwalde von Albert Schöttler. Teil I. Müncheberg. Beilage zum Programm des Gymnasiums in Fürstenwalde. Fürstenwalde a. d. Spree 1895.

Der erste Versuch der im dreissigjährigen Krieg arg mitgenommenen, später durch einen verheerenden Brand fast ganz in Asche gelegten Stadt Müncheberg eine fremde intelligente Bevölkerung zuzuführen, wurde im Jahre 1697 gemacht. Damals sollten 30 französische Familien nach dem Orte verpflanzt werden. An der Spitze des Unternehmens stand ein in Magdeburg angesessener Refugié, namens Jacques Brunet. Trotz den grossen Schwierigkeiten, die dem Projekt von manchen Seiten bereitet wurden, auch durch den Bürgermeister der Stadt selbst, der lieber andere Kolonisten in Müncheberg gesehen hätte als Franzosen, die „anderswo Ungelegenheit genug machen und es überall gemachet haben wollen“, war es bis nahe an seine Durchführung herangebracht, als es im letzten Augenblick scheiterte. Brunet wollte auch solche französische Familien nach Müncheberg bringen, die schon in anderen märkischen Orten niedergelassen waren, dort sich aber nicht wohl fühlten und ein besseres Unterkommen suchten. Die Regierung hingegen wollte und konnte es nicht geschehen lassen, dass „der neuen Kolonien halber die alten und bereits establierten depeuplirt“ würden.

Diesem misslungenen Versuch folgte sehr bald ein neuer. Im Kanton Bern hatten sich Refugiés in solcher Fülle angesammelt, dass eine Entleerung des Landes dringend nötig wurde. Hilfflehend rief man die erprobte Gastfreundschaft Brandenburgs an. Ein ehemaliger französischer Militär, Charles Masse, kam nach Berlin, um sich beim Kurfürsten für seine in der Schweiz zurückgebliebenen Landsleute zu verwenden. Im Februar 1698 erhielt er die Erlaubnis, 40 französische Familien nach Brandenburg zu führen und sich nach einem zur Anlage einer Kolonie geeigneten Ort umzusehen. Er wählte das an der Hauptstrasse nach Preussen und Russland gelegene Müncheberg. Nicht lange vor dem Osterfest des Jahres 1699 trafen die ersten 12 oder 13 Familien hier ein. Ihnen folgten nach und nach andere, so dass die Kolonie am Ende des Jahres 1700 aus einigen 30 Familien bestand. Im Jahre 1705 waren es schon 46. Wie Charles Masse der Begründer der Müncheberger Kolonie war, so war er auch die Seele der Niederlassung und nicht der bisher immer dafür gehaltene Gesandtschaftsrat und Hüttendirektor Etienne de Cordier, der nicht mehr als das angesehenste Mitglied der Kolonie war.

Die Erwartung, dass der Zufluss der Fremden für die Stadt von Vorteil sein würde, wurde nicht getäuscht. Müncheberg nahm einen beträchtlichen

Aufschwung. 40 neue Häuser wurden bis zum Jahre 1704 erbaut. Die Einkünfte der Stadt wuchsen mit der Ansiedelung der Franzosen um mehr als 200 Prozent. Eine auffallende Erscheinung ist, dass der Ort besonders die adeligen unter den Refugiés anzog. Unter den 46 Familien des Jahres 1705 befanden sich 9 adelige. Bis 1716 stieg die Zahl auf 27. Dem Bürgermeister, der die ganze Unternehmung nicht gerade begünstigte, war dieser Umstand nicht erwünscht. Eine Beschwerdeschrift an den Kurfürsten, in der er über die Refugiés Klage führte, war besonders gegen die Vornehmen gerichtet. Auch zwischen den deutschen Bewohnern insgesamt und der Kolonie war das Verhältnis kein durchaus ungetrübtes. Schon 1702 kam es zu einem Konflikt, der die Existenz der Handwerker unter den Franzosen bedrohte.

So berichtet das Büchlein in schlichter ansprechender Form über die Gründung der Kolonie Müncheberg. Aber nicht bloss über den äusseren Vorgang giebt es Auskunft, auch in das innere Getriebe des Unternehmens gewährt es uns Einblick. Welche Gewerbe von den Eingewanderten betrieben wurden, erfahren wir in einer Zusammenstellung (S. 16), welche lehrt, dass Wollspinnerei und Wollweberei, Zeugfabrikation, Strumpfwirkerei, ferner neben dem Tabaksbau der Gemüse- und Gartenbau bevorzugt wurden. S. 22 f. berichtet es über die Privilegien der Refugiés. In welcher Weise nach längeren Kämpfen zwischen dem Magistrat und der Kolonie die Rechtsprechung in Streitigkeiten einerseits zwischen den französischen Familien unter einander, andererseits zwischen ihnen und deutschen Familien organisiert wurde, erfährt man auf S. 25 ff. S. 32 f. lesen wir, wie der Bau der Kirche zu Stande kam, und wie über die gemeinsame Benutzung des Gotteshauses durch die reformierte und die französische Gemeinde ein Streit ausbrach, der endlich gütlich beigelegt wurde. Zuletzt verfolgt der Verfasser die Schicksale der Kolonie bis zu ihrer am 10. Dezember 1804 erfolgten Auflösung. Nach dem Anwachsen der Bevölkerung in der ersten Zeit der Niederlassung schrumpfte die Zahl der Mitglieder mehr und mehr zusammen. Der Hauptzweig ihrer Industrie fiel der Mode zum Opfer. Die aufkommende Baumwollenfabrikation vernichtete die im Kleinen betriebene Wollenweberei. Auch der Versuch, der Kolonie durch den Seidenbau aufzuhelfen, gelang nicht.

All' das bringt die gehaltvolle Schrift zur Sprache. Sie macht in dem, was sie berichtet, den zuverlässigsten Eindruck, belegt sie doch alles Tatsächliche quellenmässig. Der Verfasser hat offenbar die gründlichsten Studien gemacht und z. B. das geheime Staatsarchiv neu und erfolgreich ausgebeutet. Er gewann dadurch die Möglichkeit, ältere Auffassungen zu berichtigen und über manche Punkte neues Licht zu verbreiten.

Der zweite, in Aussicht gestellte Teil, der die Geschichte der französischen Kolonie in Fürstenwalde behandeln soll, wird — das dürfen wir hoffen — seine Aufgabe mit der gleichen Sorgfalt lösen. Pniower.

Fragekasten.

Herrn C. Sch. Über den Rohrsänger. Hinsichtlich des Rohrsängers, über welchen ich befragt werde, möchte ich Folgendes bemerken:

Der Vogel, der ein charakteristischer Bewohner und Beleber unserer grösseren märkischen Gewässer und an diesen allgemein verbreitet ist, führt den ihm volkstümlich beigelegten Namen Rohrsperling eigentlich mit Unrecht, da er als Feinschnäbler und Insektenfresser vielmehr zu den Sylvien gehört. Unsere alten Vogelsteller, eine jetzt ausgestorbene oder unter der Strenge des Gesetzes verkommene Menschenrasse, wussten dies sehr gut. Bei ihnen hiess der Vogel Rohrdrossel, auch wohl Rohrsprosser. Wir wollen für ihn, ungewiss, ob wir darin mit den Gewissenskrupeln modernster Ornithologie übereinstimmen oder nicht, die althergebrachte systematische Benennung *Sylvia turdoides* beibehalten, zugleich aber hinzufügen, dass er für Linné, wohl seiner relativen Grösse halber, eine Drossel (*Turdus arundinaceus*) gewesen ist. Wer kennt und liebt nicht das geschwätzige, trotz seiner Disharmonie so reizvolle Lied dieses Sängers, der den Fröschen etwas von ihrem Getöse abgelauscht zu haben scheint? Für Ruderschlag und Netzwerfen bildet es, überall wo hohes Rohr steht, eine ständige Begleitung, die der ländliche See- oder Flussanwohner mit den Worten: Kaddel, Kaddel kiek-kiek-kiek wiederzugeben liebt.

Unter den Vielen indess, welche ihn zu hören gewohnt sind, kennen nur wenige den Vogel selbst, der sich scheu im Geröhricht verbirgt und dessen schützenden Halmenwald nur ausnahmsweis verlässt. Sein kunstvoll gebautes, zwischen Rohrstängeln hängendes Nest steht im tiefen Dickicht der Wasserwildnis und wird meist erst gefunden wenn der Winter das Rohr zu schneiden gestattet.

Der Anfrage des Herrn L. Schack entsprechend, möchte ich die Äusserung wagen, dass ein Zusammenfallen der Eierzahl (4—5) mit der das Nest tragenden Rohrhalme nur auf einem Zufall zu beruhen scheint und regelmässig bisher von niemand beobachtet worden sein dürfte.

Die Lebensweise des grossen Rohrsängers, der gerade jetzt sich anschickt, uns zu verlassen, bietet manches von Interesse dar, über das ich hier schweigen will. Nur einen mich persönlich angehenden Fall möchte ich noch anführen.

Es war am Tegeler See, an meinem eigenen Scharfenberger Ufer, wo ich vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren meinem unvergesslichen Freunde Alfred Brehm das erste, ihm zu Gesicht gekommene, Rohrsprossernest zeigen konnte. Und er hatte doch soviel gesehen!

Als Rohrsperling gilt bei uns ferner noch der Rohrammer (*Emberiza schoeniclus*), ein himmelweit verschiedener Vogel, der, beiläufig gesagt, nicht im Rohr, sondern am Boden nistet und mit dem uns beschäftigenden nichts als die Liebe zum Wasserdunst gemein hat.

Berlin, 4. September 1895.

Carl Bolle.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

9. (I. öffentl.) Versammlung des IV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 23. Oktober 1895, abends 7^{1/2} Uhr,

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses,
Matthäikirch-Strasse 20/21.

1. Der Ehrenpräsident, Landesdirektor, Wirkliche Geheimrat von Levetzow eröffnete die Sitzung, begrüßte die Anwesenden und erteilte alsdann dem 2. Vorsitzenden, Geheimrat E. Friedel das Wort. Der letztere berichtete, was unter No. 2 bis 6 folgt.

2. Die Brandenburgischen Stände haben einen neuen Beitrag von 500 Mark für das Archiv bewilligt, und steht die Herausgabe des interessante landeskundliche Beiträge enthaltenden zweiten Bandes demnächst bevor. Die Gesellschaft nimmt mit lebhaftem Dank für die Verwilligung Kenntnis.

3. Die Centralstelle für den Berliner Fremden-Verkehr, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, teilt ihr Programm zur Hebung des Fremdenverkehrs mit, verweist auf die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt und die Notwendigkeit, die Fremden auch auf die landschaftlichen Umgebungen Berlins aufmerksam zu machen und den Verkehr nach denselben noch mehr zu erleichtern und befördern. Die Zuschrift schliesst mit den Worten: „Da auch die schätzenswerten Bestrebungen der Brandenburgia darauf abzielen, das wissenschaftliche und landschaftliche Interesse an Berlin im besonderen und der Mark im allgemeinen zu fördern, so erhoffen wir von Ihnen ein, seinem Werte nach von uns gewürdigtes Wohlwollen für die Zwecke unserer Unternehmung.“ — Unsere Gesellschaft ist gern bereit, soweit die heimatkundlichen Beziehungen in Frage kommen, die erwähnte Centralstelle zu unterstützen.

4. Die beiden Herren Hauptvortragenden des Abends, Geheimrat Dr. W. Schwartz und Privatdozent Dr. Georg Galland überraschen uns mit erfreulichen literarischen Novitäten. Nachdem Adalbert Kuhn unter Wilhelm Schwartz's Mitwirkung im Jahre 1843 bei Reimer in Berlin: „Märkische Sagen und Märchen, nebst einem Anhang von Gebräuchen und Aberglauben“ veröffentlicht, gab W. Schwartz, damals Gymnasialdirektor in Neu-Ruppin, selbständig im Jahre 1871 bei W. Hertz in Berlin, ein Werk heraus: „Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg für Jung und Alt“, 203 Seiten, 106 Stücke, ohne Anmerkungen.

Als Direktor des hiesigen Luisen-Gymnasiums publizierte der Verfasser im Jahre 1886 die 2. Auflage, 188 Seiten, 128 Stücke mit 20 Anmerkungen und jetzt lässt er eine 3. Auflage, 211 Seiten, bis auf 145 Stücke und 48 wertvolle Anmerkungen vermehrt, erscheinen.

Wie unser geschätztes Ehrenmitglied diese gehaltvollen Überlebsel unserer Altvorderen aus dem unverfälschten Munde des Volkes gesammelt, das hat Herr Schwartz im Archiv unserer Gesellschaft, Bd. I, 1894, S. 143 bis 157, in beredter Weise geschildert. Das ungeteilte Lob, welches diesen Sammlungen unseres Verfassers von jeher aus berufensten Federn gespendet worden, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Die Sagen und Geschichten sind für das Alter und für die Jugend gleichmässig bestimmt, für die letztere mit besonderer pädagogischer Rücksicht ausgewählt.

5. Unser Mitglied Dr. Georg Galland giebt seit dem 1. d. M. ein neues Organ „Die Kunsthalle, Zeitschrift für die bildenden Künste und das Kunstgewerbe“ heraus, das sich mit unseren landeskundlichen Bestrebungen, soweit dieselben sich auf die wirtschaftliche und die geistige Kultur (vgl. unseren Arbeitsplan im Archiv, Bd. I, S. IX unter No. V, G und H) erstrecken, berührt. Namentlich die Museal-Wissenschaft und die Geschichte der heimatlichen Kunst und Kunsttechnik, auf welchem Gebiet, wie bekannt, Herr Dr. Galland sich schon seit Jahren hervorragend bewährt hat, werden uns in der neuen Zeitschrift anziehen. Die letztere erscheint monatlich am 1. und 15. im Verlag von Rosenbaum & Hart, Wilhelmstr. 47 (Buchhändlerhaus) zum Preise von jährlich 8 Mark.

Die beiden ersten inhaltlich reichen, mit Illustrationsbeilagen ausgestatteten Nummern enthalten u. a. Aufsätze des Herausgebers über die Stellung der Reichsmetropole zur Kunst und über neue Museen (Anregung eines Vormuseums, Elite-Sammlung zur Übersicht der Leistungen aller Kunstmuseen mit wechselndem Bestande). Einen dem leider zu früh verstorbenen, verdienstlichen Bildhauer Robert Toberentz (Vollender des Otto'schen Luther-Denkmal) von Fritz Stahl gewidmeten Nachruf. Toberentz's erste That war die Wiedereinführung der Wachsausschmelzung beim Bronzeguss. Diese Technik hat nicht nur den äusserlichen Vorteil, dass der Guss in grösseren Stücken erfolgen kann, sondern, wie Stahl S. 8 betont, den für den wahren Künstler fast unschätzbaren, dass der Wachsguss noch überarbeitet, retouchiert werden kann, und dass so die Handschrift des Künstlers, wenn man so sagen darf, am treuesten festgehalten wird. Heut wird dies Toberentz'sche Verfahren bereits in allen grösseren Giessereien nachgeahmt.

6. Volkstümliches aus der Pflanzenwelt, besonders für Westpreussen.“ Unter diesem Titel hat Herr Rittergutsbesitzer A. Treichel auf Hoch-Paleschken bei Gross-Kischau in Westpreussen,

in der altpreussischen Monatsschrift allmählig 12 grössere Beiträge veröffentlicht, die das Verhältnis des Menschen zur Pflanzenwelt in allen denkbaren kulturellen Beziehungen veranschaulichen. Der überaus fleissige, von Liebe zur Heimatkunde seiner Provinz beseelte Verfasser möge bei uns recht bald Nachahmer finden. Unsere Mitglieder Professor Dr. Ascherson und Dr. Bolle, ferner Professor Dr. Paul Magnus und Dr. Graebner würden bezüglich unserer Provinz zweifellos in der Lage sein, ähnliche Materialien zu liefern, einzelnes ist in den Sammelkästen des Märkischen Museums aufgespeichert, wobei freilich nicht übersehen werden kann, dass vieles von dem in Altpreussen Beobachteten sich ebenso im Brandenburgischen wiederfindet. Die „Brandenburgia“ dankt Herrn Treichel für die freundliche Mitteilung der betreffenden Hefte sowie ähnlicher Beiträge aus seiner unermüdlichen wissenschaftlichen Feder.

7. Wann zog der erste Hohenzoller in Brandenburg ein? Hierauf bezüglich sendet unser Mitglied Professor Dr. Hugo Jentsch in Guben folgendes Exzerpt ein, das an einer versteckten Stelle enthalten, leicht übersehen werden kann, obwohl es für uns Brandenburger von wirklichem Interesse erscheint.

In den Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Historisch-philologische Klasse 1895, Heft 3, „Der Annalist“ von 1434, von Wilh. Meyer aus Speyer, Professor in Göttingen. Vorgelegt in der Sitzung vom 15. Juni 1895, heisst es S. 265, Zeile 47—50:

1412, am 23. Juni, kam der Fürst Friedrich von Nürnberg zum ersten Male nach Brandenburg. Als Zeit der Ankunft Friedrichs geben Wusterwitz und die Magdeburger Schöppechronik an: „umb S. Johannis Tag.“ Riedel (Zehn Jahre u. s. w., S. 337 u. Cod. dipl. III, I, S. 47) beruft sich auf eine Übersicht von Lehnsempfängnissen von 1412—1424 (im kurmärkischen Lehnkopialbuch des Geh. Kab.-Archivs XIV, Bl. 1—32) welche beginnt: „Witze und Albrecht Wolff Gebrudere haben entpfangen uff dem Rathuse czur Brytzen . . . Die haben sie mit gesampter hant entpfangen czu Brandenburg a. d. millesimo quadringentesimo XII^o am Mittwochen vor Johannis Baptisten (22. Juni).“ Dann „Kuno von Thumen hat entpfangen . . Actum ut supra.“ Hieraus schliesst Riedel*) „Der Burggraf war mithin schon den 22. Juni in Brandenburg thätig, kann aber wohl schwerlich vor dem 21. Juni dahin gelangt sein (am 16. Juni stellte er eine Urkunde in Blankenburg am Harz aus), und so gilt der 21./22. Juni als Einzugstag Friedrichs. — Die Grundlage dieses Schlusses, das Datum von Urkunden, ist oft unsicher; in dem vorliegenden Fall ist nicht einmal gesagt, dass Friedrich persönlich die Lehnsurkunde unterzeichnete.“

„Diesen unsicheren Schlüssen steht die bestimmte Angabe unserer verlässlichen Annalen gegenüber, am 23. Juni 1412 sei der erste Hohen-

*) indem er fortfährt: „Nun fiel im Jahre 1412 der Johannistag (24. Juni) auf einen Freitag.“

zoller in Brandenburg eingezogen, und ich sehe keinen stichhaltigen Grund, diese Angabe zu bezweifeln.“

Herr von Levetzow teilte diese Feststellung, die namentlich bei Jubiläumsfeiern in Frage kommt, und die Herr Jentsch an Herrn Geheimrat Dr. Wilhelm Schwartz übermittelt hatte, der Versammlung mit.

8. Demnächst folgte ein Vortrag des Herrn Museums-Kustos Rudolf Buchholz über:

Eine Auswahl berlinischer Altertümer der spätgotischen und Renaissance-Zeit, die im ehemaligen Spreegrunde gefunden sind. (Mit Vorlagen.)

In keinem Jahre sind Funde altberlinischer Überreste so zahlreich und zugleich von solcher Bedeutung für die ortsgeschichtliche Forschung vorgekommen, wie in dem gegenwärtigen. Wir verdanken dieses Ergebnis nicht allein dem Umstande, dass gelegentlich vieler grösserer Hoch- und Tief-Bauten eine erhebliche Bodenfläche der alten Stadt bis auf festen Baugrund ausgehoben wurde, sondern auch dem erhöhten Eifer, welcher auf Anregung des Märkischen Provinzial-Museums den Fundvorkommnissen seitens der Bauleitungen zugewendet wird. Die Zahl der interessanteren, im Museum abgelieferten Fundstücke ist so gross, dass ich mich diesmal darauf beschränken muss, einige Gruppen derselben vorzulegen und zwar derjenigen Sachen, die sich im ehemaligen Spreegrunde, namentlich beim Mühlendamm, bei der Kurfürstenbrücke und bei der Schlossfreiheit (Bau des Nationaldenkmals) gefunden haben und dem späteren Mittelalter oder der Renaissance-Zeit angehören. Einige weitere Gruppen solcher Funde, namentlich die der Schwerter und anderer Waffenstücke, habe ich zur Vorlage in einer späteren Sitzung zurückgehalten.

I. Lampen und Leuchter.

Während des ganzen Mittelalters scheint man hier keine anderen Öllampen gekannt zu haben, als jene einfachen irdenen Schälchen mit einem kleinen Dochtschnabel, wie sie in Berlin und in Provinzial-Städten der Mark vielfach gefunden sind, und wie ich Ihnen hier ein Exemplar vorzeige. Im Vergleich zu den altgriechischen und römischen Lampen, von denen ich ebenfalls eine zum Vergleiche vorzeige, erkennen wir auch hier — wie das schon auf vielen anderen Gebieten erwiesen ist — einen bedeutenden kulturellen Rückschritt, denn diese Lampenschälchen stellen die primitivste Beleuchtungs-Vorrichtung dar, während die der klassischen Zeit nicht allein wegen der Schönheit der Formen und der Ornamentierung hervorragen, sondern auch ein gewisses Verständnis für Verbesserung der Lichtwirkung und für Hebung von unangenehmen Nebenwirkungen bekunden. In den mittelalterlichen Lampenschälchen ist eine Regulierung der Flamme nicht möglich, der Docht brennt bis nahe an die Ölmasse

heran, es entsteht viel Rauch und übler Geruch und auch die Lichtstärke ist beeinträchtigt, insofern kein geregelter Luftzug besteht. Alle diese

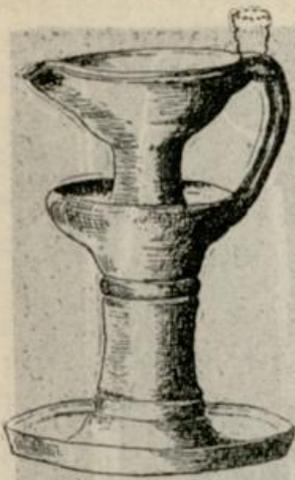


Fig. 1.

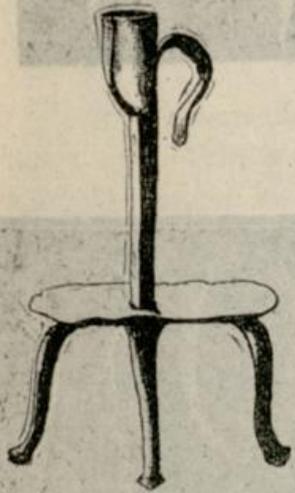


Fig. 2.



Fig. 3.

Übelstände hatten die Kulturvölker des Altertums längst überwunden. Ihre Lampen hatten geschlossene Docht-Tüllen, die gestatteten, dass durch Aus- oder Zurückschieben des Dochtes die Flamme vergrössert oder gemindert werden konnte, die zugleich nach ihrer Konstruktion die Zuführung von Zugluft zur Flamme ermöglichten.

Die primitiven mittelalterlichen Öllampen hatten, wie Sie an diesen jetzt im Spreegrunde gefundenen Beispielen sehen (Fig. 1), auch in der Zeit der Renaissance, dieser sonst an Kulturfortschritten so reichen Periode, noch keine konstruktive Verbesserung erfahren. Nur durch Zufügung eines praktischen Fusses sind sie für den häuslichen Gebrauch bequemer gemacht, auch seitlich mit einer Tülle zur eventuellen Benutzung als Leuchter versehen. Wie sich diese Lampenform dann bis zum Aufkommen der Petroleumlampen in diesem Jahrhundert weiter entwickelt hat, wird Ihnen aus eigener Anschauung bekannt sein, Sie können auch eine ganze Entwicklungsreihe im Märkischen Museum finden.

An die Lampenfunde schliessen sich auch einige Leuchter, von denen dieser aus Eisen geschmiedete und auf einen Dreifuss gestützte wohl noch dem Mittelalter angehört (Fig. 2). Nicht minder eigentümlich ist der in Form einer kleinen Bratpfanne aus Bronze hergestellte (Fig. 3), der wohl 400 Jahre alt sein dürfte, während dieses zweiarmige Fragment etwa 100 Jahre jünger ist.

II. Lichtputz-Scheeren (Fig. 4).

Als ein wirklicher Fortschritt in der Förderung häuslicher Annehmlichkeit erscheint im 16., vermutlich auch schon Ende des 15. Jahrhunderts die Lichtputzscheere, jenes eigentümliche, mit einem Löschkasten und mit einer Spitze versehene Gerät, dessen nützlicher Zweck denjenigen von Ihnen bekannt sein wird, die noch bei Talgkerzen-Beleuchtung gearbeitet haben. Ausser den 6 Exemplaren, 3 aus Bronze und 3 aus Eisen geschmiedet, welche hier vorliegen, sind noch eine grosse Zahl von Bruchstücken in das Museum gelangt. Welche Gestalt

sie in der letzten Zeit hatten, ist an den vielen im Märkischen Museum vorhandenen Exemplaren zu ersehen.

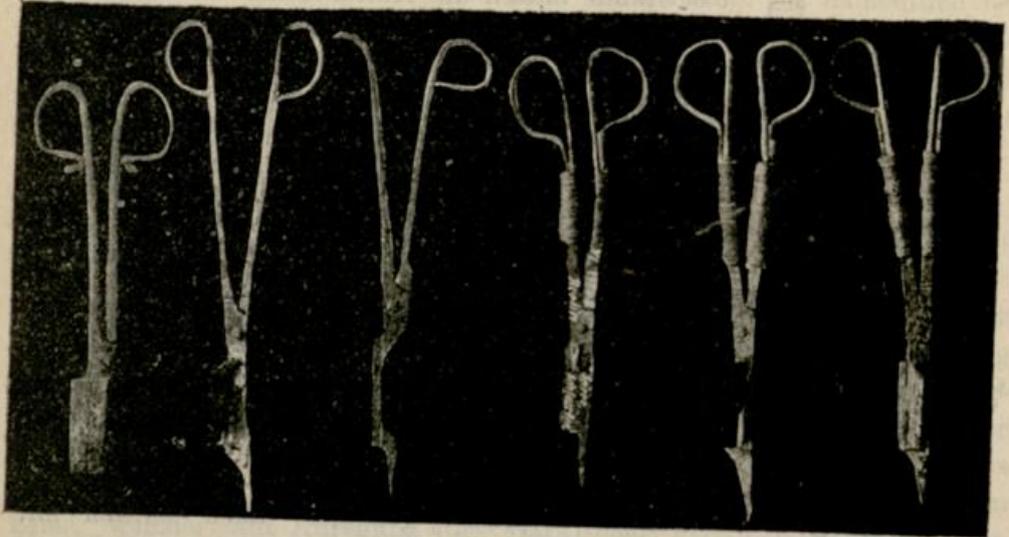


Fig. 4.

III. Schneide-Scheeren (Fig. 5).

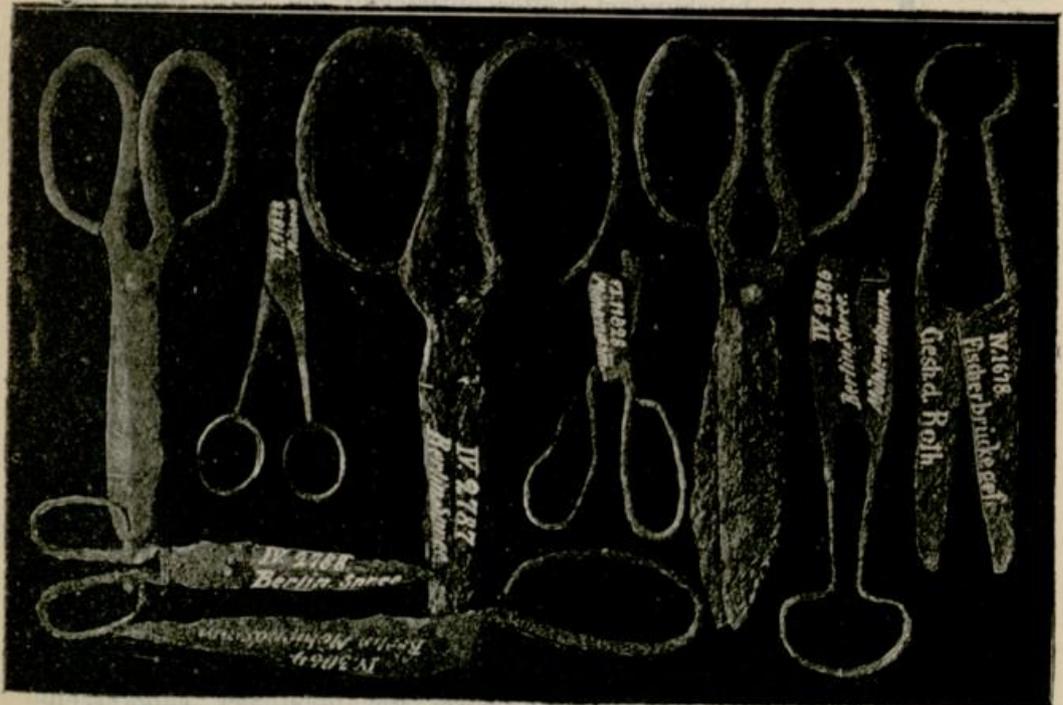


Fig. 5.

Scheeren als Schneidewerkzeuge sind schon unseren altgermanischen Vorfahren bekannt gewesen, wie das mehrfache Funde von Grab-Beilagen

erweisen. Die ältesten, in der Mark gefundenen, gehören dem Anfang unserer Zeitrechnung an; sie waren aus Eisen geschmiedet und zweiseitenig, erfuhren aber noch in der Völkerwanderungszeit eine kleine Verbesserung, indem eine Einschnürung der bisher in gerader Richtung verlaufenden Schenkel an dem federnden Griffende sie handgerechter und auch besser federnd machte. In dieser Gestalt, in der sie auch hier unter den Funden aus Alt-Berlin vorkommen, haben sie sich unter dem Namen „Schafscheeren“ noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Neben ihnen haben wir aber auch eine Anzahl Scheeren von der uns bekannteren vierschenkligen Konstruktion gefunden und zwar unter Umständen, welche annehmen lassen, dass diese Art von Scheeren schon vom 13. Jahrhundert an bei uns in Gebrauch waren. Diese 7 Exemplare, die dem 15. und 16. Jahrhundert anzugehören scheinen, geben ein Bild der Formverschiedenheiten dieses nützlichen häuslichen und gewerblichen Geräts in alter Zeit. Ein Vergleich mit den modernen Formen lässt nur unerhebliche Abweichungen erkennen.

IV. Esslöffel (Fig. 6).

Da in verschiedenen Gräbern der germanischen Zeit unter den Beilagen auch Geräte aus Thon gefunden wurden, die die Form unserer Esslöffel haben, so wird daraus geschlossen, dass man sich schon damals der Löffel bedient hat; ja von mancher Seite werden auch die sehr häufig vorkommenden, niedlichen kleinen flachen gehenkelten Thon-Schälchen als Löffel angesehen. Den in der Völkerwanderungszeit hier eingedrungenen Slaven scheint das Gerät nicht bekannt gewesen zu sein, wenigstens ist in der Mark nichts dergleichen gefunden und auch aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeit ist ein Belegstück nicht zur Hand. Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, dass hölzerne im Gebrauch waren, die im Laufe der Zeit zerstört sind. Diese 10 im Spreegrunde gefundenen Löffel sind zugleich die ältesten aus unserer engeren Heimat vorhandenen Formen. Ob die beiden kleinen aus Bronze, 3062 und 11589, als Kinderlöffel gedient haben oder ob das Speisebedürfnis im 15. Jahrhundert so bescheiden war, dass es mit so kleinem Gerät befriedigt werden konnte, lasse ich dahin gestellt; wir würden sie heute nur als Theelöffel gelten lassen. Der aus Bronze geschmiedete, 11746, mit tannenzapfen- oder traubenförmigem Griffende und einem Stempel F C, kann von den wirklichen Esslöffeln als der älteste gelten und zwar dürfte seine Herstellung, ebenso wie die der zinnernen mit kurzabgegliedertem Griff, in die Zeit von 1500 bis 1550 fallen, während die anderen 5, die in dem inzwischen zur Geltung gelangten Kunstgeschmack der Renaissance sehr zierlich hergestellt sind, der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, bzw. dem 17., angehören. Der jüngste von ihnen, 10493, ist aus Bronze getrieben, der Stiel flach, am Ende

verbreitert und dreilappig ausgeschnitten; seine Verzierung ist auf der Aussenseite der Schale in schön stilisiertem Akanthusmuster eingraviert;

Fig. 6.

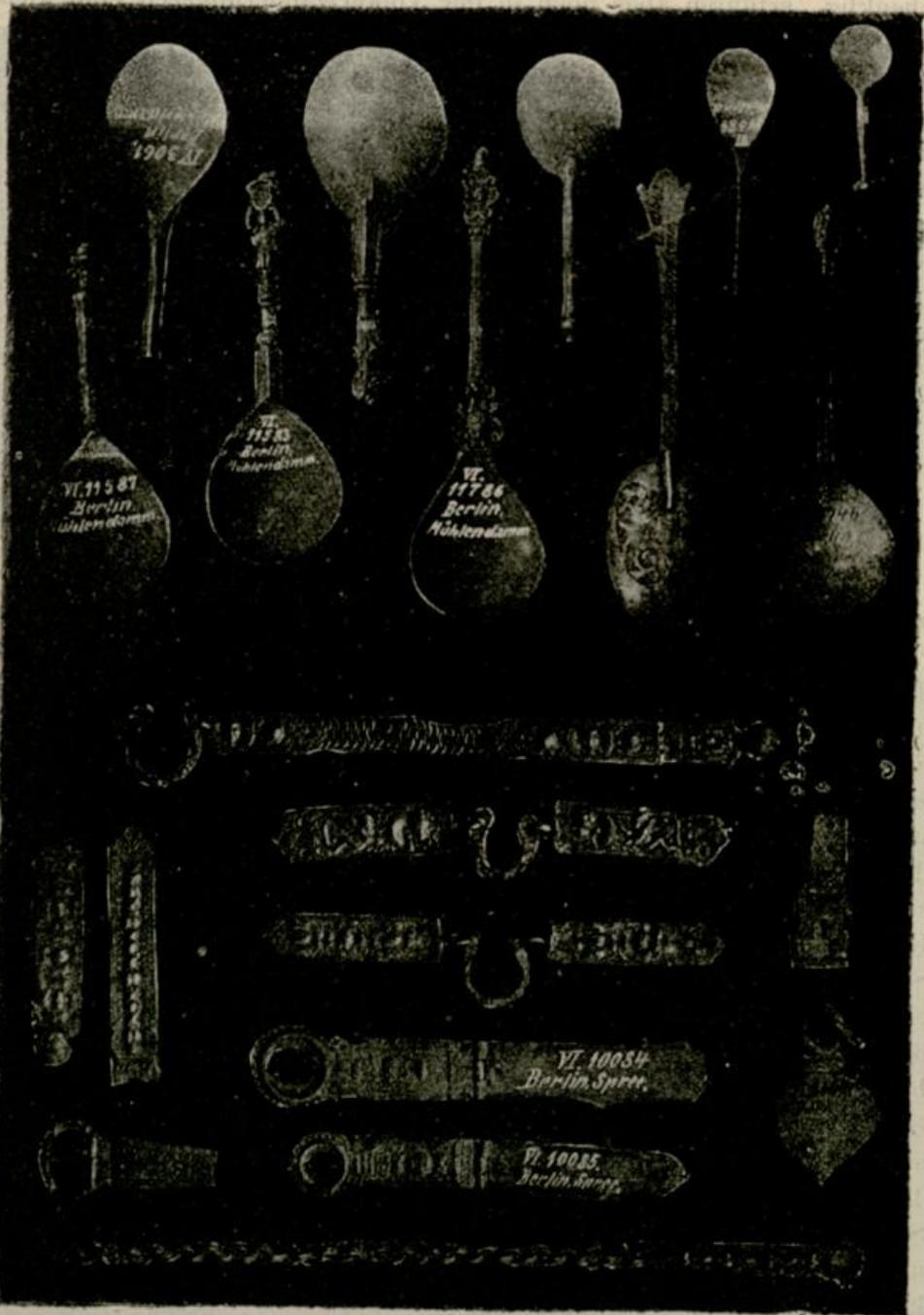


Fig. 7.

die anderen sind aus Zinn gegossen nach hochkünstlerischen Formen. No. 11786 zeigt an beiden Enden des sechseckigen Stiels einen Kopf mit Schnörkel-Rahmung; No. 11587 einen geflügelten Kopf und nach der

Löffelseite hin ein Linienmuster; No. 3061 ist nur auf der Innenseite des Löffels, beim Übergang zum Stiel, gemustert; am interessantesten sind die aus ein und derselben Form gegossenen No. 11583/4, von denen ein ganzer Vorrat in die Spree geraten zu sein scheint, denn allein drei dieser Art sind bei der Fischerbrücke gefunden. Die Schalen dieser Löffel sind mit einem eigentümlichen Blattmuster verziert; der Griff ist in höchst kunstvoller Weise aufgebaut. Die Vermittelung mit dem Gefäß bildet ein im Querschnitt rautenförmiges Stück mit geperlten Kanten, in dessen 4 Feldern der Spruch: „Drinc und is got nich vergis“ erhaben eingegossen ist. Es folgt ein mit Perlstäben wohl abprofilirtes kurzes Säulenstückchen, dessen Verlängerung eine merkwürdige Gruppe zeigt; auf einem Kopf mit Schnurrbart und weit zu beiden Seiten abstehenden Haaren kniet ein Jüngling, der über seinen Kopf hinaus ein leeres Wappenschild hält. Dieser Löffel ist auch deshalb von besonderem Wert, weil auf der Rückseite die Jahreszahl „1568“ angebracht ist und dadurch sowohl die künstlerische Leistung wie auch der Gebrauch dieser Löffelform genau datiert werden kann.

V. Gürtel-Stücke (Fig. 7).

Das Märkische Museum besitzt mehrere Gürtel der Renaissancezeit, von denen ich nur einen mitgebracht habe, um den Zusammenhang dieser immer nur als Bruchstücke vorgefundenen Teile zu veranschaulichen. Zwei der Fragmente sind Schliessenden mit knopfförmigem Haken, ein herzförmiges mit schlangenförmigem Haken, vier sind die linken Schliessstücke mit dem Hakenloch, das immer eine Sicherheitsvorrichtung gegen zufälliges Ausfallen des Hakens hat, und zwei Stücke sind innere Kettenglieder und zwar beide mit dem nach unten gerichteten Bügel, an welchen die Taschen, Stilets, Schlüssel u. dgl. mittels einer Hakenkette angehängt wurden. Diese Gürtel wurden vorzugsweise von den Hausfrauen getragen und zwar immer so, dass sie an der rechten Seite mit dem Tragebügel lose über der Hüfte hingen, wo dann die Tasche angehängt wurde.

Diese Fundstücke sind zugleich von hohem kunstgeschichtlichen Interesse, insofern sie sämtlich mit Verzierungen aus der Blütezeit der Renaissance und zwar nach meisterlichen Vorzeichnungen versehen sind. Neben den in symmetrischen Kombinationen entwickelten Linien-Ornamenten finden Sie schön stylisierte Pflanzen- und figürliche Motive und einzelne dieser Kunstformen dürften in den vorhandenen Bilderwerken (Formenschätzen) der Renaissance noch nicht kopiert worden sein.

VI. Abziehhähne (Fig. 8).

Es fehlt, wie Sie an dieser Tafel sehen, nicht an Belagstücken dafür, dass die alten Berliner auch schon Durst hatten, und dass die Vorräte zum Löschen desselben fassweise gehalten wurden. Die Fässer,

die aus vergänglichem Holz bestanden, nebst den meistens dazu gehörigen hölzernen Abziehzapfen können natürlich nicht mehr gefunden werden, wohl aber finden sich diese bronzenen Abziehhähne häufig, die als eine, vielleicht vom 15. Jahrhundert an eingetretene Verbesserung der hölzernen angesehen werden können, obgleich daneben hölzerne noch bis auf den heutigen Tag im Gebrauch sind. Die Form dieser Hähne ergibt

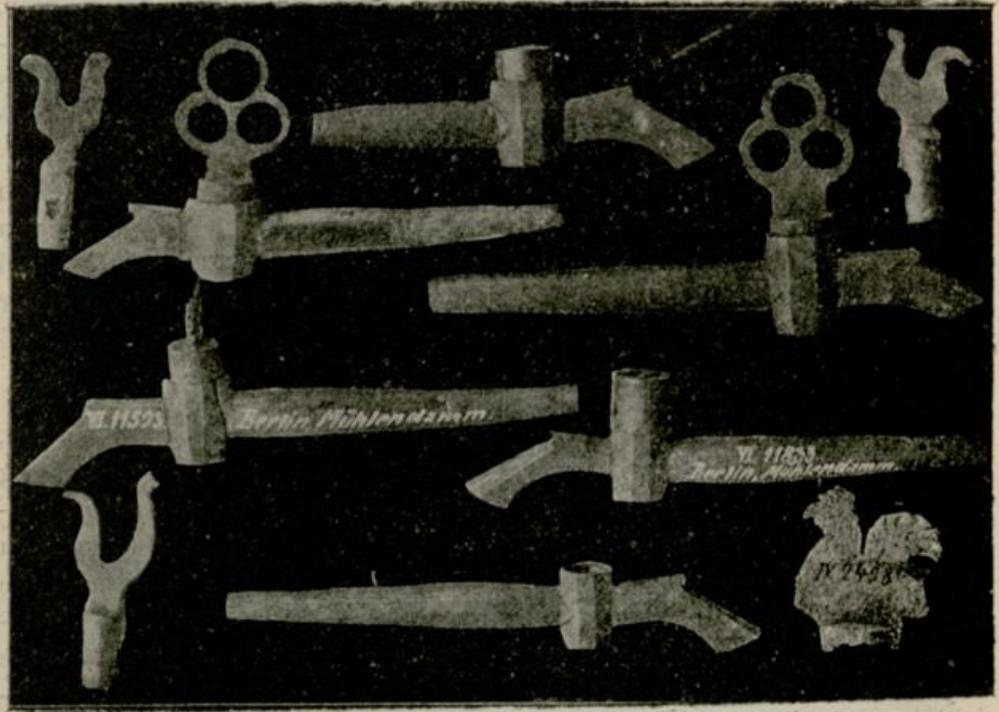


Fig. 8.

sich aus der Gebrauchsweise. Mehrere der gefundenen Griffe vertreten uns durch ihre Form die Herkunft der Bezeichnung „Hahn“, denn Sie finden darunter zum Teil sehr deutliche Figuren unseres Haushahns und es liegt nahe, anzunehmen, dass das ganze Gerät von diesem zufällig wohl in Hahnform angebrachten Griff seinen Namen erhalten hat.

VII. Ofenkacheln (Fig. 9).

Nicht minder wie die Gürtelstücke, illustrieren die gefundenen Kacheln den Kunstcharakter ihrer Zeit. Die Verschiedenheit der Ornamentformen kann an diesen wenigen mitgebrachten Stücken nur zu einem kleinen Teil gezeigt werden. Sie finden darauf ein ge Pflanzenmotive sehr kunstvoll als Ornament entwickelt, insbesondere Eichel und Distel. Auf einem Stück wird das Distel-Rankenwerk anmutig belebt durch herumkletternde Putten und Vögel. Dann finden Sie Genrebilder: Einen Dudelsackpfeifer mit seiner Dame, einen Landsknecht, ein junges Pärchen.

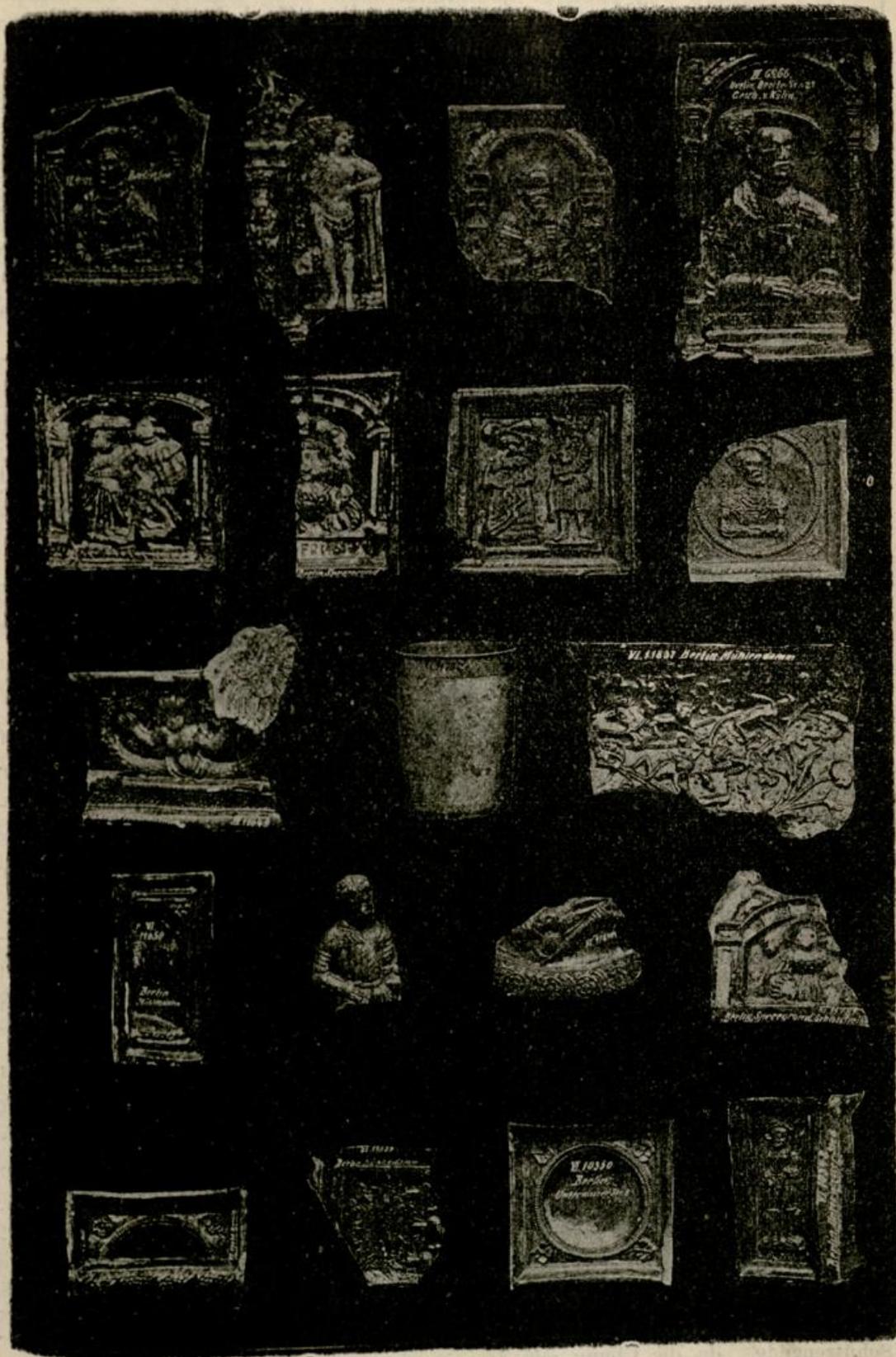


Fig. 9.

Ein Stück zeigt das Symbol der Kraft in Gestalt Simsons mit der zerbrochenen Säule und daneben den Löwen; diese Kachel trägt die Jahreszahl „1561“. Auch, einige von den Portrait-Kacheln, die noch zahlreicher vorhanden sind, habe ich zur Ansicht gebracht.

VIII. Silberner Schützenbecher von 1664 (Fig. 9, Mittelbild).

Auch dieser silberne Becher ist aus dem Spreegrunde zu Tage gefördert und zwar bei den Fundamentierungsarbeiten zum Nationaldenkmal bei der ehemaligen Schlossfreiheit. Er ist ziemlich einfach, lediglich zum Zechen praktisch, gehalten, die Wandung ist mit dem Perlpunzen mattiert, der Rand und die Innenfläche vergoldet, und aussen am Boden ist die Inschrift eingraviert:

Sambtliche Schutzen in Berlin 1664.

Auf Grund dieser Inschrift hatte die hiesige Schützengilde bei der Bauleitung den Becher als ihr einstiges Eigentum für sich reklamiert; da aber eine Kontinuität zwischen der gegenwärtigen Schützengilde und der des 17. Jahrhunderts gar nicht besteht*), so wurde der Fund dem Märkischen Museum überwiesen.

9. Vortrag des Herrn Geheimen Regierungsrats Professor Dr. Wilhelm Schwartz:

Die Ruppiner Bilderbogen, hauptsächlich in Bezug auf die Jahre 1864, 1866 und 1870/71.

— Da der Vortrag später in erweiterter Form im „Archiv“ erscheinen wird, so geben wir hier zunächst nur zwei sich ergänzende Referate über denselben wieder und zwar a) nach der „Tägl. Rdsch.“ Nach einigen einleitenden Worten über die ganze Entwicklung des Ruppiner Bilderbogens heisst es: „Immer bleibt sich bei aller fortschreitenden Verbesserung der einzelnen Blätter, von dem ausgetuschten Holzschnitt bis zu dem Buntdruck der neuesten Zeit, ihr Charakter gleich: schlichte, derb volkstümliche Darstellungen und ein Text von ungekünstelter Prosa und, wo er gereimt ist, von noch weniger gekünstelten Versen. Herr Geheimrat Schwartz, der lange in Neu-Ruppin gelebt und Gustav Kühn nahegetreten ist, kann es bezeugen, dass diese Eigenart der Bilderbogen nicht bloß deshalb festgehalten wurde, weil sich für drei Pfennig im Grossverkauf und sechs Pfennig im Einzelverkauf unmöglich Besseres beschaffen liess, sondern weil es dem Herausgeber ernst damit war, in den weitesten Volkskreisen dem Kulturfortschritt zu dienen und im besten Sinne patriotisch zu wirken. Deshalb ist die bessernde Hand an die äussere Ausstattung auch un-

*) Den damaligen 5 hiesigen Schützengilden wurden im Jahre 1727 von König Friedrich Wilhelm I., der an den Spiel- und Trink-Gelegenheiten Anstoss nahm, die Privilegien entzogen. Erst 1746 gestattete Friedrich der Grosse die Neubildung einer Schützengilde, „da die Übung mit den Gewehren zur etwaigen Defension der Stadt nützlich sei“.

+ hier oben!

ausgesetzt angelegt, jede neue Erfindung erprobt und benutzt worden, wenn man sich ohne Verteuerung des Herstellungspreises davon ein gefälligeres Aussehen versprechen konnte. Unzweifelhaft hat der Herausgeber auch seine, über die geschäftliche Verwertung eines guten Gedankens hinausgehenden Absichten erreicht, und umgekehrt, weil er sich auf die Volksseele verstand, wiederum seinen geschäftlichen Interessen gedient. Viele seiner Bilderbogen wurden in ungeheuren Auflagen verkauft. Gewöhnlich waren es 40, 60—80 000 Exemplare, die abgesetzt wurden, manche Nummern aber kamen bis auf 200 000, und von den 1870er Kriegsnummern wurden im Ganzen drei Millionen Stück verkauft. Hat man davon jemals in Stadt und Land einen anderen, als guten, anregenden, aufklärenden Einfluss, und bei den Friedensnummern, welche die Konterfeie berühmter Persönlichkeiten, Szenen aus dem täglichen Leben, anschauliche Bilder der verschiedenen Handwerke, Tierbilder, Volksmärchen in einer Reihe von Einzelbildern u. s. f. brachten, andere Wirkungen bemerkt, als dass die Teilnahme an dem Leben aller Volkskreise, der Grossen wie der Kleinen, erweckt und gesteigert, die Phantasie in gesunder Weise angeregt und Belehrung in spielender Art geboten wurde? In diesem Sinne waren die derben Wirklichkeits-, niemals Zerrbilder aus Neu-Ruppin in Wahrheit ein Volksbildungsmittel, und es kann nur angenehm berühren, dass sie dies nach Willen und Absicht des Herausgebers sein sollten, der hiernach als ein wahrer Volksfreund erscheint. Dass Gustav Kühn, durch seine Erfolge ermuntert, es bescheidenlich unternahm, zwei Wendepunkte preussischer Geschichte auch seinerseits mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln der Volksaufklärung im besten vaterländischen Sinne zu schildern, dürfte bisher noch nicht bekannt sein. Um so dankenswerter sind die vom Geheimrat Schwartz hierüber gemachten Mitteilungen: Der erste Fall trat bei der 1861 begonnenen Reorganisation des preussischen Heeres ein, die, wie erinnerlich, zu vielen Missverständnissen und Angriffen gegen die Regierung Anlass gab. Kühn glaubte, die gute Absicht des Königs, die älteren Jahrgänge der Heerespflichtigen zu entlassen, nicht besser, als durch ein Bild mit begleitendem gereimten Text erläutern zu können, welches das Geschick des Landwehrmanns vor und nach der Reorganisation einander drastisch gegenüberstellte. Das Bild ist damals viel gekauft worden und hat dazu beigetragen, mit der Neuerung auszusöhnen*). Man erinnerte sich höchsten Ortes dieser nicht unbekannt gebliebenen Thatsache, als es sich wenige Jahre später — 1867 — um die Gewinnung der Hannoveraner für den erfolgten Anschluss an Preussen handelte. Damals kam der bekannte Stieber nach Neu-Ruppin, um mit Kühn zu unterhandeln, und Kühn wusste Rat. Es gab einige Fäden

*) (Der zweite Fall betraf die Entscheidung über Schleswig-Holsteins Geschick.)

der Anknüpfung zwischen Hannover und Preussen, die geschickt ange-
spannen, Erfolg bringen mussten. Das waren die Grossthaten des alten
Fritz, die zu ihrer Zeit das Herz aller Deutschen geschwellt hatten und
unauslöschlich in der Erinnerung lebten, und kaum minder die Ge-
schehnisse der Befreiungskriege und die Gestalten ihrer heldenhaften
Führer. Hatten doch die Hannoveraner bei Waterloo einen beträcht-
lichen Teil der englischen Armee gebildet und in Waffengemeinschaft
mit den Preussen den blutigen Sieg davon getragen. Hier wurde also
der Hebel angesetzt. Es erschienen Neu-Ruppiner Bilder mit Verherr-
lichungen der Kriegsthaten des siebenjährigen und des Befreiungskrieges,
illustrierte Erzählungen vom alten Fritz, von Blücher u. s. w. Sie fanden
im Lande Hannover bedeutenden Absatz, und sie haben wahrscheinlich
daran mitgeholfen, die gute Gesinnung zu schaffen, welche die Hanno-
veraner drei Jahre später zu aufrichtigen Waffengefährten der Preussen
aus den alten Provinzen machte.

b) nach der „Voss. Ztg.“: Nicht nur der volkstümliche Charakter,
sondern speziell die Rolle, die jener Bilderbogen unter der Firma von
Gustav Kühn (aus Neu-Ruppin) in den bezeichneten grossen Jahren zur
Belebung des Volksgeistes im märkischen wie im deutschen Sinne in
seiner Weise gespielt, verdient es, sich einmal des Ausführlicheren mit
ihm zu beschäftigen. Bekundet er doch andererseits die Tiefe der Be-
wegung, die damals durch das Volk ging; dass alles, selbst das sonst
Unscheinbare, in den Dienst des Vaterlandes gestellt, einen nationalen
Zug bekam und aufging in dem alles bewegenden Geist. Mit Recht fing
man daher auch in weiteren Kreisen an, besondere Notiz von ihm zu
nehmen, zumal man seine Wirkung in Belebung des Volksgeistes spürte.
Auf internationalem Gebiete hatte immer schon, auch in fernsten Landen,
der Ruppiner Bilderbogen Preussen gleichsam vertreten. Denn neben
der mannigfachen, oft volkstümlich-humoristischen Thätigkeit, die er in
der Wiedergabe der buntesten Lebensbilder gepflegt hatte, bestand seine
Hauptthätigkeit darin, durch die Darstellung preussischer Soldaten in
ihren verschiedenen Waffengattungen und militärischen Aktionen den
Namen Preussens durch alle Welttheile zu verbreiten. So fand Bastian
in einer Pagode Hinterindiens einen solchen Bilderbogen, der eine
Parade unter König Wilhelm auf dem Platz vor dem Opernhause dar-
stelle, an der Wand unter anderen Denkwürdigkeiten aufgehängt. Von
der Verbreitung zeugt schon der Umstand, dass die den verschiedenen
Soldatengattungen beigegebenen Unterschriften auch in fremden Sprachen,
je nach den verschiedenen, für den Export bestimmten Ländern ab-
gefasst waren.

Das Geschäft wurde von dem „alten Kühn“ im Jahre 1773 begründet.
Seinem verstorbenen Sohne gebührt dann das Verdienst, den Ruppiner Bilder-
bogen auf die Höhe der sechziger Jahre gebracht zu haben. Theodor Fon-

tane, ein geborener Neu-Ruppiner, sagt u. a.: „Lange bevor die erste illustrierte Zeitung in die Welt ging, illustrierte der Kühn'sche Bilderbogen die Tagesgeschichte und, was die Hauptsache war, die Illustration hinkte nicht langsam nach, sondern folgte den Ereignissen auf dem Fusse. Kaum, dass die Trancheen vor Antwerpen (im Jahre 1830) eröffnet waren, so flogen in den Druck- und Kolorierstuben zu Neu-Ruppin die Bomben und Granaten durch die Luft; kaum war Paskiewitsch in Warschau eingezogen, so breitete sich das Schlachtfeld von Ostrolenka mit grünen Uniformen und polnischen Pelzmützen vor dem erstaunten Blick der Menge aus. In jedem Augenblick klar zu erkennen, was oben auf schwimmt, was das eigentlichste Tagesinteresse bildet, das war un- ausgesetzt und durch viele Jahrzehnte hin Prinzip und Aufgabe in der Ruppiner Offizin. Und diese Aufgabe ist glänzend von ihr gelöst worden, so glänzend, dass ich Personen mit sichtlichem Interesse vor diesen Bildern habe verweilen sehen, die vor der künstlerischen Leistung, wenn dieselbe als solche an sie herangetreten wäre, einen unaffektierten Schauer empfunden haben würden; aber die Macht des Stoffes bewährte sich siegreich an ihnen.“

Der Redner ging nun auf einzelne der Bilderbogen, unter Vorzeigung derselben, näher ein. So sind u. a. auf einem die Entwicklungen der Dinge nach den Siegen bei Düppel und Alsen dargestellt. Unter dem Bilde John Bulls, der mit seinen guten Ratschlägen erscheint, heisst es: „Ein John Bull kramt englische Brocken aus“, doch Wilhelm sagt: „Für Dich bin ich nicht zu Haus.“ Und zum Schluss der Bilderreihe heisst es: „O König, willst Du Deinen Soldaten und Deinem Volk gefallen — So lass Deinen Adler festhalten, was er einmal hat in den Krallen.“ Als der österreichische Krieg begann, zog der Bilderbogen mit hinaus auf die böhmischen Schlachtfelder, wie er nachher im französischen Kriege (nach Kühn's Angabe) etwa 3 Millionen Exemplare mobil machte, um der Welt die Thaten der deutschen Armeen zu verkünden. Damit schloss der Redner seinen Vortrag, dem Schilderungen und Ausführungen im einzelnen ein ganz besonderes Interesse verliehen.

Ausgelegt waren eine stattliche Anzahl einschlägiger Illustrationen und Schöndrucke der Firma Kühn, sowie der von Oehmigke & Riemschneider.

10. Der 2. Vorsitzende, Herr E. Friedel, legt im Anschluss an den Schwartz'schen Vortrag eine grosse Anzahl von Kunstdrucken (meist kolorierten Bilderbogen) der beiden grossen Firmen Gustav Kühn bzw. Oehmigke & Riemschneider (Inhaber Gebrüder Mootz) zu Neu-Ruppin aus den Sammlungen des Märkischen Museums vor. Besonderes Interesse erregt ein von der erst genannten Firma zusammengestelltes Album, welches zum Jubiläum der ersteren Firma im Jahre 1875 herausgegeben wurde und Bilderbogen aus den Jahren 1775 bis 1875

enthält. Die ersten Bogen sind, da Senefelder's lithographische Kunst noch nicht erfunden war, in Holzschnitt. Aus dem Jahre 1775 ist in dem Album nur Ein Blatt, die Kreuzigung Christi darstellend; da es aber die Fabriknummer 160 trägt, so musste damals schon die Herstellungsweise bereits eine recht mannigfaltige sein. Dann folgt eine Darstellung der Schlacht bei Bautzen, 20./21. Mai 1813. Die Massenerzeugung der weltbekannten Kühn'schen Fabrik — welches Berliner Kind hätte nicht die Devise „gedruckt zu Neu-Ruppin bei Gustav Kühn“ mit immer erneuter Freude gelesen? — beginnt erst seit der Einführung des von Senefelder in Bayern*) erfundenen Steindrucks.

Seit langer Zeit hat in Neu-Ruppin die nicht minder rühmlich bekannte Firma Oemigke & Riemschneider konkurriert, welche immerhin auch bereits, ihrer Angabe nach, seit beinahe 100 Jahren thätig ist.**)

Diese Firma hatte die Güte gehabt, zur heutigen Sitzung der „Brandenburgia“ und zur späteren Aufnahme in die Sammlungen des Märkischen Museums einzusenden:

1. eine Anzahl Blätter ihrer Erzeugnisse in Bilderbogen und Bilderbüchern, wie sie z. Z. am gangbarsten sind und in ihrer „Abteilung für Bilderbogen und Bilderbücher“ seit jeher hergestellt werden;

2. um zugleich den Nachweis zu liefern, dass diese vaterländische Industrie auch mit der Zeit künstlerisch vorgeschritten ist und dem jetzigen Geschmacksbedürfnis Rechnung trägt, eine Anzahl Proben der Erzeugnisse ihrer „Abteilung für den feinsten Chromdruck“.

Diese erfreulichen Gaben wurden von unseren Mitgliedern gewürdigt, insbesondere bezeugen die Pracht-Bunddrucke eine solche Meisterschaft, dass sie mit dem Besten, was darin überhaupt die Gegenwart liefert, vollberechtigt in Mitbewerberschaft eintreten können.

Nachdem der 2. Vorsitzende namens des Provinzial-Museums dessen wärmsten Dank für die willkommene Bereicherung der Firma Oemigke & Riemschneider ausgesprochen, wurden deren Einsendungen zur genaueren Kenntnisnahme herungereicht.

11. Vortrag des Herrn Dr. Galland: Hat unsere Mark eine künstlerische Vergangenheit?

Meine hochgeehrten Damen und Herren! Es ist nicht üblich, wenn man eine Frage mit Bezug auf eine zunächst noch unsichere Sache

*) Aloys Senefelder, geb. 6. Nov. 1771 zu Prag, kam in früher Jugend nach München und erfand um 1795 den schwarzen Steindruck, im Jahre 1826 den farbigen Steindruck. 1819 veröffentlichte er ein „Lehrbuch der Lithographie“ zu München und starb daselbst am 26. Februar 1834. Ein von Moser gefertigtes Marmor-Standbild des verdienten Mannes ist vor dem Schönhauser Thor zu Berlin aufgestellt, und es hat vor einigen Wochen der Magistrat den Antrag gestellt, den kleinen Platz, auf dem das Denkmal steht, Allerhöchsterseits „Senefelder Platz“ zu benennen.

**) Auf der mir mitgetheilten „Fabrik-Marke“ steht die Jahreszahl 1831.

aufwirft, dass man gleich mit „ja“ oder „nein“ Stellung nimmt, um alsdann bloß die Beweise für seine persönliche Auffassung vorzubringen — Beweise, die gar manchmal weiter nichts als dialektische Kunststücke sind. Diesen bequemen Weg lassen Sie mich nicht einschlagen. Vielmehr will ich vor Ihnen einen Rückblick thun auf das künstlerische Leben dieser Provinz in den verschiedenen Zeiten, ganz chronologisch, aber nur andeutend die verschiedenen interessanten Phasen der heimischen Kunstentwicklung, um Ihnen selbst zu überlassen, die Details in den Büchern unserer märkischen Forscher und Schriftsteller nachzulesen, die Ihnen zum Teil ja persönlich bekannt sind als Leiter und als Ehrenmitglieder unserer Gesellschaft.

Ich führe Sie zuerst natürlich in's ferne Mittelalter, bitte Sie, an die ältesten Bauwerke, die Ihnen in den entlegenen Ortschaften der Mark einmal begegnet sind, zu denken. Da sahen Sie ein noch sprödes, unschönes Baumaterial, Granit, von erratischen Blöcken losgeschlagen. Das Mauerwerk erhob sich vor Ihnen rauh, fast schmucklos, die eigentliche Kunst hatte noch keinen Anteil daran. Und sie hatte auch noch wenig Anteil an dem frühesten märkischen Ziegelbau, von dem man annimmt, er sei durch holländische Kolonisten im 12. Jahrhundert eingeführt worden. Ich muss gestehen, ich habe immer mit einem gewissen Misstrauen an die Quelle dieser alten Tradition gedacht, ganz einfach deshalb, weil mir in Holland selbst kein einziger Backsteinbau aus so früher Zeit bekannt ist. Seit jener Zeit aber fing man in der Mark an, die Gotteshäuser nach einem reicheren Plane zu bauen, wie die stattliche dreischiffige Klosterkirche zu Jerichow (1149—1159) beweist, die sogar eine Doppelturmanlage erhielt.

Es folgten darauf der gleichfalls romanische Dom zu Brandenburg, die Klosterkirchen zu Dobrilugk und Lehnin, der Stendaler Dom, schon aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, u. a. namhafte Monumente, die zwar die Baukunst um neue Formen nicht bereicherten, aber in der Geschichte der mittelalterlichen Architektur doch einen gewissen Klang haben . . . Das 14. Jahrhundert bedeutete für unsere Mark die Höhezeit des gotischen Backsteinbaues: Grundriss und Aufbau damaliger Kirchen beweisen, dass diese von intelligenten und technisch hochstehenden Meistern geschaffen wurden.

Bergau, der Verfasser der Kunsttopographie unserer Provinz, entwirft das folgende Bild von den kirchlichen Hauptschöpfungen jenes Jahrhunderts: Ihre Plandisposition ist eine sehr regelmässige. Das dreischiffige Langhaus ist anfangs noch in der Form der Basilika, später in sog. Hallenform ausgeführt worden. Die Deckengewölbe — anfangs Kreuz- später Sterngewölbe — ruhen auf Rundsäulen oder achteckigen Pfeilern . . . Der Aufbau ist einfach und stets von edelsten schlanken Verhältnissen. Die ganzen Gebäude zeichnen sich vor älteren

und jüngeren ähnlicher Art durch Einfachheit und Harmonie aller Einzelteile aus . . .

Das 15. Jahrhundert überbot in seiner regen Bauthätigkeit noch das voraufgegangene. Viele Kirchen wurden erweitert, Kapellen, Klöster gestiftet oder neu ausgeschmückt. Gleichzeitig gab man hier und dort den Rathhäusern, auch manchen Gebäuden verschiedener Korporationen eine Umgestaltung, die dem Wachstum und dem kommunalen Rang der betreffenden Städte angemessen erschien. Nicht zu vergessen die neuen Thorbauten jener Zeit, durch welche die alten Festungen eine schönere Physiognomie erhielten. Die wohlhabendsten Bürger liessen sich damals nachgewiesenermassen schon massive Wohnhäuser errichten . . .

In den allgemeinen Niedergang der gotischen Bauweise gegen Ende des Mittelalters wurde natürlich auch die Mark hineingerissen. Denn da man bei uns künstlerisch nach wie vor aus zweiter Hand empfing, so nahm man von derselben Seite das Schlechte auf, von der man früher das Gute bekommen . . .

Übler als der Baukünstler, der doch wenigstens im Backstein ein brauchbares Material besass, befand sich ehemals bei uns der Bildhauer. Was da vor dem 15. Jahrhundert in den märkischen Kirchen an Steinskulpturen entstand, ist doch kaum der Rede wert, beschränkt sich auch auf meist untergeordnete Teile des inneren Ausbaues . . . Erst darauf lernen wir selbstständige bildnerische Werke kennen: Statuen von Heiligen, Altäre, Kanzeln, Taufbecken. Neben der gemeisselten Plastik und der Holzschnitzerei kommen jetzt auch aus Thon geformte Bildwerke aller Art vor z. B. in der Katharinenkirche in Brandenburg.

Und endlich die Malerei. Sie tritt hier im Mittelalter wohl ausschliesslich zu dekorativen Zwecken auf, zur farbigen Belebung und Schmückung an den Wänden und den Decken der alten Gotteshäuser. In der Mehrzahl der heutigen Reste — nur um solche handelt es sich leider — erscheint die Ausführung ziemlich primitiv, beschränkt sich auf rohere Umrisse, die durch einzelne Lokalfarben und spärliche Schattierung einen Schein des natürlichen Lebens erhalten . . . Schwer ist es namentlich, über die Urheber dieser märkischen Mauergemälde eine Vermutung auszusprechen, weil die Urkunden und alten Chroniken darüber schweigen. Vielleicht waren es fremde Maler, die man in's Land gerufen. Vielleicht aber gab es auch bei uns genügend betrieb-same Malerwerkstätten, die in der Lage waren, den heimischen Bedarf zu decken. Man sieht: die Forschung steht hier noch einem nicht unlohnenden Arbeitsfeld gegenüber. Und wer uns über die alte malerische Thätigkeit in der Mark gründlich Aufschluss bringen will, müsste uns auch über die Herkunft der altbrandenburgischen bemalten Glasfenster belehren, die sich in interessanten Resten noch erhalten haben in

den Kirchen von Stendal, Brandenburg, Zinna, Jüterbogk, Wilsnack u. a. Orten . . .

Meine Damen und Herren! Das 16. Jahrhundert brachte die weitgehendsten Veränderungen. Die kirchliche Reformation und das Hochkommen der fürstlichen Macht bedingten fast überall mit die Eigentümlichkeit des Kulturlebens. Auch in unserer Mark hörte damals die grosse Initiative der kirchlichen und bürgerlichen Behörden in künstlerischen Dingen auf, und an die Stelle traten die Baupläne der Fürsten. Für sie galt es, die Ortschaften ihrer Monarchie gegen feindlichen Einbruch zu schützen und sich selbst ihrem fürstlichen Range entsprechende Wohnsitze zu errichten resp. das bereits Vorhandene modgemäß zu verschönern . . . Die künstlerische Mode aber kam damals bekanntlich aus Italien, und so sehen wir unter Joachim II. und Johann Georg, die man wohl unsere Renaissancefürsten nennen darf, aus dem Süden Baumeister und Werkleute herbeikommen. Wenn wir den volkstümlichen Kaspar Theiss ausnehmen, der das Jagdschloss Grunewald und den herrlichen Renaissanceflügel des vormaligen Berliner Schlosses am Schlossplatz errichtete, waren die übrigen massgebenden Bautechniker wohl sämtlich Italiener: Chiaramella de Gandino, Rochus Guerini Graf zu Lynar, Pietro Niuron von Lugano, Gianbattista de Sala. Die erwähnten beiden Kurfürsten zollten der damaligen Mode auch dadurch ihren Tribut, dass sie fortdauernd Kunstwerke italienischer Herkunft erwarben, mit denen sie den Grundstock zur alten brandenburgischen Kunstkammer legten.

So sehen wir die Renaissance und ein gewisses Kunstleben nur am Berliner Hofe gedeihen. Seit Anfang des 17. Jahrhunderts tritt bloss insofern eine nennenswerte Änderung in diesen Verhältnissen ein, als die Italiener verschwinden und dafür Niederländer, zuerst in den preussischen Grenzfestungen, als Bauingenieure Anstellung finden. Es ist mir kürzlich gelungen, aktenmässig nachzuweisen, dass diese, auch stark auf Wahlverwandtschaft basierende Hinneigung zu Holland, die bei uns damals den öffentlichen Geschmack in der Malerei, der Plastik und Architektur, ja selbst in der Gartenkunst und der Litteratur beeinflusste — dass diese merkwürdige Hinneigung schon geraume Zeit vor dem Grossen Kurfürsten sich bereits unter Joachim Friedrich, Sigismund und Georg Wilhelm deutlich bemerkbar machte . . . Bis in die letzten Regierungsjahre des Siegers von Fehrbellin trug ungefähr alles, was an Palästen, an Festungs- und Strassenanlagen, an Kanalbauten u. dgl. geschaffen wurde, einen allerdings vielfach veränderten holländischen Charakter. Und auch die Maler und Bildhauer, welche die kurfürstlichen Schlösser dekorierten, welche des obersten Kriegsherrn herrliche Gestalt, die Mitglieder seiner Familie im Bilde darstellten — sie waren mit wenigen, auch qualitativ nebensächlichen

Ausnahmen, Niederländer. Nur in den Räumen der Bildergalerie, die Friedrich Wilhelm so ungemein bereichert hatte, genossen die Malwerke, auch der grossen italienischen Farbenkünstler, eine niemals eingeschränkte Bewunderung.

So ging es, bis das Vorbild Ludwigs XIV., des *roi soleil*, alle Potentaten zur Nacheiferung hinriss. Friedrich Wilhelm, der jenen König politisch heftig bekämpfte, verschmähte es doch nicht, am Abend seines Lebens, das Banner des Pariser Kunstgeschmacks in unserer Mark zum ersten Male aufzupflanzen. Es ist so gut wie erwiesen, dass er den Entwurf eines Berliner Zeughauses bei dem Pariser Akademiker François Blondel bestellt hatte. Unser berühmtes Zeughaus war wieder das erste öffentliche Bauwerk, das im schroffen Gegensatz zur Architektur der Holländer stand, die ihre Arsenale stets als einfache Nutzbauten auffassten, während die Franzosen unter Ludwig XIV. ihre Kriegsbauten gern als Denkmäler nationaler Gloire gestalteten. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, verwirklichte unser Zeughaus damals in jedem Falle einen echt französischen Bagedanken; deutsch oder niederdeutsch daran sind eigentlich nur die Masken sterbender Krieger im Hofe, von Andreas Schlüter, der hier mit seinem schroffen Realismus die Kehrseite der glänzenden Medaille, die Schrecken des Krieges, erschütternd wahr und doch würdig hervorhob.

Eine eigentümliche Erscheinung in der märkischen Kulturgeschichte bildet die Persönlichkeit des ersten Königs Preussens. Er war der Sohn einer Oranierin, und so sind auch die Holländer und ihre deutschen Schüler unter ihm nicht verschwunden. Aber andererseits hätten sich seine grossen Prachtbedürfnisse ganz gewiss dem französischen Modegeschmack noch mehr geneigt gezeigt, wenn nicht die üppige Barockkunst eines Andreas Schlüter dem damaligen Bedürfnis nach Reichtum, Kraft und Bewegung der künstlerischen Formen voll auf entsprochen hätte. So verdanken wir besonders dem Genius Schlüter's, dass nicht Elemente von minderer Originalität, die einen uns vielleicht nicht sympathischen künstlerischen Geschmack hierher verpflanzt, bei den wichtigsten Bauten jener Zeit zur Geltung kamen.

Nach dem Tode dieses glänzenden Fürsten sank das höfische Kunstleben von seiner Höhe herab. Die Architektur verfiel rasch der Nüchternheit, Derbheit, der geistigen Öde der Erfindung, an die ein jeder von uns denkt, sobald er nur die Bezeichnung „Zopfstil“ hört. Nicht einmal dieser vielverspottete Stil, wie er sich noch heute u. a. an mehreren heimischen Kirchenbauten des 18. Jahrhunderts findet, ist unmittelbar aus der, wenn auch roheren Kunstempfindung der damals massgebenden Gesellschaftskreise hervorgegangen, sondern er ist in Wahrheit auch nur ein Ableger oder ein Enkelkind des holländischen Klassicismus — war doch sein bekanntester Vertreter in Berlin, der

Architekt Boumann d. Ält., der den alten Dom baute, von Herkunft Niederländer. Unter dem Soldatenkönig entstand ferner, was mir sehr charakteristisch erscheint, das holländische Stadtviertel in Potsdam . . . Dagegen war der alte Fritz, dessen ästhetische Grundsätze bekannt sind, auch in der Architektur ein erklärter Liebhaber des französischen Rococos, und wir wissen ja, mit welchen vergeblichen Schwierigkeiten Friederichs berühmter Baumeister von Knobelsdorff, der Schöpfer unseres Kgl. Opernhauses, oft zu kämpfen hatte, um den geistvollen Monarchen, dessen Neigungen ganz in den Fesseln der graziösen französischen Dekorkunst seiner Zeit lagen, für den ernsten strengen Geschmack seiner vorklassischen Kunstrichtung zu interessieren. In der Malerei schwärmte Friedrich für die Schöpfungen Watteaus, Bouchers, Lancrets, und zum Hofmaler und Akademiedirektor machte er gleichfalls einen Landsmann seines Lieblings Voltaire, den freilich sehr geschickten Antoine Pesne, von dessen Portraits die königlichen Schlösser noch heute voll sind . . .

Ausserhalb der Hofosphäre schuf damals schon Daniel Chodowiecki. In diesem Künstler beginnt gleichsam das märkisch-preussische Gewissen sich zu regen. Drei Jahrhunderte lang hatte es, mit geringen Unterbrechungen, geschlummert: Italiener, Niederländer, Franzosen waren dauernd zu Worte gekommen; nur der Genius des märkisch-preussischen Volkes, der sich doch schon auf anderen Gebieten grossartig bewährt, vermochte künstlerisch kein verständliches Idiom zu sprechen, keinen den fremden Kunstsprachen adäquaten Ausdruck zu finden . . . Chodowiecki kam aus dem preussischen Osten, von wo auch früher Schlüter und neuerdings der Dichter Sudermann nach Berlin kamen. Sie gehörten, mit dem Homer der Frau Wilhelmine Buchholz, zu den gewordenen Berlinern, die häufig einen viel schärferen Blick für die Eigentümlichkeiten des Berlinertums, für die Tugenden, Wunderlichkeiten und Schwächen unserer Umgebung bekunden . . . Das aber wurde seit Chodowiecki evident: dass unser Spreethen kunstgeschichtlich die Mark repräsentiert. Dieser alte Maler-Radierer, den man wohl den Vorläufer Menzels nennt, errang grosse Erfolge mit seinem gesprächigen Realismus, der so nüchtern, so philiströs erscheint und doch so gemütvoll wirkt. Es liegt für ihn und uns kein Vorwurf darin, dass Göthe in den „Propyläen von 1800“ die durch Chodowiecki repräsentierte Berliner Kunst als „zu prosaisch“ bezeichnet. Freilich gehört märkisches Heimatsgefühl dazu, um die realistischen Portraits unseres damaligen Kleinbürgertums in seiner Einfachheit, ehrsamem Tüchtigkeit und behaglichen Geschwätzigkeit ungemein sympathisch zu finden . . .

Leider trieb das kleine märkische Schifflin sehr rasch wieder in eine breite kosmopolitische Wasserstrasse, auf der es bald verschwand, bald wieder mutig auftauchte. Berlin wurde nach den Befreiungskriegen

eine Stätte des unbedingten Klassicismus, eines nachgeborenen Hellenentums. In der Architektur: Schinkel und Bötticher, in der Bildhauerei: Rauch, in der Malerei: die Akademiedirektoren Wilhelm Schadow, Karl Wach, Karl Begas u. a., das waren die grossen leitenden Persönlichkeiten im damaligen Kunstleben der Residenz; das war die Zeit, der wir zweifelsohne herrliche Schöpfungen verdanken, um die man uns beneidet: das Brandenburgerthor, das Kgl. Schauspielhaus, das Alte Museum, das Denkmal Friedrichs des Grossen u. v. a. . . . Aber in der Fülle solcher hoheitsvollen Kunstgebilde fühlt sich doch unser märkisches Gemüt manchmal unbefriedigt, manchmal verwaist, und da fällt wohl unser Blick gelegentlich gern auf bescheidenere Werke von Meistern, die man heute nur selten noch nennen hört: z. B. auf die alten Berliner Bildnisse von Wilh. Hensel und auf die kleinen Genrestücke von Frd. Wilh. Hosemann. Ja, meine Herrschaften, da geht uns das Herz auf, da erwacht in uns ein tiefes Lokalinteresse, wenn wir in Hensel's Bildnissen die grossen politischen und litterarischen Persönlichkeiten des alten Berlin begrüßen. Dieser Künstler gehörte, so bemerkt Ad. Rosenberg in seiner Geschichte der Berl. Malersch.^{*)} zu jener Gruppe märkischer Männer, an deren Spitze, als ausgeprägteste Type, der alte G. Schadow stand, Naturen, die man als doppelteibig, als eine Verquickung von Derbheit und Schönheit, von Gamasche und Toga, von preussischem Militarismus und klassischem Idealismus ansehen kann. Die Seele griechisch, der Geist altenfritzig, der Charakter märkisch. . . . Und einen ähnlichen Charakter besass Hosemann. Der vorhin erwähnte Autor schreibt: „Wie Menzel der Maler des Preussentums, ist Hosemann der Maler des vormärzlichen Berlin, welches noch alle Eigentümlichkeiten der krähwinklichen Kleinstaaterei mit dem erwachenden trotzigem, aber doch noch komischen Selbstbewusstsein der werdenden Grosstadt vereinigt.“ Er griff „aus dem Volke seine Typen heraus und malte mit derbem Humor und frischer Unmittelbarkeit, was täglich auf der Strasse an ihm vorüberging: Schusterjungen, Droschkenkutscher, Leierkastenmänner, Gemüseweiber, Guckkästner, Sandfuhrleute, Handwerker und Soldaten — damals als achtbare und fleissige Leistungen nach Gebühr geschätzt, heute als treue Abbilder einer längst abgeschlossenen Epoche von hohem kulturhistorischen Werte.“

Innerhalb der Berliner Malerschule waren diese märkischen Leute z. Zt. aber nur Nebenfiguren. Weder fanden sie einen Rückhalt in den Bestrebungen und Zielen unserer Kgl. Akademie, noch kamen sie auf den grossen akademischen Kunstaustellungen zur Geltung. Hier herrschten vielmehr ganz andere, höhere künstlerische Gesichtspunkte, die freilich einer Grosstadt, einem zukünftigen Weltorte angemessener erscheinen . . .

^{*)} Berlin 1879.

Eine eigentliche Malerschule, analog der Münchener oder Düsseldorfer, hat Berlin niemals besessen. Vielmehr verpflanzten unsere Maler Kunstanschauungen, die sie an der Isar, an der Düssel oder an der Seine sich erworben, hierher, modifizierten manches, blieben aber im grossen und ganzen den Lehren der auswärtigen Kunstschulen treu. Die Düsseldorfer Romantik fand bei uns einen ebenso ergiebigen Boden, wie die unter Münchener Einfluss stehende Historienmalerei. Cornelius und Kaulbach kamen nach Berlin und fanden hier ihr begeistertes Publikum — allerdings auch manche bittere Anfeindung. Einem erheblichen Teil unserer kritischen Landsleute gefiel an Cornelius nicht die übertriebene Körperlichkeit und das Weithergeholte seiner rätselvollen Gedankenwelt. Und sie sprachen das laut aus mit jenem Freimut, der nun mal den Berliner kennzeichnet. Cornelius aber rächte sich, indem er in einem Briefe aus Rom bemerkte: „Diesem vertrackten, gottverlassenen Volke verlange ich nicht zu gefallen.“

Im allgemeinen aber findet jeder Künstler hier sein Publikum; das klügste wie das albernste Zeug hat bei der ästhetischen Toleranz, die nun mal an der Spree herrscht, seine überzeugten Anhänger. Nur fordere kein noch so bedeutender Meister, dass tout-Berlin vor jedem seiner Werke auf den Knien liege. Dafür sind wir nicht zu haben, selbst auf die Gefahr hin, als absprechend und undankbar zu gelten, wie man unser Wesen auswärts häufig und gern schildert . . . Viel gerechter wäre es doch, unsere Vorliebe für die fremde Leistung (auf Kosten der eigenen) zu tadeln. Wir haben den Münchenern und den Düsseldorfern weitesten Spielraum gelassen, haben uns für die Farbenlust der Belgier ungeheuer begeistert, als Gallait und de Bièfve im Jahre 1842 mit ihren grandiosen Geschichtsbildern zum ersten Male nach Berlin kamen, haben für die berühmten Pariser Ateliers, die sich mit norddeutschen Adepten bevölkerten, munter Propaganda gemacht und schicken unsere Stipendiaten noch jahraus jahrein über die Alpen oder an die westliche Küste der Nordsee. Unser künstlerisches Gewissen erwies sich stets noch weiter als selbst unsere Börse, die oft für fremde Erzeugnisse, englische, französische, italienische, spanische, japanische, amerikanische, mehr thut, als sie vor den berechtigten Ansprüchen unserer heimischen Kräfte verantworten kann.

Dank hat aber Berlin für seine Weitherzigkeit bisher wenig gefunden. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit heisst es vielmehr draussen: Berlin besitze keinen Geschmack, Berlin habe kein Verständnis für die Ideen wirklich origineller Künstler, Berlin sei noch zu junger Kunstboden, um sich schon für bedeutende künstlerische Aufgaben lebhafter interessieren zu können. . . Oft gehen derartige „Schmeicheleien“ von Journalisten aus, die dabei weiter nichts als gewisse geistreich klingende Antithesen dem gläubigen Leser zum besten geben wollen. Paris ist in

ihrer Schablone natürlich immer die „geniale“ Metropole, München, „die deutsche Kunststadt par excellence“ und — Berlin, je nun, der Ort, wo man etwa Soldaten und eine strenge Verwaltung besonders schätzt, wo daher die Menschen gar keine tiefern Kunstneigungen haben können, obwohl es unlängst zahlenmässig festgestellt ist, dass unsere Hauptstadt ein Kunstmarkt ist von einer Ergiebigkeit, wie wenige heute existieren.

Meine Herren und Damen! Bisher sind diese Verhältnisse noch niemals in der Öffentlichkeit so besprochen worden, wie sie wohl längst schon einmal hätten beleuchtet werden müssen. Mich haben sie jetzt veranlasst, ein Organ herauszugeben, genannt: „Die Kunst-Halle“, in welchem gegen alle Versuche, unser Berliner Kunstleben herabzusetzen, energisch Front gemacht und worin die ernstesten Bestrebungen unserer Künstler und Kunsthandwerker publizistisch unterstützt werden sollen. . . Ganz abgesehen davon aber meine ich, dass unserer Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg in dieser aktuellen Frage eine ganz bestimmte und sehr dankbare Aufgabe zufalle: nämlich in den schöpferischen künstlerischen Kreisen das Heimatsgefühl zu stärken und zur Bethätigung anzuspornen! Das Heimatsgefühl — ja, es spielt heute, noch mehr als früher, in der Landschaftsmalerei eine Rolle. Nur dadurch sind ja einst die alten holländischen Meister so gross geworden, dass sie die Scholle, auf der sie lebten, unaussprechlich geliebt und selbst das hässlichste Stückchen Heimat, das sie malerisch verherrlichten — keinem fremden Eden nachstellten. . . Nach meiner vollen Überzeugung hat die märkische Landschaft noch eine künstlerische Zukunft. Sie ist für die Malerei fast noch jungfräulicher Boden. Pflicht der heimischen Künstler ist es, ihr jene Zukunft jetzt zu begründen, unsere Pflicht aber scheint mir zu sein, sie dazu nach Massgabe unserer Kräfte und Mittel anzuspornen. Ich meine daher — und ich würde es als ein Glück betrachten, wenn meinen bescheidenen Worten überhaupt ein Gewicht beigelegt werden sollte — ich meine, dass unsere „Brandenburgia“ es wohl wagen könne: eine Ausstellung märkischer Landschaften unter ihrer Aegide vielleicht schon im nächsten Jahre, oder etwas später, zu eröffnen. Ich weiss aus Erfahrung, dass jetzt zahlreiche junge Maler mit regem Fleisse, während des Sommers, an vielen Punkten im Grunewald, bei Eberswalde, Buckow, Freienwalde, im Spreewalde, die fleissigsten Studien machen. Sie gehen dabei oft über die künstlerischen Absichten der alten Landschaftler, z. B. eines Bennewitz von Loefen, von dem zur Zeit im Salon Schulte eine Fülle interessanter märkischer Ansichten ausgestellt sind — weit hinaus, indem sie mehr als blosses Veduten, als gewöhnliche Naturkopien geben, nämlich die sonnige Freiluft hinzumalen, all' das geheimnisvolle Leben und Weben in der Atmosphäre, die eigentümliche Naturseele der Heimat. . . Ja, meine Herren — das Alte ver-

blüht und stirbt und neue Ideale ringen sich empor! Man hat dieser Tage in einem Lokalblatte behauptet: Berlin sei neuerdings so langweilig geworden. Früher, als man sich noch an der guten alten Berliner Lokalposse ergötzte und gern zusah, wie Berlin weinte und lachte, da kamen allerdings die Gaffer, die Leute, die nur mit ihrem leiblichen Auge sehen können, viel besser auf ihre Kosten. Seit kurzem aber ist es ratsam — will man dem geistigen Leben der jungen Weltstadt völlig gerecht werden — zu wissen: nicht nur wie Berlin weint und lacht, was es isst und trinkt, sondern wie es denkend arbeitet, wie es sinnt und träumt. Das letztere, meine Herren, das Sinnen und Träumen, kam auch schon künstlerisch vielfach zum Ausdruck, z. B. in den Werken einer kleinen Gruppe von jüngern Neuromantikern, die jetzt eifrig einem poetischen Naturkultus, einer landschaftlichen Phantastik huldigen. Angeregt durch Richard Wagner, durch Böcklin und Max Klinger zaubern sie märchenhafte Scenerien hervor, zu denen sie sich meist die Elemente aus der märkischen Wald- und Wiesenlandschaft holen. . . Ich will dieses Bild der jüngsten Kunstentwicklung nicht weiter vor Ihnen ausspinnen — schliesse vielmehr mit der Frage meines eigentlichen Themas: Hat unsere Mark eine künstlerische Vergangenheit? — und zwar mit der Überzeugung, dass das „Ja“ auch dann zugebilligt werde, wenn über den Massstab und den Wert dieser künstlerischen Vergangenheit noch Zweifel und abweichende Ansichten unter Ihnen bestehen.“

Nach dem Schluss der Sitzung vereinigte sich noch eine Anzahl der Teilnehmer im Restaurant Grosser Kurfürst.

Kleine Mitteilungen.

Geschichtliche Nachrichten über die Influenza. Da diese unheimliche Krankheit sich gerade jetzt wieder mehr bemerkbar macht, dürften die nachfolgenden drei geschichtlichen Notizen darüber von Interesse sein. Gewöhnlich gilt das Jahr 1580 als dasjenige, in welchem die Krankheit sich in Deutschland zuerst bemerkbar machte, in diesem Sinne spricht sich die nachstehende, von medizinischer Seite mir mitgeteilte Nummer 2 aus, es ist mir aber gelungen, noch eine um ein Jahr ältere Notiz (vgl. No. 1) zu entdecken.

1. (1579.) Bei E. Friedländer, *Ältere Universitätsmatrikeln*, II. Greifswald, I. Bd. Leipzig 1893, finde ich zufällig folgende Angabe: 1579 beschreibt der Rector Magnificus, ein Mediziner, in sehr ausführlicher

Weise eine damals grassierende *lues catarrhosa*, die sich als die moderne Influenza erweist; er leitet sie her ‚ab occulta quaedam coeli influentia‘. Die medizinische Fakultät der Universität Greifswald war schon damals berühmt.

2. (1580.) Im Jahre 1580 zeigte sich zum ersten Male in Deutschland und anderswo eine epidemische Krankheit, die in ihren Erscheinungen mit der heutigen Influenza übereinstimmte, die man damals, weil sie erst durch spanische Soldaten eingeschleppt worden, den spanischen Pip nannte, in deutlicher Anlehnung an den Namen der bekannten Hühnerkrankheit. Der zuverlässige pommersche Chronist Joachim v. Wedel giebt uns darüber in seinem vortrefflichen Hausbuch nähere Nachricht. Er schreibt unter dem Jahre 1580: „Aufm Herbst ist auch eine wunderbahre geschwinde Krankheit, *epidemia lues*, hernach der spanische Pip benannt, nicht allein in diesen und umliegenden Oertern und Landen, sondern über die ganze Welt, soweit man der Kundschaft und Zeitung haben mögen, schleunig entstanden, einem stetigen Fieber nicht ungleich. Sonderlich hat es dem Haupt und der Brust sehr zugesetzt und viel Husten erregt und hat den mehren Teil Leute beides, jung und alt, angestossen und keine Stadt, Dorf oder Haus unbesucht gelassen. Die meisten aber sind wieder aufkommen, sonderlich die sich vieler Arznei und Aderlassens enthalten.“

3. (1782.) Bei Andreas Streicher: „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim“ heisst es S. 49: Schiller kam äusserst missmutig und niedergeschlagen wieder nach Stuttgart zurück, ebenso verstimmt durch die Betrachtungen über sein Verhältnis als leidend durch die Krankheit, welche er mitbrachte. Diese Krankheit, welche durch ganz Europa wanderte, bestand in einem ausserordentlich heftigen Schnupfen oder Katarrh, den man russische Grippe oder Influenza nannte, und der so schnell ansteckend war, dass der Verfasser dieses, als er Schiller einige Stunden nach dessen Ankunft umarmt hatte, nach wenigen Minuten schon von Fieberschauern befallen wurde, die so stark waren, dass er sogleich nach Hause eilen musste.“ —

Dies ereignete sich i. J. 1782.

E. Friedel.

Zur Brandenburgischen Bernsteinkunde. Bernstein im Raseneisenstein. „Dergleichen Sumpferz (Moraststeine, Modererz, Seeerz) findet sich im Brandenburgischen an verschiedenen Orten, z. B. bei Neustadt an der Dosse, Zehdenik u. s. w. Der bei Zehdenik befindliche ist schwarz, schwer und im Anbruch etwas glänzend und pechigt. Wenn er eine Zeitlang an der Luft und im Regen gelegen, wird er ocherhaft und folglich gelb und braun röthlich. Seine Masse sieht sonst wie ein tropfenweise zusammengeflossenes Wesen aus. Der reichhaltigste ist derjenige, welcher am schwärzesten und schweresten ist. Man findet ihn in lauter einzelnen Sümpfen, in den dortigen Brüchen, in Wäldern und in Wiesen, 1½ bis 2 Fuss, selten bis 3 Fuss tief. Bisweilen trifft man darin etwas weissen, gelb und röthlichen Bernstein an, welcher in diesen Steinen von der Grösse einer Haselnuss bis zur Grösse einer Faust festsetzt. Zuweilen werden auch Stücke von Hirschgeweihen, welche in Eisenstein verwandelt sind, im Eisensteine ge-

funden. Der Eisenstein wird durch Hakken und Pikken gewonnen, alsdann klein geklopft und ohne Röstung geschmolzen. Das Gehalt dieses Eisensteins lässt sich wegen seiner grossen Verschiedenheit nicht genau bestimmen. Ohngefähr giebt der Centner im Durchschnitt 20 Pfund Eisen.“ v. d. Hagen, Beschr. der Kalkbrüche bey Rüdersdorf, der Stadt Neustadt-Eberswalde pp. Berlin, 1785, S. 135. E. Fr.

Verwünschungen gegen Bücherdiebe. In dem Schulbuch eines Knaben, das sich im Germanischen Museum befindet, 18. Jahrhunderts, sind folgende Drohverse eingeschrieben:

Hic liber est mein
 Ideo nomen meum scripsi drein.
 Si vis hunc librum stehlen,
 Pendebis an der Kehlen —
 Tunc veniunt die Raben
 Et volunt tibi oculos ausgraben.
 Tunc clamabis Ach, Ach!
 Ubique tibi recte geschach.

Vergleiche dazu die Mitteilungen im Monatsheft September 1892 und Oktober 1893. Schmidt-Neuhaus.

Die Glocken der Kirche zu Grossbeeren. (Aus dem Archiv des Märkischen Museums.) Mitgeteilt durch Dr. O. Pniower. Das Märkische Provinzial-Museum ist in den Besitz der Glocken gelangt, die sich bisher in der Kirche zu Grossbeeren befanden. Ihre Entstehung ist eigenartig und steht mit einer historisch denkwürdigen Episode im Zusammenhang.

Nach einer Mitteilung des Pfarrers Parisius in Grossbeeren wurde die im Jahre 1508 erbaute Kirche am 9. Oktober 1760 durch die Russen und Österreicher samt den Pfarrgebäuden eingeäschert. Die Feinde verhinderten jeden Löschversuch, sodass alles verbrannte und nicht einmal das Pfarrarchiv gerettet werden konnte. Beim Brande schmolzen die Glocken, aber das geschmolzene Glockengut wurde später von der Gemeinde wieder zusammengesucht und daraus eine neue Glocke hergestellt, eben die, die jetzt der kirchlichen Abteilung des Museums einverleibt ist. Ausser ihr wurde von dem aufgefundenen Metall noch eine kleinere gegossen, die, heute noch brauchbar, für die neu zu errichtende Leichenhalle bestimmt ist.

Über diese Vorgänge berichten Aufzeichnungen des Pastors Joachim Gottlieb Leonhard Kortum. Aber auch die eine Inschrift auf der Glocke weist auf diesen Ursprung hin. Sie lautet:

Ex Flammis Russorum et Austriacorum iterum restituta Anno 1767.

Die zweite hat den typischen Wortlaut:

In Feyers Gluth bin ich geflossen,
 Christian Meyer hat mich gegossen.

Am obern Rande ganz herumgehend die Worte:

Soli Deo Gloria.

Darüber befindet sich ein schmaler Fries mit Palmetten-Ornamenten, darunter einer, auf dem wir zwischen Ranken teils musizierende teils tanzende

Putten erblicken. Offenbar soll die Darstellung ausdrücken, dass das Land sich der Segnungen des Friedens erfreut. Den unteren Rand ziert wiederum ein breiter Fries mit palmettenartigem Blattwerk.

Das Gewicht der Glocke beträgt ohne den eisernen Klöppel 570 Pfund. In der Weite misst sie 78 cm, in der Höhe ohne die Ösen 64.

Brandenburgische Gedenkzeichen. In dem Monatsblatte der Brandenburgia, Heft No. 3, vom Juni 1895 finde ich unter „Kleine Mitteilungen“ eine Aufzählung von „Brandenburgischen Gedenktafeln“. Auch in hiesiger Gegend giebt es dergleichen Merkzeichen und dürfte es nicht uninteressant sein, dieselben hier zu erwähnen.

1. Freienwalde am Baasee. Tafel an einer Buche mit der Inschrift: Zur Erinnerung an die Kommission für die Herstellung eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches, welche am 16. 6. 1892 hier weilte.

2. Neuenhagen bei Freienwalde. Gedenkstein in der Nähe der Chaussee nach Zehden (Neumark) mit der Inschrift: Frühstücksplatz Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. am 23. Januar 1841.

3. Neuendorf bei Oderberg. Gedenkstein auf der Feldmarkgrenze zwischen Neuendorf und Lüdersdorf mit der Inschrift Ao. 1602 und den Initialen 4. S. I. V. N. Dieser Stein führt im Volksmunde auch die Bezeichnung: Alter-Altar-Aderstein und ist ein vierkantig behauener Granitblock, gegen 1 m hoch. Über die Bedeutung desselben hat bisher nichts sicheres festgestellt werden können.

4. Oderberg. In der früher Königlichen Lieper Forst, jetzt zur Oberförsterei Freienwalde gehörig, steht rechts am Wege von Oderberg nach Brodowin auf einer kleinen Erhöhung ein nicht bearbeiteter Granitstein mit den Buchstaben E. W. H. Der Sage nach soll an dieser Stelle ein Förster Ewald erschlagen sein, daher der Ort noch heute, auch amtlich, Ewaldshügel genannt wird.

5. In demselben Revier steht eine uralte, aber noch prachtvoll schöne Roth-Buche mit einer wohl erhaltenen Zeichnung und Inschrift in der Rinde. Erstere stellt einen Soldaten in Uniform mit Tschacko und Seitengewehr dar und darunter die Inschrift: So kam der Unteroffizier E. 1816 auf Urlaub.

Heinrich Lange-Oderberg i. M.

6. Am Amtssee zu Kloster Chorin unterhalb der Neuen Klosterschenke steht ein Stein aufgerichtet. Die Inschrift darauf besagt, dass hier im Sommer 1893 eine junge Berlinerin, Fräulein Siems, beim Baden ertrunken sei. Gesetzt von den trauernden Eltern. E. Friedel.

Ueber **Feuer-Aberglauben** enthält Augustin Kehrberge's Abriss der Stadt Königsberg U. M. 3. Aufl. Berlin 1725 folgende seltsame Mitteilungen aus dem 17. und 16. Jahrhundert.

„Sonderlich war es ein höchstschädlicher Brand, der A. 1674 d. 13. Juni Sonnabends vorm Fest Trinitatis Nachmittage im Hause eines Materialisten und Gewürtz-Händlers, dessen erbosste und ruchlose Magd beym Feuer anmachen verursacht, gestalt fast die gantze Bernekowsche Strasse, sonderlich die Seite nach der Mauer bis auf 2 Häuser abgebrandt. Mitten unter den

eingescherten Häusern blieb eins, darin jetzt ein Stellmacher, damahls aber der einzige hier befindliche Jude wohnete, unbeschädigt. Man sagt, dass oben auf dem Dache desselben im währenden Feuer eine Katze gesehen worden, so continuè von einem Giebel zum andern gelaufen. Ob es eine natürliche Katze, oder des Juden und seiner jüdischen Familie Schutz-Götze gewesen, darüber mögen andere speculiren.“ (Bd. II. S. 36.)

„Dieses Feuer [anno 1590 am 14. Oktober] hatte vielleicht der Satan angeblasen und der Stadt eine grosse Feuersbrunst anrichten wollen, weil man in der Nacht vorher zwischen 11 und 12 Uhr, ein schwarzfeuriges Pferd mit brennenden Augen in allen Gassen hatte auf und nieder laufen sehen, mit erschrecklichem Geräusche, so dergestalt gesprungen, dass die Häuser gebebet und Feuer aus den Steinen gesprungen. Des Morgens, hat man das Bernekowsche Thor, so der Stadt am nechsten, offen, und das Pferd zwischen beiden Thoren gefunden. Sobald aber der Thor-Wärther dazu gekommen ist in die Höhe gesprungen und verschwunden.“ (Bd. II. S. 34.) Fr.

Vorgeschichtliche Gräber bei Jederitz. Herr Förster Balke teilte mir wiederholentlich mit: „Mein Vater war königlicher Förster vom Schutzbezirk Jederitz bei Havelberg. Daran liegt das Dorf Jederitz mit der Försterei. Bei Deichbrüchen ist das Gelände den Ueberschwemmungen von der Elbe ausgesetzt. Mein Vater hat in 25 Jahren (so im Jahre 1845 und 1852) viermal das Wasser in der Stube gehabt. Im Schutzbezirk sind verschiedene Hügel, kleine Berge. Vor etwa 45 Jahren, beim Kultivieren, wenn Pflanzenlöcher, hauptsächlich für Eichen, gemacht wurden, stiess man auf Steine und Urnen. Tief standen diese nicht, höchstens 2 Fuss tief. Da es keine Steine dort in der Gegend giebt, wunderten sich die Leute, wo sie herkamen. Die Steine lagen im Kreise, etwa wie ein Pflaster, 3 bis 4 Fuss breit. Darauf fanden sich Kohlen, und Knochensplitter dazwischen. Man sah, es war eine Feuerstelle gewesen. Die Urnen standen im Sande hier und da um die Steine herum. In den Urnen lagen Knochen und Asche und Spinnwirtel. Es waren gewölbte Scheiben mit einem Loch in der Mitte, wie die Spinnwirtel sind. Jedenfalls ist das immer eine Frau oder ein Mädchen gewesen. Damit sie etwas zu thun hatte, haben sie das mitgegeben. Der Lehrer Scheffer (bereits verstorben) aus Dorf Jederitz sammelte derlei. Er sagte: „In den Urnen würden die Thränen gesammelt“ und sprach von Thränenkrügen. Einmal traf ein früherer Förster dort eine Gesellschaft von städtischen Buddlern, die einen Gränzhügel umbuddelten, weil sie ihn für ein Hünengrab hielten. Es ist üblich, in der Mitte des Gränzhügels, in einer Vertiefung, Holzkohle, Schlacken, Eierschalen, Glas- und Porzellanscherben und derlei unverwesliche Dinge hineinzuthun, damit für spätere Zeit die Gränzlinie deutlich sichtbar bleibt.“

Da der Lehrer Scheffer mit den Predigern in Havelberg von den Funden gesprochen, vermutete Herr Balke, dass vielleicht anderweitig irgendwie Nachrichten über dieselben vorhanden sind. W. v. Schulenburg.

Bücherschau.

Spreewaldklänge. Gedichte von Robert Behla. Lübbenau Verlag der Spreewald-Buchhandlung E. Bruchmann. 1895. Herr Sanitätsrat und Kreis-Physikus Dr. Behla in Luckau, sonst als Altertumsforscher und Verfasser einschläglicher Schriften (Die Urnenfriedhöfe mit Thongefäßen des Lausitzer Typus. — Die slavischen und ursprünglich germanischen Rundwälle im Spree- und Elstergebiet. — Die im mittleren Oder- und Spreegebiet gefundenen Bronzewagen. — Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland) rühmlichst bekannt, überrascht alle Freunde des Spreewaldes — und deren sind ungezählte Tausende — mit warm empfundenen Gedichten, welche von inniger Naturfreude zeugen und den Ton der Landschaft und den Geist des Völkchens in jenem Wald- und Wasser-Revier anmutend wiedergeben. Auch die mancherlei Sagen der Gegend sind in passende dichterische Formen gegossen. Allen Freunden sinniger Naturbetrachtung und insbesondere allen Spreewaldbesuchern sei Behla's Liederkranz bestens empfohlen. E. Friedel.

Die alten Volksglauben-Werke. Herr Al. T. als Rezensent von Th. Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig gesammelt. Mit einer Karte. Braunschweig 1895. sagt im Litterarischen Centralblatt vom 13. April 1895, S. 541, folgendes auch in unserem brandenburgischen Studiengebiete wohl zu Beherzigende:

„Eine von den zahllosen Sammlungen kleiner Geschichten, die, meist aus dem Munde von Volksschullehrern gesammelt, mit dem Anspruch auftreten, volkstümliche Überlieferungen zu erhalten und sich als „Sagen“ geben. Innerhalb gewisser Grenzen sind diese „Sagen“ allerdings bezeichnend für die Anschauungen gewisser Volkskreise von heute, aber diese Grenzen sind sehr enge. In der Hauptsache stammen diese kleinen Geschichten ja aus der deutschen populären Litteratur des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, und diese hat ihnen ihre Form gegeben. Wo eine wirkliche Weiterbildung dieser Fassungen durch die Fortentwicklung der allgemeinen Weltanschauung, namentlich durch die Erweiterung des sittlichen Ideenkreises, vorliegt, da hat die Weltanschauungsgeschichte sie dankbar als Material hinzunehmen. Aber das ist nur allzuseiten der Fall. In dem vorliegenden Bändchen finden sich vielleicht drei bis vier solcher Züge. Die andere und wichtigere Frage ist: wie kamen diese Geschichtchen in die populäre Litteratur der letzten drei Jahrhunderte? Dieser Frage weicht die deutsche volkstümliche Forschung noch immer so gut wie ganz aus. Davon, dass wir es hier mit „uralten Überlieferungen“ auf germanischem Boden zu thun haben, kann in 99 von 100 Fällen keine Rede sein. Und auch wo wir es scheinbar mit solchen zu thun haben, ist meist eine litterarische Quelle das Mittel, durch das der Zug wieder volkstümlich geworden ist. Ein einziges der zahlreichen, lateinisch geschriebenen Werke über Volksglauben des 17. Jahrhunderts zu erneuern und auf seine Beziehungen zu der vorausgehenden Litteratur zu untersuchen, ist eine weit lohnendere Aufgabe, als nun auch noch die Tannennadeln zu sammeln, nachdem die Scheite, der Wurzelstock, die Zweige und die Tannenzapfen glücklich angebracht sind.“ —

Soweit Herr Al. T. Die zunächst zu lösenden Aufgaben stellen sich dahin: wie und woher kamen die sagenhaften Berichte in die erste gedruckte Litteratur, in die zahlreichen Schwankbücher und auch in die wissenschaftlichen Arbeiten über Mythologie u. dgl., wie kamen derlei Sagen noch früher in die bezüglichen handschriftlichen, poetischen und prosaischen Arbeiten des Mittelalters? Zur Aufklärung nach dieser Richtung hin dient u. a. die topographische Lokalisierung, welche Wilhelm Schwartz sowohl mit einzelnen Figuren und Vorstellungen des heimischen Sagenkreises, als auch mit einzelnen Volksausdrücken, volkstümlichen Bezeichnungen von Tieren, Pflanzen u. dgl. mit Glück versucht hat. Hier müsste weitergebaut werden. E. Fr.

Fragekasten.

„Polka-Kirche.“ Auf die Anfrage S. 151 ist zu erwidern, dass ungefähr um die Jahre 1840 flg. von Böhmen her die Polka als neuer Tanz im westlichen Europa Eingang fand, und sich mit einer, ihrem lebhaften Tempo entsprechenden Schnelligkeit auch über Preussen und Berlin verbreitete. Nun wurde bis etwa 1850 hin „Polka“ ein Lieblingsschlagwort, das man überall und in den unsinnigsten Beziehungen gebrauchte. Dass es „Polka-Kneipen“ gab, ist selbstverständlich, aber man hatte auch einen „Polka-Tod“, das war der Selbstmord durch Hinlegen auf die Eisenbahnschienen. Die Eisenbahnen waren damals immer noch so neu, dass auch sie mit der Polka in Verbindung gebracht werden mussten. Das leicht und anmutig, fast zu luftig nach der Meinung der Berliner, im Tiergarten erbaute neue Gotteshaus (Matthäi-Kirche) entging der hauptstädtischen Spottlust nicht und so nannte man es nicht bloss „dem lieben Gott sein Sommerhaus“, sondern der Modetollheit fröhnend, auch die „Polka-Kirche“. Jetzt ist dieser Scherzname vergessen. E. Fr.

Frau A. W. Wo waren die letzten Strohdächer in Berlin? Wer im Garten von Bellevue, vom Spreeweg kommend, links den mit immergrünen Gehölzen bepflanzten, von der Kaiserin Augusta in ihren letzten Jahren im Rollstuhl befahrenen Weg einschlägt, an dem ein Granitblock in vergoldeter Inschrift die Worte „Kaiserin Augusta-Weg“ aufweist, bemerkt links ein merkwürdiges Gebäude im Phantasiestil, wie er um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert die „veredelte Bäuerlichkeit“ ausdrücken sollte. Dies einstöckige Haus trägt in vergoldeten Buchstaben *Metairie de Louise* und sollte, wie ähnliche ländliche Bauwerke in Paretz, dem Kronprinzenpaar, insbesondere der späteren Königin Luise ein arkadisches Idyll gewähren. Dies Haus war bis ungefähr 1892 mit Stroh gedeckt. Als das Dach erneuert werden musste, wurde es der Feuersicherheit wegen und der Bauordnung für Berlin entsprechend massiv, und zwar mit grauem Schiefer eingedeckt.

Noch Ende der achtziger Jahre befand sich auf dem Beusselschen Grundstück, Alt Moabit No. 66, ein mit Giebelzeichen verzierter, in Stroh

abgedeckter Stall, welcher später bei Verbreiterung der Gotzkowskystrasse nach der Brücke gleichen Namens hin abgebrochen worden ist.

Sollten noch andere mit Stroh oder Schilf abgedeckte Häuser aus dem Berlin der letzten Jahre bekannt sein, so wird um deren Namhaftmachung dringend gebeten.

E. Friedel.

A. J. Jacob-Möbel. Was versteht man unter Jacob-Möbeln? Unser kunstverständiges Mitglied Herr Rudolf Lepke antwortet darauf Folgendes: Die Jacobmöbel sind aus Mahagoniholz gefertigt, die Profilkanten mit Messingstäben, die Paneele und Giebelaufsätze mit geometrischen Mustern — bei denen Rhomboeder- und Dreieckform vorherrscht — aus gerippten, vergoldeten Messingbändern reich eingelegt und zum Teil mit Bronzerosetten, Ornamenten und Kugeln dekoriert.

Diese Möbel führen ihren Namen von dem Kunsttischler George Jacob, welcher 1789 Meister wurde und sich in der Rue Meslée zu Paris etablierte. Im Jahre 1793 übernahmen seine Söhne das Geschäft und verfertigten, wie es der Geist der französischen Revolutionsepoche forderte, Möbel von der grössten, fast spartanischen Einfachheit.

Gegen 1804 starb einer der Brüder, der ältere änderte nunmehr seinen Namen in Jacob Desmalter, sein Ruf verbreitete sich über ganz Europa, er lieferte u. a. Möbel für den spanischen und englischen Hof, für die Residenzen der Brüder des Kaisers Napoleon und für den Kaiser von Russland nach der Eremitage bei St. Petersburg sowie für viele russische Aristokraten, die ihm die Möblierung ihrer Schlösser übertrugen. —

In Deutschland sind Originale von Jacob-Möbeln weniger vorhanden, desto allgemeiner ist ihr Stil unter den Königen Friedrich Wilhelm II. und III. verbreitet worden; Zeuge dessen sind unzählige Schlösser bei uns. Der Empire-Stil ist aus diesem pedantisch mathematischen, vorgeblich altklassischen Kunstgewerbszweig hervorgegangen und hat die anfängliche spartanische Einfachheit bald genug durch raffinierten Luxus vertrieben.

Neuerlich sind viele Jacob-Möbel aus russischem Besitz in Berlin durch die Lepke'schen Kunstauktionen verbreitet worden.

Fr. S. — Das Bluten der Sonne bei Jean Paul. — Die hochpoetische, aber etwas überschwengliche Stelle über das „Bluten der Sonne“ bei Jean Paul steht in dem zuerst in Berlin (1794) erschienenen „Hesperus“ wie folgt lautend:

„In die Wolken floss das Abendblut der versinkenden Sonne, wie in's Meer das Blut seiner in der Tiefe sterbenden Riesen. Das lockere Gewölke langte nicht zu, den Himmel zu bedecken; es schwamm um den Mond herum und liess sein bleiches Silber aus den Schlacken blicken.“

Für solche mehr das Gefühl als den Verstand anregende dunkle, fast mystische Stellen schwärmte die Jean Paul Friedrich Richter anbetende Berliner Frauenwelt gegen das Ende des 18. Jahrhunderts ganz besonders. F.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei. Berlin. Bernburgerstrasse 14.

Personalien-Nachrichten.

Unser Archivar, der städtische Rechnungsrevisor G. Podratz, ein in weiteren Kreisen allgemein beliebter Beamter, ist am 9. November d. J. einem langwierigen Herzleiden, welches von einem Influenza-Anfall zurückgeblieben war, erlegen. Herr Podratz, der seit nahezu einem Vierteljahrhundert der Stadt Berlin seine Dienste gewidmet, stand in der Mitte der fünfziger Jahre. Den deutsch-französischen Feldzug hatte der Verstorbene als Offizier des 20. Infanterie-Regiments mitgemacht. Der „Brandenburgia“ gehörte er seit dem April 1892 an; zum Archivar der Gesellschaft wurde er am 21. März 1894 infolge seines vielfach derselben erwiesenen Interesses gewählt.

10.(8.ausserord.)VersammlungdesIV.Vereinsjahres

Mittwoch, den 6. November 1895 um 12^{1/2} Uhr

in der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche*).

Entsprechend einem vielfach geäusserten Wunsche fand heut bei regster Beteiligung eine Besichtigung dieses am 21. Oktober d. J. in Gegenwart Ihrer Majestäten und der Hofstaaten feierlich eingeweihten Gotteshauses unter gütiger Führung des Predigers Hagenau statt. Von Seiten des Gemeindegemeinderats der Dorotheenstädtischen Kirche, von welcher Mutterkirche die Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche zur Zeit noch nicht abgetrennt ist, war der Geh. Reg.-Rat und Stadtrat E. Friedel als Magistrats-Patronatsvertreter anwesend.

Den ausführlichen Mitteilungen des ersten Geistlichen der Kirche entnehmen wir folgendes. Nachdem das Verlangen des westlichsten Teils der Dorotheenstädtischen Gemeinde nach einem eigenen Gottes-

*) Die beifolgende Abbildung der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche ist im November d. J. und zwar derartig vom Tiergarten aus aufgenommen, dass sich die gärtnerische Umgebung des schönen Gotteshauses in dem benachbarten Teiche wieder spiegelt. Wir verdanken das Cliché der Güte der Redaktion des „Bär“ und sprechen dafür unsern verbindlichsten Dank aus.

hausa immer lebhafter und berechtigter geworden, nahm die Muttergemeinde und ausserdem ein besonderer Kirchbau-Ausschuss die Sache in die Hand. Da dem Wunsche, die Kirche innerhalb des Parkes von Bellevue nach der Kirchstrasse zu errichtet zu sehen, die Genehmigung versagt worden war, wurde unter Zustimmung des Kronprinzen, späteren Kaiser Friedrich, eine Wiese im Tiergarten nahe dem fiskalischen Etablissement Charlottenhof an der Haendelstrasse gegenüber der Lessingstrasse als Baustelle ausgewählt und dem Tiergartenfiskus aus Kirchenbaufonds hierfür mit Genehmigung des Kaisers 200 000 Mark gezahlt. Die Muttergemeinde bewilligte 300 000 Mark für den Bau, während der Kirchenbau-Ausschuss mit ausserordentlicher Rührigkeit Geldbeiträge sammelte und, wie wir weiterhin sehen werden, in fast beispielloser Weise binnen kurzer Frist für die Stiftung unbeweglicher und beweglicher Teile der Kirche beziehentlich ihrer Ausstattung sorgte. Es verdient dies umsomehr Anerkennung, als zu derselben Zeit alle Mittel angespannt wurden, um den Bau der grösseren und weit kostspieligeren Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche zu fördern und hinter dieser Aktion, auf ausdrücklichen Wunsch, längere Zeit die Thätigkeit des Ausschusses für die Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche zurückstehen musste. Der Entwurf des Kirchbaus rührt von der bewährten Meisterhand des Professors Vollmer her, die Ausführung leitete der Baumeister Leibnitz mit grosser Hingebung.

Die feierliche Grundsteinlegung fand am 18. Oktober 1892 in Gegenwart des Kaisers und der Prinzessin Friedrich Leopold in Vertretung der Kaiserin statt. Letztere übernahm das Protektorat des Baus. Der erste Prediger der Dorotheenstädtischen Kirche, Stechow, welcher für das Zustandekommen des neuen Gotteshauses in Gemeinschaft mit dem Prediger Hagenau unermüdlich thätig gewesen, hat die Einweihung nicht mehr erlebt, indem er bereits am 19. April d. J. verstarb.

Die wegen des schlechten Baugrundes*) und des hohen Grundwasserstandes recht schwierige Fundierung wurde als Kasten-Fundierung ausgeführt und noch im Jahre 1893 vollendet; das aufgehende Mauerwerk wurde im April 1894 begonnen und so gefördert, dass bereits am 18. Oktober desselben Jahres bei Gelegenheit der Aufbringung des grossen vergoldeten Turmkreuzes das Richtfest gefeiert werden konnte. Ueber einen merkwürdigen Vorfall während der vom Prediger Stechow geleiteten Richtfeier wird der Patronatsvertreter E. Friedel unmittelbar im Anschluss an dieses Sitzungsprotokoll Bericht abstaten. Sämtliche Gewölbe und der ganze

*) In den achtziger Jahren habe ich selbst gesehen, dass die Wiese, auf welcher die Kirche steht, mit Wasser bedeckt war, auf welchem sich einige von den im Tiergarten häufigen wilden Enten tummelten.

innere Ausbau haben bis zum 21. Oktober d. J., dem Tage der Einweihung fertig gestellt werden können.

Die Grundform der Kirche bildet ein lateinisches Kreuz mit kurzen Armen; der gegen Süden liegende Chorraum ist nicht polygonal, sondern gerade geschlossen. Dem Altar gegenüber liegt die sehr geräumige Orgelempore. Die beschränkte Längenabmessung des Bauplatzes liess es nicht zu, den Turm vor die Vorderfront zu setzen; derselbe wurde seitlich in den durch Querschiff und Langschiff sich bildenden Winkel verlegt. Der Kanzel entsprechend, an der anderen Seite des Altars, befindet sich die für fünf Plätze berechnete Hofloge. Der Raum unter der der Kanzel zunächst liegenden Querschiffempore ist um drei Stufen erhöht, und gegen das Kirchenschiff durch eine Sandsteinbrüstung abgeschlossen; in ihm hat der Taufstein seine Aufstellung gefunden. Die Nebenräume bestehen aus Sakristei und zwei Konfirmandensälen.

Die Architektur zeigt in freierer, durchaus dem modernen evangelischen Bedürfnis angepasster Auffassung frühgotische Formen. Das Aeussere ist in Tuffstein bezw. Sandstein hergestellt; die schlichten Flächen sind mit roten Ziegeln verblendet. Sämtliche Architekturformen des Innern sind, mit Ausnahme der Emporensäulen, in dunkelroten Verblendziegeln gemauert; zu Kapitälern, Konsolen, Friesen und so weiter sind reich ornamentierte Terrakotten verwandt.

Einen hervorragenden Schmuck hat der Innenraum durch den mit Mosaik bekleideten, sich gegen das Kirchenschiff öffnenden Triumphbogen erhalten. Die farbigen Glasfenster sind fast durchweg in England gefertigt. Als sehr fein hinsichtlich der künstlerischen Auffassung ist der figurliche Schmuck des Altars zu bezeichnen. Grosser Wert ist auf eine schöne Tischlerarbeit an der Bestuhlung und namentlich an den Thüren, von denen fast jede eine andere Art der Behandlung zeigt, gelegt worden. Auf gleicher Höhe der Ausbildung stehen die Kunstschmiedearbeiten, die grosse Krone des Hauptgewölbes ist als ein Meisterstück ihrer Art hervorzuheben. Die Bemalung und Dekoration ist im Anschluss an die Fenster und an das Mosaikbild des Triumphbogens zwar mannigfaltig und farbig gehalten, ohne dabei aber irgendwie prunkend zu sein.

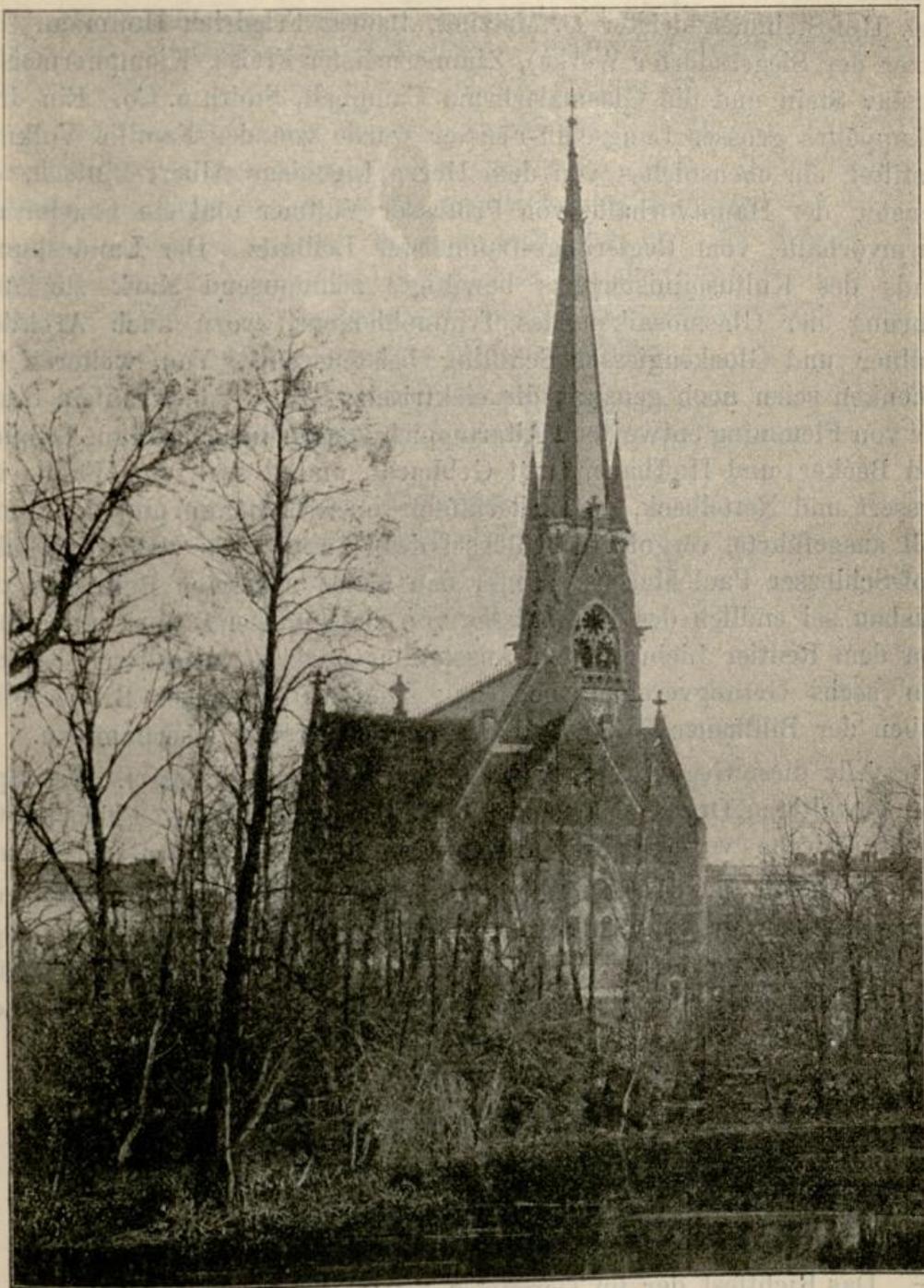
Es ist überhaupt das Bestreben des Baukünstlers gewesen, bei allem Reichtum der Einzelbildung dem Ganzen doch eine edle Schlichtheit und vornehme Einfachheit zu erhalten, um dem Innenraum damit das eigenartige Gepräge eines evangelischen Gotteshauses zu geben.

Die Kosten des Kirchenbaues werden sich ausschliesslich der Baustelle auf rund 520 000 M. stellen, wovon etwa 170 000 M. auf den inneren Ausbau entfallen.

Der Kaiser schenkte zu dem herrlichen Geläut von vier Glocken das Kanonenmetall. Das prächtige Chorfenster, Christus, Petrus und Paulus darstellend, stifteten der Kaiser und die Kaiserin gemeinschaft-

lich mit dem Prinzen und der Prinzessin Heinrich. Die Kaiserin schenkte die Altarbibel, einen schweren silbernen Kelch und das Kirchensiegel, die Grossherzogin von Baden eine reich in Gold gestickte Altarbekleidung in rotem Sammet. Für den Altar- und den Chorraum stifteten grössere Beträge Graf Henckel von Donnersmarck, Oberstabsarzt Stechow, Frau Geheimrat Schwartzkopff, Regierungs-Baumeister Schwartzkopff, Wilhelm von Krause und Rittmeister a. D. Fritz Dippe. Eine silberne Abendmahlskanne nebst Ciborium, Patene und Kelchlöffel schenkte Rentier Hensel, eine lila Sammtbekleidung Fräulein v. Griesheim, ein Velum für die Abendmahlsgeräte Fräulein Vogel, Schutzdecken für Altar und Taufstein Frau Prof. Heinrichs, Altarleuchter Hofschlosser Paul Marcus. Einem Damen-Ausschuss ist es zu danken, dass Altar- und Kanzelbehänge in den fünf kirchlichen Farben vorhanden sind und dass sofort eine Stiftung für Traubibeln ins Leben tritt.

Die mit elektrischer Kraft betriebene Orgel, eine der schönsten Berlins, die Kommerzienrat Dippe in Quedlinburg gestiftet, ist von Ernst Röver in Haus Neindorf im Harz nach eigenem pneumatischem System gebaut, das sich auch in Hamburg in der dortigen Nikolaikirche bewährt hat. Die Kanzel hat Frau Dippe geschenkt. Den Taufstein stiftete Frau Hof-Steinmetzmeister Metzging, die silberne Taufschüssel und Kanne Rittergutsbesitzer Dr. v. Websky. Die gesamte Einrichtung der Hofloge ist dem Fabrikbesitzer Adalbert Vogt, Mitglied unserer „Brandenburgia“, zu verdanken, der gleichzeitig drei Fenster zu deren Vorhalle schenkte; den Mosaikfussboden dieser Halle gab Frau Helene Ende, Inhaberin der Firma Emil Ende. Die gemalten Kirchenfenster sind mit Ausnahme der einfacheren Ausführungen sämtlich geschenkt, die beiden ansehnlichen mit freimaurerischen Emblemen ausgestatteten Querschiff-Fenster von den drei grossen Landeslogen, zwei Fenster der Vorhalle von dem Fabrikbesitzer Ernst Schäffer, ein Oberlicht über dem Portal von dem Ingenieur Curt Schäffer, drei gekuppelte Fenster im unteren Langschiff von dem Geheimen Regierungs-Rat von Moltke, vier Fenster unter der westlichen Querschiff-Empore von vier Leibregimentern Kaiser Friedrichs. Das erste dieser letzterwähnten Fenster zeigt die Austreibung aus dem Paradiese, darunter die Inschrift „Dem Andenken seines unvergesslichen Allerhöchsten Chefs das Grenadier-Regiment König Friedrich III. 1. Ostpr. No. 1.“ Das zweite Fenster enthält die Opferung Isaaks und die Inschrift: „Das Offizierkorps des Dragoner-Regiments König Friedrich III. 2. Schles. No. 8.“ Auf dem dritten Fenster ist Christus in Gethsemane dargestellt; es trägt die Widmung: „Weiland seinem Kommandeur und Chef Kaiser und König Friedrich III. das Grenadier-Regiment Kronprinz Friedrich Wilhelm 2. Schles. Nr. 11.“ Das vierte Fenster, Christus vor Pilatus, widmete „Seinem hochseligen Chef das Infanterie-Regiment Kaiser Friedrich König von Preussen



Die Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche.

Nach einer photographischen Aufnahme von Geheim-Sekretär R. Köhler.

Aus der Zeitschrift: „Der Bär.“

7. Württembergisches Nr. 125.“ Zwischen den Bildern und den Unterschriften sind die Standarten der betr. Regimenter angebracht. Sechs Fenster der Taufkapelle schenkten Regierungs-Baumeister Carl Gause, Kgl. Hof-Steinmetzmeister O. Metzging, Baurat Friedrich Hoffmann (Besitzer der Siegersdorfer Werke), Zimmermeister Freise, Klempnermeister Gustav Stein und die Glasmalerfirma Campbell, Smith u. Co. Ein dreigekuppeltes grosses Langschiff-Fenster wurde von der Familie Volkmar gestiftet, ein ebensolches von dem Herrn Ingenieur Albert Pintsch, ein Fenster der Hauptvorhalle von Professor Vollmer und ein Fenster der Turmvorhalle vom Regierungs-Baumeister Leibnitz. Der Landeskunstfonds des Kultusministeriums bewilligte zehntausend Mark zur Ausführung der Glasmosaiken des Triumphbogens, wozu auch Architekt Zöllner und Glockengiesser Schilling beisteuerten. Von weiteren Geschenken seien noch genannt die elektrische Krone von Fräulein Smitt, der von Flemming entworfene Altarteppich von Heinrich Jordan, Teppiche von Becker und Hoffbauer und Gebhardt und Rössel, eine Fahne von Bessert und Nettelbeck, die Liedertafeln von Riegelmann und der kunstvoll ausgeführte, vergoldete Schlüssel des Hauptportals vom Königlichen Hof-Schlosser Paul Marcus. Unter den vielen sonstigen Beiträgen zum Ausbau sei endlich des Ergebnisses von siebentausend Mark aus einem von dem Rentier Liebrecht im Ausstellungspark veranstalteten Konzert von sechs Gesangvereinen gedacht. Die Stiftung eines Bronzereliefs haben der Bildhauer Geyer und der Rentier Rösicke übernommen.

Alle diese Gegenstände wurden besichtigt und erläutert. Das Spiel der gewaltigen Orgel seitens des Organisten der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche versetzte die Anwesenden in eine weihevollen Stimmung.

Nachdem für die freundliche Aufnahme, Führung und Erklärung dem Prediger Hagenau herzlich gedankt worden, trennte sich gegen 1 $\frac{3}{4}$ Uhr nur zögernd die Versammlung von dem herrlich geschmückten, dem Hansaviertel und dem Tiergarten zur besondern Zierde gereichenden neuen Gotteshause.

Das „Wunder“ beim Richtfest
der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche zu Berlin.

Von Ernst Friedel.

(Mit 2 Figuren.)

Das Richtfest der im Tiergarten-Viertel an der Haendelstrasse vom Professor Vollmer erbauten Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche fand am 18. Oktober 1894 statt, als am Geburtstage des unvergesslichen Herrschers unter zahlreicher Beteiligung von Gemeindemitgliedern aus dem Hansaviertel und der alten Dorotheenstädtischen Gemeinde, welche das neue Gotteshaus als Tochterkirche erbaute. Anwesend waren u. a. die drei

Geistlichen der alten und der neuen Kirche Stechow, Vogel, Hagenau, ich selbst als Magistrats-Patronatsvertreter.

Die zahlreich besuchte Feier wurde mit Gesang begonnen, dann hielt der ehrwürdige Prediger Reinhardt Stechow als ältester Geistlicher eine Ansprache, es folgte die versifizierte Richterrede seitens des ältesten Poliers und zum Schluss wieder ein Gesang.

Da diese Richterrede für alle dergleichen Festakte bei uns gewissermassen typisch ist und deshalb ein kultur- und ortsgeschichtliches Interesse beansprucht, so sei sie nachstehend wiedergegeben, wobei ich bemerke, dass sie aussen in einer Höhe von etwa 60 Fuss von demjenigen Querschiff gehalten wurde, an welches der Turm anstösst. Nachdem sich die beim Kirchbau beschäftigten Handwerker um den Polier gruppiert, sprach derselbe folgende Worte:

Verehrungswürdige und geehrte Anwesende!

Aufgebaut zu Gottes Ehre,
Steht dies Haus errichtet hier.
Wer es sieht, von Herzen sage
Er dem Höchsten Dank dafür.

Meister, gebet Gott die Ehre,
Die ihr dieses Werk vollbracht.
Ihr habt es mit Dem vollendet,
Der das Schöpfungswerk gemacht.

Christen gebet Gott die Ehre,
Denen dieses Haus gehört.
Hier wird auch der beste Segen
Für die Ewigkeit bescheert.

Gebet Alle Gott die Ehre,
Die ihr Christi Jünger seid;
Denn ein Haus dem Herrn geweiht,
Fordert Aller Dankbarkeit.

Gott zur Ehre sei und bleibe
Dieses Haus dem Herrn geweiht,
Und wer es betritt, betrete
Es in wahrer Heiligkeit.

Ehre Allen, deren Eifer
Dieses Haus hervorgebracht,
Ihnen sei aus vollem Herzen
Warmer Dank dafür gesagt.

Ehre denen, die als Häupter
Rühmlich an der Spitze steh'n;
Bauherrn und Bauleuten Ehre,
Die das Werk vollendet seh'n.

Laut erschall' im Jubeltone:
Heil sei unserm Kaiser! Heil!
Wie auch dem erhabenen Sohne,
Dem der Thron einst wird zu Theil!
Und des Königshauses Zweigen
Sei das höchste Glück stets eigen!
Hoch! Hoch! Hoch!

Auch um die erlauchten Seinen
Mög' ein freundliches Geschick
Jetzt und alle Zeit vereinen
Jedes Heil und jedes Glück!
Hoch! Hoch! Hoch!

Auch soll Allen, die dem Staate
Sich zu treuen Diensten weih'n,
Heil und Glück beschieden sein!
Hoch! Hoch! Hoch!

Dem hochverehrten Magistrate,
Der für's Wohl der Bürger wacht,
Sei ein Lebehoch gebracht!
Hoch! Hoch! Hoch!

Die sich der ernstesten Pflicht geweih't,
Der Kirche vorzustehen,
Mit allem Fleisse jederzeit
Auf's Wohl derselben sehen,
Sich gern der Sorge unterzieh'n,
Belohne Gott für ihr Bemüh'n
Mit stetem Wohlergehen!

Der Gemeinde-Kirchenrat und die Bau-
kommission leben
Hoch! Hoch! Hoch!

Er, der den Plan und Riss gemacht,
Der Meister, welcher wohl durchdacht
Nach ihm den Bau bereitete,
Ihn bis zu Ende leitete
Mit kunstgeübtem Kennerblick,
Er lebe hoch bei stetem Glück!

Herr Professor Vollmer
und Herr Reg.-Baumeister Leibnitz leben
Hoch! Hoch! Hoch!

All' Denen stetes Wohlergeh'n,
Die mit an diesem Baue steh'n!
Hoch! Hoch! Hoch!

Und Jedem, der sich rühmen kann,
Er sei ein ächter Zimmermann,
So Meister als Geselle jetzt
Ein Lebehoch zuguterletzt!

Herr Ratsmaurermeister Gause
und Herr Zimmermeister Freise leben

Hoch! Hoch. Hoch!

(Hinabwerfen des Glases.)

Was wir freudig angefangen,
Lasst uns froh vollenden nun.
Der das Werk so weit gefördert,
Segne ferner unser Thun!

Seine Treu' und Gnade walte
Ueber diesem neuen Haus,
Und er giesse reichen Segen
Stets in aller Herzen aus.

Seine Vaterhand behüte
Es vor drohender Gefahr,
Und in seinem Innern wohne
Friede, Friede immerdar.

Schutz dem Hause vor der Flamme,
Die den äussern Bau verzehrt!
Schutz ihm auch vor jedem Funken,
Der im Innern Zwietracht nährt!

Jeder finde, was er suchet,
Für sein Herz und seinen Geist,
Wand'le froh die Glaubensstrasse,
Die den Weg zum Himmel weist.

Lang' steh' diese Kirche, lange,
Für Jahrhunderte gebaut,
Und wenn wir im Grabe schlafen,
Sei sie Enkeln anvertraut.

Wer nach fünfzig, hundert Jahren
Dieser Kirche Fest begeht,
Segnet uns, die wir sie bauten,
Wenn er andachtsvoll hier steht.

Auch die späte Nachwelt rühme
 Gott in diesem Heiligtum,
 Und wie jetzt sein Lob erschallet,
 So erschalle fort sein Ruhm.

Eine Kirche ist's für Alle,
 Und die Heerden gehen ein.
 Eine Heerde soll's noch werden,
 Eine wird's im Himmel sein.
 Amen!

Als nun nach dem Hoch auf die Meister und Gesellen der erste Polier das Glas, aus welchem er bei den vielfachen Hochs pflichtmässig getrunken, von schwindelnder Höhe zur Erde warf, um es an derselben nach Sitte und Brauch zu zerschellen, damit Niemand mehr daraus trinken könne, ereignete sich ein merkwürdiger, ja fast unerhörter Zufall, wie die Bauleute sagten, ein „Wunder“. Das Glas streifte die elastischen Zweige und die Blätter eines vor der Kirchwand stehenden Baumes, wodurch die Wucht des Wurfs gemindert wurde, zugleich aber auch das geschleuderte Glas die beabsichtigte Richtung verfehlte und, statt auf die vielen herumliegenden Steine, auf einen weichen und feuchten, frisch aufgeschütteten kleinen Sandfleck fiel.



Fig. A.

Dort blieb das Glas, ein gewöhnliches mittelgrosses, mit Stiel und Fussplatte versehenes Weinglas, zum Staunen aller, die den Vorgang mit ansahen, unverletzt liegen. Es ist demnächst durch die Güte des Predigers Hagenau der Sammlung des Märkischen Provinzialmuseums (vgl. Katalog B. VI. Nr. 11425) einverleibt worden. Eine Abbildung in halber natürlicher Grösse wird hier in Fig. A beigefügt.

Der Eindruck dieses Vorfalles war selbstredend ein höchst überraschender, aber, namentlich bei den Bauleuten kein günstiger. Das Bau-Opfer und Trank-Opfer war von den unerforschlichen dunkeln Mächten verschmäht worden. Da auch dem Bau kein Blutopfer bis dahin gebracht, d. h. Niemand bei der Bauausführung verunglückt war, so konnte umsomehr das Heilbleiben des dargebrachten Weinglases nur Unheil bedeuten.

Der Aberglaube der Vorzeit sollte auf diese Weise auch einmal zu seinem Rechte kommen. Die älteste von allen bei der Richtfeier be-

teiligten Personen war der amtiende 76 jährige Prediger Stechow, der sich bis dahin einer guten Gesundheit erfreut hatte. Derselbe begann nun im Spätherbst zu kränkeln und starb am 19. April 1895. Die Leute erinnerten sich alsbald, dass dies noch während des verhängnisvollen Jahres geschah, innerhalb dessen nach der Volksmeinung bei ver-
schmähtem Bauopfer Einer der Beteiligten sterben muss. Es erschien im Uebrigen fast selbstverständlich, dass dies Schicksal den Aeltesten traf. —

Sehen wir uns nun nach ähnlichen Vorgängen und nach einer Deutung des hier mitspielenden Volksglaubens um.

Ein Becherglas mit dem Namenszug FR und dem Kurhut darüber wurde beim Einzuge König Friedrich I. in Berlin vom Marien-
turm herabgeworfen, ohne zu zerbrechen. Dasselbe befindet sich im Hohenzollern-Museum,

eine Abbildung des Gefässes in halber Grösse giebt unsere Figur B. Der Boden, auf den das Gefäss fiel, mag wohl auch frisch aufgeworfen gewesen sein, wie damals, als der arme Chorschüler, der Dohlen-
Eier gesucht hatte, von seinen zwei Kameraden verräterisch losgelassen, von der Höhe desselben Turms fiel und zum grössten Erstaunen der gerade versammelten Marktweiber unversehrt blieb. Allerdings soll



Fig. B.

dabei der fliegende weite Chormantel, in dem sich der Wind fing, auch das Seinige zur Rettung des Aermsten beigetragen haben*).

Carl Simrock (Handbuch der Deutschen Mythologie, 3. Aufl. S. 53) sagt: „Sollte ein Bau Festigkeit haben, so musste vorher den Göttern geopfert werden“, und führt aus, wie diese Sitte auch von den Christen übernommen sei. Dass Menschenopfer als Bauopfer im weitesten Umfange nicht selten waren, ist aus zahlreichen deutschen sowie slavischen Sagen und Erzählungen bekannt. Später begnügte man sich mit Fussstapfen, die in den weichen Ziegelstein getreten, dann gebrannt und vermauert wurden.**) Oder man liess ein unschuldiges Kindlein seinen Schatten werfen und mauerte diesen ein. Oder man vergrub unter den Fundamenten Menschengelbeine, wie dies z. B. noch bei der Grundlegung des Turms der Stadtkirche zu Oderberg i. M. vor wenigen Jahrzehnten geschehen ist.

*) Vergl. „Der fliegende Chorschüler“ bei Wilhelm Schwartz: Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg. 3. Aufl. Berlin 1895, S. 13.

***) Zahlreiche Fundstücke dieser Art im Märk. Museum.

Das alte barbarische Menschenopfer, das Blutvergiessen, das Blutopfer wurde aber auch durch das Trankopfer (bei Kirchen stets in Gestalt des Weines, als eines biblischen und geheiligten Getränkes) ersetzt. So beim Richtfest weltlicher und kirchlicher Bauten noch heutigen Tages. Das Glas, aus welchem das Wohl und Hoch ausgebracht ist, das Glas, in dem noch Tropfen des Opfer-Weines hangen, wird zuletzt den unerforschlich waltenden dunkeln Mächten dargebracht. Damit es nicht durch weitem Gebrauch entweiht werde, soll es durch Hinabwerfen zertrümmert werden. Gelingt dies — und das trifft natürlicher Weise in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle zu — so ist das Trank- und Bau-Opfer als wohl gefällig angenommen, bleibt es unversehrt, so gilt das Opfer als verschmäh, und dann muss ein anderes, schwereres Opfer herhalten, wenn der Bau gefestigt und gesichert sein und bleiben soll.

Als Bau-Opfer anzusehen sind die in den Fundamenten vermauert oder vergraben gefundenen Gefässe des Mittelalters, in denen sich Spuren von Getränken (Wein, Meth, Bier), von Eiern, von Tieren (Hasen, Hunden) vorfinden. Eine grosse Menge von einschläglichen Fällen sind aus der Provinz Brandenburg, ganz besonders auch aus Berlin bekannt, wie die hierauf bezüglichen im Märkischen Museum vielfältig gesammelten, immer von Neuem wieder bei Hausabbrüchen, Fundament-Ausgrabungen etc. vorkommenden Funde zweifellos erhärten*). Bis in die neue Zeit ziehen sich dergleichen Trank- und Bau-Opfer; so wurden beim Abbruch eines Hauses zu Berlin in der Mittelstrasse Nr. 21/22 im Jahre 1875 drei flaschenförmige Steingutkruken mit verdorbenem Wein in den Fundamenten eingemauert gefunden (M. M. VI. 1324), deren wohl-vorbereitete und beim Bau des Hauses im Jahre 1712 beabsichtigte Niederlegung aus einer beigelegten Kupferplatte hervorgeht, mit der eingravierten Inschrift: „Tob. 4 v. 12. Berlin 1712. L. B. Rode.“ Ferner sind aus dem Märkischen Museum als Fundstücke von ähnlicher sinnbildlicher Bedeutung zu erwähnen die Weinflaschen: VI. 1984 (von der Schlossfreiheit), VI. 3704 (von Klosterstrasse 68), VI. 6742 (von Kronenstr. 22).

Auf die Sitte, vor der Hochzeit Gefässe mit Flüssigkeit zum Wohle des Brautpaares darzubringen, deutet der in derberer Form und Sitte erhaltene Polterabend mit seiner Losung: je mehr Scherben, je mehr Glück!

Auf eine ähnliche Vorstellung weist die Schiffs-Taufe hin, das Zerschellen einer Flasche mit Schaumwein oder einer anderen edlen

*) Unter dem alten Berlinischen Rathaus in dieser Weise als Bauopfer beigelegt, fanden sich die im Märk. Museum unter B. IV. 17 u. 18 inventarisierten zwei Gefässe, welche ich in der Zeitschrift „Der Bär“, Bd. 1, Jahrg. 1875, S. 153, abgebildet und besprochen habe. Siehe auch: Buchholz, Berlinische Alterthümer, 1890, S. 108 u. 109.

Bacchus-Gabe am Bugspriet des vom Stapel laufenden neuen Fahrzeuges; und auch hier gilt es den ohnehin besonders abergläubischen Seeleuten als ein gar unheilvolles Vorzeichen, wenn die Frau, welche das Opfer darzubringen hat, nicht die Glasflasche mit dem ersten Wurf zu zerschmettern vermag.

Bei vielen slavischen Stämmen in Russland und Polen hat sich die Sitte, die ich selbst hier in Berlin bei Gelagen von Slaven erlebt habe, erhalten, dass man, nachdem man dem Gast, dem Freunde, dem Gastgeber oder sonst wem zugetrunken, das Glas hinter sich auf der Erde zerschellt, damit der Trunk dem Bedachten zum Wohle bekomme und damit ihm zugleich eine besondere Ehre erwiesen werde, indem kein Mensch mehr das Glas entweihen soll, mit dem die Gesundheit zugetrunken ward. Bleibt das Glas hierbei durch Zufall ganz, so gilt dies als von übler Vorbedeutung für den Bedachten.

Der Vorfall, das „Wunder“ beim Richtfest der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche, lehrt, dass nicht alle in den Sagenbüchern und Volksüberlieferungen erhaltenen ähnlichen Erzählungen auf Erfindung zu beruhen brauchen, dass vielmehr manche wahr sein mögen, aber allerdings nicht auf einen unerklärlichen Zufall, sondern auf einfache physikalische Gesetze zurückzuführen sind. Doch lehnt sich gerade an dergleicher Erlebnisse gern die mythenbildende Neigung und Kraft des Volkes an und dass dieselbe selbst in unserm als freigeistlich verschrieenen oder gerühmten Spree-Athen nicht erloschen sei, das ist durch die Werkleute aus dem Volk erhärtet, welche sich gedrungen gefühlt haben, in uralte überlieferter heidnischer Weise den Vorgang allsogleich mit dem Opfer eines Menschenlebens in Verbindung zu bringen. Dies stempelt das geschilderte Geschehnis für den Erforscher der Volksseele zu einer beachtenswerthen, der Nachwelt zu überliefernden Thatsache.

Die II. (9. ausserord.) Versammlung der Gesellschaft

tagte am Dienstag, den 12. November, mittags 12^{1/2}—2^{1/2} Uhr im Königl. Museum für Naturkunde. Der Vorsitzende, Geh. Reg.-R. Friedel, bat, nach kurzer Eröffnungs-Ansprache, den Direktor der zoologischen Sammlungen dieses Museums, Geh. Reg.-R., Prof. Dr. Möbius um die freundlichst in Aussicht gestellte Führung und Erläuterung. Dieser verteilte zum Zweck genauerer Uebersicht der Anstalt die im Jahre 1889 zur Feier der Eröffnung des Museums verfasste Schrift: „Das Museum für Naturkunde der Königl. Fr. W. Universität in Berlin“ und erläuterte

zunächst an der Hand dieses Buchs die gesamte bauliche Anlage und die Verteilung der Räumlichkeiten.

Der in den Jahren 1883—1888 auf einem Teil des Grundstücks der ehemaligen Königlichen Eisengiesserei errichtete Bau besteht aus dem vorderen Hauptgebäude von 3200 □m Grundfläche, einem dahinter liegenden 140 m langen Quergebäude von 2500 □m und 4 gleichen, an den Querbau gelehten Flügeln von zusammen 2600 □m. Die gesamte bebaute Grundfläche beträgt demnach rund 8300 □m. In den 3 Geschossen dieses Baues sind untergebracht:

1. Die Zoologischen Sammlungen, rund 10 000 □m Fläche.
2. Das Zoologische Institut. „ 2500 □m „
3. Die geologisch-paläontologische Sammlung „ 2200 □m „
4. Die mineralogisch-petrograph. Sammlung „ 2400 □m „

Der Vortragende, als Leiter der unter 1 gedachten Sammlungen, geht auf diese näher ein. In dem ersten Plan war die Aufstellung der zoologischen Sammlungen einheitlich gedacht und danach die Räumlichkeiten eingerichtet. Als vor 8 Jahren, während der Bauausführung, der Vortragende in die Leitung dieser grössten der 4 Abteilungen berufen wurde, geschah noch alles, was nach dem Stande des Baues möglich war, um eine, nach den Erfahrungen in Kiel wohlbewährte Teilung der Sammlungen räumlich durchzuführen und zwar in eine nur für das Publikum bestimmte und deshalb für diesen Zweck passend aufzustellende Schau-Sammlung und eine der wissenschaftlichen Forschung dienende besondere Studien-Sammlung, deren Aufstellung gedrängter erfolgen kann.

Die Schausammlungen, für die breitere Gänge und eine gedehntere Aufstellung vorgesehen sind, so dass das Publikum auch in grösserer Zahl sich darin bewegen kann und das Auge immer nur einen Gegenstand zu erfassen braucht, nehmen den Lichthof und den grössten Teil des Erdgeschosses ein. Es ist eine Auswahl aller Tierordnungen von den grössten Säugetieren bis zu den kleinsten Wirbellosen. Die Wirbeltiere in ausgestopften, skelettierten oder sonst präparierten Exemplaren, daneben bezügliche anatomische Präparate, Abbildungen, Modelle und erläuternde Signaturen, alles eine grosse, auf den Zweck der Volksbelehrung gerichtete Fürsorge, gleichzeitig Zweckmässigkeit und ästhetisches Gefühl bekundend. So sind einzelne innere Organe der Tiere in Modellen ausgestellt. An einigen Skeletten ist jeder einzelne Knochen mit seinem Namen versehen; bei den verschiedenen Tieren die Hauptcharaktere angegeben, auch auf gewisse Eigentümlichkeiten hingewiesen, z. B.: Wie die Krokodillmutter an einem Geräusch im Ei er-

kennt, dass das Junge zum Auskriechen reif ist; wie das zu der Klasse der Säugetiere gehörige Schnabeltier nicht lebendige Junge, sondern ein Ei zur Welt bringt; wie die Farbe gewisser Schmetterlinge und Käfer der Grundfarbe ihrer gewöhnlichsten Sitzstellen (Baumrinde pp.) oft in dem Grade gleicht, dass die Verfolger (Vögel) sie wegen dieser „Schutzfärbung“ schwerer auffinden. Die gesamte Bienenwirtschaft in allen ihren Beziehungen ist in Originalstücken, Modellen und Bildern dargestellt; die Verwandlung des Maikäfers in allen ihren Stadien; die Thätigkeit der Ameisen u. A. in einem natürlichen, aus dem Walde herbeigeschafften Ameisenhaufen mit lebenden Tieren gezeigt; Termitenbauten und vieles andere biologisch Interessante. Um das Spiel der Schillerfarben in ihren Veränderungen je nach dem Lichtreflex zu zeigen, sind kleine von einem Uhrwerk gedrehte Scheibentische vor einigen Fenstern angebracht, auf welchen besonders geeignete Schmetterlinge und Käfer liegen; eine Reihe von Momentbildern veranschaulicht die Veränderung der Flügelstellung beim Fliegen der Vögel; überall findet man so neben den Tieren selbst neue Anregung zur Aufmerksamkeit auf dieselben.

Auch die vorzügliche Einrichtung der Schränke und sonstiger Behälter, bis auf die nach vielfachen optischen Erwägungen als die zweckmässigste gewählte matt graugelbe Hintergrundfarbe lässt die eingehende Fürsorge des bewährten Leiters dieser Sammlungen für vollkommene Erfüllung der Aufgaben der Anstalt erkennen; nicht minder die vielen ausgehängten Verbreitungs-Karten, die, in Verbindung mit den Randfarben der einzelnen Signaturen über das Vorkommen der Tiere belehren, während auf den Signaturen selbst besondere Merkmale und Lebensweisen der Tiere angegeben sind.

Die Besichtigung, die sich auch auf die Studien-Sammlung in den oberen Sälen erstreckte, hatte gegen 2 Stunden in Anspruch genommen und doch konnte alles nur flüchtig begangen werden.

Mit innigstem Dank an Herrn Geh.-R. Möbius schloss der Vorsitzende die Versammlung. Buchholz.

12. (2. öffentl.) Versammlung

Sonnabend, den 30. November 1895, abends 7^{1/2} Uhr

im grossen Sitzungssaale des
Brandenburgischen Ständehauses Matthäikirchstrasse 20/21.

1. Der Vorsitzende Geheimrat Friedel gedenkt des kürzlich erfolgten Todes des Gesellschafts-Archivars, Rechnungsrevisors und Hauptmanns d. R. Podratz.

2. Der Vorsitzende überreicht den Bericht der Central-Kommission für Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland über die zwei Geschäftsjahre von Ostern 1893 bis Ostern 1895 auf dem XI. Deutschen Geographentag in Bremen 1895 von Professor Dr. Albrecht Penck in Wien.

Mit Rücksicht auf die engen Beziehungen der Gesellschaften und Vereine für Heimatkunde, welche sich als dienende Glieder der Central-Kommission und eines allgemeinen Vereins für Deutsche Landeskunde betrachten, teilen wir folgende Einzelheiten aus dem Geschäftsbericht mit.

Bereits 1891 auf dem IX. Geographentag in Wien hat die Central-Kommission das angeregt, was nach ihrer Ansicht die beste Förderung ihrer Aufgaben ermöglicht, nämlich die Begründung eines Vereins für deutsche Landeskunde. Infolge eines dort gefassten Beschlusses hat die Kommission Statuten eines solchen Vereins ausgearbeitet und gelegentlich des X. Geographentages in Stuttgart 1893 eingeladen, sich demselben anzuschließen. Der lebhafte Anklang, welchen der Plan bei beiden Geographentagen fand, vergewisserte ebenso wie manche briefliche Zustimmung darüber, dass der Gedanke ein richtiger ist, die Erforscher des deutschen Landes mit den Freunden der Forschung durch ein festes Band zu einen. Aber die Zahl der Anmeldungen genügte in Stuttgart nicht, um den Verein sofort zu sichern. Auch liess sich daselbst keine gemeinschaftliche Beratung des Planes durch den Central-Ausschuss des Geographentages und die Kommission bewerkstelligen; die Central-Kommission aber konnte nicht allein die Begründung des Vereins übernehmen. Seither hat die Sache geruht, ohne dass der Plan seitens der Kommission aufgegeben worden wäre. Vielmehr bringt ihn die Kommission dem Geographentag erneut in Erinnerung und erhofft von demselben thatkräftige Förderung eines Unternehmens, über dessen Notwendigkeit kein Zweifel besteht.

Während der verflossenen beiden Geschäftsjahre hat sich die Central-Kommission darauf beschränkt, ihre früher begonnenen Arbeiten zu fördern, Interesse für die deutsche Landeskunde zu erwecken und das erwachte zu pflegen. Entsprechend der ihr vom Stuttgarter Geographentag gegebenen Ermächtigung der Zuwahl hat sie zunächst die Lücken geschlossen, welche in ihrer Mitte durch Austritte entstanden waren. Sie gewann Herrn Prof. Dr. Nordhoff in Münster (Westfalen), als Obmann für die westfälischen Lande, Herrn Dr. Pahde in Krefeld, als Obmann für die Rheinlande, sodass nunmehr alle deutschen Gaue in ihr wiederum Vertreter haben.

Fortgesetzt wurde die Herausgabe der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde in opferwilligster Weise durch ihr Mitglied Herrn Prof. Dr. Kirchhoff in Halle.

Mit Genugthuung blickt die Central-Kommission auf die vielfältige Anerkennung der Forschungen. In Frankreich wurden sie als Muster landeskundlicher Arbeiten bezeichnet. Sie dienen der National Geographical Society

in Washington als Vorbild bei Herausgabe ähnlicher Arbeiten. Auch in Deutschland sind sie häufig ebenso anerkennend, wie empfehend besprochen worden. Aber an der klingenden Anerkennung fehlt es immer noch. Ihr Absatz bewegt sich in beschämend engen Grenzen. Damit ist die Ursache ihres mehrfach beklagten hohen Preises dargelegt. Die Forschungen müssen sich selbst erhalten, die Central-Kommission kann keine Zuschüsse leisten; Bemühungen von Seiten der Regierungen und grosser Gesellschaften, Unterstützungen zu erlangen, sind gescheitert. Möchte man darum das als nützlich anerkannte Unternehmen durch Bezug fördern. Möchten die zahlreichen geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Vereine Deutschlands die Forschungen für ihre Bibliotheken erwerben, in die sie gehören, möchten sie in den häuslichen Büchereien aller Freunde deutschen Landes und Volkes den ihnen gebührenden Platz finden. Tritt aber erst ihr Absatz aus seinen bisherigen bescheidenen Grenzen, so wird es auch möglich werden, ihren Preis entsprechend herabzusetzen.

Die Central-Kommission verfügt noch immer nicht über eine regelmässige Einnahme. Früher wesentlich gefördert durch die ihr teilweise zugewiesenen Überschüsse einzelner Geographentage, hat sie diese Quelle seit dem Hamburger Geographentag leider versiegen sehen. Eine jährlich wiederholte Zuwendung von 500 Mark durch das Kgl. Preussische Kultus-Ministerium hat seither ihre Haupteinnahme gebildet. Dazu gesellte der Naturwissenschaftliche Verein zu Krefeld bei Beginn dieses Jahres eine Spende von 100 Mark.

In erfreulicher Weise werden die Aufgaben, welche sich die Central-Kommission für Deutschland allein setzte, auch in anderen Ländern aufgenommen und von anderen Wissenschaften gepflegt. Darin liegt für dieselbe eine von ihr selbst freudig empfundene Anerkennung der Richtigkeit ihrer Ziele.

Mit Stolz sieht sie in der Schweiz, in den Niederlanden, in Ungarn und nun auch in Österreich ihre bibliographischen Aufgaben gefördert, ihre Forschungen im fernen Amerika als Vorbild dienen. Es erfüllt sie auch mit Genugthuung, dass das, was sie für ihre Aufgaben als das zweckmässigste hingestellt hat, in anderen Ländern zur Ausführung gelangt. Sie begrüsst daher mit aufrichtiger Sympathie die im letzten Winter erfolgte Begründung eines Vereins für österreichische Volkskunde in Wien. Von thatkräftigen Händen getragen, wird dieser Verein wenigstens einen Teil dessen für Österreich leisten, was der Verein für deutsche Landeskunde für Alldeutschland zu thun bestimmt ist. Möchte aber das Land, welches der Ausgang aller dieser Bewegungen war, nicht zurückbleiben. Möchten die Leistungen unserer Kommission nicht bloß akademisch, sondern auch thatkräftig gewürdigt werden. Möchte der Verein für deutsche Landeskunde verwirklicht werden können.

Diesem Wunsche schliesst sich die Brandenburgia als Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg gern und von ganzem Herzen an.

3. Der 2. Vorsitzende E. Friedel macht folgende neue Mitteilungen über Erinnerungs-Tücher.

Über Tücher, welche infolge ihrer Einwebungen, ihrer Bedruckung oder ihrer Bestickung beziehentlich sonstigen Ausstattung allerhand

kulturgeschichtliche Beziehungen aufweisen, habe ich bereits zweimal, in der Sitzung vom 23. Januar und vom 27. März 1895, gesprochen und auf die landes- bzw. heimatkundlichen Beziehungen dieser Produkte der Textil-Industrie hingewiesen.

Infolge meiner wiederholten Bitte, solche Tücher, gleichzeitig im Interesse der „Brandenburgia“, dem Märkischen Museum zuzuwenden oder doch wenigstens Hinweise auf dergleichen Vorkommnisse zu sammeln und mitzuteilen, bin ich heute in der angenehmen Lage, Ihnen eine neue Reihe von Erinnerungs-Tüchern vorzuführen*). Fräulein Elisabeth Lemke hat sich der Angelegenheit mit gewohntem dankenswertem Eifer angenommen und uns vier neue Erinnerungstücher zugewendet.

Zunächst hat der Haupt-Vortragende des heutigen Abends Herr Divisions-Pfarrer Schild, Schriftführer des Altertums-Vereins zu Torgau eine Druckform, Platte oder Model, aus hartem Holz 45 cm lang, ca. 20 cm breit freundlichst mitgebracht, welche, wie in Heft VII. S. 48 der „Veröffentlichungen“ des genannten Vereins gesagt ist, der Färbermeister Gerhardt in Torgau aufgefunden und an den Verein abgegeben hat. Dass diese Druckform mit der Überschrift „Torgau“ eine Ansicht der alten Veste darstellend aus der Zeit von 1600 bis 1650 stammt, lässt sich u. A. aus der Bauart der überdeckten Elb-Brücke ersehen, über deren Geschichte wir genaue Daten haben.

Wie die in das Massiv der Platte eingeschnittenen Griffe zeigen, konnte mit derselben aus der Hand gedruckt werden. Doch liess sich der Druck durch einen an der Zimmer-Decke angebrachten Hebel mit Knievorrichtung unzweifelhaft verstärken, gerade wie unsere Mitglieder dies in der Druckerei der Linoleum-Fabrik zu Rixdorf am 22. August d. J. (vgl. Monatsblatt S. 161) beim Bedrucken von Decken, Teppichen u. dgl. mit angesehen haben. Herr Schild hat die Güte gehabt, mittels dieser Form Abdrücke in Druckerschwärze auf Leinwand in der Druckerei des Kreisblatts zu Torgau anfertigen zu lassen, von denen ich ein Exemplar vorlege, welches im Märk. Museum unter B. VI. 11 857 eingetragen ist.

Herr R. Forrer schrieb mir am 21. d. M. aus Strassburg i. E., . . . die Vervielfältigung mit dieser Model sei in Wachsdruck hergestellt gewesen, wobei der Grund blau, die Zeichnung weiss war.

*) Hierbei sei bemerkt, dass die Kunsttafel, welche dem Mai-Heft (Nr. 1 des Jahrgangs IV. 1895/96) beigegeben ist, das Erinnerungstuch auf den Frieden von Sistov (Czistowe), 4. April 1791, betrifft, welches Herr Schriftsteller R. Forrer zu Strassburg i. E. entdeckt hat, und welches ich im Jahrgang III. 1894/95 auf S. 305 ausführlich beschrieben habe. Es gehört also eigentlich noch in jenen Jahrgang und lässt sich erwünschten Falls dort mit Leichtigkeit einkleben. Herr Forrer hat die Güte gehabt, die Hälfte der Herstellungskosten dieses Kunstblatts zu übernehmen, wofür die „Brandenburgia“ ihm besondern Dank schuldet.

Uralte Druckformen dieser Art mit Abbildungen und erklärendem Text für Seiden- und Baumwollen-Stoff sind mir aus Japan, noch mehr aus China bekannt. Sie werden aber übertroffen durch Druckformen mit Abbildungen nebst zugehöriger hieratischer und demotischer Schrift in Alt-Aegypten, die sich als Einwickelungs-Material der Mumien erhalten haben.

Herr R. Forrer in seinem Aufsatz „Über meine Zeugdrucke“ in der Antiquitäten-Zeitschrift, Strassburg, den 26. Sept. 1893 S. 19, sagt: „Aber die Sammlung führt uns noch weiter zurück, bis in die byzantinische Zeit hinein. Von Arles [in Frankreich] besitze ich aus einem Grabe des VI. Jahrhunderts einen gemusterten Zeugdruck, von Achmim-Panopolis [in Aegypten, ca. 3. Jahrh. n. Chr.] endlich, der in diesen Blättern schon mehrfach erwähnten stoffreichen Totenstadt, ein zweifarbig bedrucktes Gewebe, dessen Zier mit mehreren verschiedenen Modeln zusammen komponiert ist. Und von derselben Provenienz habe ich auch das Druckgeräthe des Zeugdruckers: Ein Original-Holzmodell mit Ornament zur Herstellung byzantinischer Zeugdrucke!“

Soweit Herr Forrer. Ich zweifle nicht, dass auch die alten Griechen und Römer dergl. Holzmodeln zum Zeug-Beducken gehabt haben, indessen hat der Zahn der Zeit sie wie das meiste „klassische“ Holzgerät vernichtet, während die ausnehmend trockene Luft Aegyptens die Erhaltung von allerhand Holzgerät ganz vorzüglich begünstigt hat. Indessen haben sich von den eigentlich klassischen Völkern, ausser den Stempeln und den Siegeln der Fingerringe und Petschafte, auch eigentliche Druckformen für Zeug, Thonwaare u. dgl. ausgebrannten Thon oder in Stein bezw. Metall graviert, erhalten. Auf den altrömischen Druckformen befinden sich Stempel, Figuren und Buchstaben, zum teil sogar bewegliche Lettern, und sind dieselben aus den verschiedensten Teilen des eigentlichen römischen Reichs wie der Provinzen und Tributärstaaten bekannt. Die Inschriften- und Zahlen-Druckformen sind wie soeben angedeutet, mitunter aus beweglichen Lettern hergestellt, wie man daraus erkennt, dass bei sonst ganz gleichen, also aus denselben Händen hervorgegangenem Fabrikat der Stempel kleine Varianten aufweist. Manchmal sind in der Eile einzelne Buchstaben auf den Kopf gestellt, Rechtschreibungsfehler und im eigentlichsten Sinne „Druckfehler“ vorhanden u. dgl. Versehen mehr. Hiernach lag bei den alten klassischen Völkern die Erfindung der Bild- und Buchdruckerei sehr nahe und man wundert sich mit Recht, warum dieselben nicht hierzu fortgeschritten sind. Wahrscheinlich liegt die Antwort darin, dass die Arbeit der Sklaven bequem und billig war und dass die Vervielfältigung von Schriftwerken durch Sklavenhände viele Jahrhunderte hindurch um so mehr genügte, als die Sklaverei auch in den christlichen Staten bis ins Mittelalter hinein noch fort-

dauerte. In der Zeit des ärgsten Verfalls im Mittelalter sind nun jene klassischen Keime zu der weltbewegenden Erfindung des Bild- und Buchdrucks nicht ganz verloren gegangen, Gutenberg aber, sowie seinen Genossen, bleibt unbestreitbar der Ruhm, die Idee des Typendrucks zielbewusst erfasst und dem geschriebenen Wort nutzbar gemacht zu haben.

Im christlichen Mittelalter war aber die Kunst des Zeugdrucks im übrigen, d. h. soweit er für Tapeten, Teppiche, Kleiderstoffe u. dergl. dient, nicht verloren gegangen. Es lassen sich sehr reiche Zeugdrucke, romanisch beziehentlich gotisch stilisiert und gemustert, zum teil mit Spruchbändern oder Namenserkklärungen, insofern also den Erinnerungstüchern nahe stehend, aus dem X. bis XV. Jahrhundert nachweisen. Forrer a. a. O., S. 18 sagt: „Wie weit man es damals im Zeugdruck gebracht und welche Sorgfalt man ihm damals angedeihen liess, beweist ein Prunkstück in meiner Sammlung, das, ein mächtiger Leinendruck mit altem Handkolorit, unter reichen gotischen Baldachinen Christus, Maria, St. Georg and andere Heilige darstellt; darum läuft eine gotische Inschrift und Laubwerk-Ornamentik. Das Ganze ist mit neun verschiedenen Modellen kunstreich aufgedruckt und von imposantem Effekt.“ — In den Rheinlanden, besonders Köln, blühte damals der Zeugdruck. — Aus diesen Drucken, die auch auf Papier, teils in Schwarz- und Buntdruck hergestellt waren, ist schliesslich, wie schon angedeutet, der Buchdruck hervorgegangen.

Da ich vom Schweisstuch der Heiligen Veronika am 23. Januar d. J. (S. 306) zu sprechen Gelegenheit nahm, so will ich noch nachträglich anführen, dass Dr. G. Müller: Der Klosterschatz von Andechs in Bayern (Antiquitäten-Zeitschrift, Strassburg, den 26. September 1893, S. 22) erzählt, wie noch heutigen Tages fromme Pilger geweihte Nachahmungen dieses Hochheiligen Erinnerungstuchs aus Rom zum Andenken mitbringen.

Eins der berühmtesten Erinnerungstücher ist der sogen. Bayeux-Teppich (la Tapisserie de Bayeux, the Bayeux Tapestry) aus der Kathedrale zu Bayeux, Departement Calvados, welcher in der dortigen Stadtbibliothek hinterlegt, i. J. 1871 beim Anrücken der Deutschen aufgerollt und in einem Cylinder aus Zinkblech versteckt wurde. Der Teppich stellt, wie Sie aus dem heut vorgelegten Werk von Jules Comte (ersehen wollen*), in steifen, aber charakteristischen Zeichnungen die

*) La Tapisserie de Bayeux. Reproduction d'après nature. En 79 Planches phototypographiques. Avec un Texte historique, descriptif et critique par Jules Comte. Paris 1878, und: The Bayeux-Tapestry reproduced in autotype-plates with historic notes by Frank Rede Fowke. London. Arundel Society, 1875. Dargestellt sind nicht weniger denn 623 Personen, 202 Pferde und Maultiere, 55 Hunde, 505 andere Tiere, 37 Baulichkeiten, 41 kleine und grosse Schiffe, 49 Bäume, im Ganzen 1512 verschiedene Gegenstände. Das weibliche Geschlecht kommt dabei sehr zu

Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer bis zur Schlacht von Hastings, 14. Oktober 1066, vor in 72 Szenen mit zahlreichen Figuren und vielen Inschriften auf einem Leinwandplan von 0,46 m Höhe und 63 m Länge. Die gewaltige kunstvolle Arbeit in buntem Plattstich auf Leinwand, wird von einigen Forschern Wilhelm des Eroberers Gemahlin Mathilde, von andern der Mathilde, Tochter König Heinrich I. von England (ca. 1140) zugeschrieben. Nach dem Jahre 1150 dürfte dies interessanteste aller Erinnerungstücher schwerlich entstanden sein, über welches ich mich leider zur Zeit, wo ich vorzugsweise auf die gedruckten Erinnerungstücher, wenn auch nicht ganz ausschliesslich, eingehen, nicht weiter auslassen kann.

Auf die Torgau Tuchdruck-Model folgt heut Abend dem Alter nach ein Mainzer Kupferdruck auf schwerem weissem Seidenstoff. Er ist 56 cm breit, 43,5 cm hoch, im Kat. VI. des Märk. Museums unter No. 11712 inventarisiert. Dargestellt ist auf dem Seidentuch das Brustbild eines Mannes mit Schnurr- und Kinnbart und Allongeperücke. Das Brustbild ist von einem ovalen, mit Blättern eingefassten Rahmen umgeben, der auf einer Konsole ruht. Ueber und unter dem Rahmen befinden sich Spruchbänder mit folgenden Aufschriften: links oben „Religioni“, rechts oben „Patriae“, links unten „et imperio“, rechts unten „et populo“. Auf der Konsole in der Mitte ein Wappen (vermutlich das erzbischöflich-mainzische), zu beiden Seiten auf aufgerollten Bändern eine lateinische Widmung an den Erzbischof Johann Philipp von Mainz, den das Portrait wahrscheinlich darstellt. (Mit einem Bischofskreuz um den Hals ist es geschmückt.) Aus der Widmung, die unten die Jahreszahl „1667“ zeigt, ergibt sich, dass die Platte von N. Person herrührt. Auch steht auf dem untersten Teil der Konsole: Person exc. Moguntiae. Zu beiden Seiten des Portraits sind links und rechts vier Gruppen von Putten gelagert. Zwei links oben halten einen

kurz, indem es unter den eigentlichen Hauptfiguren nur einmal vertreten ist. Insbesondere vermissen wir die schöne Editha Schwanhals, Geliebte Haralds, die Bulwer in seinem Roman „Harald, der letzte Sachsenkönig“ so ausserordentlich feiert, schmerzlich. Nach meiner Auffassung, insbesondere der Drachenschiffe, der Kleidung, der Panzer und der Schriftzeichen auf den Legenden gehört die Arbeit noch in das 11. Jahrhundert. Die Genauigkeit der kriegerischen Darstellungen lässt mich der Vorstellung Raum geben, dass die Zeichnung von männlicher Hand auf Anregung des Bischofs Odo entworfen, aber von weiblicher Hand ausgeführt ist; letzteres schliesse ich, weil die Farben zum Oeffteren willkürlich und geföhrt sind. Die Königin Mathilde mag etwas mitgestickt haben; dass sie die riesenhafte Arbeit allein ausgeführt habe, halte ich für undenkbar. Vornehme Damen pflegen, wie wir alle wissen, bei dergleichen Gelegenheiten (Kirchentepichen etc.) ein Probchen zu sticken, das Uebrige müssen die Hofdamen und zum grösseren Teil Dienerinnen besorgen. Es ist wohl kaum nötig hinzuzufügen, dass dieses Kunstwerk kein Fuss-Teppich, sondern ein Wand-Teppich gewesen ist.

runden Schild, auf dem die Worte stehen: *Me nemo impune lacessat*. Links unten sind zwei geflügelte Putten. Der eine sitzende Knabe hält einen Schild, auf dem die Worte: „*His stet victoria signis*“ zu lesen sind. Unter den Knaben werden Trophäen: Panzer, Schwert, Posaune sichtbar. Die beiden Knaben rechts oben halten einen Schild, auf dem die Worte: „*Unica gloriator in pace*“ verzeichnet sind, links unten eine Putte, auf einem Säulenfuß, auf dem ein Zirkel liegt. Auf dem Schild, den er hält, die Worte: „*His in laborib. quiesco*“.

Es darf hierbei an die seidenen Erinnerungstücher erinnert werden, welche Daniel Chodowiecki im Jahre 1770 hergestellt hat und die ich im III. Jahrg. des Monatsblatts S. 306 erwähnt habe.

Der Chronologie nach würde ich nun folgende Notiz von M. Landau in der Nationalzeitung, Berlin, den 21. Juli 1895, anzuschliessen haben. „In der Sonntagsbeilage der Nationalzeitung vom 7. Juli findet sich eine Notiz über sogenannte Erinnerungstücher aus dem vorigen Jahrhundert. Ich kann zu deren Ergänzung über ein Erinnerungstuch aus dem 17. Jahrhundert berichten, das ich vor ungefähr 13 Jahren in Venedig gesehen habe. Das Tuch, von feiner slavischer Arbeit, war zur Erinnerung an die Eroberung von Ofen im Jahre 1686, an der auch brandenburgische Truppen unter General Schöning teilnahmen, angefertigt worden. Das Centrum des gewebten Bildes nimmt der Generalissimus der kaiserlichen Truppen, Herzog von Lothringen, ein, den ein über ihm schwebender Engel mit Lorbeer krönt; neben ihm stehen zwei Offiziere und zu seinen Füßen ein Page. Ein Adler hält in einer Klaue ein Schwert, in der andern eine Abbildung der Stadt Ofen; unter ihm befinden sich vier mit Ketten beladene Türken. Rechts vom Herzog befindet sich die Inschrift: „*Aquilae viribus in potestatem Imperatoris Buda redacta est*“. Kaiserliche und lothringische Wappen und Embleme nehmen den übrigen Raum des Bildes ein. Dieses Tischtuch befand sich seit langen Jahren im Besitze einer Familie in Bologna, gelangte dann in andern Besitz und wurde in Venedig zum Verkauf ausgestellt. Für das nicht gut erhaltene, wie ich glaube auch geflickte, Stück verlangte der Eigentümer, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, 1000 Lire.“

Der erwähnte Artikel „Erinnerungstücher“ in der Sonntags-Beilage vom 7. Juli 1895 von Fräulein Elisabeth Lemke herrührend, führt mehrere dgl. Tücher an, welche der Verfasserin in Danzig aufgestossen sind. Darunter wird Folgendes erwähnt: „Auch kam ich dort einem Tuche auf die Spur, das schon vor siebenzig Jahren bekannt gewesen sein muss, dessen aufgedruckte Verse aber noch heute von Dorfbewohnern beim Tanze gesungen werden. Dies Exemplar ist in einem andern, als dem allgemein giltigen Sinne ein „Erinnerungstuch“, indem es noch immer als Andenken an frohe Jugendzeit aufbewahrt wird. Es ward in der Familie unzählig oft auf den Tisch, um den die Kinder mit

den Eltern sassen, gebreitet, und Alle sangen dann die Verse, die sie indess längst auswendig konnten. Das baumwollene Tuch hat gelben Grund und ist mit braunen und roten Farben bedruckt; seine Länge beträgt 72 zu 82 Centimetern. Das Hauptbild zeigt „Herrn Schmidt“ in kurzen, roten Beinkleidern, langen, hellen Strümpfen und hellem Rock mit rotem Kragen; er hält eine Zipfelmütze in den Händen und sieht die auf ihn eindringende Männerschaar halb dumm, halb schlau an. Die Männer sind meist Studenten, mit Schnüren auf der Brust, langen Stiefeln und langen Pfeifen. Auch Soldaten sind vertreten. Um das Hauptbild ziehen sich im Kranze zwölf Medaillon-Bilder mit Darstellung der zwölf Töchter des Herrn Schmidt. Dazwischen ist überall gefälliges Ornament in Blumen, Blättern und Ranken. Zum Hauptbilde gehören die Verse: „Herr Schmidt, Herr Schmidt, Wir haben eine Bitt'; Auf Freiersfüßen kommen wir; man sagt: es sind viel Töchter hier. — Ja, ja! Ja, ja! Ich bin der Herr Papa. Ein Dutzend Mädchen hab ich nur, von jedem Jahrgang eine Spur.“ Das erste Medaillon-Bild zeigt die keineswegs junge Johanna, die mit dem Fächer in der Hand auf einem Sopha sitzt; dazu: „Herr Schmidt, Herr Schmidt, Was kriegt denn Hannechen mit? — Die kriegt ein Sopha lang und breit Für ihre grosse Sittsamkeit.“ Auf dem zweiten Bilde: Emma am Schreibpult, die Gänsefeder im Tintenfass; dazu „Den Schiller und den Walter Scott, Denn Verse macht sie wie ein Gott.“ In diesem Stile geht es fort, bis zum zwölften Bilde, das uns Ottilie zeigt, umgeben von zerbrochenen Möbeln und Gerätschaften, eine breite Schürze umgebunden und einen Stiefelknecht in der Hand; „Herr Schmidt, Herr Schmidt, Was kriegt Ottilchen mit? — Ottilchen ist das Kakelnest, Die kriegt den ganzen Überrest.“ Diese Verse haben eine eigene, sich immer wiederholende Melodie, sie stellt einen richtigen, mit Besonderheiten ausgerüsteten Tanz vor, der Jahrzehnte hindurch auch in den Kreisen Gebildeter beliebt war, während er jetzt nur noch auf Erntefesten und bei Hochzeitsfeiern im Dorfe getanzet wird. Auf den erwähnten rot-schwarz-weißen Taschentüchern oder Knüpftüchern unserer Dorfkinder befinden sich jetzt alle möglichen Tagesfragen in Bild und Versen erörtert. Ihre Billigkeit — für dreissig Pfennig erwirbt man sechs Stück — sichert ihnen eine weite Verbreitung.“

Hiernächst lege ich ein rotseidenes Sport-Taschentuch bedruckt mit der Darstellung eines Stalles (Stallknecht und drei Pferde) vor, etwa aus der Zeit von 1839/40, leider ohne Legende, vielleicht Berliner Fabrikat. (Kat. des MM.'s B. VI. 11853.)

Ferner ein Plan der Stadt Venedig Steindruck auf Leinwand bezeichnet „Pianta di Venezia diseg: ed inc. da Guiglielmo Seiffert“ [gezeichnet und graviert von Wilhelm Seiffert]; unten ist bemerkt „Prem. Lit. Kirchmayr“ [lithographischer Druck von Kirchmayr]. Kat. B. VII. 216 des Märk. Museums.

Sodann ein weisses Kattun-Tuch mit ziemlich grobem Schwarzdruck, bezeichnet: „Erinnerung an das 3. Deutsche Sängerbundes-Fest in Hamburg 1882“. Mit Darstellung der Festhalle. Kat. B. VI. 11856 des Märk. Museums.

Weisses Kattuntuch mit feinem Schwarzdruck die Nordische Kunst- und Industrie-Ausstellung zu Kopenhagen darstellend mit der Legende „Den Nordiske Industri-, Landbrugs- og Kunstudstilling. Kjöbenhavn 1888.“ Kat. B. VI 11855 des M. M.'s.

Endlich ein rotes ziemlich grobes baumwollenes Reklame-Taschentuch bedruckt mit der Firma L. H. Becker zu Sensburg in Ost-Preussen. Modern. Kat. B. VI. 11854 M. M.

Ich füge hieran noch zwei literarische Erwähnungen von Erinnerungstüchern. Der Musikschriftsteller Wilhelm Tappert hierselbst schreibt im Kleinen Journal am 2. September 1895 gelegentlich einer Besprechung des von Schneckenburger gedichteten von Wilhelm komponierten Liedes „Die Wacht am Rhein“: „Bereits 1870 fing ich an, Material zu sammeln, von Reservisten aus Thüringen hörte ich die Melodie zuerst. Bald befand sich auch ein Exemplar der ersten Ausgabe in meinen Händen. Als Kuriosität flatterte mir 1871 am Spittelmarkt ein Kattun-Taschentuch entgegen, bedruckt mit der vierstimmigen Wacht am Rhein. Natürlich wurde es schleunigst gekauft und säuberlich verwahrt.“*)

Ganz zufällig fand ich im Urwald des tropischen schwarzen Erdteils kürzlich eine Notiz über ein Berliner Erinnerungstuch. Hermann Wissmann in seinem berühmten Reisewerk „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost“ 1880 bis 1883, 5. Aufl. Berlin 1889 S. 150 erzählt, dass er dem berühmten Häuptling Fumo Kassai-Moana zu Ndala Mumba zum Austausch gegen ein schön verziertes Messer ein kattunes Erinnerungstuch, das mit

*) In der „Brandenburgia“ geziemt es sich wohl ganz besonders hierbei daran zuerinnern, dass der Württemberger Max Schneckenburger das Gedicht i. J. 1840 als die Gelüste der Franzosen auf den deutschen Rhein einmal wieder akut wurden, in Burgdorf bei Bern schrieb und es im „Tuttlinger Gränzboten“ 1840 in No. 51 abdrucken liess, während Carl Wilhelm das Lied erst 14 Jahre später, nämlich am 10. Mai 1854 komponierte. Unserem Schlachtendenker Moltke wurde es in dieser Komposition vom Unteroffizier-Korps des Meiningenschen Kontingents mit Begleitung der Regimentsmusik bereits i. J. 1864 vorgesungen. Kaiser Wilhelm I. hörte die Wacht am Rhein allerdings schon 10 Jahre zuvor, i. J. 1854 in Elberfeld von den vier Brüdern Steinhaus im Lokal „Johannisberg“. Aber es bedurfte noch der elementaren teutonischen Volksbegeisterung des Jahres 1870 um das Gedicht mit seiner Komposition erst wirklich zu beleben und zu dem populärsten aller deutschen Nationalgesänge zu machen seit den Liedern, die in grauer Vorzeit den im Teutoburger Walde über römische Zwingherrschaft siegreichen Cherusker-Fürsten in ganz Germanien verherrlichten (Tacitus, Annalen, II. 88).

dem Entwurf des Reichstagsgebäudes bedruckt war, überreicht habe.

An diese dem Märkischen Museum gehörige neue Folge von Erinnerungstüchern reihe ich eine weitere Reihe von solchen, welche der mehrgenannte Schriftsteller Herr R. Forrer die Güte gehabt hat dem Institut zwecks Vorlegung in der Brandenburgia aus Strassburg zuzusenden und die im Nachstehenden noch kurz nach den Angaben des Herrn Museums-Assistenten Dr. Pniower erwähnt werden sollen.

Das Erinnerungstuch, das haben wir schon gesehen, dient allen Interessen. Hier fixiert es ein historisches Ereignis, dort verschafft es einer künstlerischen Darstellung durch mehr oder weniger treue Nachbildung weiteste Verbreitung, hier wieder redet es einer wichtigen Erfindung das Wort. So giebt es ein französisches Erinnerungstuch auf die i. J. 1782 gemachte Erfindung des Luftballons durch Montgolfier. Ich kenne es leider nur in der hiermit vorgelegten Forrerschen Abbildung: Man sieht einen schwebenden Ballon, in dessen Gondel zwei Fahnen schwingende Männer, wohl die Brüder Montgolfier, sitzen. Umgeben ist das Bild von einem Rahmen, der von einer viermal sich wiederholenden Ansicht des Louvre gebildet ist. In der Ecke vier Medaillen-Portraits: Ludwig XVI., Montgolfier und 2 Jünglinge, Charles und Robert.

Ein anderes, englischen Ursprungs, von dem meinerseits auch nur die Abbildung vorgelegt werden kann, giebt eine Reproduktion des bekannten Totentanzes nach dem berühmten englischen Maler Hogarth (1697—1764).

Ein drittes, durch Herrn Forrer dem Märkischen Museum (Kat. VI 11910) gestiftet, 64 cm. im Quadrat, von roter Baumwolle, giebt in Schwarzdruck das Strassburger Münster wieder. Darnach dürfte es Elsässer Fabrikat sein. Die Druckplatte mit der Ansicht des Münsters ist, wie man an den französischen Uniformen erkennt, aus der Zeit von vor d. J. 1870, das Tuch selbst mit der deutschen Unterschrift „Strassburger Münster“ dagegen wahrscheinlich aus der Zeit der deutschen Wiedereroberung nach 1870/71. Am liebsten aber begleitet das Erinnerungstuch historische Vorgänge. So ist denn auch die ereignisreiche Zeit im Beginn unseres Jahrhunderts in dieser Beziehung besonders produktiv gewesen. Unter den von Herrn Forrer gesendeten finden sich mehrere aus dieser kriegerischen Epoche.

Ein 68 cm. im Quadrat fassendes Tuch von feinem weissem Shirting. Nur der Rand ist in einer Breite von etwa 11 cm bedruckt. Die Mitte ist frei. In feiner Lithographie sind Kämpfe Napoleons in Russland i. J. 1812 dargestellt: Der Übergang der bayerischen Reiterei über die Dwina, Übergang über den Dnjepr am 26. August, die Schlacht bei Borodino an der Moskwa am 7. September desselben Jahres und eine

Episode daraus, die Eroberung einer Schanze. In den Ecken befinden sich 4 Medaillenportraits: Napoleon, sein Stiefsohn Eugène Beauharnais, Marschall Ney und Murat. Das Tuch ist schweizerischer Herkunft und unten signiert: Lith. de la Manufacture de Heim et Fils à St. Gall.

Durch das, was es darstellt, datiert es sich von selbst. Es muss vor die Moskauer Katastrophe fallen. An diese erinnert ein Tuch, auf dem der Brand von Moskau am 14. September dargestellt ist. Es ist englischen Ursprungs und von mir im 3. Bande des „Monatsblatt“ unserer Brandenburgia (S. 308) besprochen. Ebenso das folgende, dessen Hauptbild (Stage of Europe Dec. 1812) die Europäische Schaubühne im December 1812 zeigt. Auch dieses baumwollene Tuch ist auf S. 310 a. a. O. beschrieben.

Dagegen ist das folgende sehr kostbare seidene Tuch französischer Herkunft. Es zeigt ein Spottbild auf die Alliierten von 1813. Das 85 cm. im Quadrat fassende Tuch ist durchweg koloriert und mit Figuren vollständig übersät. Es hat weissen Grund, einen gelben, gefranzten Rand, der von dem Grund wieder durch einen blauen, mit Veilchen geschmückten Rand geschieden ist. Die Mitte nimmt ein Medaillonbild ein, auf dem eine Verherrlichung der französischen Armee, der „Grande-Armee“, dargestellt ist. Um einen Baum, dessen Stamm mit Waffen, Trophäen, Namen siegreicher Schlachten u. s. w. geschmückt ist, sehen wir Vertreter aller Waffengattungen malerisch und in bester militärischer Haltung gruppiert. In Haufen heraneilende Bürger bejubeln sie. Von diesem Mittelbild aus laufen strahlenförmig bis 13 cm. breite Streifen, auf deren Karikaturen des Heeres der Verbündeten abgebildet sind. Da sehen wir englische, österreichische, russische, bayrische, hessische, schlesische, pommersche und sonstige preussische Truppen in satirischen, recht drastischen Typen, alle auf dem Marsch begriffen. Besonders tritt bei den englischen und irischen Kontingenten die Satire hervor. Von diesem Tuche, das leider defekt ist, liegt zugleich eine Abbildung aus dem illustrierten Werke vor, welches Herr Forrer in sach- und fachkundiger Weise, wiederum glänzend illustriert, demnächst herausgeben wird.

Das nächste 62 cm. breit, 53 cm. hoch, baumwollen Tuch ist wieder englischer Herkunft. Es stellt in rötlichem Druck auf weiss die Schlacht bei Waterloo dar. Den ganzen Bortenraum oben bis zu einer Länge von 16 cm. nimmt das Gesamtbild der Schlacht ein, wozu eine Erläuterung in englischer Sprache gegeben ist. Mit Hilfe von Buchstaben und Zahlen ist die Stellung der einzelnen Truppenteile und der Heerführer angegeben. Unter diesem Hauptbild befindet sich ein Plan der Schlacht, zu dem gleichfalls eine in derselben Weise gehaltene Erklärung gegeben ist. Zu beiden Seiten dieses Planes sehen wir links den hölzernen Aussichtsturm, von dem aus der Prinz von Oranien,

rechts denjenigen, von dem aus Napoleon die Schlacht beobachtet. Unten ist das Dorf und die Kirche von Waterloo, weiter rechts das Handgemenge der Preussen und Franzosen um den im Wagen fliehenden Napoleon abgebildet, welches bekanntlich nur zur Erbeutung des kaiserlichen Fuhrwerks führte. Das folgende Stück ist ein Gedenktuch auf Napoleons I. Tod. Von roter Baumwolle, 69 cm. breit, 61 cm. lang, zeigt es in der Mitte Napoleons Grab auf St. Helena, in dessen Nähe, unter einem Baum ein trauernder Offizier sitzt. Im Hintergrunde sehen wir einen Wachtsoldaten. Beide Typen erinnern sonderbarer Weise mehr, der Offizier an einen Lützower freiwilligen Jäger, die Schildwach an einen preussischen Landwehrmann, als an englische Militärtypen. Dieses runde Bild ist von einem viereckigen Rahmen umgeben, der von 26 auf einem Kranze ruhenden Medaillons gebildet ist. Auf den Medaillons sind die wichtigsten Daten aus dem Leben Napoleons I. verzeichnet, ausser Geburt und Tod seine grössten Siege, seine Vermählung, Ernennung zum Kaiser u. s. w. Die Inschriften in deutscher Sprache.

Die nächsten Tücher führen uns in die Mitte des zu Ende laufenden Jahrhunderts und in dessen neueste Zeit. Ein Tuch darunter ist während des Krimkrieges angefertigt und bezieht sich auf ihn. Es fixiert die Situation im Jahre 1854 als die englische und französische Flotte in der Ostsee operierten und die russischen Häfen daselbst zu gewinnen suchten. Es ist von roter Baumwolle, 65 cm. im Quadrat gross und zeigt in der Mitte eine Abbildung von Kronstadt, ganz im Hintergrund Petersburg. Unter Anwendung von Ziffern sind die hervorragendsten Teile der Stadt und Festungswerke bezeichnet. Unter dieser Ansicht befindet sich eine Karte der Festung und des Hafens wiederum mit Erklärungen. Darüber sehen wir den französischen Adler mit dem englischen Löwen dargestellt. Zu den beiden Seiten der Hauptansicht erblicken wir links das Portrait des französischen Admirals Perseval-Deschènes, rechts das des englischen Napier. Aus diesem Umstand ergibt sich, dass wir mit der Datierung nicht unter das Jahr 1854 zu gehen haben, insofern dieser Feldherr im folgenden Jahre von Admiral Dundas im Kommando abgelöst wurde. Das Tuch ist französischen Ursprunges. Als Zeichner und Lithograph ist Buquet, als Fabrikanten sind Lamy Godard frères à Rouen angegeben.

Ein anderes Erinnerungstuch von roter Baumwolle, nicht in seiner ganzen Länge erhalten, zeigt einen türkischen General auf einem Schimmel, im Hintergrund türkische Soldaten, im Vordergrund sind Schanzwerke und dergl. Arbeiten angedeutet. Wen das Portrait darstellt, kann ich nicht angeben. Vielleicht Omer Pascha, den türkischen General im Krimkriege? Wahrscheinlich schweizerisches Fabrikat.

Ein ferneres ähnliches Tuch, nach Forrer Schweizer Fabrikat,

zeigt in einem Oval das Brustbild eines türkischen höheren ordengeschmückten Offiziers. Sicher bin ich auch in der Bestimmung dieses Bildnisses nicht. Doch scheint es mir das Portrait des Generals Mehemed Ali Pascha zu sein, der ein geborener Märker — Brandenburg war seine Vaterstadt — war und ehemals Karl Detroit hiess. Er zeichnete sich bekanntlich bei Plewna aus und war nach der Beendigung des Krieges Mitglied des in Berlin im Jahre 1878 abgehaltenen Congresses. Noch in demselben Jahr wurde er in Albanien von Aufrührern ermordet.

Dienten die bisher vorgelegten Erinnerungs-Tücher, soweit sie politischen Charakters waren, der Zeitgeschichte selbst, so zu sagen der reinen Historie, so giebt es auch welche, die gewissermassen die Hilfswissenschaften der Geschichte, die Wappenkunde und Heraldik vertreten. Hierzu gehört ein prächtiges Exemplar von feiner, gelber Seide, 90 cm breit, 80 cm lang. Es zeigt die Flaggen einer stattlichen Reihe von Staaten und Städten in ihrer ganzen Buntheit abgebildet. Darnach ist es wohl als Taschentuch für einen Seemann gedacht. Wir finden die Flaggen aus aller Herren Länder: chinesische und schwedische, preussische und amerikanische, Danzig neben Marokko, Mecklenburg neben Japan, die Flagge von Stettin neben der des Reiches Birma. Das Fabrikat dürfte englisch sein.

Ein anderes Tuch, wahrscheinlich schweizerischer Herkunft, 73 cm breit, 70 cm lang, von roter Baumwolle zeigt in der Mitte das Wappen der Schweiz (ein weisses Kreuz) umgeben von einem Eichkranz. An den Rändern sind die Einzelwappen von 22 Kantonen in gelber Grundfarbe aufgedruckt. Aus dieser Zahl der Kantone ergibt sich für die Datierung des Tuches ein terminus ad quem. Es muss vor das Jahr 1848 fallen, denn damals fiel Neuenburg als 23. Kanton zur Schweiz. Inzwischen sind es durch die Spaltung von Appenzell und Basel 25 Kantone geworden.

Das folgende Erinnerungstuch ist deutsches Fabrikat. Von roter Baumwolle 60 cm breit, 53 cm lang zeigt es von einem in den Farben des deutschen Reiches gehaltenen, von eisernen Kreuzen geschmückten Rahmen eingefasst eine Darstellung des neuen kleinkalibrigen Gewehrs von 1888. Dies ist in kleinste Teilchen zerlegt; jeder Teil mit Hilfe von Ziffern sorgfältig beschrieben und benannt. Für unsere Soldaten bestimmt, ist dies Stück eines schönes Beispiel für die erziehliche und lehrhafte Verwendung des Erinnerungstuches. Aber nicht bloss profanen, auch heiligen Zwecken dient das Erinnerungstuch.

So zeigt No. 16 ein 53 m breites, 76 cm langes Tuch von gelber Seide als bildliche Darstellung, wie der Franziskanermönch Bonaventura, der wegen seiner grossen Gelehrsamkeit zum sextus doctor ernannt ward und wegen seiner himmlischen Sanftmut den Beinamen

„seraphicus“ erhielt, auch heilig gesprochen wurde, auf dem Konzil zu Lyon predigt. Im Vordergrund des in einen Kirchenraum verlegten Schauplatzes sehen wir die Geistlichen auf Bänken, den Bischof auf einem erhöhten Sessel sitzen, im Hintergrunde unter Mönchen wie es scheint auch nicht geistliche Zuhörer. Zu beiden Seiten dieses Bildes sind lateinische Distichen gedruckt, die Bonaventura feiern. Unter dem Bilde sind mit dem Titel: *Haec Scotica Theologica adserta* achtzehn theologische Lehrsätze angefügt. Sie stammen vermutlich aus den Werken des Scholastikers Duns Scotus, des im Anfang des 14. Jahrhunderts wirkenden Scholastikers, Gegners des Heiligen Thomas von Aquino. Rokoko Ornamente des Rahmens, der den ganzen Druck umgiebt, die Kostüme der weltlichen Zuhörer Bonaventura's lehren, dass das Tuch dem vorigen Jahrhundert angehört. Der Stecher des Bildes heist Pauner. Hergestellt ist es, wie es scheint, in Spanien. Rechts unten ist es signiert: *Barcin. Ex Typogr. Haeredum Bartholomaei Mariae Angelae Giralt.*

Ein anderes Tuch von 1,2 m Länge, 86 cm Breite, baumwollen, zeigt auf Wolken thronend die Madonna in der Rechten das Jesuskind tragend, das in der Hand die mit dem Kreuz gekrönte Weltkugel hält, in der Linken ein Scepter haltend. Umgeben ist die Madonna von geflügelten Engeln und Engelsköpfchen.

Ein Erinnerungstuch von politisch-satirischem Charakter ist uns bereits zuvor begegnet. Aber auch die unpolitische Satire hat sich dieser Tücher bemächtigt. Ein hier vorliegendes geißelt eine Modethorheit und nimmt damit, wie es scheint, in dem Kampf gegen die Frauenemancipation Partei. Wir sehen, schwarz auf rot gedruckt, eine Frauensperson auf dem Dreirad sich fortbewegend. Wir sehen sie nur von der Seite. Das Satirische ist hauptsächlich in der Art des Kostümes ausgedrückt, das die mit Strümpfen bekleideten Unterschenkel bis zu den Knien sichtbar sein lässt. Von dem Tuch ist nur das das Bild enthaltende Stück erhalten. Nach der Technik scheint es Schweizer Fabrikat zu sein.

Eine Satire, aber harmloser Art, enthält auch das aus reiner Leinwand gefertigte Tuch, welches auf gelblich-weißem Grunde einen Rotdruck in prächtiger Ausführung zeigt. Wir sehen auf einem Platze eines Dorfes, zwischen Kirche und einem Wohngebäude, vermutlich dem Pfarrhaus, ein Ehepaar in einer auf den Schultern von acht Männern ruhenden Sänfte vorbeitragen. Musikanten gehn voran, eine freudig erregte Menge sieht dem Schauspiel zu. Dem Ehepaar voraus getragen wird ein auf einer Stange befestigter Schinken. Unter der Darstellung der englische Titel: *The procession after claiming the Gammon of Bacon at the Monastery of great Dunnow in Essex.* Zwischen dem Bild und

einem ornamentirten Rand lesen wir englische gereimte Verse, die ins Deutsche übertragen folgendes aussagen:

Eidesformel.

„Ihr sollt nach der Vorschrift Eurer Konfession schwören, dass Ihr niemals in der Ehe irgend euch vergangen habt seit Ihr vermählt seid als Mann und Frau, Euch weder durch Zank und Streit im Hause noch sonstwie im Bett oder am Tisch in That oder Wort beleidigt habt, und dass Ihr, seit der Geistliche des Kirchspieles sein Amen sagte, nicht wünschtet wieder unverheiratet zu sein oder innerhalb Jahr und Tag in Gedanken es zu sein irgend bereutet, sondern dass Ihr einander treu bliebet und in denselben Wünschen, die Ihr hegtet, als Ihr Eure Hände über dem heiligen Buch vereinigtet. Wollt Ihr unter diesen Bedingungen furchtlos und ganz nach Eurem Belieben frei schwören, so sollt Ihr einen Schinken Bacons erhalten und ihn mit Freude, gut und gerne von hinnen tragen. Denn das ist unsere, in Dunnow wohlbekannte Sitte: Diese Sitte ist unser, Euer aber ist Bacons Schinken.“

Diese Worte lassen ungefähr ahnen, worauf die humoristische Darstellung zählt. Nähere Angaben vermag ich jedoch nicht zu geben. Dies englische Tuch gehört dem vorigen Jahrhundert an. Es ist gezeichnet W. Sherwin sculpt.

Satire und Scherz sind verwandt. Neben den satirischen giebt es auch scherzhafte Erinnerungstücher. Wir haben oben eins der Art kennen gelernt. Ein günstiger Zufall will es, dass die Forrersche Sendung ein Exemplar bietet und ich es Ihnen somit vorlegen kann. Es betrifft den berühmten Herrn Schmidt mit seinen zwölf heiratsfähigen Töchtern. Aus der Anspielung auf Sir Walter Scott, der 1832 starb, und aus der ganzen Technik geht hervor, dass dies höchst gemüthliche, echt deutsche Erinnerungstuch etwa den zwanziger, spätestens den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts angehört. Vgl. hierzu das S. 263 Gesagte.

Zum Schluss lege ich Ihnen drei Erinnerungstücher vor, die das Band der gemeinsamen Herkunft verbindet. Es sind aus dem Orient stammende Stücke.

Eins davon von grünem Shirting ist nur zum Teil erhalten. Die Mitte des Tuches nahm ein von allerlei Blumen und Sträussen gebildeter in die buntesten Strahlen auslaufender Stern ein. Ihn umgaben Zwerge mit Blumen; auf ihnen sitzt ein Hahn mit aufgespannten Flügeln. Den Rand des Tuches nehmen an einem Wasser gelegene Häuser ein von unverkennbar orientalischem, indischem Charakter. Das Meer ist von Booten belebt. Die Ecken des Tuches waren besonders bemalt. Die eine, die noch übrig ist, nimmt ein Dampfschiff ein, vor dem mehrere Boote sichtbar sind. Geschlossen wird die Ecke von einer Rosette, die auf gelbem Grund arabische Schriftzeichen zeigt. Solche Schriftzeichen

erblicken wir auch an bestimmten Stellen der Fronten der Häuser und Thore. Auch der grosse in der Mitte befindliche Stern zeigt ein rotes, von arabischen Schriftzeichen bedecktes Band, wie von dem Hahn Spruchbänder aufflattern, die auf blauem Grund Schriftzeichen tragen. Über ihre Bedeutung spricht sich Herr Maarbes, Dozent am hiesigen orientalischen Seminar, folgendermassen aus:

Unten links ist der Divan (Sitzungssaal), in der Mitte des Sultans Palast, rechts unten die „Hohe Pforte“ (nicht etwa die türkische Hohe Pforte, sondern ein Harem) angedeutet.

Oben links steht die Jahreszahl der Hedschra 1265 entsprechend unserem Jahr 1845. Dabei der schwer zu entziffernde Name des Ortes. Dann folgt in arabischer Sprache in der Mitte: Seiner Hochwürden Hadji Ali Azrir, Sohn des verstorbenen Hadji Scheich Ali Chawi. Ihm gewidmet von (folgt der Name).

Auf der Schleife stehen folgende drei Sprüche mit arabischen Schriftzeichen, aber in persischer Sprache (vielleicht aus dem Saadi oder Hafis):

kira behali nazer ber ğemali mejmunet

(Wer dein hübsches Antlitz anschauen wird, dessen Zustand . . . [hier bricht der Vers ab, man hat etwa zu ergänzen . . . „wird verzückt“]),

eger tü ber efeni der mejani schehr nikab

(Wenn Du jemals deine Verhüllung abgenommen haben würdest in Mitten einer Stadt,)

hezar mümin ii kafer der efkeni be ikab

(Dann würdest du Tausende von Christen und Muselmännern in Verwirrung gesetzt haben).

Das ganze, von höchster Buntheit belebte Tuch — doch herrschen ausser der grünen Grundfarbe rosa und blau vor — ist von einem viereckigen aus Blumen gebildeten Rahmen eingefasst. — Wahrscheinlich indische, aber für den persischen Markt bestimmte Ware.

Das zweite, von weissem Shirting, ist 70 cm im Quadrat. Die Bemalung zeigt in der Mitte eine von einem Schnörkel-Ornament umgebene Sonne. Dies wird viereckig umrahmt von Kuppelbauten, vor denen sich auf der Strasse ein Zug von Kameelen bewegt. Die Ecken des Rahmens ist von je einer Fontaine eingenommen. Diese Ansicht wiederholt sich viermal. Viermal wiederholt sich dann auch die den Rand bildende Bemalung. Wir sehen in symmetrischer Haltung in der Mitte auf Divanen sitzend je einen Türken, die Hand um den Stamm einer Palme geschlungen, auf dem Boden zu ihren Füßen je ein Tablette mit Gläsern und Flaschen. Zu beiden Seiten dieser beiden sehen wir je eine ähnliche Gestalt auf einem Divan sitzend, zu ihren Füßen einen kauernenden Löwen, einen dampfenden Theekessel und einen Korb mit Flaschen. Dieses Tuch zeigt keine solche Buntheit wie das vorige.

Vorherrschende Farbe ist rotbraun. Vielleicht englisches Fabrikat für den orientalischen Markt. 19. Jahrhundert.

Beim dritten, das ebenfalls von weissem Shirting 80 cm im Quadrat ist, ist die Bemalung darauf beschränkt, dass der mittlere Grund kleine rosafarbene Blumen zeigt. Mehr bemalt ist der Rand, der reichlich Bäume, Sträucher und Blumen aufweist. Auch hier ist rosa die vorherrschende Farbe. Anscheinend ost-indischen Ursprungs. 19. Jahrhundert.

Zum Schluss lege ich Ihnen den Rest eines Erinnerungsbandes vor. Es ist 5 cm breit und in einer Länge von 45 cm erhalten. Es ist von Baumwolle und zeigt als Bemalung abwechselnd von unten nach oben ein Kreuz, darüber einen Hahn mit einem zu einer Schleife geknüpften Band, hierüber Ranken. Der Grund der Bemalung ist braun, die Ornamente waren wohl in einer rötlich weissen Farbe ausgeführt, die jetzt verblasst ist. Das Stück gehört nach Herrn Forrer der Zeit der Befreiungskriege an.

Die Forrerschen Erinnerungstücher sind sämtlich bedruckte Tücher, während für uns, wie schon erwähnt, auch diejenigen Tücher, in welche die Bilder, Inschriften u. dgl. m. eingewirkt oder aus freier Hand eingestickt sind, nicht minder kulturhistorischen Wert haben.

Insbesondere die gedruckten Erinnerungstücher, weil in Folge des Druckverfahrens leicht herstellbar, werden noch immer von verschiedenen Kattunfabriken in Menge hergestellt, meist von der Grösse eines Schnupf-, Taschen-, Knüpf- oder Kopf-Tuchs, und erfreuen sich grosser Beliebtheit namentlich in der Bevölkerung der kleinen Städte und auf dem Lande, insbesondere auch bei unseren Soldaten und Dienstmädchen. Diese Erinnerungstücher lassen sich deshalb auch direkt in Vergleich stellen mit den Neu-Ruppiner Bilderbogen, über deren bedeutsamen erzieherischen und patriotischen Wert uns vor kurzem unser Ehrenmitglied Geheimrat Dr. Wilhelm Schwartz an dieser Stelle einen belehrenden Vortrag gehalten hat. Die Erinnerungstücher haben vor dem Erinnerungsbilderbogen aber den grossen Vorzug, dass sie viel haltbarer sind und praktisch — wie angegeben — auf mancherlei Art verwendet werden können.

Als „Führer“, „Lagepläne“ und in ähnlicher Weise lassen sich die Erinnerungstücher, die dauerhafter als Papierpläne sind, vortrefflich gebrauchen. Seitens der umsichtigen Leitung der Berliner Industrieausstellung im Jahre 1896 ist bereits dafür gesorgt, dass von dem Ausstellungsgelände in Treptow dergleichen gedruckte Erinnerungstücher (Übersichtspläne, Ansichten aus der Vogelschau u. s. w.) angefertigt werden.

Die geehrten Anwesenden aber bitte ich, die Sammlung namentlich älterer, der Heimatkunde speziell dienenden Erinnerungstücher jeder

Beschaffenheit fortzusetzen und solche dem Märkischen Provinzial-Museum gütigst zu überweisen.

Bei der sich hierauf entspinrenden Diskussion legte Fräulein Josephine Freytag ein Exemplar des zuerst im Monatsblatt III. S. 309 erwähnten, gegen Napoleon I. gerichteten Erinnerungstuchs und Herr Direktor Prof. Dr. Otto Reinhardt das a. a. O. S. 312 aufgeführte Erinnerungstuch an die Schlacht von Navarin vor, das im Mittelschild ein weisses Kreuz zeigt und französische Inschriften trägt. Herr Schulrat Dr. Carl Euler erwähnte gelegentlich der Beziehungen zwischen den Erinnerungstüchern und den Neu-Ruppiner Bilderbogen, wie sich der Kaiser Friedrich als Kronprinz, ihren hohen Wert für das Volk erkennend, für die letzteren interessiert habe.

4. Herr Dr. Otto Franz Gensichen als Gast anwesend, macht folgende Mitteilung unter dem Titel:

Der Vater der neuen Planeten-Entdeckungen.

Vor einer Gesellschaft, die sich die Pflege Brandenburgischer Heimatskunde zur Aufgabe gestellt hat, darf ich heute wohl an eine gerade jetzt vor fünfzig Jahren gemachte wissenschaftliche Entdeckung erinnern, welche für die Mark ein zweifaches Interesse hat: einmal, weil sie von einem geborenen Märker in der Mark selbst gemacht wurde, alsdann, weil eine märkische Zeitung zuerst und allein der Welt davon Kunde gab.

Die urberliner „Vossische Zeitung“ vom 13. Dezember 1845 enthielt als bescheidene „Privatmitteilung“ aus Driesen N. M. die Zuschrift eines bis dahin völlig unbekanntes „K. Hencke“, dass er am 8. Dezember einen bisher unbekanntes Stern 9. Grösse entdeckt habe. Unter Angabe der näheren astronomischen Bestimmungen folgte die Bitte, dass man den „Fremdling“ auf anderen Sternwarten verfolgen möge, und die „Vossische Zeitung“ vom 16. December 1845 brachte dann die Nachricht, dass die am 14. Dezember auf der Berliner Königlichen Sternwarte vorgenommene Beobachtung „sehr gut mit Herrn Hencke's Angaben übereinstimme, und dass der neue Stern keiner der vier bekannten kleinen Planeten, sondern wahrscheinlich ein neuer Planet sei.“

Allmählich richteten sich nun die Augen der ganzen gebildeten Welt auf das kleine neumärkische Städtchen und den bisher unbekanntes „K. Hencke“, welchem Alexander von Humboldt nachmals den Ehrennamen des „Vaters der neuen Planetenentdeckungen“ gegeben hat.

Aus kleinbürgerlicher, unbemittelter Familie am 8. April 1793 zu Driesen N.-M. geboren, hatte Karl Ludwig Hencke nur auf der damals höchst mangelhaften Driesener Bürgerschule seine Ausbildung genossen, war bereits vor beendetem vierzehntem Lebensjahre als „Lehrling“ bei dem dortigen Postamt eingetreten, hatte später in Woldenberg und Arns-

walde diese Laufbahn weiter verfolgt, als freiwilliger Jäger im York'schen Corps am 2. Mai 1813 bei Gross-Görschen mitgefochten, war aber bereits am 5. Mai 1813 wegen zwei erhaltener Wunden definitiv vom Militär entlassen und „da er sich durch Tapferkeit ausgezeichnet, bei seiner anderweitigen Anstellung bestens empfohlen“ worden. Er widmete sich auch ferner dem Postfach, liess sich aber bereits mit dem 1. September 1837 in seinem 45. Lebensjahre in Ruhestand versetzen.

Mit 225 Thalern jährlicher Pension nahm er als „Postsekretär a. D.“ seinen dauernden Wohnsitz in Driesen, von wo ihm erst im Sommer 1866 die Furcht vor der herrannahenden Cholera zu einer verheirateten Tochter nach Marienwerder trieb. Dort starb er am 21. September 1866 an einem Magenleiden, doch wurde seine Leiche nach Driesen zurückgebracht und auf dem dortigen Friedhofe bestattet.

Diesem mit dürftigster Schulbildung ausgerüsteten Autodidakten war es vergönnt, durch die Entdeckung der beiden Planeten „Asträa“ und „Hebe“ den vorher erwähnten Ehrennamen zu verdienen und unter diesem sich die Unsterblichkeit in den Annalen der Astronomie zu sichern.

Bis zum Jahre 1781 kannte man nur die schon den Alten bekannten fünf grossen Planeten Mercur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn, welche in ihrer hellstrahlenden Pracht auch dem unbewaffneten Auge deutlich sichtbar sind. Von der Sonne aus gerechnet und, nach moderner Anschauung, die Erde mit zu den Planeten gezählt, stellt sich deren Reihenfolge so dar: Mercur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, und die Gelehrten glaubten, die Abstände dieser sechs Planetenbahnen von einander liessen sich nach mathematischer Gesetzmässigkeit bestimmen. Die für letztere gefundene Formel passt auch in allem Uebrigen vortrefflich, nur nicht auf den übermässig weiten Abstand des Mars vom Jupiter. Diese befremdende Entfernung der beiden letztgenannten Planeten hatte schon Kepler 1596 in seinem „Mysterium cosmographicum“ dazu veranlasst, zwischen Mars und Jupiter einen noch unbekanntem Planeten anzunehmen; ihn aber wirklich zu entdecken, war jedoch weder Kepler, noch den folgenden zwei Jahrhunderten beschieden. Als nun vollends am 13. März 1781 Herschel den „Uranus“ entdeckte, welcher weit, weit jenseits der Jupiterbahn kreist, aber in einem Abstände, der sich ohne sonderlichen Zwang unter die damals geglaubte mathematische Gesetzmässigkeit bringen liess, da galt letztere erst recht für erwiesen, und das Rätsel, weshalb einzig der Abstand des Mars vom Jupiter sich dieser Formel nicht fügen wollte, musste gelöst werden —, war man doch überzeugt, dass die Natur keine Sprünge, sondern allmälige Uebergänge zu machen pflege.

Deshalb stellte Lalande 1796 auf einer Versammlung ausgezeichneter Astronomen zu Gotha den einzig praktischen Antrag: den Himmels-

raum unter sämtliche Beobachter systematisch derartig zu verteilen, dass Jeder einen bestimmten Bezirk anhaltend aufs Genaueste durchmustern sollte. Diese „Teilung der Arbeit“ erzielte binnen Kurzem überraschend glänzende Erfolge.

Das achtzehnte Jahrhundert, welches auf fast allen Gebieten in einer früher nie geahnten Weise bahnbrechend vorangegangen, hatte die Planetenkunde verflossener Jahrtausende nur um die eine Entdeckung des „Uranus“ bereichert, und dieser eine kreiste nicht einmal in der durchaus vermuteten Sphäre zwischen Mars und Jupiter! Das neunzehnte Jahrhundert führte sich bereits am 1. Januar 1801 mit der Entdeckung der „Ceres“ durch Piazzi in Palermo glänzend ein. Schon 1802 entdeckte Olbers in Bremen am 28. März die „Pallas“; am 1. September 1804 Harding in Lilienthal die „Juno“; am 29. März 1807 abermals Olbers in Bremen die „Vesta“.

Diese binnen sechs Jahren aufgefundenen vier Planeten kreisen wirklich in der von Kepler bezeichneten Sphäre: zwischen dem „Mars“ und dem „Jupiter“. Dann freilich verstrichen seit 1807 volle acht- unddreissig Jahre, ehe trotz eifrigster Nachforschung ein neuer Planet entdeckt wurde.

Jene vorher erwähnte Formel mathematischer Gesetzmässigkeit für die Abstände der einzelnen Planetenbahnen unter einander ist von der neueren Astronomie freilich als unhaltbar aufgegeben worden, aber der frühere Glaube an jene Formel hat doch den Entdeckungseifer mächtig angefaht. Und als dieser Eifer seit 1807 keine neuen Erfolge zu verzeichnen hatte, da regte Bessel in Königsberg die Ausführung genauer Sternkarten an, welche die ganze Äquatorialzone des Himmels in einer Breite von dreissig Graden und alle Sterne erster bis neunter Grösse umfassen sollte. Die Berliner Akademie der Wissenschaften übernahm die Verwirklichung dieses Planes und trat 1824 mit dem genauer detaillierten Prospekt hervor. An 24 Beobachter wurden die 24 verschiedenen Zonen verteilt, — fast schien es, als wolle man die irdische „Lappenjagd“ auch auf das himmlische Wild der Planeten übertragen!

Die aus solcher Veranlassung entstandenen Karten, welche alle früheren an Genauigkeit bei weitem übertrafen, gelangten auch in die Hände von Dilettanten, und die gleichzeitige Verbreitung guter Fernrohre that überdies der astronomischen Liebhaberei bedeutenden Vorschub. Diese war in Hencke bereits durch die Lektüre von Bode's „Anleitung zur Kenntnis des gestirnten Himmels“ frühzeitig geweckt worden, und schon 1822, also zwei Jahre vor Veröffentlichung jenes Prospektes der Berliner Akademie, kaufte er sich von Utzschneider und Frauenhofer in München ein treffliches Fernrohr, mit dem er, unterstützt durch sein ausserordentlich scharfes Auge und seine hervorragende Anlage zum

Zeichnen, selbstständig beobachtete. Aber erst seit er nach seiner Pensionierung im Herbst 1837 wieder nach Driesen übersiedelt war, konnte er sich mit voller Hingabe seiner Lieblingsneigung widmen.

Auf der Vorstadt Kietz, einem ehemals wendischen Fischerdorf mit noch zahlreichen Blockhäusern, bewohnte er ein eigenes Häuschen, das nur ein Erdgeschoss und ziemlich geräumigen Boden enthielt. Auf letzterem hatte er anfangs nur einen Tisch und einen Stuhl stehen. In dreimal grösserem Massstabe als die von der Berliner Akademie entworfenen Sternkarten zeichnete Hencke zu seinem eigenen Gebrauch sich die fraglichen Abteilungen der Sternkarten nach und verglich diese auf's Sorgfältigste mit der entsprechenden Sphäre des Fixsternhimmels. Da ihm eine eigentliche Sternwarte fehlte, hob er einige Dachziegel heraus, schraubte auf eine blossgelegte Latte eine frei bewegliche hölzerne Rinne, band auf letztere das Fernrohr fest und entdeckte mit diesen primitivsten Mitteln am 8. Dezember 1845 seinen ersten Planeten, den zu benennen er dem damaligen Direktor Encke von der Berliner Königlichen Sternwarte anheimstellte, welcher den himmlichen Findling auf den Namen „Asträa“ taufte.

Alexander von Humboldt erwirkte dem glücklichen Entdecker bereits im Januar 1846 „als Anerkennung seiner grossen astronomischen Verdienste“ die grosse goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und wenige Tage später den roten Adlerorden vierter Klasse. Ausserdem verlieh ihm Friedrich Wilhelm IV. zu seiner kärglichen Pension von 225 Thalern noch ein lebenslängliches Jahresgehalt von 300 Thalern. Christian VIII. von Dänemark ehrte ihn durch die Medaille „ingenio et arti“, und die Pariser Akademie der Wissenschaften erkannte ihm den von Lalande gestifteten Preis von 635 Francs für das Jahr 1845 zu.

Das folgende Jahr brachte auf dem Gebiete der Astronomie dann freilich eine Leistung, wie diese Wissenschaft sie bisher noch nie zu verzeichnen hatte: Am 31. August 1846 veröffentlichte Urban Leverrier zu Paris die geniale Berechnung, durch welche er einen Planeten, ohne empirische Beobachtung des Himmels, einzig und allein durch mathematisches Calcul so genau in seiner Bahn fixiert hatte, dass er wirklich bereits am 23. September 1846 durch Dr. Galle von der Berliner Sternwarte an der von Leverrier berechneten Stelle aufgefunden wurde. Man taufte ihn auf den Namen „Neptun“, und diese Leverrier'sche Berechnung des „Neptun“ wird für alle Zeiten einer der stolzesten Triumphe der Astronomie bleiben.

Zu einer ähnlichen Grossthat mangelte Hencken die wissenschaftliche Vorbildung, aber seiner unermüdlichen Beobachtung war noch einmal ein Erfolg beschieden: mit den erwähnten einfachen Mitteln entdeckte er aus einer Bretterluke am östlichen Giebel seines Häuschens am 1. Juli 1847 einen neuen Planeten, welchem der grosse Mathematiker Gauss

in Göttingen den Namen „Hebe“ gab. Für diese neue Entdeckung erhielt Hencke von der philosophischen Fakultät der Universität Bonn das Diplom „Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste“, von Friedrich Wilhelm IV. den roten Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife, von der astronomischen Gesellschaft in London das durch den jüngeren Herschel unterzeichnete Patent als Ehrenmitglied, und von der Pariser Akademie die durch Arago unterschriebene abermalige Zuerkennung des Lalande'schen Preises für 1847.

Die Entdeckung der „Hebe“ war Hencke's letzter Triumph, den er noch um 19 Jahre überlebte. Unermüdet setzte er bis an sein Ende die Beobachtung des Himmels und das Zeichnen der Sternkarten fort, beteiligte sich auch, infolge ehrender Aufforderung, an den von der Berliner Akademie herausgegebenen Sternkarten, von denen er die Hora 22 bearbeitete, aber eine neue Entdeckung glückte ihm nicht. Mit wissenschaftlichen Aufsätzen hervorzutreten, verbot ihm seine lückenhafte Ausbildung, und deshalb veröffentlichte er nur zeitweis durch Berliner Zeitungen seine empirischen Beobachtungen über merkwürdige Sonnenflecke, Sonnen- und Mondfinsternisse, Kometen und Sternschnuppenschwärme.

Dasselbe Jahr 1847, in welchem Hencke durch Entdeckung der „Hebe“ seinen letzten Triumph erzielte, wurde durch die unmittelbar darauf erfolgende Entdeckung der „Iris“ und „Flora“ durch Hind das an Planetenentdeckungen reichste Jahr, das die Welt bis dahin kannte. Jedes fernere Jahr brachte die Auffindung neuer Planeten, und in den neunzehn Jahren bis zu Hencke's Tode wurden deren allein 83 entdeckt! An diesen späteren Entdeckungen, welche jetzt auf über vierhundert angewachsen sind, hatte neben den Fachgelehrten auch mancher glückliche Dilettant seinen Hauptanteil, wie besonders der Maler Hermann Goldschmidt in Paris, welcher anfangs mit ähnlich primitiven Mitteln wie Hencke operierte.

Letzterem bleibt immerhin das Verdienst, den ihm von Humboldt beigelegten Titel des „Vaters der neuen Planetenentdeckungen“ dadurch verdient zu haben, dass er als der Erste wieder einen Planeten auffand, nachdem man 38 Jahre lang vergeblich nach einem solchen geforscht, und auch von ihm gilt das Wort Thomas Carlyle's: „Mensch, in Zeit eingekerkertes Symbol der Ewigkeit, nicht deine Werke, die alle sterblich, unendlich klein sind, und das grösste nicht grösser, als das geringste; sondern nur der Geist, in dem du wirktest, kann Wert oder Dauer haben.“

5. Herr Provinzial-Konservator Geh. Baurat Bluth berichtet über das Denkmal des Grossen Kurfürsten zu Rathenow.

Das Denkmal des grossen Kurfürsten zu Rathenow ist zur Erinnerung an die Heldenthaten desselben, namentlich an die Schlachten zu

Rathenow, Fehrbellin, Warschau und die Eroberung von Stralsund nach den darüber vorhandenen Nachrichten in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf Kosten der Kurmärkischen Stände errichtet worden. Die Ausführung und zwar in Sandstein wurde dem Bildhauer Glume, einem Schüler Schlüters übertragen.

Wie die Photographien erkennen lassen, erhebt sich auf einem dreistufigen Unterbau der untere mit vier gebrochenen Ecken versehene in Renaissance-Form reich gegliederte $9\frac{1}{2}$ Fuss hohe Sockel, an dessen 4 Ecken gefesselte Sklaven in Überlebensgrösse angebracht sind, während die 4 Seiten je mit einem Basrelief geschmückt sind, welche die Schlacht bei Fehrbellin, das Massacre bei Rathenow, die Bataille bei Warschau und die Eroberung der Festung Stralsund darstellen, wie dies aus den unmittelbar über den Reliefs angebrachten Inschriften zu entnehmen ist. In einem durch die bogenförmige Anlage des oberen Sockelgesimses gewonnenen lunettenartigen Felde befinden sich auf diese Heldenthaten bezügliche Inschriften.

Über diesem unteren erhebt sich ein oberer reicher ausgestatteter Sockel von 6' 4" Höhe, dessen Ecken ebenfalls gebrochen und dessen 4 Seiten nach aussen konvex ausgerundet sind. Auf einer Seite desselben befindet sich das mit Palmen und Lorbeerzweigen umgebene Brandenburgische Wappen mit dem Kurfürstenhut, in dem Schilde mit den Buchstaben C. F. W. welcher von dem Bande des englischen Hosenbandordens mit der Inschrift „Hony soit qui mal y pense“ umgeben wird. Die gegenüberliegende Seite zeigt das mit Lorbeerzweigen und Palmen umschlungene Brandenburgische Wappen ebenfalls mit dem Kurfürstenhute, darunter mit goldenen Buchstaben der Wahlspruch „Gott sei mit uns“. Die beiden anderen Seiten dieses Sockels sind mit Trophäen reich geschmückt. Auf dem oberen Sockel erhebt sich die auf einer Löwenhaut stehende 11 Fuss hohe Kolossalfigur des Kurfürsten in der Gewandung eines römischen Imperators. Insgesamt hat das Denkmal die stattliche Höhe von 29 Fuss. Bei der Ausbildung des unteren Sockels mit den vier gefesselten Sklaven ist der Einfluss seines Meisters Schlüter auf den Schüler Glume wohl zu erkennen, da auch der erstere dies Motiv bei dem Sockel für das Reiterstandbild des Kurfürsten auf der langen Brücke in Berlin angewendet hat. Man wird anerkennen müssen, dass das Denkmal in edler und vornehmer Auffassung entworfen, in schönen Verhältnissen und Details ausgeführt und von imponierender Wirkung ist. Die Kosten für die Errichtung des Denkmals haben nach einer Chronik von der Stadt Rathenow 22 000 Thaler in Anspruch genommen.

Das Denkmal hat im Lauf der Zeit mehrfach Reparaturen unterworfen werden müssen, weil der weiche und wenig wetterbeständige Sandstein, aus dem es hergestellt ist, dem Einflusse des Wetters nicht

zu widerstehen vermochte. Soweit es hat ermittelt werden können, erfolgte im Jahre 1796 auf Kosten der Kurmärkischen Landschaft, infolge einer Anregung der Königl. Kriegs- und Domänenkammer, eine Reparatur zugleich mit der Anbringung eines eisernen Gitters um das Denkmal. Eine bereits im Jahre 1816 sich als notwendig herausstellende Reparatur wurde — wohl aus Mangel an Mitteln — ausgesetzt und wurde erst im Jahre 1828 eingeleitet. Die dadurch herbeigeführten Kosten wurden durch freiwillige Beiträge der Kur-Neumark aufgebracht. Nach den vorhandenen Nachrichten scheint diese Wiederinstandsetzung, welche dem Bildhauer Gäde anvertraut war, erst im Jahre 1841 beendet worden zu sein. Sie erforderte rund 1050 Thl. Wiederum im Anfange der 70er Jahre stellte sich die Notwendigkeit einer Reparatur heraus, deren Kosten, nachdem die Versuche, solche aus Staatsfonds oder von der Krone zu erlangen, vergeblich gewesen waren, im Betrage von 840 Thl. 19 sgl. 9 Pfg. von dem damaligen Provinziallandtage aus dem Ständehausunterstützungsfonds hergegeben wurden. Die Ausführung wurde durch den Professor Lüerssen bewirkt, konnte aber wegen der sehr unzulänglichen Mittel nicht in ausreichender Weise ausgeführt werden, und musste daher auf das Allernotwendigste beschränkt werden. Im April 1893 machte der Magistrat zu Rathenow den Provinzial-Konservator darauf aufmerksam, dass sich wiederum sehr erhebliche Schäden an dem Denkmal bemerkbar machten, welche baldige Abhilfe erheischten, um den Bestand desselben nicht in Frage zu stellen. Eine in Gemeinschaft mit dem Professor Calandrelli vorgenommene Besichtigung ergab, dass die Flächen des Denkmals sowie die Gesimgliederungen, die Trophäen und die figürlichen Darstellungen, auch das Standbild selbst, wiederholt mit Ölfarbe überstrichen worden waren. Dieser Anstrich war schadhaft geworden, bekam Risse und in diese drang Feuchtigkeit ein, welche unter Einwirkung des Frostes nicht nur eine Ablösung der Ölfarbe, sondern auch Beschädigungen des Sandsteins selbst herbeiführte, der dann mürbe und an vielen Stellen staubförmig wurde. In den Gewandungen und den Trophäen fanden sich Vertiefungen vor, in welchen das Regenwasser stehen blieb und zur Zerstörung des ohnehin wenig widerstandsfähigen Sandsteins Veranlassung gab. Der Stufenunterbau und der Plattenbelag innerhalb des Gitters war versackt und die auf denselben fallenden Niederschläge konnten nicht abfließen.

Es kam nun zunächst darauf an, die Kosten zu ermitteln, welche die ordnungsmässige Wiederherstellung, die Beseitigung der Ölfarbe und der Verkittungen, sowie die Ersetzung der mürben und faulen Stellen des Sandsteins in Anspruch nehmen würde, und dann die Mittel aufzubringen, welche für diesen Zweck erforderlich sein würden; denn die Stadt Rathenow lehnte die Unterhaltungspflicht ab und auch ein anderer Verband, der hierzu verpflichtet gewesen wäre, war nicht bekannt. Mit

der Aufstellung eines Kostenanschlags wurde die Firma Wimmel & Co. betraut, welche vielfach derartige Restaurationen in anerkennenswerter Weise mit grosser Sorgfalt und Sachkenntnis ausgeführt hat. Diese ermittelte die Kosten, unter der Annahme, dass alle die vielen Fehlstellen und Verkittungen mit Cement und Gyps in dem Sandstein in sachgemässer Weise durch Vierungen ausgebessert, alle Fugen sorgfältig gedichtet, die Ölfarbe abgelautet bzw. abgeschliffen werden sollte und dass, soweit Metallbefestigung der Ersatzstücke notwendig werde, nur Kupferbronze und Messing verwendet werden dürfe, auf 5605 M.

Die Provinzial-Kommission für die Denkmalspflege, welche die Notwendigkeit der Restauration und den Wert des Denkmals in Beratung nahm, erkannte den letzteren sowohl in künstlerischer als in geschichtlicher Beziehung an. Leider war auch bei den ferneren Ermittlungen ein Unterhaltungspflichtiger, welcher die Kosten zu tragen gehabt hätte, nicht festzustellen. Die Stadt und die Krone hatten bereits bei einer früher nötig gewesenenen Restauration ihre Beteiligung abgelehnt und es erschien nicht angemessen, an diesen Stellen die Bewilligung von Beiträgen für ein Denkmal nachzusuchen, welches aus eigener Entschliessung der märkischen Stände und Bevölkerung errichtet worden war. Man war darüber in der Provinzial-Kommission ungeteilter Meinung, dass zu diesen Kosten diejenigen Körperschaften heranzuziehen seien, welche die Provinz in kommunaler Beziehung vertreten bzw. bei denen wegen des Aufstellungsortes ein besonderes Interesse an der Erhaltung des Denkmals voraussetzen war. Als solche Körperschaften wurden angesehen der Provinzial-Verband von Brandenburg, der Kommunal-Verband der Kurmark, derjenige der Altmark, der Kreis Westhavelland und die Stadt Rathenow. Der Kommunalverband der Kurmark und derjenige der Altmark lehnte zuerst einen Beitrag ab, der erstere, weil die Erhaltung von Denkmälern nicht in seinen Aufgaben liege, der letztere, weil er der Provinz Brandenburg nicht mehr angehöre. Dagegen bewilligte der Kreis Westhavelland sofort 500 M., die Stadt Rathenow 300 M., der Brandenburgische Provinzial-Ausschuss 1100 M. Es erschien aussichtslos, die Altmark nochmals um eine Bewilligung anzugehn, dagegen wurde ein Antrag dieserhalb bei dem Kommunal-landtage der Kurmark nochmals eingebracht, welcher alsdann im Januar dieses Jahres 2000 M. zur Verfügung stellte.

Nachdem alsdann auch der Brandenburgische Provinzial-Ausschuss sich bereit erklärt hatte, den nun noch fehlenden Betrag von etwa 1700 M. zu decken, konnte im letzten Frühjahr mit der Restauration begonnen werden, welche der sachkundigen Hand des Hofsteinmetzmeisters Rasche und der Leitung des Bildhauers Hofert übertragen und bis zum Sedanfeste zur Freude der Freunde des Denkmals und aller Kunstfreunde und besonders der nächstinteressierten Stadt Rathenow und

des Kreises Westhavelland in anzuerkennender Weise vollendet wurde. Den Körperschaften, welche in patriotischer und königstreuer Gesinnung die erforderlichen Mittel bewilligt haben, um dies künstlerisch und geschichtlich bedeutsame Denkmal zu erhalten und demselben seine alte Schönheit wiederzugeben, gebührt Dank! Hoffen wir, dass diese so sorgfältig sauber und sachgemäss ausgeführte Restauration dem schönen Denkmale eine lange Dauer gewähren möge und dass, wenn einmal wieder Erneuerungen notwendig werden, sich der alte patriotische Sinn der Brandenburger von Neuem bewähren und die Mittel aufzubringen wissen werde, welche alsdann zur Erhaltung des Denkmals erforderlich sein möchten.

6. Herr Divisions-Pfarrer Schild aus Torgau spricht hierauf über „Bilder aus dem Leben der preussischen Armee des vorigen Jahrhunderts. (Nach alten Militär-Kirchenbüchern und biographischen Aufzeichnungen Fridericianischer Feldprediger.)“

Der mit grossem Beifall aufgenommene längere Vortrag wird im Archiv der Gesellschaft erscheinen.

7. Nach der Sitzung fand eine zwanglose Zusammenkunft in den Räumen des Wirtshauses zum Kurfürsten statt.

Kleine Mitteilungen.

Zur Glockenkunde der Provinz Brandenburg. (2. Beitrag aus den Sammelkästen des Märk. Prov.-Museums.) In der 1890 neu erbauten Kirche zu Stolzenhagen sind die beiden Glocken der alten Kirche aufgehängt. Die grösste derselben von 1699 trägt die Inschrift: Johann Jacob Schulz goss mich — Berlin — Soli Deo Gloria. A. 1699. (Hier folgen die Namen der Orts- und Kirchen-Vorsteher).

Die zweite Glocke ohne Inschrift ist die kleinste von dreien, ähnelt jener Glocke in Mühlenbeck, welche einige Adels-Wappen und den St. Georg zeigt.

Die dritte mittlere Glocke ist von dem lebenden Collier-Zehlendorf.

Mitgeteilt durch Mitglied Grunow. Vgl. Jahrg. 2, S. 91. Vgl. dazu: Frh. v. Ledebur: Beitrag zur Glockenkunde der Mittelmark. Märk. Forschungen. V. 1857. Dasselbst S. 135 wird eine oftmalig in Berlin genannte Giesserfamilie Schulte, Schultz, Schultze, Schulz, Schulze erwähnt. Besonders viele Glocken goss der von Herrn Grunow erwähnte J. J. Schulz zwischen 1698 und 1716. Friedel.

Bücherschau.

Pfarrhaussegen. Dichtung von Otto Franz Gensichen. (Berlin 1896, bei Duncker). Was uns den unter diesem Titel veröffentlichten Liederkranz besonders näherückt, sind seine Beziehungen zur Neumark.*) Das Leben eines Pfarrers in einem der Dörfer am Rande des gesegneten Warthebruchs bei Landsberg wird geschildert. Die anmutige Tochter des Pfarrers Gerda, eine geschickte Malerin, wächst wie eine Lilie auf dem Felde heran. Der Dichter Dankmar Wolfram, der in Berlins wildem Getriebe den Boden zu verlieren scheint, kommt durch Zufall nach dieser Landeinsamkeit. Nach einigen Zwischenfällen entsteht eine Neigung zwischen den beiden jungen Leuten, die nach Hangen und Bangen schliesslich mit einer Heirat und mit der Übersiedelung des in reinerer physischer wie moralischer Luft gesunden Schriftstellers nach dem friedlichen Heim seiner jungen Frau am Warthebruch endigt. Dazwischen sind bewegte Episoden eingeschaltet, so der ergreifend geschilderte Kampf mit der Wassersnot zur Zeit des Eisganges. Wundervoll sind die Schilderungen dieser uns Berlinern leider so unbekanntem Gegenden der Neumark. Der Pfarrherr ist „Heimatkundiger“, was der aberweisse Schulmeister an ihm tadelt, gerade das empfiehlt uns den Vater Gerda's:

„Freilich“, sprach da der Lehrer
 „'s ist ein vortrefflicher Mann.
 Ich bin auch sein Verehrer;
 Eines nur steht mir nicht an:
 Dass er nach Sagen und Liedern
 Ferner Jahrhunderte forschet,
 Dass er nach Urnen und Gliedern
 Gräbt, die im Acker zermorscht;
 Dass er Gespenstergeschichten
 Heidnischer Vorzeit erfragt,
 Dass ihm das Singen und Dichten
 Fahrender Leute behagt.

*) Auch das Geschichtliche der Familie Gensichen ist von heimatkundlichem Interesse. Dr. Otto Franz Gensichen, geb. am 4. Februar 1847 in Driesen N.-M. (Verf. von Lyrischen Dichtungen: Spielmannsweisen; Frauenlob; Jungbrunnen; Immortellen. Epische Dichtungen: Felicia; Pamina; Der Mönch von St. Bernhard. Dramatische Dichtungen: Die Märchentante, Frau Aspasia; Euphrosyne; Lydia; Michael Hey u. s. w. Novellen: Vier Erzählungen. Roman: Der Madonna! Humoreske: Triglaw-Bismark; Essay; Studienblätter), stammt aus einer bis 1490 nachweisbaren Familie. Die ersten Vorfahren waren Bürgermeister zu Müncheberg in Ober-Barnim. Seit 1588 haben die Gensichen sich ununterbrochen im evangelischen Pfarramt behauptet. Des Dichters älterer Bruder Rudolf ist zur Zeit Pfarrer in dem in der ersten Strophe des „Pfarrhaussegen“ genannten warthebrücker Dorf Dechsel

Sitzt er bei Quolke, dem Flösser,
 Der schon den Neunzigen nah,
 Oft nicht gespannt wie ein Stösser,
 Welcher auf Beute hofft, da?
 Geht er mit Wandrey, dem Schäfer,
 Oft nicht die Hügel entlang,
 Horchend und spähend, als träf' er
 Schätze auf solcherlei Gang?
 Forscht er die Weiber im Spittel
 Nicht wie ein Richter oft aus?
 Heiligt der Zweck doch die Mittel,
 Trägt er nur Schnurren nach Haus.

Was er erhört und erfahren,
 Bringt zu Papier er daheim,
 Um es als Schatz zu bewahren:
 Sage und Märchen und Reim.
 Urnen und Todtengebeine,
 Trümmer von Holz oder Erz,
 Scherben und Feuersteine
 Sammelt er allerwärts.

Mit so heidnischen Dingen
 Sollte ein gläubiger Christ
 Nicht die Stunden verbringen.“ —

Seinem Schwiegersohn in spe klagt der würdige Pfarrer, dass er leider mit der Verarbeitung der gesammelten literarischen Schätze nicht vorangehen wolle und er beschliesst daher:

„Dem märkischen Museum sei
 Der Schatz dereinst vermacht;
 Vielleicht wird dort er schlackenfrei
 Doch noch an's Licht gebracht.“

Da fühlt sich Dankmar der Dichter und Schriftsteller von der Sache angezogen, und bringt das von dem Pfarrer Aufgespeicherte in die richtige Gestalt für die Drucklegung.

Und wie in Volkes Poesie
 Und Volkes Wirklichkeit
 Er sich vertieft mit Energie,
 Da fühlt er wie so weit
 Geringer die „Probleme“ sind,
 Die der „Salon“ ihm bot!
 Er giebt sie alle preis dem Wind;
 Im neuen Morgenrot
 Erstrahlt ihm eine neue Kunst,
 Ihr will er jetzt sich weih'n.
 Fort mit der Stickluft schwülem Dunst!
 Bergbrise, weh' herein!

Er jauchzt, dass er sich endlich hier
 Nach langem Ringen fand:
 „Nun segne, Gott, mein Schaffen mir
 Für Volk und Vaterland“

Das rufen wir dem Dichter freudig mit dem Wunsche nach, dass die Herren Landgeistlichen dem Beispiele ihres von Franz Gensichen gefeierten Amtsbruders nacheifern möchten. Wie gering, gegen früher, ist die Zahl unserer evangelischen Geistlichen, die sich mit der Kunde ihrer Heimat beschäftigen!
 F. Friedel.

P. Graebener: Studien über die norddeutsche Haide. Versuch einer Formationsgliederung. Leipzig 1895. Es geschieht neuerdings nicht allzuoft, dass von den akademischen Gesetzen geforderte Dissertationen, jetzt im Gegensatz zu früher in deutscher Sprache zulässig, auch der Wissenschaft etwas darbieten, welches sich über das gewöhnliche Maass erhebt. Gegenwärtige kleine Schrift macht hiervon eine beachtenswerte Ausnahme. Die Darstellung der Haide, d. h. der waldlosen Striche unseres Vaterlandes, die Mangel an Bodenfeuchtigkeit auch nicht zum Wiesewachs gelangen lässt, geschieht hier in kurzen, kräftigen Zügen in einer Weise, welche an Anschaulichkeit kaum etwas zu wünschen übrig lässt. Der Leser erkennt leicht, dass dieselbe sich auf vielfache Anschauung lebendiger Natur, an den verschiedensten Orten Norddeutschlands gewonnen, gründe. Es darf daher wohl, im Interesse der Landeskunde, die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums auf diese Dissertation hingelenkt werden, wenn auch eine derartige Bodenformation in unserer glücklicherweise wald- und wiesenreich gebliebenen Mark, zumal unter dem Einflusse gesteigerter Kultur, nur geringfügige Flächen für sich beansprucht.

Abgesehen von den formell sehr glücklich aufgefassten schematischen Gliederungen des Haidebegriffs und von den Theorien über deren Entstehung, wie denn ein bisschen Entwicklungsgeschichte jetzt nirgends fehlen darf, freuen wir uns über die reichliche Aufzählung der Haideflora, sei es aus der Zahl der Phanerogamen, sei es aus derjenigen der kaum minder schwer wiegenden Kryptogamen. Manche feine Beobachtung ist hierbei vom Autor eingestreut worden und kann dem Naturfreund Anlass zu weiterem Nachdenken geben.

Je mehr im Grossen und Ganzen jene Haide, lange Zeit Signatur ganzer Provinzen, vor dem Fleiss des Menschen zurückweichend, schwindet, ist es verdienstlich sich mit dem, was noch von ihr übrig, ernsthaft zu beschäftigen. Seine Befähigung hierzu hat der Verfasser ausgiebig erwiesen.
 C. Bolle.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei. Berlin. Bernburgerstrasse 14.

13. (3. öffentl.) Versammlung des IV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 11. Dezember 1895, abends 7¹/₂ Uhr

im grossen Sitzungssaale des
Brandenburgischen Ständehauses Matthäikirchstrasse 20/21.

Der Vorsitzende, Geheimrat E. Friedel begrüsst die Anwesenden und weist darauf hin, dass der heutige Gesellschaftsabend vorzugsweise der naturgeschichtlichen Betrachtung der Heimatkunde gewidmet sei. Zur Besprechung gelangten folgende Gegenstände.

1. Unser Mitglied Herr Pütz überreicht eine von ihm gefertigte Zeichnung der vielerörterten, auch in der „Brandenburgia“*) wiederholt besprochenen Entdeckung von Braunkohle-Wälderschichten aus der Tertiärzeit, im vorliegenden Falle eine Darstellung der gewaltigen Kohlengrube Marie II bei Gross-Räschen, Kreis Calau. Das Bild giebt die Situation des Tagebaues, wie er am 5. September 1895 lag, naturgetreu, jedoch unter Weglassung von störendem, unwesentlichem Beiwerk wieder. Der im Vordergrund links schräg inmitten des Flözes liegende Stamm einer Sumpfcypresse lag ursprünglich wagerecht und ist später abgerutscht. Am deutlichsten ist die unterste (3.) Waldschicht (*Taxodium distichum*) zu erkennen, die mittlere Waldschicht schlechter, jedoch in der Nähe des erwähnten Stammes ganz deutlich. Besser ist dann wieder die jüngste oberste Waldschicht mit ebenfalls aufrechten Stümpfen der erwähnten Cypresse erkennbar.

Das ganze Gelände der 3 Wälderschichten ist dunkel, fast schwarz gefärbt, wie sich in der Zeichnung deutlich markiert. Der überlagernde tertiäre fast schneeweisse und vermöge seines Glimmergehalts an der Sonne flimmernde feine Sand ist ebenfalls in der Zeichnung sehr deutlich hervorgehoben.

*) Vgl. meine Berichte im Monatsblatt Bd. III S. 212—228 und 270—275 sowie Dr. Zache's Besprechung des Eberdtschen Berichts Bd. IV. S. 147. und Jahrb. der Kgl. Preuss. Geolog. Landesanstalt für 1893. Berlin 1895. S. 212 fig: Oscar Eberdt: Die Braunkohlenablagerungen in der Gegend von Senftenberg, I. (geolog. Theil).

Bei meinem ersten Vortrag (siehe Bd. III S. 222 und 220) hatte ich eine Anzahl dem Märkischen Museum geschenkter Blatabdrücke aus einer Thongrube des benachbarten Zschipkau vorgelegt. Herr Dr. Oscar Eberdt an der K. Geol. Landesanstalt hat dieselben, wie folgt, zu bestimmen die Güte gehabt: Nr. A. I. 4776 (Katalog des Märk. Museums) Blatt von *Carpinus grandis* Heer und *Apeibopsis Deloesi* Heer; — Nr. 4922 *Populus latior* Al. Braun; *Corylus insignis* Heer, *Apeibopsis Deloesi*; — Nr. 5313 *Planera Ungeri* Heer, Stück eines *Carpinus*-Blattes schlecht erhalten; — Nr. 5004 Königreich Sachsen, anscheinendeine *Liquidambar*-Art, schlechterhalten; — Nr. 1606 mehr gelblicher Thon, Königreich Sachsen *Cinnamomum spectabile* Heer. — Das beschriebene überaus leichte, eigentümlich flockig gemaserte Stammstück A I. 5909 gehört *Taxodium miocenicum* an.

Inzwischen hat die Firma F. W. Krause & Co., Montanwerke zu Costebrau dem Märkischen Museum auf Veranlassung des Bergwerksbesitzers Herrn Schultz durch Herrn Betriebsführer Seydel eine grosse Anzahl Blätterabdrücke, welche sich beim Abteufen eines Schachtes der Grube Friedrich Wilhelm I. im Thon unter ganz analogen Verhältnissen wie in Zschipkau im miocänen Thon vorgefunden, gütigst zugewendet, wie die heut vorgelegten Proben zeigen mögen. Die erwähnte graugelbe zähe Thonschicht ist 4 m mächtig, wovon allerdings nur die unterste Schicht von 0,75 m Stärke die Abdrücke und organischen Reste enthält. Diese Thonschicht liegt 16 m unter Tage, das unterlagernde Gebirge besteht aus grobem Sand, den die Bergleute daselbst richtig als Flusssand bezeichnen.

Costebrau liegt in industriereicher Gegend 4 Kilom. westlich von Zschipkau und 15 Kilom. w. von den Kohlengruben bei Gross Raeschen. Was die bei den Gross-Raeschener Funden viel besprochene Sumpfcypresse (*Taxodium distichum*) anlangt, so füge ich noch hinzu, dass sich schöne lebende Exemplare auch auf der Pfaueninsel nahe der Meierei und in Potsdam zu Charlottenhof nahe der Obergärtnerei auf feuchtem Wiesengrunde befinden.

2. Unser Mitglied Herr E. Schenk hatte mitgetheilt, dass sich am Baumschulweg an der Berlin-Görlitzer Eisenbahn, da wo die Chaussee zu den Baumschulen unseres Mitgliedes Ökonomierat L. Späth führt, der Bahnmeister Günther bei seinem Dienstgebäude ein dendrologisches, künstliches Naturspiel zeige, nämlich einen Stamm der gewöhnlichen Eberesche, *Sorbus aucuparia*, welcher in Folge von Pfropfung reife Birnen und Äpfel, daneben aber auch gleichzeitig die scharlachroten Beeren der Eberesche oder wie man in Pommern sagt, der Faulesche, aufweist. Die Birnen sind gut entwickelt, dagegen die Äpfel etwas kümmerlich geraten. Der Anblick ist ein höchst interessanter. Nach Mitteilung des Herrn Späth ist das Gelingen derartiger Pfropfversuche

auch anderweitig bekannt. Es ist nur eine pomologische Spielerei, wie sie Liebhaber von Kuriositäten versuchen; in sachlicher Beziehung haben derartige Bäume wenig Wert, da dieselben nur von kurzer Lebensdauer sind und die Erträge auch demgemäss ausfallen. Herr Schenk bemerkt, dass die ca. 20 Birnen, die in der Längsaxe 10 cm, in der Queraxe 7,5 cm besaßen, vor der Reife hart abfielen, aber innerhalb 14 Tagen saftig nachreiften und einen an die Bananen erinnernden Wohlgeschmack hatten. Eine von Herrn Kannengiesser mitgeteilte Photographie des Baumes, der sich etwa in Mannshöhe ausgabelt, zeigt deutlich das Laub der Eberesche auf einigen Ästen und das des Apfelbaums bzw. Birnbaums auf anderen Ästen.

Herr E. Friedel bemerkt hierzu, dass man auf die gemeine Eberesche auch die unlängst aufgefundenene süsse Eberesche, von den Pomologen jetzt Edel-Eberesche pflanzen könne und dass man wohl thue, namentlich im Interesse der ärmeren Bevölkerung, dies zu thun. Demnächst teilt er noch Folgendes mit über diese neue Spielart:

Die Edel-Eberesche (*Sorbus aucuparia* L. var. *dulcis*).

Vor einigen Jahren wurde man in der Gemeinde Spornhau bei Goldenstein in Mähren, ca. 720 Meter über dem Meere gelegen*), auf einen Ebereschenbaum aufmerksam, welcher durch die Grösse und den Wohlgeschmack seiner Früchte die Beachtung der umliegenden Landbevölkerung wachrief. Ein Hirt, der sein Vieh in der Nähe jenes Baumes weidete, kostete einige Früchte, angelockt durch ihre schöne Farbe, fand sie sehr schmackhaft und teilte diese Wahrnehmung seinem Herrn mit. So wurde der Baum bald bekannt, und es wurden Versuche angestellt, ihn zu vermehren. Das Pfropfen und Copulieren lieferte vorzügliche Resultate, so dass die Edel-Eberesche schon in vielen Hunderten Exemplaren verbreitet ist und auch noch weiter bekannt zu werden verdient.

Der äussere Habitus der Edel-Eberesche ist von jenem der gemeinen Eberesche nicht wesentlich verschieden. Ausser den Früchten fällt nur die Belaubung ein wenig auf. Die Blätter sind mehr dunkelgrün und etwas grösser, die Rinde etwas dunkler. Die Anpflanzung dieses Baumes

*) In Tirol bei Innsbruck habe ich die Eberesche zwischen der Strauchmispel, *Mespilus* (*Sorbus*) *chamaemespilus*, strauchartig, bei ca. 6000 Fuss Höhe noch blühend gefunden. Die hier viel kleineren roten Früchte reifen oft erst wenn der Schnee wieder fällt. Drude in seinem vortrefflichen, in der botanischen Landeskunde bahnbrechenden Werk „Deutschlands Pflanzengeographie“ Stuttg. 1896. I. S. 125 sagt: „Von den Apfelfrüchtlern sind besonders die Bäume dritter Grösse oder Grosssträucher der Gattung *Sorbus* bemerkenswert, von denen die Eberesche oder Vogelbeerbaum: *S. aucuparia*, die weiteste Verbreitung besitzt und namentlich in der oberen Fichtenregion, wo fast alle anderen Blütensträucher zurückgeblieben sind, noch eine bedeutende Rolle spielt. Über die Baumgrenze hinaus besiedelt er die infraalpinen Gerölle und entfaltet hier erst im Juli seine Blüten, reift auch noch zur Not die kleiner werdenden Früchte.“

Fr.

ist besonders dort zu empfehlen, wo in Folge klimatischer oder Bodenverhältnisse der Obstbau nicht mehr rentiert. Die Edel-Eberesche stellt keine grossen Ansprüche an den Boden und gedeiht beinahe überall, wo die gemeine Eberesche fortkommt.

Bezüglich der Veredelung ist zu erwähnen, dass das Copulieren mit der gemeinen Eberesche als Unterlage am meisten zu empfehlen ist; jedoch ist bei stärkeren Wildlingen auch das Pfropfen in den Spalt beliebt. Die Veredelung muss aber mit Rücksicht auf das frühere Austreiben der Blätter zeitiger geschehen, als bei anderen Obstsorten. Im ersten Jahre treibt das Pfropfreis einen bis zwei seitliche Triebe, und im dritten trägt der junge Baum seine ersten Früchte, um dann bis ins hohe Alter tragfähig zu bleiben, wie dies der alte Recke, der jetzt noch grünt und Ahnherr so vieler hundert freudig wachsender Sprossen ist, bezeugt. Die Früchte haben die Grösse einer mittleren Kirsche und können roh oder auch gedünstet mit etwas Zucker oder eingekocht genossen werden. Vorzüglich ist das Kompot, wovon Proben an hohe Persönlichkeiten eingesendet wurden und viel Beifall fanden.

Jenen Landwirten, welche sich für diesen Zukunftsbaum interessieren und Versuche damit machen wollen, wird die genannte Gemeinde sowie die Fürst Lichtenstein'sche Forstverwaltung in Peterswald bei Goldenstein gegen mässigen Preis gerne Pfropfreiser oder junge Bäumchen zusenden. Dies beruht auf Mitteilungen des Herrn R. Mülschitzky in der „Wiener Landw. Ztg.“ März 1894.

Bei der Jahres-Versammlung der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft zu Lindenau-Leipzig am 27. August 1893 bemerkte der Landrat Federath (Mitt. der D. Dendr. Ges. 1893 Nr. 2 S. 12), dass die mährische Eberesche mit essbarer Frucht *Sorbus aucuparia moravica* Dippel (var. *dulcis* Krätzl.) in grösserem Massstabe, auch als Alleebaum, in seinem Bezirk Brilon in Westfalen angepflanzt werde und guten Erfolg verspreche.

Auch von Hannöversch-Münden und Fischbach in Schlesien wird die Anpflanzung mitgeteilt und die Verbreitung für rauhe Gegenden als Fruchtbaum wichtig und lohnend wiederholentlich empfohlen.

Ich muss bei der Eberesche unwillkürlich an die Insel Island denken. Akuregri, der bedeutendste Handelsplatz am nördlichen Eismeer, mit etwa 500 Einwohnern, ist bei den Eingebornen „berühmt“ wegen seiner „Bäume“, die allerdings nur aus fünf niedrigen Ebereschen (*Sorbus aucuparia*) bestehen. Hier, wo es sonst kein Baum-Obst giebt, würde die Süss-Eberesche vielleicht ganz vorzüglich zur Pflanzung anzuraten sein, da sie aus rauhen Wohnorten zu beziehen ist.

Von unserm verehrten Vorstandsmitglied Dr. Carl Bolle im Arboretum der Insel Scharfenberg ist die Edel-Eberesche neuerdings

angepflanzt worden, hoffentlich werden dort den Spielart-Namen „dulcis“ rechtfertigende süsse Scheinfrüchte erzielt werden.

Im übrigen verweise ich auf dasjenige, was ich bereits im Monatsblatt der *Brandenburgia* Band II. S. 157 und 158 über *Pirus* (*Sorbus*) *aucuparia* L. und ihre Varietät „dulcis“ gesagt habe.

Herr Dr. Carl Bolle fügte hinzu, dass eine ähnliche vom Volk wie ein Wunderbaum angestaunte Eberesche mit Apfel- und Birn-Zweigen sich am Bahnhof Ludwigsfelde der Strecke Berlin-Leipzig befunden habe und giebt anheim festzustellen, ob dieser Baum noch vorhanden sei.

3. Herr E. Friedel macht eine Mitteilung

über den Donnerbusch oder Hexenbesen.

Dem Märkischen Museum ist aus Grünrade bei Neudamm in der Neumark der Ihnen hiermit vorgelegte eigentümlich ausgestaltete Zweig einer Kiefer (*Pinus silvestris*) durch die Güte des Fräulein Maria von Hertell zugegangen. Der Zweig ist etwa 46 cm lang, unten befinden sich daran kleine durchaus natürlich gebildete Zweiglein, mit normal langen Nadeln, dagegen bildet der Hauptzweig oben eine wirre Masse von kleinen Zweigen in einem zierlich aussehenden Halbrund, dessen eine Axe 30 cm, die andere 20 cm misst. An den abnormen kleinen Zweigen sind die Nadeln auffallend kurz und kraus, also ganz anders wie bei einem normal gewachsenen Kiefernaste ausgebildet, nämlich bis 6 cm die normalen, höchstens 3 cm lang die eigentlichen Donnerbusch-Nadeln. Diese Missbildungen nehmen mitunter auf unseren Kienbäumen einen sehr bedeutendem Umfang ein und gleichen, wenn sie in bedeutender Stammhöhe sitzen, aus der Entfernung von unten gesehen in gewisser Beziehung einem Krähenneste und mehr noch einem Elsternest. Die Einsenderin nennt dies eigenthümliche Gebilde Donnerbusch; eine andere bei uns in der Provinz Brandenburg übliche Bezeichnung ist „Donnerbesen“. In Berlin sagt man zu dergleichen wirren Zweig- und Nadel-Gebilden auch Hexenbesen,*) in den Niederlanden Maren-taken d. h. Zacken (Zweig) der Mar oder Alprute (Mar und Alp die den Menschen gleich der Drude (daher Drudenbusch) quälenden

*) In der Brocken-Gegend des Harzes heisst das auf dem Brocken als auf ihrem nördlichsten Standort in Deutschland vorkommende Alpen-Windröschen (*Pulsatilla alpina*) in Anlehnung an die Hexenfahrt in der Walpurgisnacht zum Brocken „Hexenbesen“. Sie trägt eine einzige grosse milchweisse oder gelbliche Blume, aussen mit schwachröthlichem Anfluge, gestützt von drei viel tiefer stehenden zerschnittenen Blättern und bildet, nachdem sie im Juni abgeblüht hat, einen charakteristischen Bestandteil des Brockenstraussees. — Die Traubenkirsche, in Berlin Faulbaum genannt, (*Prunus padus*), ist der richtige Hexenbaum. Grimm's Wörterbuch sagt darüber Hexenbaum, m. *prunus padus*, baum der schwarzen vogelkirsche. Nemnich 4, 1074.)

Nachtgespenster. Adalbert Kuhn: Sagen, Gebräuche von Märchen aus Westfalen und einigen andern, besonders den angrenzenden Gegenden Norddeutschlands 1859, II. S. 55 sagt: „Knorrige Auswüchse von Bäumen nennt man Alfloddern, unter ihnen darf man nicht fortgehen, sonst bekommt man einen schlimmen Kopf. Umgegend von Potsdam. Vgl. Norddeutsche Gebräuche, Nr. 192. Dies Alflodder ist wohl dasselbe mit dem Donnerbesen, der auch den Namen Alprute führt. Was lodder bedeute, vermag ich nicht zu sagen; vielleicht ist es Entstellung aus Alfkladde, vergl. elfklatte, Bremisch-nieder-sächs. Wörterbuch, s. v. I, 302.“ —

(Alf nennt man in der Umgegend von Potsdam Blutgeschwüre an Händen und Füßen.)

Ich muss sagen, dass knorrige Auswüchse und die den Donnerbusch darstellenden Zweige und Ruten denn doch sehr verschieden sind, und vermag mich daher von der Identität von Alflodder und Donnerbesen noch nicht zu überzeugen.

Diese Donnerbüsche, Donnerbesen, Hexenbesen spielen in unserm Volksglauben eine bedeutende Rolle. Jacob Grimm sagt in seiner Deutschen Mythologie IV. Ausg. S. 153 „der donnerbesen, ein struppiges, verwirrtes, nestartigs, gewächs auf baumästen, dessen erzeugung der aberglaube dem blitz zuschreibt, es führt auch den namen alprute“. S. 997 „Donnerkraut, Donnerbesen (s. 153) können wie barba Jovis aus dem struppigen geflecht der ranken gedeutet werden.“ und N. 69: „der donnerbesen heisst schweiz. hexenbesen Stald. 2,42.“ Im Grimmschen Wörterbuch heisst es: „Donnerbesen, m. alprute, hexenbesen, drudenbusch, durcheinander gewirrt, fast wie ein nest auf andern bäumen zusammengewachsenes strauchwerk, dessen erzeugung das volk dem blitz zuschreibt; vergl. D. mythol. 168. die grosse mistel, schmarotzerpflanze, namentlich auf obstbäumen Rochholz Schweizersagen 2,202. bildlich ein verwirrter, stachelichter bast, ja ich bin meinem barte sonst nicht feind, aber ich wollte doch der herr hätte sich nicht in meinen donnerbesen gestochen. Chr. Weise, Neue prob. 161. im gemeinen leben wird die perücke verächtlich so genannt.“ —

Mannhardt, Germanische Mythen S. 139 identifiziert Alprute mit dem Donnerbesen und sagt S. 35 „Die Stöcke und Besen, auf denen die Hexen zum Blocksberg reiten, sind wohl Symbole des Blitzes (vergl. Zeitschr. f. D. Myth. II, 86. III, 390). Dunnerbessem ist eine westfälische Verwünschung.“ In seinem Baumkultus der Germanen, wo man recht eigentlich ein Eingehen auf den Donnerbesen erwarten sollte, schweigt sich Mannhardt aus, dasselbe thut Simrock in seinen Mythologie, wie die meisten Mythenforscher, weil ihnen leider, wie

Victor von Hehn, dem vergleichenden Sprachforscher, die nötigen naturgeschichtlichen Kenntnisse fehlen.

In meinem Aufsatz „Mölln und Till Eulenspiegel. Eine Wanderstudie von Ernst Friedel“ Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Der Bär“ Berlin 1894 habe ich mich über den Donnerbesen, auf Grund vieljähriger Erfahrung, S. 18 wie folgt ausgesprochen. „Unter Donnerbesen versteht man in der Priegnitz, Uckermark, Grafschaft Ruppín und bis weit ins Mecklenburgische, Lübecksche (oldenburgische Fürstentum Lübeck), Lauenburgische und Holsteinische hinein besen- oder weichselzopffartige Verfilzungen an Kiefern, Birken- und besonders Weiss-Buchen*), die von Parasiten hervorgerufen, eigentlich krankhaft sind und dem Donner (Donar) geweiht waren. Die Verfilzung befindet sich meist am Ende eines im übrigen ganz oder fast kahlen Astes oder Zweiges, wodurch das Gewächs eben die auffallende Ähnlichkeit mit einem Besen erhält. In und bei Berlin nennt man diese krankhaften Wucherungen meist Hexenbesen, bei Berlin sagt man, sie sind wie ein Kenster, d. h. wie eine Mistel (*Viscum album*)**). Man kennt die Hexenbesen, da der eigentliche Waldbaum in unserer nächsten Nachbarschaft bei uns *Pinus silvestris* ist, meist aber nur von dieser unserer heimischen Kiefer und hält sie auch, als gut gegen Feuer, Blitzschlag und Hexerei, namentlich gegen das Alpdrücken. Auf diesem Besen reiten die Hexen in der Walpurgisnacht zum Blocksberg. Dergleichen Hexenbesen von *Pinus silvestris* habe ich in der Hasenhaide, der Jungfernhaid, dem Grunewald und dem Kiefernwäldchen nahe dem Grundstück der Berliner Schützengilde in Schönholz, gesehen. Diese geheimnissvollen, dem Volke rätselhaften, natürlichen Besen scheint man anfänglich auf den Holzhäusern an der Giebelfirst gegen Blitz- und Feuerschaden befestigt zu haben. Später hat man im Rohziegelbau der Giebfelder diese Donnerbesen im Mauerwerk nachgeahmt, und

*) Auch bei Erlen (*Alnus glutinosa*) will man entsprechendes bemerkt haben. Auch auf Traubenkirschen (*Prunus padus*), Sauer-Kirschbäumen sowie Vogelkirschen, desgleichen an Edeltannen, Pflaum- und Pappel-Bäumen habe ich Donnerbesen-Bildungen wiederholt bemerkt. Sicher kommen sie ferner an Rotbuchen (*Fagus silvatica*) und echten Kastanien (*Castanea vesca*) vor; in den Wäldern von *Castanea vesca* bei Lugano habe ich dergl. öfters gesehen.

***) So z. B. gehört von den Leuten des Herrn Dr. Carl Bolle auf der Insel Scharfenberg im Tegler See. Wenn Rochholz in der Schweiz die geheimnissvolle Mistel „Donnerbesen“ nennt, so kann das nur in übertragener Bedeutung richtig sein. Weil grosse Mistelbüsche kraus und wirr, wie ein eigentlicher Donnerbusch von *Pinus* und *Carpinus* oder *Betula* aussehen, so werden sie, ohne es wirklich zu sein, ebenfalls Donnerbesen getauft. Vgl. auch W. Schwartz: Indogermanischer Volksglaube. Berlin 1885. S. 102 flg. Unter Kenster versteht übrigens das Landvolk bei Berlin nicht bloß die Mistel, obgleich diese für den Ausdruck gewissermassen typisch ist, sondern alle wirren Zweig- und Laub-Massen überhaupt.

zwar entweder aus den roten Mauersteinen selbst aufgebaut oder mehr künstlerisch in Stück, Mörtelmasse, Gips und dergl. hergestellt.“

„Chr. Petersen: Der Donnerbesen (Kiel 1862) sieht im Donnerbesen den Regen symbolisiert (S. 34 flg.), ich kann dem nicht beipflichten, glaube vielmehr, dass das garben- oder besenförmige Mauerzeichen den sprühenden Blitz darstellen soll, daher die Anbringung meist im Felde des Giebels, in welchen das himmlische Feuer zuerst einschlägt. Aber auch, wo der Donnerbesen weiter unten eingemauert ist, dient er zur Abwehr, d. h. zur Versicherung gegen die schlimmste Gefahr, die dem Hause droht, Feuersbrunst, gegen die „Feuergarbe“. —

Ich halte diese meine früheren Angaben um so mehr aufrecht, als auch der Besen auf dem die Hexen reiten, von namhaften Mythologen, wie unserm Wilhelm Schwartz, auf den Blitz bezogen wird*). Ausserdem werden die Donnerbesen noch jetzt thatsächlich gegen Blitzschlag an den Häusern befestigt; an der Thür des Hauses wahren sie gleichzeitig den beschriebenen Nachtgespenstern (Alp, Mar, Drude, Hexe) den Eintritt.

Aus der Provinz Brandenburg sind mir Bauerhäuser in denen der Donnerbesen eingemauert oder sonst wie in Stein, Stück, Mörtel architektonisch dargestellt ist, nicht bekannt. Am ersten dürfte man sie in der Priegnitz erwarten, weil sie im anstossenden Mecklenburg und Lauenburg vorkommen.

Zur Verdeutlichung dieser steinernen Donnerbesen zeige ich Ihnen die Zeichnungen Petersen's in der erwähnten Abhandlung.

Verschieden von den Donnerbesen auf Nadelhölzern verhalten sich die Donnerbesen auf Laubbäumen.

Ich lege diesbezüglich ein kleines Exemplar eines Donnerbesens vor, den ich von einer Hain- oder Weiss-Buche (*Carpinus betulus* L.) bei Wilmersdorf in der Uckermark im Walde nicht weit vom Bahnhofsgebäude am 25. August d. J. gesammelt habe, eingetr. Kat. B. VIII Nr. 1143 des Märk. Museums. Nächst der Kiefer ist die überhaupt zu Wuchswunderlichkeiten geneigte Hagebuche der eigentliche Donnerbesenbaum. Sie sehen hier ein Gewirr von grössern Ästen, aus denen zahlreiche kleine hervorkommen, von denen manche wiederum viele noch kleinere Ruthen, Zweiglein und Zweigsprossen zeigen. Obwohl das vorgelegte Astende nur etwa 22 cm Umfang hat, spriessen daraus über hundert grössere oder kleinere Zweige der geschilderten Art hervor. Dies ist selbstredend nicht normal, vielmehr muss diese Prolifikation durch irgend einen ausserordentlichen Antrieb und Anreiz, von welchem das Wachstum des Baumes betroffen wurde, veranlasst worden sein. Es kommt vor, dass sehr ansehnliche Partien an Hagebuchen-Bäumen

*) W. Schwartz a. a. O. S. 103, „wie ja auch z. B. der Blitz polnisch Donnerrote heisst und seine Auffassung als eine derartige ganz gewöhnlich ist.“

von diesem Wucherungstrieb befallen werden, der den Bäumen, wenn sie belaubt sind — die Blätter dieser wuchernden Triebe entwickeln sich nicht zur vollen normalen Grösse — ein ganz wunderbar krauses Ansehen geben, während sie zur laublosen Winterszeit mit ihrem unend-



Fig. 1.

lichen, sich überall kreuzenden und verschlingenden sparrigen Geäste einen höchst fremdartigen, fast möchte man sagen, gespenstischen Anblick gewähren. In dieser Weise machen sich die Donnerbesen auf Nadel-

bäumen nicht geltend, die Verschlingung liegt hier weniger im Geäste als in der krauskopffartigen Zusammendrängung der kurzen krummen Benadelung. Dies gilt sowohl von *Pinus silvestris*, wo die Hexen-

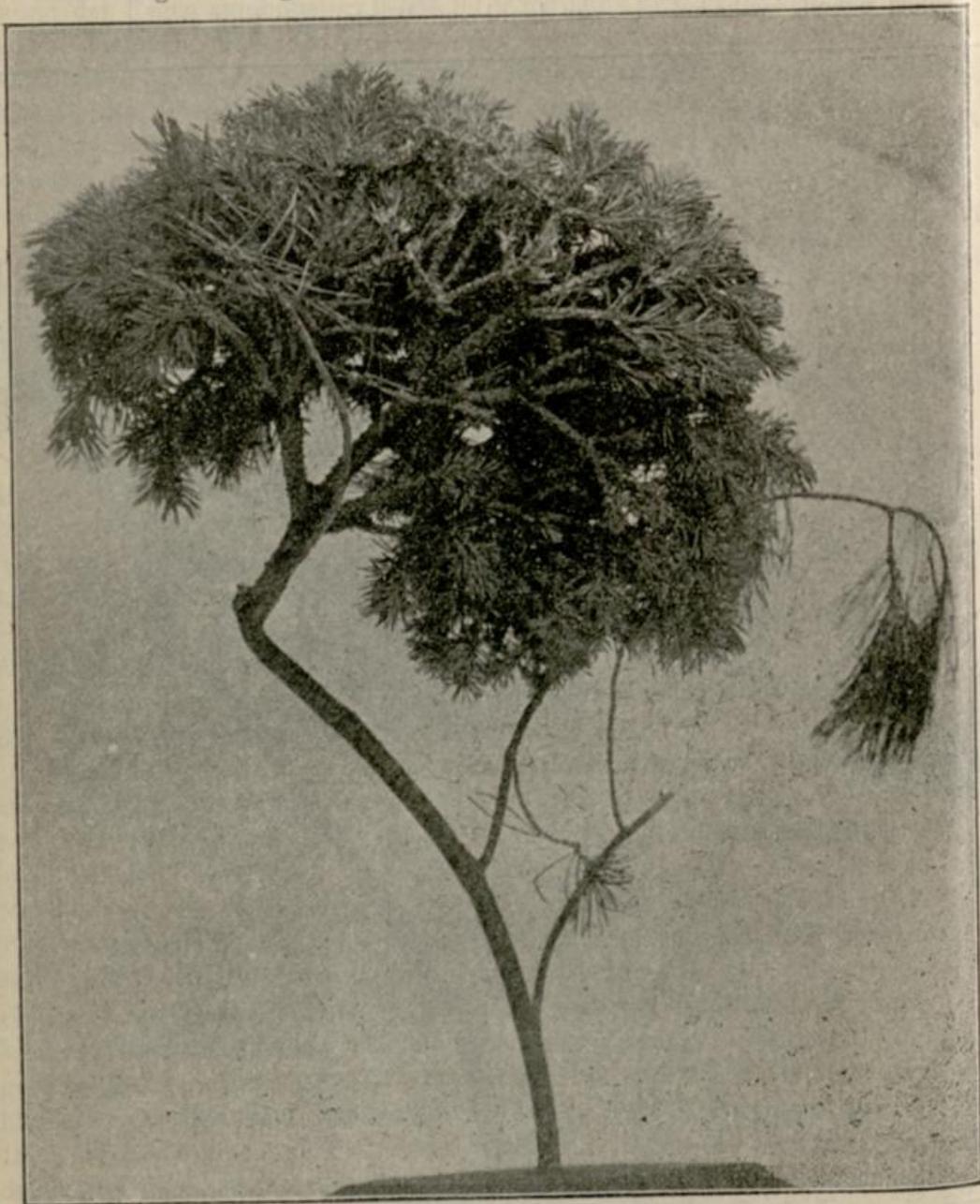


Fig. 1a.

besen mehr halbrund wie von der Rottanne oder Fichte (*Picea excelsa* Lk.), wo jene Abnormitäten mehr kugelig ausfallen.

Zur Erklärung der zur Verdeutlichung meiner Mitteilung dienenden sechs Abbildungen bemerke ich, dass Fig. 1 den Donnerbusch auf *Pinus*

silvestris aus Grünrade in seitlicher Vorderansicht, Fig. 1a in seitlicher Hinteransicht wiedergibt (Kat. B. VIII. 1142 des Märkischen Museums); Fig. 2 ergänzend den Donnerbusch auf *Carpinus betulus* von Wilmersdorf i. U. (B. VIII. 1143 des M. M's.); Fig 3 ein Haus von 1766 aus Klein-Wiesen bei Kaltenkirchen in Holstein mit drei Donnerbesen in Stückmasse rechts und links von den Thüren, Fig. 3a einen aus roten Ziegelsteinen gemauerten Donnerbesen vor einem Bauernhaus zu Achterschlag in den Vierlanden bei Hamburg, endlich Fig. 4 zwei als steinerne Hochreliefs ausgearbeitete Donnerbesen von einem Bauernhaus ebenfalls in Achterschlag. Die Abbildungen Fig. 3, 3a und 4 sind aus dem erwähnten Petersenschen Aufsatz entnommen.

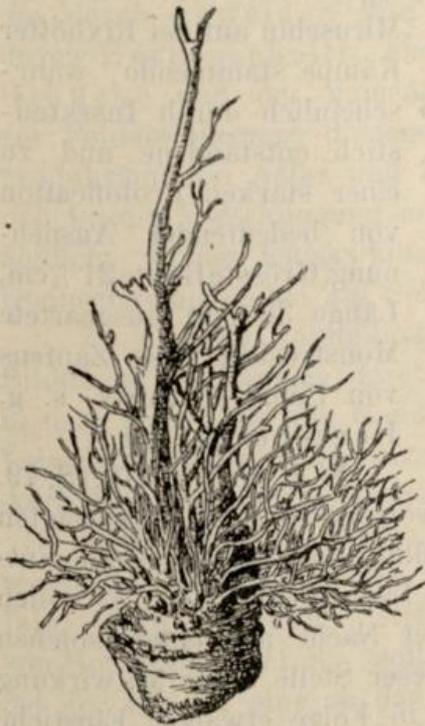


Fig. 2.

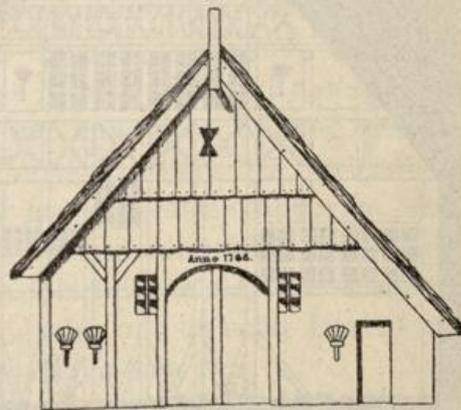
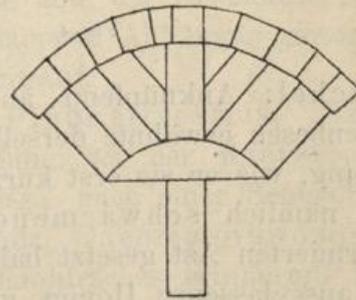


Fig. 3. Aus Klein-Wiesen bei Kaltenkirchen.

Fig. 3^a. Aus Achterschlag (Vierlanden)

Schliesslich habe ich die Entstehungsursachen der Donnerbesen-Bildungen zu besprechen. Hierbei kann ich mich beim Mangel eigener Spezialstudien nur objektiv referierend verhalten.

Es werden drei Ursachen angeführt: A. natürliche Neigung (*nisus formativus*) zur Wucherung. B. tierische Einwirkungen. C. pflanzliche Einwirkungen.

Zu A sah der berühmte Breslauer Dendrologe Professor Dr. Goeppert i. J. 1873 die Ursachen der Hexenbesen der Nadelhölzer weder in Insekten noch in Pilzen, sondern lediglich in einer örtlichen Wucherung

der Cambialschicht. Es ist klar, dass hiermit nichts erklärt, die Ursachfrage vielmehr lediglich verschoben wird. Allerdings scheint es, dass die Veranlassung der Donnerbesen-Bildung gerade auf unserer heimischen Kiefer (*Pinus silvestris*) bislang nicht mit Sicherheit aufgeklärt ist.

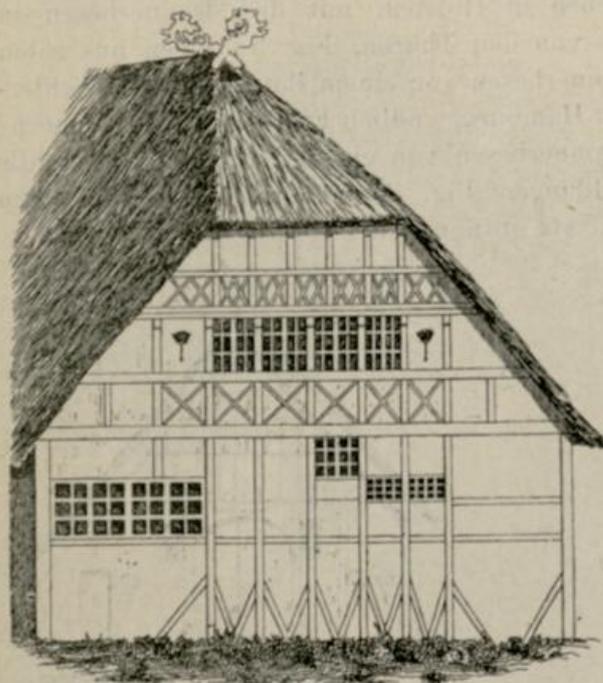


Fig. 4.

Zu B. führe ich einige Citate an, welche ich der Güte des Herrn Prof. Dr. Bail-Danzig und Treichel sowie des Fräulein E. Lemke verdanke.

Westpreuss. botan.-zoolog. Verein. (Berichte für 1878.) S. 24, Treichel legt z. A. vor: eine von Miruschin auf der Rixhöfter Kämpe stammende, wahrscheinlich durch Insektenstich entstandene und zu einer starken Prolifikation von bedeutender Ausdehnung (Grösste Breite $21\frac{1}{2}$ cm, Länge 38 cm) ausgeartete Monstrosität eines Zapfens von *Pinus silvestris*, s. g. Hexenbesen, vor.“

W. b.-z. V. (1879.) S. 79.

Treichel: Anknüpfend an den in der vorigen Sitzung vorgezeigten Hexenbesen erwähnte derselbe einer volkstüml. Ansicht über seine Entstehung, wie er sie erst kürzlich von einem Laien gehört hat. Es sollen sich nämlich schwärmende Bienen über Nacht auf einen solchen deformierten Ast gesetzt haben und auf dieser Stelle unter Mitwirkung des ausgelassenen Honigs und auch wohl in Folge etwaiger Einstiche jene Wucherung veranlassen. „Wenn ich diese Auffassung, sagt Treichel, im Gegensatze zu den wissensch. Forschungen auch nur des Aberglaubens wegen erwähne, so darf dieselbe auch schon deshalb nicht stichhaltig scheinen, weil Bienen sich kaum viel in Kiefernwäldern aufhalten oder andererseits etwa im Buchenwalde sich gerade eine vereinzelt Kiefer zur Ruhe aussuchen möchten. — Niemals weiss ich mich einer solchen Wucherung bei einer Buche zu erinnern, dagegen entsinne ich mich, solche wuchernden Zweigsprossungen in mehr oder minder grosser Ausbildung, freilich zur Zeit des abgefallenen Laubes, fast an jedem Baum, namentl. bei den Birken, gesehen zu haben, welche als Wegebäume für die von Kl. Starzin nach Reddischau bei Putzig (Kr. Neustadt W.-Pr.)

führende Strasse dienen; es soll ein Insekt die Ursache davon sein. — Bei der Kiefer nimmt man an, es geschehe diese Bildung durch den Kiefernmarkkäfer, *Hylesinus piniperda*.“ — Soweit Herr Treichel.

Hinzufügen will ich noch, dass anderer gelegentlicher Meinung nach die Vögel durch Picken an den höheren Zweigen die Rinde und die darunter liegenden Schichten derartig verletzen und reizen sollen, dass dadurch die Donnerbesenbildung hervorgerufen werde. Dies ist aber natürlich völlig irrig und mag sich vielleicht aus einer Verwechslung mit der Mistel (*Viscum album*) herschreiben, welche bekanntlich sehr energisch auf ihren Baum-Wirt einwirkt und tiefe organische Veränderungen in dessen Zweigen hervorruft, auch hauptsächlich durch die Ausscheidungen eines Vogels, der Mistel-Drossel, sowie anderer Drosseln und des Kernbeissers weiter verpflanzt wird. Ferner bezeichnet man auch die durch Abweiden von Seiten des Viehs (Vieh-Frass), sowie durch Heckenschnitt, endlich durch die künstliche Bildung der sog. Gebücke und der namentlich in Schleswig-Holstein so verbreiteten, zur Feldereinfassung dienenden Knicke hervorgerufene abnorme Mehrproduktion von Ästen und Zweigen und deren allerdings oft wunderlich krause Verschlingung mitunter ganz fälschlich als Hexenbesen oder ähnlich. In den Knicks kommen allerdings hie und da echte Hexen- oder Donnerbesen-Gebilde auf Schlehdorn und Hainbuche vor.

Zu C. Die Vorstellung, dass viele der Donner- oder Hexenbesen-Bildungen an Bäumen durch parasitische Pilze hervorgerufen seien, hat in dem Masse als die Kunde der letzteren und die Erkenntnis ihrer Lebensverhältnisse sich vermehrt hat, fortdauernd Anhänger gewonnen. Auch hier schicke ich einige ältere Citate vorauf.

Zuvörderst Treichel a. a. O. bezüglich *Pinus silvestris*. „Andere vermuten als Ursache der Hexenbesenbildung bei der Kiefer einen Pilz, *Cladosporium penicilloides* Preuss., nach einer Beobachtung von Hoffmann, 1871. S. soll auch ein Staupilz, *Caeoma pinitorquum*, bei der Kiefer eine an das Geweih des Damhirsches erinnernde Monstrosität hervorrufen; bei jungem Holze lässt er durch Bildung eines mit staubfarbigen Pilzsporen gefüllten Wulstes die ganze Pflanze absterben, bei älteren Exemplaren aber zerstört er nur den oberen Trieb, wo sich dann Nebenknospen bilden, die in wuchernde, gedrehte, mit einander verbundene Zweige auswachsen. Die Hexenbesen der Kiefer sind gewöhnlich scheibenförmig, bei der Rottanne kugelig. Auch bei Stockausschlägen der Eller soll jene Monstrosität häufiger vorkommen. Vergl. den Vortrag von Dr. Buchmann in der Sitzung des Aller-Vereins (zu Alvensleben) vom 15. April 1879. Ein Verwandter jenes Staupilzes, (*Caeoma laricis*), ist an Nadeln der Lärchen beobachtet, die er zum Abfallen bringt. Für die Weisstanne hat de Bary die Ursache der ähnlichen Erscheinung bereits 1867 in dem *Aecidium elatinum* Alb.

u. Sch. nachgewiesen. Auf einer Kiefer ebenda ein leviathanisches Exemplar am Cedron-Bach und gräflichen Park, noch lebend ansitzend. Die Ursache nicht angegeben. Bot. not. III. (Vers. Elbing, 1881.) Kirsche, *Prunus avium* L., selbst mit Früchten, Altpaleschken, Kr. Berent, Lehrergarten. — Blattwucherung (Hexenbesen). E. Ráthay: Über die Hexenb. der Kirschbäume (und über *Exoascus Wiesneri* — n. sp.) Wien, 1881. Bot. not. IV. (Vers. Culm. 1882.) (Danzig V. 4.)

W. b.-z. V. (1882.) S. 126, Treichel zeigte vor „mehrere Knospen von *Betula alba* L., die durch *Phytoptus* deformiert waren. Selbige fanden sich in diesem Jahre im Parke von Hoch-Paleschken häufig bemerkt vor, fielen aber nach Mitte Mai stark ab. Durch Wort und Bild sind sie von Professor Dr. Thomas bereits dargestellt worden in *Nova Acta Leop. Carol.* vol. XXXVIII No. 2. Über vermeintl. Zusammenhang mit dem Hexenbesen der Birke vergl. Just's Jahresbericht V. 514, 5. und VIII. 5. l. betreffend die Ansicht v. Schlechtendals, welche Ormerod's Hypothese verwirft.“ S. 127. *Myrtus communis* L., im Topf gezogen, mit hexenbesenartigem Zustande; beim Abschneiden und Versetzen eingegangen.

In erster Stelle sei Dr. A. B. Frank: Krankheiten der Pflanzen, Breslau 1880 zu Rate zu ziehen. —

Herr Dr. J. Abromeit schreibt mir aus Königsberg i. O. „Am häufigsten habe ich dergleichen dichte Zweigwucherungen an Birken (*Betula verrucosa* Ehrk.) bemerkt, in und bei Königsberg, sowie bei Gumbinnen. Als Ursache dieser Hexenbesen wird *Taphrina turgida* Sadeb. angesehen. Genauere Untersuchungen sind bei uns darüber nicht angestellt worden. Auch auf Kirschen- und Pflaumbäumen habe ich vor etwa 20 Jahren bei Gumbinnen Hexenbesen bemerkt, seitdem nicht mehr, auch sind mir keine weiteren Fälle bekannt geworden, obwohl nicht zu verkennen ist, dass dergleichen Abnormitäten nur ausnahmsweise zu allgemeiner Kenntnis gelangen.“

„Sehr selten kommen Hexenbesen auf der Kiefer (*Pinus silvestris* L.) vor*), doch erinnere ich mich eine derartige Wucherung bei einem Förster in der Kujaner Haide, Kreis Flatow, in Westpreussen 1880 gesehen zu haben. Derselbe hatte die buschige Verästelung in der Kiefernkrone für eine Mistel (*Viscum album*) gehalten, liess auf meinen Wunsch den betreffenden Ast herunterholen und dann war es leicht den Förster von seinem Trugschluss zu überführen. Im Juni 1881 hat Fräulein Julie Reichel einen Hexenbesen auf *Pinus silvestris* im Walde von Pelonken bei Danzig beobachtet, wovon sich ein Belag im

*) d. h. nach Dr. Abromeit in Ostpreussen, in Brandenburg sind sie, wie schon angedeutet, nicht selten. E. Fr.

botanischen Institut hierselbst befindet. Die Zweigbildung ist eine sehr reichliche, die Zweige sind aber verkürzt, gleich ihren Blättern.“

„Auf Fichten (*Picea excelsa* Lk), hier schlechtweg Tanne genannt, finden sich gleichfalls Hexenbesen. Wiederholt sind dergleichen Wucherungen eingeliefert worden, da sie sich aber schlecht konservieren lassen, so sind sie sehr bald in Vergessenheit geraten. Noch im September d. J. erhielt ich aus dem Kgl. Fritzenener Forst, Belauf Gross-Raum, einen Fichtenhexenbesen, der aber auch schon sehr defekt war. Ich habe ihn der Sammlung des Preussischen Botanischen Vereins überwiesen.“ —

Für die Provinz Brandenburg scheint mir, wie ich betone, die Donner-, oder Hexenbesen-Bildung am häufigsten auf der Hagebuche (*Carpinus betulus*) beobachtet. Es wird hier gewöhnlich der Pilz *Exoascus* als Ursache angesehen; es giebt aber auch Fälle und ich möchte glauben, es sind dies die bei weitem überwiegenden Fälle, wo der Pilz *Exoascus* bei *Carpinus* nicht nachgewiesen, gleichwohl aber die struppige verworrene Zweigbildung dieses Baums vom Volk als Donnerbusch oder dergl. bezeichnet wird. Es würde also lediglich eine Erklärung vom Studiertisch sein, etwa zu behaupten, nur diejenigen betreffenden Missbildungen an der Hainbuche, an der sich *Exoascus* nachweisen lässt, seien Donner- oder Hexenbesen, vielmehr ist in erster Linie hier jedenfalls die Volksanschauung massgebend, und mag dann der Gelehrte nötigenfalls die verschiedenen Ursachen der Donnerbesen zu ergründen versuchen.

Aus alle dem erhellt, dass zwar in einigen Fällen die Hexen- und Donner-Besen bereits übereinstimmend naturkundlich und wissenschaftlich erklärt sind, dass in anderen Fällen die gelehrten Erklärungen auseinander gehen, dass aber daneben es noch Fälle dieser eigentümlichen, die Volksphantasie seit der frühesten Zeit erregenden pflanzlichen Missbildungen giebt, wo bislang die Entstehungsursache noch nicht gefunden ist. Dies ist auch die mir geäußerte Meinung einer Autorität ersten Ranges des hiesigen Universitäts-Professors Dr. Paul Magnus, welcher die Liebenswürdigkeit haben will, sich in einem besondern Aufsatz für unsere Zeitschrift über die Ursache der Bildung einiger, an Bäumen und Sträuchern auftretenden Hexenbesen und deren Vorkommen in der Provinz Brandenburg auszusprechen.

Ich schliesse meine sehr unvollkommenen Mitteilungen mit einer Liste derjenigen Gewächse, bei denen mir im Laufe der vergangenen ca. 40 Jahre hexenbesenartige Wucherungen bekannt geworden sind:

1. Kiefer, *Pinus silvestris* L.
2. Fichte, *Picea excelsa* Lk.
3. Weisstanne, *Abies alba* Mill.
4. Grau-Erle, *Alnus incana* D. C.

5. Gemeine Erle, *Alnus glutinosa* Gaertn., verworrene struppige Stockausschläge sowie enorme Wurzelzopfbildungen monströser Art im Wasser, z. B. von mir im Amtssee bei Chorin am 21. Juli 1895 beobachtet.

6. Pappel, *Populus*, mehrere Arten.
7. Birke, *Betula* mehrere Arten.
8. Weissbuche, *Carpinus betulus* L. (besonders häufig).
9. Rotbuche, *Fagus silvatica* L.
10. Echte Kastanie (Marone) *Castanea sativa* Mill. (*vesca* Gaertn.), Wälder bei Lugano, Kanton Tessin.
11. Myrte, *Myrtus communis* L. nach Treichel von Topfpflanzen.
12. Zwetschen, *Prunus domestica* L.
13. Pflaumen, *Prunus insititia* L.
14. Schlehe, *Prunus spinosa* L.
15. Sauerkirsche, *Prunus cerasus* L.
16. Wilde Vogelkirsche, *Prunus avium* L.
17. Garten Süsskirsche, *Prunus avium* L. *domestica*, verschiedene Spielarten.
18. Weichselkirsche, *Prunus mahaleb* L. (Selten.)
19. Sauerdorn, Berberitze, *Berberis vulgaris* L. (Häufig.)
20. Heidelbeere, *Vaccinium myrtillus* L. (häufig.)
21. Sumpfbeere, *Vaccinium uliginosum* L. (selten.)
22. Silberweide, *Salix alba* L.

4. Herr N. C. Bolle legt in Scharfenberg gewonnene Früchte der grossfrüchtigen amerikanischen Moosbeere (Cranberry), sowie getrocknete Herbarienexemplare der Pflanze selbst (*Vaccinium macrocarpum*, Ait.) vor. Er knüpft hieran einen kurzgefassten Vortrag über Vorkommen und anderweitige Vegetationsverhältnisse dieses für unsere pomologischen Culturen nicht unwichtigen Gewächses.

Wir verweisen in Betracht dieser Mitteilung auf einen Abdruck der Textworte, die das gleiche Heft unserer *Brandenburgia* bringen wird.

Herr E. Friedel bemerkt hierzu, dass das Verdienst, die amerikanische Moosbeere in Berlin als Kompot, also hauswirtschaftlich eingeführt zu haben, dem hiesigen amerikanischen Gesandten Mr. John Wright gebühre, der dieselben frisch gepflückt zu Ende der fünfziger Jahre aus den Vereinigten Staaten und zwar in Gefässen mit Wasser, das von Zeit zu Zeit erneuert wurde, kommen liess. Herr Friedel ass damals die wie unsere Preusselbeeren geschmorten wohlschmeckenden Früchte und teilte rohe Früchte davon dem Direktor des Botanischen Gartens Professor Dr. Alexander Braun mit. In diesem Herbst seien roh importierte amerikanische Moosbeeren wiederum, wie in früheren Jahren, in den Delikatessen-Läden Berlins verkäuflich gewesen. Es wäre

der gesunden und wohlschmeckenden Frucht, die in der Heimat keine besondere Delikatesse sondern Volksnahrungsmittel sei, eine recht ausgedehnte Verbreitung zu wünschen. Fast ganz ertraglose Brüche und Sümpfe, wie die bekannten, welche sich im Grunewald zwischen der Seenkette vom Halensee bis zum Nikolas- und Wann-See hinziehen, seien, wie Herrn Dr. Bolle's Versuche auf Scharfenberg erwiesen, vortrefflich zu der fast mühelosen Kultur von *Vaccinium macrocarpum* geeignet.

Herr Friedel bittet die Königlichen Forstbehörden, die Gutsbesitzer, Gärtner und alle Pflanzenfreunde im allgemeinen, doch endlich einmal für den Anbau und die Verbreitung der so sehr nützlichen grossen amerikanischen Moosbeere thatkräftig einzutreten. In Torfmooren der Provinz Hannover zwischen Hagenburg und Winzlar komme seit den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts bereits die Pflanze ohne alle Pflege fort, was für ihre Lebensfreudigkeit und Lebensfähigkeit ein beredtes Zeugnis ablege.

5. Herr Dr. Zache sprach unter Vorlegung einer Photographie über die Geologische Wand im Humboldthain, im besonderen über die Art und Weise, in welcher sie sich vor einer Sommerreise zur Orientierung über den Boden der zu besuchenden Gegend verwerten lasse. Die Erläuterung derselben wird bis zum Frühjahr fertig gestellt werden, sie enthält auch knappe geologische Notizen über die bekanntesten Landschaften Deutschlands, so dass sie als ein kurzer geologischer Führer dienen kann.

6. Herr H. Pascal, ord. Lehrer a. d. Luisenschule zeigte seine neuen Bildertafeln zur Naturgeschichte der wirbellosen Tiere, unter besonderer Berücksichtigung der Provinz Brandenburg.

Die Tafeln, biologische Charakterbilder der niederen Tierwelt, sind im Laufe der letzten 3 Jahre entstanden und sollen zur Unterstützung des naturgeschichtlichen Unterrichts der wirbellosen Tiere dienen. Für solche herrscht gerade ein längst fühlbarer Mangel an geeigneten Anschauungsmitteln und sie sollen die jetzt herrschende biologische Methode unterstützen. Es werden zwar neuerdings prachtvolle biologische Spiritus- und Trockenpräparate zur Unterstützung desselben angefertigt; dieselben wirken aber — da sie herumgegeben werden müssen — zerstreuend auf die Klasse, da sie jeder Schüler recht bald haben, aber, im Besitze derselben, sie nicht so leicht wieder abgeben möchte. Diese Bilder sollen den störenden Einfluss dieser Präparate aufheben. Alle Gegenstände darauf sind so gross, dass sie in dem geräumigen Saale des Ständehauses von allen Plätzen aus deutlich gesehen werden konnten. Ferner sind die Tafeln bunt, was ein grosser Vorzug vor den schwarzen Abbildungen ist. Die Tiere werden in ihrer Umgebung gezeigt, was ungemein fesselnd auf den Beschauer wirkt und ebenso sind die bio-

logischen Verhältnisse und Beziehungen zu andern Tieren und zur Pflanzenwelt dargestellt. Die Auswahl ist so getroffen, dass möglichst jede Ordnung der wirbellosen Tiere repräsentiert wird, hauptsächlich schliesst sich die Auswahl an das Lehrbuch von Vogel, Müllenhoff, Kienitz-Gerloff an. Die grösste Anzahl der Tafeln stellt Insekten dar und bringt nicht nur das entwickelte Tier, sondern auch die verschiedenen Entwicklungsstufen. Es wurden gezeigt: Gelbrand-Schwimmkäfer, Hirschkäfer, Kleiner Fuchs, Wolfsmilchschwärmer, Kiefernspinner, nebst ihrer Schlupfwespe, Birkenblattwespe, Sichel Schlupfwespe, Stechmücke, Ameisenjungfer (-löwe), Köcherjungfer, Plattbauch, Eintagsfliege, grünes Heupferd, Maulwurfsgrille, Rückenschwimmer, Steinkriecher, Wasserspinne, alles Tiere, welche in der Mark Brandenburg heimisch sind. Nicht besprochen wurden, aber aushingen ausserdem die nicht heimischen: Strandkrabbe, Miesmuschel, Seeigel, Seestern und Ohrenqualle.

Um dem Leser einen Begriff von der Ausführung der Tafeln zu geben, möchten wir ein Beispiel anführen. Betrachten wir die Tafel „Eintagsfliege“, so zeigt sich uns eine Landschaft kurz nach Sonnenuntergang. Wir sehen den Lauf eines Flusses. Am niederen Steilufér sind zahlreiche ovale bis kreisrunde senkrecht hineinlaufende Löcher. Diese rühren her von den Larven der Eintagsfliege. Eine solche sehen wir im Wasser schwimmen. Desgleichen eine Nymphe, durch ihre Flügelstummel von jener unterschieden. An einem Rohrstengel sehen wir, wie ein männliches Tier soeben sich zum letzten Male häutet d. h. das Stadium des „Subimago“ verlässt, um in das Stadium der „Imago“ überzugehen. In der Luft tummeln sich die „Imagines“ ♂ und ♀ und die „Subimagines“ ♂ und ♀. Alle Gegenstände sind in achtfacher Vergrösserung dargestellt nach den Publikationen von Gervais. Die wahrhaft künstlerische Ausführung der Tafeln und die grosse Sorgfalt in allen Details fanden die ungeteilte Anerkennung aller Anwesenden. Die Tafeln sind ein sehr wertvolles Anschauungsmittel.

7. Die Geschichte des botanischen Gartens in Berlin.

von Karl Müllenhoff.

Durch hohes Alter und durch wissenschaftliche Bedeutung nimmt der botanische Garten unter den zahlreichen naturwissenschaftlichen Instituten unserer Stadt einen ganz hervorragenden Rang ein. Guttstadt führt in seiner Besprechung der naturwissenschaftlichen und medizinischen Staatsanstalten Berlins (Festschrift der Naturforscherversammlung Berlin 1886 bei Hirschwald) über 60 verschiedene Institute auf: von diesem übertrifft nur die Bibliothek den botanischen Garten an Alter. Im Jahre 1661 liess der Grosse Kurfürst die Trümmer der märkischen Klosterbibliotheken sammeln und mit der Schlossbibliothek vereinigen; im Jahre

1679 begründete derselbe durch so mannigfache schöpferische Thätigkeit hervorragende Regent den botanischen Garten.

Es hatte somit der botanische Garten bereits im Jahre 1879 eine zweihundertjährige Geschichte. Der Mangel einer bis auf die neuere Zeit fortgeführten Darstellung der Entwicklung des botanischen Gartens war die Ursache, dass das Jahr 1879 verstrich, ohne dass das Gedächtnis an die vor 200 Jahren geschehene Begründung wach wurde. Erst zwei Jahre später erschien Urbans Geschichte des botanischen Gartens (Eichler's Jahrbuch des botanischen Gartens und des botanischen Museums Berlin 1881 Gebr. Bornträger). Urban giebt in dieser Schrift eine ausführliche, auf authentische Quellen begründete Darstellung der Geschichte des Gartens in den ersten 200 Jahren seines Bestehens. — Von demselben Verfasser erschien 10 Jahre später: Der botanische Garten und das botanische Museum zu Berlin in den Jahren 1878—1891 (Engler's Botanische Jahrbücher Band 14. Leipzig 1891 bei Engelmann).

Der grössere an der Potsdamer Strasse gelegene Teil des jetzigen botanischen Gartens war um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts für die kurfürstliche Brauerei mit Hopfen bepflanzt; er hatte die Grösse von 668 ar. Die kleinere, westlich gelegene Partie des im ganzen jetzt 1100 ar umfassenden Gartens bildete damals noch einen Teil des mit Elsen bestandenen sogenannten Hopfenbruches.

Im Jahre 1679 war der Grosse Kurfürst von seinen siegreich beendeten Feldzügen heimgekehrt und hatte die wirtschaftlichen Verhältnisse seines Hofes zu ordnen begonnen; er hob dabei die bis dahin betriebene kurfürstliche Brauerei auf und ordnete an, dass an Stelle des Hopfens in seinem Garten Küchengewächse und Obstbäume kultiviert werden sollten. Der Anbau von Gemüse und Obst war sowohl in Berlin als in der ganzen Mark durch die Verwüstungen des dreissigjährigen Krieges in so grossen Verfall geraten, dass selbst für die Kurfürstliche Tafel oft Gemüse und Baumfrüchte mit der Post aus Hamburg, Braunschweig, Erfurt und Leipzig verschrieben werden mussten. Der Grosse Kurfürst, welcher auf seinen Reisen vorzüglich am Niederrhein weit bessere Baum- und Küchengärtnerereien gesehen, bessere Früchte genossen hatte, als sie seine Mark damals aufweisen konnte, beschloss die edlen Sorten in seinem Lande einzuführen und den eingegangenen Hopfengarten zu den ersten Versuchen zu benutzen. Er liess aus Holstein den berühmten Küchengärtner Michelmann kommen, welcher die erforderlichen Anlagen machen musste. In der That hat Michelmann seine Aufgabe gut gelöst; er hat bis zu seinem Tode die Leitung des Gartens gehabt. Nach ihm haben sein Sohn und später sein Enkel bis zum Jahre 1751 dem Garten vorgestanden.

Da der Grund und Boden noch sehr nass war, so wurden an den beiden langen und an den nach der Stadt zuliegenden Seiten tiefe Längsgräben gezogen. Zwei sich rechtwinklig kreuzende breite Wege teilten

den Garten in vier Hauptabschnitte; jeder einzelne Hauptabschnitt wurde durch schmalere Wege in Gemüsebeete eingeteilt, an deren Ecken je ein Obstbaum gepflanzt wurde.

Ein kleiner Plan des von Michelmann angelegten Gartens findet sich auf einer aus dem Jahre 1685 stammenden Karte Berlins und seiner Umgebung, die im Hohenzollern-Museum im Schlosse Monbijou aufbewahrt wird.

In diesem vom Geräusch der Stadt entfernten Mustergarten liebte es der Grosse Kurfürst seine Mussestunden zuzubringen; hier säete, pflanzte und pflanzte er mit eigener Hand. Aus Holland, Frankreich und Italien liess er Samen, lebende Pflanzen und junge Bäume kommen und Versuche mit verschiedenen Sorten von Samen anstellen. — Die Kulturen im Kurfürstlichen Garten übten auf das ganze Land den segensreichsten Einfluss aus. Der gesamte Adel des Landes beieferte sich um die Wette, nach dem vom Landesherrn gegebenen Beispiele, seine Obst- und Küchengärten einzurichten.

Der König Friedrich der Erste, welcher sich mit seinen Brüdern in seiner Jugend zur Sommerzeit viel hatte im Schöneberger Garten aufhalten müssen, verwandelte ihn in einen königlichen Lustgarten, indem er die ganze innere Einrichtung veränderte; er liess Glas- und Treibhäuser erbauen und eine Orangerie anlegen.

Wieder ein ganz anderes Aussehen erhielt der Garten unter Friedrich Wilhelm dem Ersten. Dieser sparsame König hatte für den Lustgarten kein Interesse und war daher zufrieden, dass ihm Jemand die Unterhaltungskosten für den Garten abnahm. Andreas Gundelsheimer, der Leibarzt des vorigen Königs und Begleiter von Tournefort auf einer Reise nach dem Orient, erhielt auf sein Ersuchen die Verwaltung des Gartens und steuerte zu den Unterhaltungskosten aus seinen Mitteln beträchtlich bei. Unter Gundelsheimers Leitung nahm der Garten einen bedeutenden Aufschwung und wurde zu einem wissenschaftlichen Institute. Der Pflanzenreichtum mehrte sich durch die Aufhebung des neben dem königlichen Schlosse in Berlin gelegenen Lustgartens, aus welchem die seltenen exotischen Pflanzen die Zwergpalme, Drachenbäume, Kampferbäume u. s. w. hinübergebracht wurden. Kaum waren aber die ersten Einrichtungen fertig geworden, als im Jahre 1715 Gundelsheimer starb.

Es folgte nun eine trübe Zeit für den Garten; derselbe wurde als Apothekergarten der königlichen Hofapotheke überwiesen. Die Pflege der „in ihm enthaltenen seltenen ausländischen Bäume, Stauden und Gewächse“ wurde der königlichen Societät der Wissenschaften übertragen, welche auch für die Herstellung von Gewächshäusern u. s. w. sorgen sollte. Da nun aber ausreichende Mittel für die Erhaltung nicht gewährt wurden, so verfiel der Bretterzaun, Wildschweine brachen nächtlich ein, und zerstörten die Gewächse, die Hälfte des Gartens lag überhaupt wüst;

die Gewächshäuser, die grosse und die kleine Orangerie sowie die beiden Glashäuser wurden baufällig, weil das Holz vermoderte. Von den mit vielen Kosten herbeigeschafften exotischen Gewächsen ging ein sehr grosser Teil überhaupt ein und so wurde denn das entbehrlich gewordene grosse Orangeriehaus in einen Pferdestall umgewandelt.

Der Garten diente in dieser Zeit hauptsächlich praktischen Zwecken und zwar dem Anbau der Apothekerkräuter. Anderweitige Interessen konnten natürlich nur in untergeordneter Weise gepflegt werden. Dass dieses überhaupt geschah, war hauptsächlich das Verdienst Michelmanns. Wie sehr dieser bemüht war die aus den Zeiten Gundelsheimer's stammenden Pflanzen besonders des freien Landes zu erhalten und zu vermehren, geht aus dem Katalog des Jahres 1744 hervor, welcher uns eine Übersicht über die damals kultivierten Pflanzen giebt.

In demselben Jahre erhielt Johann Gottlieb Gleditsch die Aufsicht über den Garten, Gleditsch der durch seine zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten bekannt ist, war zu gleicher Zeit ein tüchtiger und eifriger Verwaltungsbeamter. Er konnte zwar trotz allen Eifers nicht Alles erreichen, was er für wünschenswert hielt, doch setzte er wenigstens durch, dass der Anbau der Apothekerkräuter aufhörte und dass der vordere Teil des Gartens wieder der Wissenschaft und dem Studium gewidmet wurde, während der mittlere Teil als Gemüsegarten für den Gärtner diente und im hinteren Teile ein Arboretum angelegt wurde.

Leider trat indessen durch den siebenjährigen Krieg eine vollkommene Unterbrechung in diesen Arbeiten ein. Die Mittel wurden von Jahr zu Jahr vermindert, bald konnte nicht einmal das Bestehende auch nur notdürftig erhalten werden. Zuletzt kamen noch gar die kriegerischen Einfälle; russische und österreichische irreguläre Truppen setzten sich im Garten, im dahinterliegenden Elsenbruch und im Dorfe Schöneberg fest. Das Gehege des Gartens wurde durch sie niedergerissen und verbrannt, die Kulturen vernichtet. Der Garten war so weit heruntergekommen, dass er nicht einmal die zur Demonstration auf dem Theatrum anatomicum nötigen Pflanzen zu liefern im Stande war.

Auch als der Friede endlich wiederkehrte, dauerte es lange, ehe bessere Zeiten für den Garten kamen. Wohl mühte sich Gleditsch und später sein Nachfolger Mayer die für die Instandsetzung des Gartens notwendigen Mittel zu erhalten; die Akademie wünschte die notwendigen grossen Kosten zu ersparen. —

Erst als im Jahre 1801 Willdenow die Verwaltung des Gartens übernahm, gab die Akademie ihren bisherigen Widerstand auf. Während noch im Jahre 1801 der Garten sich mit 2700 M. hatte begnügen müssen, stiegen bereits im Jahre 1803 die Ausgaben auf 11500 M. und selbst im Jahre 1811 noch auf 13800 M., obgleich doch gerade damals die Finanzlage des Staates äusserst ungünstig war. Willdenow hatte sich

bei Übernahme des Amtes das Ziel gesteckt „den botanischen Garten der möglichen Erweiterung der Pflanzenkunde dienstbar zu machen“ und durch Anstellung von Versuchen mit ökonomisch, technologisch und medizinisch wichtigen Gewächsen auch die angewandte Botanik zu fördern. Er verfolgte dieses Ziel mit zäher Ausdauer und mit rücksichtsloser Energie auch der Akademie gegenüber, ja über deren Kopf hinweg; in dem kurzen Zeitraum von elf Jahren erreichte er staunenswerte Resultate. Als Willdenow im Jahre 1801 die Verwaltung des Gartens übernahm, betrug die Zahl der kultivierten Pflanzenarten nur 1200; bereits im Jahre 1808 war sie auf 6300, im Jahre 1812 auf 7700 Arten gestiegen und der Garten war in Bezug auf die Zahl der Pflanzenarten mit den ersten botanischen Gärten der Welt in Wettstreit getreten.

Und was Willdenow begonnen hatte, wurde in schönster Weise weiter geführt durch Link. Wiederum wurden die Pflanzenschätze vermehrt, hauptsächlich durch eigens zu diesem Zwecke ausgesandte Reisende und bereits im Jahre 1846 war der Garten der reichste in ganz Europa in Bezug auf die Zahl der kultivierten Species (14061 Arten).

Nach Links Tode übernahm 1851 Alexander Braun die Leitung; auch er hat in segensreichster Weise die weitere Entwicklung des grossartigen Institutes gefördert. Es seien hier nur erwähnt die Neubauten von Gewächshäusern (1852 Haus für die *Victoria regia*, 1858 das grosse Palmenhaus, 1862 Orchideenhaus, 1875 Farnhaus) sowie die in den Jahren 1855—1857 erfolgte Vergrösserung des Gartens durch Ankauf von 451 Ar.

Braun gab ausserdem, was von Tausenden und Abertausenden mit Freuden begrüsst wurde, für den Besuch des Gartens ein neues Reglement. Während nämlich bis dahin der Garten nur am Freitag für das Publikum geöffnet war, bestimmte er, dass der Zutritt für Jedermann an fünf Tagen der Woche gestattet sein sollte. Die Veranlassung zu dieser Massregel gab der grosse Andrang der Berliner Bevölkerung, als im Jahre 1852 die *Victoria regia* hier zum ersten Male blühte. Bis auf den heutigen Tag hat, das ist ja einem jeden Berliner bekannt, die *Victoria regia* ihre grosse Anziehungskraft auf das Publikum nicht eingebüsst; es wallfahrten zahllose Schaulustige in den botanischen Garten, wenn, wie es seit 1852 alljährlich der Fall ist, die *Victoria regia* in Blüte steht. Ausserdem aber wurde der botanische Garten durch Alexander Brauns liberales Reglement zu einer Stätte der Belehrung und der Erholung für die gesamte von Jahr zu Jahr wachsende Zahl der Anwohner in den im Südwesten von Berlin gelegenen Stadtteilen.

Das Bestreben, den Garten in noch umfangreicherem Masse, als es früher geschehen war, zu einem anziehenden Bildungsmittel des Publikums zu machen, hat auch Brauns Nachfolger Eichler (1878—1887) und Engler (seit 1889) zu bedeutenden Umgestaltungen veranlasst. Es wurde

um nur die wichtigsten derselben aufzuzählen, ein Alpinum geschaffen, das die so äusserst mannigfaltigen Alpengewächse vereinigt; die officinellen und die Nutzpflanzen wurden auf besonderen Beeten zusammengestellt; die Gewächshauspflanzen werden während des Sommers nach den pflanzengeographischen Gebieten angeordnet, so dass sie den physiognomischen Charakter der verschiedenen Floren zur Anschauung bringen; für die Sumpf- Moor- und Wasserpflanzen wurde eine neue umfangreiche Anlage geschaffen. Eine grosse und wichtige Verbesserung war die Anlage einer über den ganzen Garten ausgedehnten Wasserleitung; erst durch diese, um mit Eichler zu reden, grösste Wohlthat, welche der Garten seit seinem Bestehen empfangen hat, wurde er in den Stand gesetzt seinen Pfleglingen das neben Luft und Licht wichtigste Lebensbedürfnis, das Wasser, unabhängig von der Laune der Witterung zur rechten Zeit und in genügender Menge zu liefern.

Ursprünglich weit von den Thoren Berlins angelegt, ist der Garten schon seit 30 Jahren von der Stadt erreicht, ja jetzt sogar rings von Häusern umschlossen. Kein Wunder ist es daher, dass sich für die Pflanzenkulturen manche Übelstände einstellen, welche mit der Nähe der grossen Stadt untrennbar verbunden sind. Es ist daher begreiflich, dass der Plan entstehen konnte, den Garten zu verlegen und eine neue Gartenanlage an einer Stelle vorzunehmen, wo die Vegetation vor Strassenstaub und Fabrikruß, vor dem schädlichen Schatten naher Häuserblocks und dergl. möglichst sicher ist. Es wird, wie allgemein bekannt ist, schon seit Jahr und Tag die Frage erörtert, ob man nicht in Dahlem oder einem anderen geeigneten Vororte einen neuen Garten anlegen sollte; es soll, wenn man Zeitungsnachrichten Glauben schenken darf, die Absicht bestehen die hierfür sowie für andere grosse neue Anlagen erforderlichen Geldmittel dadurch zu beschaffen, dass der alte Garten, der ja dann entbehrlich sei, an Spekulanten verkauft und zur Anlegung von Baustellen parzelliert werde. Uns erscheint dieser Plan den Garten zu zerstören bedauerlich pietätlos. Sowohl durch viele Erinnerungen an unser Herrscherhaus wie auch durch zahlreiche für die Wissenschaft bedeutende Arbeiten ist unser botanischer Garten mit der Geschichte unserer Stadt verbunden. Wenn eine Verlegung des Gartens aus Rücksichten auf die wissenschaftlichen Aufgaben des Institutes notwendig ist, so sollte doch wenigstens als Park für den mächtig emporblühenden südwestlichen Stadtteil unserer Stadt erhalten werden der Garten des Grossen Kurfürsten.

Der Vortrag wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Nach der Sitzung vereinigten sich die Mitglieder der Gesellschaft zu einem zwanglosen Beisammensein im Restaurant Grosser Kurfürst.

Ein Paar Worte, vielleicht in Erwartung anderer mehr.

von Carl Bolle.

Bei dem lebhaftem, wenn auch sorgenvoll getrübtm Interesse, welches unser botanischer Garten zur Stunde erweckt, erscheinen Aufzeichnungen über beliebige Dinge oder Zustände desselben vielleicht in erhöhtem Grade der Beachtung wert. In diesem Sinne mögen die nachstehenden metrischen Erinnerungen an einen Riesenbaum aus der Coniferenfamilie hier einen Platz finden. Dieselben wurden mit bewegtem Gemüt zu einer Zeit niedergeschrieben wo sich der Himmel über genanntem Institut ebenfalls trüb umwölkt spannte und viele seiner schönsten Zierden aus der Baumwelt, leider, der Axt erlagen.

Es ist die Epoche des Eichler'schen Direktorats, von der wir reden und die wir als eine Art von Interregnum zwischen zwei glücklicheren Verwaltungen bezeichnen müssen. Damals ist, fast gleichzeitig mit dem Tode des Garteninspektors Carl Bouché, im Herbst 1881, jene unendlich vielen Berlinern bekannte Weymouthskiefer gefallen, die, an seinem Eingange erwachsen, so lange der Stolz des Gartens gewesen war, in welchem sie eine derjenigen der weltberühmten Ceder des Pariser *Jardin des plantes* ebenbürtige Stelle eingenommen hatte.

Jetzt beschattet eine immerhin ansehnliche, wenn auch weit niedrigere Sumpfcypresse (*Taxodium distichum*), neben einem starken Stamme des Ahorns vom Montpellier (*Acer monspessulanum*) den Eingang zu dem durch zwei Jahrhunderte des Studiums und des Sammelfleisses geweihten Garten, an dessen schwer bedrohter Existenz in diesem Augenblick die Blicke unserer Mitbürger mit ängstlicher Erwartung hängen.

11. Dezember 1895.

An einen Baum, der 1881 fiel.

I.

Du stammst von Bäumen, die die höchsten waren
Im roten Indierland der Delawaren.

Aus Kernen, zu uns über's Meer gefahren,
Wardst du erzogen nah bei Flora's Laren,

Dass du, als Wächter, mögst die Pforten hüten
Durch die man eingeht zu des Weltalls Blüten,
Den unterm Glasdach von der Flamm' umsprühten;
Wo unser Nord süß träumt vom fernen Süden.

Wer, wenn er, cederngleich, schaut dein Geäste,
Dich selbst umwallt von üpp'gem Nadelhaar,
Vermutet wohl an dir geheim Gebreste?

Doch dass man in botan'schen Paradiesen
Nicht sei unsterblich, hast seit manchem Jahr
Schon kränkelnd, du zu unsrem Leid bewiesen.

II.

Den Drago überlebt' ich — nun auch diesen
Geweihten Stamm, an welchem Willdenow
Zu lehnen liebt', den sinnend Chamisso
Zwar nicht besungen hat, doch still gepriesen.

Die Welt ward arm an jeder Art von Riesen.
Wie überall, scheint's hier im Garten so,
Der lang' stand wohlverdienten Ruhmes froh
Und sich vor Andern hatte reich erwiesen.

In mir erklingt das ew'ge Weltenwehe,
Die Klage um des grossen Panes Tod,
So oft ich Majestätsches sinken sehe.

Wie Götter, gehn auch Bäume stolz von dannen,
Und fröstelnd fällt ein spätes Abendrot
Auf Kusseln nur, statt auf erhab'ne Tannen.

III.

Auf schwarzem Fittig kam der Sturm gezogen,
Ein Jäger wüst, umbraust vom wilden Heer,
Ein Ackersmann, die Sicheln vor sich her,
Mit graus'ger Pflugschaar furehend Land und Wogen.

Weh euch, ihr Bäume, die sich ungern bogen!
Es hat als köstlichstes der Opfer er,
Dich Strobos, der so mächtig ragt' und hehr
Hinab zum finstern Nebelheim gezogen.

An Pracht noch gestern gleich wohl jenen Eichen,
Die Zierde waren der Semnonen Hain,
Jetzt dürres Holz, gelegt zu starren Leichen.

Wie oft bin ich an dir vorbeigeschritten,
Dem Dienst der Blumengöttin mich zu weihn,
In deren Hallen einst ich wohlgelitten.

IV.

Das war Ereigniss deiner letzten Tage
Als, blutrot scheidend, herbstlich Sonnenlicht
Geblickt durch deine Nadeln, weich und dicht
Doch schon der Kauz dir sang die Todtenklage:

Vorbei an dir, durch palmenreiche Hage,
Trug einen Sarg man, drin ein Toter liegt,

Der treu gesorgt, in frommer Liebespflicht
Dass unversehrt hier Halm um Staude rage.

Carl Bouché war's, so lang' des Gartens Hüter.
Er ist's, dem sich als Leichenopfer bringt
Der Baum, kaum überlebend den Gebieter.

Ihm gilt die Wehmut, die aus deinem Namen,
O Weymouthsfichte, ahnungsvoll erklingt.
Wer beid' euch liebte, spreche hierzu Amen.

V.

Wohl zwei Jahrhunderte hast du gestanden;
Umschattet hat kein schön'rer Baum Berlin;
Gleich dir den Stamm aus tausendfachem Grün
Gehoben, drum sich Passifloren wanden.

Dass Flora wird geehrt in diesen Landen,
Dess warst du Zeichen. Deine Krone kühn
Ausspannend ihrer Äste seidnes Grün
Fernher die Blicke mühelos wohl fanden.

Einst pflegt' die Göttin bräutlich zu umschlingen,
Den Zephyr, alle Knospen weckend lind;
Feind war ihr Boreas mit strupp'gen Schwingen;

Drum, preisgegeben tückischen Wicharen,
Stürzt ihren Wächter um der Wirbelwind.
Die Stadt muss seine Stätte leer gewahren.

Dem Andenken, an Carl Bouché.

(† 27. September 1881.)

In grauer Vorzeit lehrte Zoroaster:
Zu pflanzen einen Baum gilt als Gebet.
Wer hob gleich dir, die Händ' so, früh wie spät,
Du, uns'res Gartens festester Pilaster!

Der Herbst kam, wo die Rose weicht der Aster:
Da ist im Windeshauch dein Geist verweht.
Was jemals grünete auf Flur und Beet,
Ein Fürst der Pflanzenwelt, das hat umfasst er.

Verhüllt der Flora Bild mit schwarzen Floren!
Der Besten Einer, ihrem Cult geweiht,
Ging in des Jenseits Nebeln uns verloren.

Die Thräne heut' die feucht im Auge zittert,
Von morgen ab, Glanz der Unsterblichkeit,
Den Marmor überdauernd, der verwittert.

C. B.

Ursache der Bildung einiger an Bäumen und Sträuchern auftretender Hexenbesen und deren Vorkommen in der Provinz Brandenburg.

von P. Magnus.

In Folge der mich ehrenden Aufforderung des Herrn Geh. Rat. E. Friedel theile ich hier die bisherigen Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen über die Ursachen der Bildung von Hexenbesen oder Donnerbesen einiger Holzgewächse mit.

Wohl der Erste, der klar und scharf nachwies, dass der Hexenbesen eines Baumes durch den Wuchs eines parasitischen Pilzes im Gewebe desselben hervorgebracht wird, war A. de Bary. Er zeigte 1867 in seiner in der Botanischen Zeitung erschienenen klassischen Arbeit: Über den Krebs und die Hexenbesen der Weisstanne, dass durch den Wuchs der Pilzfäden eines Becherrostpilzes, des *Aecidium elatinum* Alb. & Schwein., im Stamme der Weisstanne (*Abies alba* Mill., *Ab. pectinata* DC.) eine Krebsgeschwulst des Stammes und oberhalb derselben ein Hexenbesen gebildet wird, auf dessen Blättchen jedes Jahr im Frühjahr der Becherrost erscheint.

In den Sitzungsberichten des Botanischen Vereins für die Provinz Brandenburg 1875 S. 87—89 zeigte ich, dass auf unserer Berberitze (*Berberis vulgaris*) ausser dem mit dem Getreideroste *Puccinia graminis* Pers. in (heteröischem) Generationswechsel stehenden Becherroste *Aecidium Berberidis* noch ein anderer Becherrost (*Aecidium*) auftritt, der mächtige Hexenbesen am Sauerdorn (*Berberis*) erzeugt und im ersten Frühjahr die ganzen Blätter der Triebe des Hexenbesens überzieht. Es ist das *Aecidium Magelhaenicum* Berk., das, wie der Name schon andeutet, in der Magelhaenstrasse entdeckt wurde. Ich wurde auf sein ausgedehntes Auftreten bei Potsdam durch Herrn Hofgärtner Reuter aufmerksam gemacht. Seitdem habe ich es noch an anderen Orten unserer Mark angetroffen, so auf dem Weinberge bei Freienwalde a. Oder und im schönen Parke zu Muskau. Herr Prof. Ascherson und Herr Dr. P. Graebener trafen es bei Tasdorf an. Ausserdem scheint es in ganz Europa verbreitet zu sein. Ich traf es häufig in Tirol, wo es schon der verstorbene Prof. Peyritsch beobachtet hatte. Ich erhielt es von vielen Orten, so aus der Schweiz, Ungarn, Niederösterreich, Schweden. Auch ausserhalb Europas wächst es, nicht nur an der Magelhaenstrasse wo es entdeckt worden ist, sondern es scheint auch mit der Berberitze weit verbreitet zu sein. So erhielt ich es von Herrn Dr. Albert Meyer aus Santiago in Chile; so hat es Dr. Barclay bei Simla aufgefunden.

Auch andere Aecidien verursachen auf ausländischen Holzgewächsen Hexenbesen. Ich will nur daran erinnern, dass *Aecidium Acaciae* (P. Henn.) P. Magnus mächtige Hexenbesen auf *Acacia etbaica* in der Erithrea bildet und das schöne *Aecidium ornamentale* Kalchbr. kleinere Hexenbesen auf Acacien erzeugt. Auch Rostpilze aus anderen Gattungen bilden Hexenbesen auf ausländischen Holzgewächsen.

Durch die interessante Pilzgattung *Exoascus* werden Hexenbesen an vielen Laubbäumen hervorgebracht. Der Pilz tritt nur auf den Frühjahrsblättern der Triebe des Hexenbesens auf, aber nicht auf den späteren Sommerblättern, sodass man im späten Sommer keine Spur von ihnen äusserlich sieht.

Auf unseren Kirschen, der süssen Kirsche (*Prunus avium* L.) und der sauren Kirsche (*Prunus Cerasus* L.) treten in der Mark häufig Hexenbesen auf, die von der Vegetation des *Exoascus Cerasi* (Fckl.) Sadeb. (E. Wiesneri Ráthay z. Th.) in ihren Aesten herrühren. Auf der sauren Kirsche sah ich diese Hexenbesen häufig bei Steglitz und Grossbeeren und Herrn Lehrer O. Jaap in Gärten bei Triglitz in der Priegnitz. Am schönsten und häufigsten sah ich die nestartigen Hexenbesen auf den Kirschbäumen in der Sächsischen Schweiz, wo sie schon von dem Eisenbahnwagen aus, namentlich vor der vollen Belaubung sehr auffallen. Auf der süssen Kirsche kenne ich sie vom Tiergarten in Berlin, von Muskau, sowie aus einem Garten in Triglitz in der Priegnitz, wo sie der genannte Herr Jaap beobachtet hat.

Auf den Birken bilden zwei *Exoascus* Arten mächtige nestartige Hexenbesen, der *Exoascus turgidus* Sadeb. und *Exoascus betulinus* (Rostr.) P. Magnus. Erstere Art bildet Hexenbesen auf der *Betula verrucosa* Ehrh.; sie sind bei Magdeburg, bei Stendal, sowie in der Priegnitz beobachtet worden. Die zweite Art bildet auf der *Betula pubescens* und *Betula carpathica* schöne Hexenbesen. Herr Lehrer O. Jaap hat sie im Knicks bei Triglitz in der Priegnitz angetroffen. Eine solche Hexenbesen tragende Birke soll in der Jungfernhaide bei Berlin stehen. Die Photographie einer Birke mit zahlreichen Hexenbesen von denen die unteren bis 1 Meter Durchmesser haben, und die nach oben zu immer kleiner werden, aus dem Schlossgarten zu Eutin ist in der Garten-Flora 43. Jahrg. (Berlin 1894) S. 407 Abb. 86 enthalten.

Auf der Weissbuche oder Hainbuche (*Carpinus Betulus* L.) bildet *Exoascus Carpini* Rostr. dichte buschartige Hexenbesen. Sie sind in der Mark sehr verbreitet. Ich kenne sie aus der Priegnitz, Lübbenau, Eberswalde, Tegel bei Berlin, Landsberg a. W. u. a. O.

Die auf der Weisserle (*Alnus incana* (L.) DL.) von *Exoascus epiphyllus* Sad. gebildeten Hexenbesen sind in den Alpen ausserordentlich verbreitet, aber in der Mark noch nicht getroffen worden. Ebenso fehlen bei uns natürlich die auf der im Hochgebirge und hohen Norden ver-

breiteten Zwergbirke (*Betula nana* L.) von *Exoascus alpinus* (Johans) Sadeb. gebildeten Hexenbesen, sowie die auf der in Südeuropa heimischen Steineiche von *Exoascus Kruchii* Veit. gebildeten Hexenbesen.

Die bisher aufgezählten Hexenbesen sind diejenigen, bei denen man mit Sicherheit die Vegetation des parasitischen Pilzes als Ursache ihrer Bildung hat nachweisen können. Die Angabe, dass an der Kiefer die Bildung von Hexenbesen durch die Pilze *Cladosporium penicilloides* und *Clad. entoxylinum* veranlasst wird, ist durchaus nicht erwiesen. Hingegen werden an ausländischen Sträuchern von der Pilz-Gattung *Exobasidium* Hexenbesen gebildet und auch bei uns werden zuweilen die ganzen aus dem im Boden einherziehenden Wurzelstocke hervorwuchernde Sprossen der Heidelbeere (*Vaccinium Myrtillus* L.) durch das in ihnen wuchernde *Exobasidium* in ihrem Wuchse völlig geändert — sie werden zu kleinen aus dem Boden schon entsprossenen Hexenbesen. Ich traf sie bei Tegel häufig. Zierlicher und durch ihre roten Blättchen angenehm auffallend sind die Hexenbesen, die *Exobasidium* an dem kräftigeren *Vaccinium uliginosum* in den Alpen häufig hervorbringt.

Die Hexenbesen, deren Entstehung durch im Gewebe der Mutterpflanze wuchernde parasitische Pilze man nachgewiesen hat, sind nur ein geringer Teil der in der Natur auf den mannigfaltigsten Holzpflanzen angetroffenen. Nur wenige hat man auf den Angriff von Milben zurückführen können. So werden am Flieder, *Syringa vulgaris* oft ganze Hexenbesen von *Phytoptus* Loewi Nal. gebildet, die ich am schönsten im Garten der Kgl. Charité in Berlin entwickelt fand. Auch die grossen kneuelartigen Wirtzöpfe der Weiden, namentlich an *Salix alba* L. und *Salix babylonica* L., sind hier zu erwähnen; sie werden durch *Phytoptus triradiatus* Nal. veranlasst.

Gross ist leider noch die Anzahl der Hexenbesenbildungen, deren Entstehungsursache man noch nicht erkannt hat. Dahin gehören vor allen Dingen die mächtigen nestartigen Hexenbesen der Kiefern, die im Grunewald bei Berlin und auch sonst in der Mark ausserordentlich häufig sind. Wenn man auch bei denen häufig den Pilz *Cladosporium penicilloides* oder *Cladosp. entoxylinum* antreffen mag, so sind diese noch keineswegs als Ursache der Bildung des Hexenbesens nachgewiesen worden; im Gegenteil man trifft sehr häufig diese Hexenbesen ohne *Cladosporium* an. Ebensovienig kennen wir die Ursachen der Hexenbesenbildung der Fichte, *Picea excelsa* oder *Abies pectinata*, der Buche *Fagus silvatica* u. a. Bei einigen, wie z. B. bei der Buche, haben einige Forscher Pilzfäden im Gewebe der Zweige des Hexenbesens gesehen, ohne den Pilz selbst erkannt zu haben; auch ist hier die ursächliche Beziehung des Wuchses der gefundenen Pilzfäden zur Bildung der Hexenbesen keineswegs festgestellt.

So sind von dem Forcher noch viele Fragen über die Entstehung vieler Hexenbesen zu lösen. Nur durch genaueste Untersuchung der Hexenbesen zu allen Jahreszeiten wird man der Lösung derselben näher kommen, wird man die Ursache der Bildung der Hexenbesen aufhellen können.

Die amerikanische Moosbeere und deren Einbürgerung hiesigen Orts.

von Carl Bolle.

Auf den Gegenstand vorliegender Besprechung habe ich, was eigene Erfahrung angeht, bisher kein besonderes Gewicht gelegt. Da indes neuerdings in Betracht seiner mehrfach Anfragen an mich ergingen, will ich mich einer Erörterung desselben an dieser Stelle nicht entziehen. In Erwägung jedoch dass dies Thema, auf Beerenobst im allgemeinen ausgedehnt, Anlass zu speziellerem Eingehen geben könne, ich mir also ein solches vorbehalte, mögen hier nur ein Paar der wichtigsten That-sachen hinsichtlich des Sujets in aller Kürze Platz finden.

Der Beerenreichtum unserer deutschen Wälder ist bekannt. Er liefert für die Ernährung des Menschengeschlechts eine überreiche Fülle wohlschmeckenden Nahrungsstoffes, die um so dankenswerter erscheint, da wir sie aus den Händen der Mutter Natur unmittelbar und fast mühelos empfangen. Die Erdbeere, die Heidel- und Preisselbeere sind es an die wir hier zuerst zu denken haben, weil diese die bei weitem grösste Quantität an Mundvorrat liefern. Andere Fruchtarten: Himbeere, Johannisbeere, Brombeere, Moosbeere, treten uns, als wildwachsend essbar, erst in zweiter Linie entgegen. Von letzterer, welche die sumpferzeugte Frucht des *Vaccinium Oxycoccus*, L. darstellt, besitzt nun Nordamerika eine zweite nahverwandte, aber noch verzüglichere Spezies, die in der Neuzeit als willkommene friedliche Eroberung zu uns herübergewandert ist und gerade heut Ihre Aufmerksamkeit für ein Weilchen in Anspruch nehmen möchte.

Vaccinium macrocarpum Ait. ist der wissenschaftliche Name der Pflanze, welche diese für uns neue, empfehlenswerte Frucht erzeugt, deren Ertrag, auf märkischem Boden gewonnen, Ihnen hiermit vorgelegt wird.

Es sind kirschenähnliche, doch kernlose Beeren von schön roter Farbe, in ihrer transatlantischen Heimat *Cranberry*, von den wenigen, die sie bei uns kennen amerikanische Preisselbeere genannt. Aus botanischen sowohl wie gastronomischen Gründen bitte ich indess von letzterer Benennung Abstand zu nehmen und dafür lieber die richtigere Bezeichnung amerikanische Moosbeere brauchen zu wollen.

Das Gewächs, eins der zierlichsten unter seinen Familiengenossen, stellt ein niederes, kriechendes Sträuchlein, ein Erdholz, wie Burgsdorf gesagt haben würde, dar, welches, seine Stengel fadenförmig ausspinnend, der entschiedensten Sumpfflora angehört. Gerade dadurch wird es umso geeigneter, bisher fast nutzlos gebliebene Strecken mit leichter Mühe ertragsfähig zu machen. Besonderer Anpassung an Boden und Klima bedarf es für unseren Himmelsstrich nicht, indem Ursprünglichkeit auf einem dessen physikalischen und meteorologischen Verhältnissen durchaus angemessenen Substrat, dies Beerenobst gegen alle Unbilden diesseitiger Witterungseinflüsse gefeit hat. Auch von Kultur wird eigentlich meist nur insofern die Rede sein, als man an passender Stelle zu pflanzen hat; darauf aber die Cranberrystaude einfach ihrem angeborenen Ausbreitungstrieb überlässt, der nicht verfehlen wird, sich baldigst geltend zu machen.

Ich will nun einfach erzählen wie es bei mir damit zugegangen ist. Das zu Berichtende hat sich auf der mir gehörigen Insel Scharfenberg in Tegeler See zugetragen.

Vor etwa fünfzehn Jahren erhielt ich von meinem nun leider verstorbenen Freunde Lauche ein Päckchen Pflanzen der uns beschäftigenden Moosbeere zum Geschenk. Ein Teil davon ward auf trockenem Wiesenboden unter Rhododendren der Erde anvertraut. Es erging damit wie mit dem Saatkorn des biblischen Säemanns, von dem etliches unter die Dornen, etliches auf Fels oder an den Weg fiel und daher verdorrete; in diesem Fall erstickte es zu starker Graswuchs.

Besser erging es der anderen Hälfte. Diese „fiel auf ein gutes Land, ging auf und trug hundertfältige Frucht.“

Allerdings nicht gleich, und das gute Land war auch sonderbar beschaffen und würde vom Landmann schwerlich für solches erklärt worden sein. Man höre.

Keine der sieben Inselschollen des Tegeler See's hat fließendes Wasser, dafür aber besitzt die umfangreichste derselben, Scharfenberg, mehrere jener eigentümlichen Bodensenkungen, welche muldenförmig in die Erdkrume eingebettet, sich im Sommer als Moor, im Winter als Teich darstellen und dazu, wenn auch nur in beschränktem Maasse, jene Torfmoosbildung (*Sphagnum*) deren unter dem Tritt des Menschen schwankende Decke verschiedenen unserer schönsten Sumpfpflanzen günstige Standorte schafft. Zu letzteren gehört als integrierender Bestandteil auch unsere europäische Moosbeere und wo diese gedeihen konnte, durfte man glauben ebenso für ihre Verwandte von jenseit des Oceans eine nicht unpassende Stätte gefunden zu haben.

Schön aufwachsende Sumpfcypressen (*Taxodium distichum*) am Ufer entlang gepflanzt und über sehr mannigfachem Moorgewächs teils heimischen, teils fremden Ursprungs, ihren Schatten werfend, durften

vielleicht als anheimelnde Vorboten des Gelingens sothanen Acclimationsversuchs nicht mit Unwahrscheinlichkeit angesehen werden.

So geschah denn die Pflanzung. Anderweitig in Anspruch genommen, vernachlässigte ich indess dieselbe, wozu schwierige Zugänglichkeit des Ortes das Ihrige beitrug. Jahre vergingen darüber. Später sah man wohl die Pflänzchen sprossen, allein Blüte oder Frucht fand sich nicht an ihnen; so verfielen sie mehr und mehr gänzlicher Vergessenheit. Erst nach einem vollen Jahrzehnt erinnerte ich mich ihrer wieder und war entzückt, sie fruchtbeladen anzutreffen. Wer beschreibt meine Freude als ich eine prangende Fülle roter Beeren auf weichem Moospolster lagern sah! Von einem Gefühl der Dankbarkeit durchschauert, blickte ich auf diese unerwartete Gabe Pomona's, die bisher nicht aufgehört hat, sich als ein ergiebiges Geschenk des Himmels zu erweisen.

Seit der Anpflanzung mochten anderthalb Jahrzehnte verflossen sein als die erste nennenswerte Ernte für meine bescheidene Küche, einen allerdings nur geringen Geldwert, aber eine desto grössere Genugtuung repräsentierend, eingeheimst werden konnte. Jene fremde Moosbeere hatte sich also ohne menschliches Zuthun, meist wohl durch Sprossenbildung, naturalisiert und steht seitdem als über den grössten Teil des kleinen Moosfenns, Weidenpfuhl geheissen, unausrottbar verbreitet, da. Mit der, jene nasse Mulde hauptsächlich füllenden Rosacee *Comarum palustre* und mit dem gleich massenhaft daselbst wuchernden Farrn *Aspidium Thelypteris*, scheint sie sich gut zu vertragen, ja sogar die Nachbarschaft grosser Seggenkufen (*Carex stricta* und *vesicaria*) nicht ganz zu scheuen; selbst dem Ufer nah drängen ihre Massen bereits dem Trockenem entgegen,

Ein Fall eklatantester Verwilderung liegt mithin hier unbestritten vor. Ist schon *Vaccinium Oxycoccos* eine anmutige Erscheinung, von welcher der warmfühlende Botaniker Lecoq schreiben durfte:

Nous n'avons jamais pu contempler sans émotion ce Vaccinium rampant qui établit sa domination sur les masses verdoyantes des Sphagnum, qui étale ses tiges filiformes sur ces coussins d'un velours éternel et qui nous montre le rouge pur de ses fleurs sur le vert admirable des moelleux tapis qu'il a choisis pour demeure

Vaccinium macrocarpum übertrifft es noch an Kraft und Schönheit. Es ist für den Naturfreund ein entzückendes Bild, die zarten und doch so dichtgestellten Ranken, einer Moorliane *en miniature* gleich, den Sumpfboden massenhaft überspinnen zu sehen. In breiten Polstern lagert ganz myrtenähnliches immergrünes Laubwerk über der bleichen Sphagnumdecke. Lieblich hebt sich von diesem die zarte, rosenrote Blüte ab, deren zurückgerollte Petalen im Kleinen an die analog gebildeten, wenn auch unendlich verschiedenen der Türkenbundlilie (Martagon) erinnern. Und zu so Schönem nun noch die zum Gefallen kaum nötige Mitgift des

Nutzens! Die Blüte welkt, um einer zur Zeit der Reife noch wirkungsvolleren Frucht Raum zu gönnen. Diese, wie gesagt, eine kirschenähnliche rote Beere hält sich lange am Stengel festsitzend. Man darf indess mit ihrem Sammeln im Spätherbst nicht allzusehr zögern, weil steigendes Grundwasser sie leicht unnahbar machen kann.

Einer derartigen Überflutung unterliegt mein Weidenpfehl regelmässig bereits im Oktober, höchstens schaut daraus dann in der Mitte noch ein flachgewölbter Rücken, ganz in zu dieser Zeit rötlich schimmerndes Moosbeerlaub gehüllt, aber gleichfalls wasserdurchtränkt, hervor. Gerade eine solche periodisch wiederkehrende und lange anhaltende Inundation erscheint als dem Gedeihen der Pflanze förderlich.

Die Beeren sind roh so gut wie ungeniessbar. Sie können dies bei beiden Arten in gewissem Maasse erst werden, wenn sie, vom Frost gerührt, im nächsten Frühjahr, abgefallen aber unangetastet auf dem Moose liegen. Ihrer Bestimmung als Nahrungsmittel des Menschen entsprechen sie allein im geschmorten oder eingemachten Zustande, dergestalt ein äusserst wohlschmeckendes Kompot liefernd. Mit der Preisselbeere, die wir als Beigabe zum Wildbraten so sehr lieben, darf man indess ihren Geschmack keineswegs vergleichen. Nichts von dem köstlichen, wenn auch herben Aroma, welches jene auszeichnet; dafür aber eine dem Gaumen kaum minder schmeichelnde Citronsäure, die allerdings reichlichen Zusatz von Zucker zur unabweisbaren Bedingung macht.

Als Delikatesse werden die *Cranberries*, unter dem Namen amerikanischer Preisselbeeren schon seit wenigstens einem Jahrzehnt in feineren Läden Berlins verkauft und zwar sind es wohl ausnahmslos aus Amerika herübergebrachte, die man so erhält. Grössere Verbreitung haben sie, bei ziemlich hohem Preise, noch nicht gefunden. Vielleicht wird ihnen eine solche durch die mit Recht alteingewurzelte Vorliebe für unsere echte Preisselbeere noch lange erschwert werden. Etwas mehr als einen Achtungserfolg verdient die Frucht indess immerhin.

Dem auf den Gebieten der Pomologie und der Dendrologie gleich gefeierten Professor Carl Koch gebührt der ehrenvolle Vorzug, Einführung und Kultur der Cranberry zuerst bei uns und zwar schon in den siebziger Jahren angeregt zu haben; allerdings ohne viel Glück. Bedeutende Erfolge, in Amerika damit erzielt, hatten ihm Veranlassung zu den von ihm gethanen Schritten gegeben. Von einem gleichen Vorgehen in Europa, namentlich in Deutschland, wusste man damals noch nichts, obwohl bereits einige Stätten der Verwilderung für das Gewächs oberflächlich bekannt waren.

In Koch's Fusstapfen tretend, hat nun jetzt ein nicht minder distinguirter Botaniker Thüringens, Herr Professor Fr. Thomas zu Ohrdruf bei Gotha, die Sache wieder energisch in die Hand genommen, wie zu hoffen steht unter glücklicheren Auspicien.

Eine aus seiner Feder geflossene lehrreiche Schrift führt den Titel: Die Ansiedelung der grossfrüchtigen amerikanischen Moosbeere auf Thüringer Wiesenmooren. Veröffentlicht in den „Thüringer Monatsblättern“. Mai 1895. Wieder abgedruckt in Geheimrat Dr. Wittmacks Gartenflora.

Auf diese in nahezu erschöpfender Weise das uns gemeinschaftliche Thema ins Auge fassende Abhandlung verweise ich alle diejenigen, welche an der Moosbeerangelegenheit ein lebhafteres Interesse nehmen.

Schliesslich sei noch bemerkt dass eine langjährige Stätte der Verwilderung von *Vaccinium macrocarpum* bei Hagenburg am Steinhuder Meer besteht; diese ist aus früherer Anpflanzung in den 30er Jahren hervorgegangen. Eine zweite derartige kennt man auf der friesischen Nordseeinsel ter Schelling; letztere dürfte vielleicht aus dem Schiffbruch eines u. a. auch solche Früchte führenden Fahrzeuges zu erklären sein und zugleich den Beweis führen, dass auch feuchter Dünensand das Gedeihen unserer Pflanze ermögliche.

Ferner sei, um das Heimische nicht aus den Augen zu verlieren, noch hinzugefügt, dass allerdings auch unsere vaterländische Moosbeere ihre ganz ähnliche, nur kleinere Frucht zu gleicher Benutzung wie *Vaccinium macrocarpum* darleihen würde, falls nicht gerade bei uns unverdiente Missachtung auf ihr lastete. Der nassgründige Moorboden, auf dem sie wächst, mag auch wohl vom Sammeln derselben ein wenig abschrecken. Trotzdem ist mir von einer ebenso liebenswürdigen wie praktisch tüchtigen Berliner Hausfrau versichert worden, sie habe frisch gepflückte Moosbeeren mehrmals auf dem Dönhofsplatze feilbieten sehen. Zu Gumbinnen und in anderen Städten Ostpreussens soll dies regelmässig geschehen.

Die Russen schätzen dieselbe Frucht unter dem Namen *Klukwa* sehr hoch und geniessen sie sogar kandirt als einen Leckerbissen. Mit demselben Worte bezeichnet, hat sie im weltfernen Kamschatka unserem seligen Freunde von Kittlitz, in Ermangelung anderen Obstes, trefflich gemundet.

Kleine Mitteilungen.

Alte Nachricht über die Weisse Frau in Berlin. In M. Z.: Topographia Electoratus Brandenburgici. Druck und Verlag von Matthaei Merian Seel. Erben. 1652. S. 29 findet sich folgende wenig beachtete Notiz: „In der Frülings-Relation dess Jahrs 1629 [Theatri Europaei Meriani] stehet am 60. Blat, dass allhie zu Berlin sich jederzeit, so jemand auss dem Churfürstlichen Hause mit Todt abgehen sollen, ein Gespenst, in einem Weiblich-Trauer-Habit sehen, vnd dieses im Decembri Anno 28. wider auff ein neues vermercken lassen, vnd da es zuvor stumm gewesen, jetzo folgende Wort geredet habe:

Ven I, IVDIC a VIV os et Mort Vos“.

(Veni, judica vivos et mortuos! Komm! richte Lebende und Todte!) Die grossen Buchstaben ergeben als lateinische Zahlzeichen zusammengezählt die Jahreszahl der Todesheimsuchung. E. Fr.

Cyriacus Spangenberg in Berlin i. J. 1545. Cyriacus Spangenberg, ein heimatkundiger Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts hielt sich i. J. 1552 im Hennebergischen bei Schleusingen auf. F. Kunze-Suhl erzählt im Zusammenhang mit diesem Gelehrten in „Aus der Heimat“ Sonntagsblatt des Nordhäuser Courier vom 18. Febr. 1894 folgendes merkwürdige Naturereignis.

„Am 19. Mai unternahm Sp. „beneben etlichen hohen Personen“ und dem Fürstlichen Leibarzt Mithobius einen Ausflug per Wagen, um eine benachbarte Glashütte zu besuchen. Auf dem Heimwege wurde die Gesellschaft von einem furchtbaren Donnerwetter überfallen, welches einen wirklichen Steinregen mit sich führte, der nicht blos den Gebäuden, Bäumen und Tieren grossen Schaden anrichtete, sondern auch zum Teil Mitglieder jener Reisegesellschaft, besonders den Dr. Mithobius verwundend traf; es war ein Meteorfall. Einzelne aufgehobene Steine zeigte Spangenberg später noch in Eisleben vor.“

Dieser Spangenberg, am 7. Juni 1528 zu Nordhausen geboren, war eifriger Sammler und Altertumskundiger. 1545 hielt er sich mit Christoph von Schlieben, einem Sohne des „Marschalks Stachius von Schlieben“ in Berlin auf und durchforschte hier auf geschichtliche Notizen hin die Bibliothek des Generalsuperintendenten Johannes Agricola. Vgl. Bolte: Bartholomaeus Krüger's Spiel von den bürgerlichen Richtern, S. XI und Clawert's Wreckliche Historien von Bartholomaeus Krüger, herausgegeben von Theobald Raese, Seite V und IX. E. Friedel.

E. Brausewetter: Zur Geschichte des Berliner Verkehrswesens. (Mit 3 Abb.) Illustrierte Wochenrundschaue über das Berliner Leben. I. Jahrg. 1894 S. 100 flg. — Interessanter Aufsatz, dem wir folgende Einzelheiten entnehmen. 1688 führen französische Refugiés die von Menschen getragenen Sänften (porte-chaise) ein. — Am 24. Dez. 1739 nahmen die ersten 15 Fiacres, auf 5 Plätze verteilt, Aufstellung. — 1779 entstand ein neues Sänfenträger-Institut. — 1784 gab es nur noch 7 Fiacres, 1794 ging

die Fiacre-Zunft völlig ein und Berlin, das damals bereits etwa 150 000 Einwohner zählte, hatte 20 Jahre lang kein öffentlich geregeltes Fuhrwesen.*) — 1815 erhielt der Kaufmann und Pferdehändler Alexis Mortier aus Dessau die Erlaubnis, 32 Droschken nach russischem Muster aufzustellen. Der Bankier Henochsohn trat um 1827 als Kapitalist dem Mortier bei. Beider Privilegium erlosch 1837. Bereits 1839 gab es 440 Droschken. — 1876 gab es Droschken I. Klasse 1130, II. Klasse 3112. Im Jahre 1894 waren 4059 Droschken I. und 2623 II. Klasse vorhanden. E. Fr.

*) Fr. v. Klöden (Jugenderinnerungen, Lpz. 1874 S. 344) beklagt i. J. 1814 die Weitläufigkeit der Wege in Berlin und das damalige Nichtvorhandensein von Droschken. Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

12(11.10)

Bericht über die 14. (4. öffentl.) Sitzung des IV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 22. Januar 1896, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

im Bürgersaale des Rathauses.

1. Der II. Vorsitzende, E. Friedel begrüsst zur Eröffnung der ersten Sitzung im laufenden Jahre die Mitglieder namens des Vorstandes und weist darauf hin, wie das am 18. d. M. gefeierte Jubiläum auch die „Brandenburgia“ recht eigentlich berühre, denn erst seit Begründung des Deutschen Reichs besitze der Deutsche ein wirklich so zu nennendes Vaterland und seitdem sei es erst möglich, in Wirklichkeit deutsche Vaterlands- und Heimatskunde zu betreiben.

2. Unser Mitglied Herr Postkommissar a. D. Groth, von Anbeginn der Gesellschaft zugehörig, hat am 16. seinen 80. Geburtstag gefeiert, die Versammlung wiederholt ihrem ältesten Mitgliede die Glückwünsche, welche bei dieser Gelegenheit seitens des Vorstandes ausgesprochen worden sind, auf das Herzlichste.

3. Ein anderer 80. Geburtstag, der des Altmeisters Adolf Menzel, eines Künstlers, den wir Berliner und Brandenburger, wenn er auch in Breslau das Licht der Welt erblickte, gewohnt sind zu den Unserigen zu zählen, wurde, wie bekannt, am 8. Dezember v. J. begangen. Der Vorsitzende legt das Exemplar der bronzenen Menzel-Medaille, welches dem hiesigen Magistrat seitens des Senats der K. Akademie der Künste verehrt worden ist, vor, ein Kunstwerk, das nicht bloß wegen seiner Beziehung zu dem grossen Illustrator des fridericianischen Zeitalters sondern wegen seiner besondern, für uns Moderne ganz eigenartigen Technik von Bedeutung ist. Reinhold Begas, ein nicht minder begnadeter Künstler, hat mit der alten Technik der hochrandigen geprägten Medaillen gebrochen und, an die gegossenen besten Medaillen des Cinquecento sich anlehnend, seine Menzel-Medaille in Bronzeguss hergestellt, ausser-

dem gleich mit der künstlichen tiefgrünen Patina, welche die chemische Kunst der Gegenwart wirklich dauerhaft herzustellen vermag, versehen.

Die Medaille hat 8 cm Durchmesser, die Dicke schwankt zwischen 3 und 4 mm. Auf der Vorderseite das charakteristische ernste Denkerge-
sicht des Malers mit der Beischrift „Adolf Menzel zum 80^{sten} *) Geburts-
tag 1895.“

Auf der Rückseite links die Legende: „Die Koenigliche Akademie der Künste. Berlin.“ Rechts ein Säulenkapital, an welchem eine Malerpalette mit Pinseln lehnt. Auf dem Säulenstumpf eine Ohreule, in der rechten Fänge einen Zeichenstift haltend.

Dieselbe Medaille aber im grösstmöglichen Massstab einer solchen, der Kopf in Naturgrösse, prangt zur Zeit noch auf der „Kunstaussstellung, die zur Ehrung der achtzigjährigen Mitglieder Andreas Achenbach, Adolf Menzel, Julius Schrader im Akademie-Gebäude Unter den Linden 38“ veranstaltet ist.

Das Gussstück zeigt den Fonds nicht wie bei den meisten Präg-
stücken glatt, sondern bewegt, wie bei einem Bilde. Strich und Korn
sind stehen geblieben, gegen tiefen Schatten hat der Künstler grelle
Lichter und umgekehrt eingesetzt, womit es ihm gelingt, den ziemlich
flach gehaltenen Kopf noch plastischer wirken zu lassen. Auch an manche
antike Münzen, griechische wie römische, gegossene wie geprägte, sämt-
lich ohne hohen Rand, erinnert der Ausdruck dieses Begas'schen Medail-
lentypus, welcher die Medaillenkünstler auf neue Wege verweist.

Es ist nicht meine Absicht, fährt der Vortragende fort, die erst
vor wenigen Wochen so allgemein anerkannten und gepriesenen Ver-
dienste Adolf Friedrich Erdmann Menzels um die Malerei im all-
gemeinen an dieser Stelle zu feiern, aber es steht uns wohl an, dasjenige
in der „Brandenburgia“ hervorzuheben, was er im Interesse der Kunde
gerade unserer speziellen Heimat gethan. Haben die naiven Erzeugnisse
unsres Kunstwerks in Gestalt der volkstümlichen Neuruppiner Bilder-
bogen, der Vivat-Bänder und der Erinnerungs-Tücher vornehmlich auf die
grosse Menge der ärmeren und unteren Stände patriotisch und bildung-
fördernd anregend gewirkt, so ist dasselbe für die gebildeten Kreise
unsers Volks namentlich hinsichtlich der grossen und wunderbaren Epoche
des Zeitalters Friedrichs des Grossen durch Menzels Oel-Gemälde aus
diesem vaterländischen Geschichtsabschnitt, am meisten aber durch die
zahllosen Zeichnungen zu Illustrationszwecken bewirkt worden und wird
noch immer bewirkt. Man sagt oftmals, die gebildeten Volksklassen

*) Ein Schreibfehler für „80^{sten}“, der bedauerlich ist. — Ausserdem ist eine
bronzene Büste Menzel's von Reinhold Begas, im Besitz des Herrn H. Paechter
(Firma R. Wagner—Berlin), befindlich, sowie das zum Jubiläum von Koner's Meister-
hand gemalte Oelbild Menzels (Kniestück), ausgestellt.

Deutschlands kaufen nicht gerade gern Bücher, ich möchte ausserdem behaupten, sie lesen auch umfängliche wissenschaftliche Bücher, namentlich Geschichtswerke nicht gerade häufig und nicht gerade mit Vorliebe. Hier setzen nun die Holzschnitte und Steindrucke Menzel'scher Geschichtsbilder ein. Diese versteht nicht bloss jeder sofort, sondern er sieht sie auch gern. Menzels Darstellungen z. B. der Tafelrunde in Sans-Souci versetzen uns mit einem Schlage in den geistreichen litterarischen und philosophischen Zirkel Friedrichs des Grossen; Menzel's Flötenkonzert zeigt uns den grossen Monarchen von einer andern anheimelnden ästhetischen Seite; wenn wir den König nach dem unglücklichen Tag von Collin auf dem Brunnenrohr tiefsinnig sitzen, wenn wir bei Kunersdorf sehen, wie ihn der Rittmeister von Prittwitz mit Mühe bewegt, den verhängnissvollen Kampfplatz zu verlassen, so begreifen wir im Augenblick, besser als wir es vermittelt gelehrter Druckbogen vermögen, die ganze Furchtbarkeit der Situation und die Gedanken, welche auf den besiegten Helden einströmen. So liessen sich noch Dutzende von volkstümlich gewordenen Bildern Menzels nennen, welche die fridericianische Zeit mit ihren Helden auch bei den übrigen gebildeten Nationen des Erdballs populär gemacht und damit gleichzeitig für alle Zeiten die Aufmerksamkeit auf unser brandenburgisch-preussisches Volk, auf unsere Städte Berlin, Potsdam, Charlottenburg, Rheinsberg, Küstrin und wie sie alle heissen, gelenkt haben.

Deshalb glauben wir uns berechtigt, Adolf Menzel den Unserigen und den Maler der brandenburgischen Heimat nennen zu sollen.

Die Ausstellung zeigt uns Menzels Werke keineswegs vollständig, aber dennoch in ausserordentlicher Mannigfaltigkeit, sowohl der Technik nach (Ölgemälde, Ölskizzen, Blätter in Pastell- und Wasser-Farben, Zeichnungen in Kreide und Blei), wie den Gegenständen nach.

Es sei mir vergönnt, weil es sobald nicht in dieser Vollständigkeit möglich sein wird, die in der Kunstakademie zur Zeit ausgestellten Werke Menzels, soweit sie auf unsere Heimatkunde Bezug haben, ihrer Zugehörigkeit nach gruppiert, wenigstens nach Titeln aufzuführen.

A. Porträts.

1. Friedrich der Grosse in jüngeren Jahren. (Pastell) 1853.
2. Ders. mit Krückstock. (Pastell) 1856.
3. Ders. wie 1. (Blei.)
4. Prinzess Amalie v. Preussen, Schwester Friedrichs II. (Pastell) 1853.
5. Daniel Chodowiecki, zeichnend auf der Jannowitz-Brücke zu Berlin. (Öl) 1859.
6. Selbstbildnis. (Blei) 1833.
7. Frau Professor Eduard Meyerheim geb. Drake. (Aquarell) 1847.

B. Geschichtliches und Architektur.

1. Friedrich II. als Kronprinz. Wasserfahrt in Rheinsberg (Gouache) 1860.
2. Derselbe besucht den Maler Antoine Pesne auf dem Baugerüst des Schlosses Rheinsberg. (Gouache) 1861.
3. Im Vorsaal zu Schloss Rheinsberg. (Gouache) 1861.
4. Ballsaal daselbst. (Gouache) 1861.
5. Friedrichs II. Tafelrunde zu Sans-Souci 1750. (Öl) 1850.
6. Ölskizze hierzu.
7. Flötenkonzert Friedrichs II. in Sans-Souci (Öl) 1852.
8. Ölskizze hierzu.
9. Friedrich der Grosse auf Reisen. (Galerie Ravené.) (Öl) 1854.
10. Friedrich II. und die Tänzerin Barberina. (Ölskizze) 1852.
11. Friedrich II. überrascht die österreichischen Offiziere in Lissa (Bon soir Messieurs!) (Ölskizze).
12. Ölskizze zu Nr. 9.
13. Friedrich der Grosse am Abend nach der Niederlage bei Collin. (Ölskizze.)
14. Friedrich II. empfängt Joseph II. in Neisse. (Öl) 1852.
15. Ölskizze zu Nr. 14.
16. Beerdigung der Berliner Märzgefallenen i. J. 1848. Aufbahrung der Särge auf dem Gensdarmen-Markt auf der Treppe zur Neuen Kirche. Menzel scheint aus patriotischen Gründen die Lust verloren zu haben, dies denkwürdige Bild zu vollenden; von der Studenten-Gruppe links sind kaum die ersten Umrisse erkennbar. (Öl) 1848.
Überhaupt tritt nun eine lange Pause bis zu neuen geschichtlichen Entwürfen ein.
17. Erinnerung an den Einzug des Kronprinzlichen Paares in Berlin, Januar 1858. (Gouache) 1858.
18. Wilhelm I. in Königsberg bei der Krönung 1861. (Öl) 1865.
19. Krönung desselben daselbst 1861. Erster Entwurf zu Nr. 18. (Ölskizze.)
20. Abreise Wilhelms I. zum Heere am 31. Juli 1870 (Öl) 1870.
Von einer liebevollen Vertiefung in das scheinbar Unbedeutendste, jedoch mit geschichtlichen Beziehungen, zeugen die folgenden zwei Nummern.
21. Moltkes Gummimantel im Kriege 1870/71. (Tusche) 1871.
22. Moltkes Fernglas mit Etui 1870/71. (Tusche) 1871.
23. Im Palaisgarten des Prinzen Albrecht von Preussen an der Anhaltischen Strasse in Berlin. (Öl) 1846.
24. Studie aus der ehemaligen Königlichen Eisengiesserei zu Berlin. (Ölskizze.)
25. Desgl. (Ölskizze.)

26. Aufbewahrungssaal von Gipsabgüssen nach der Antike während des Baues für das Neue Museum zu Berlin 1848. (Kreide u. Tusche) 26. August 1848.

C. Volkstümliches und Genre.

1. Cercle unter Wilhelm I. im Weissen Saale zu Berlin. (Öl.)
2. Ball-Episode daselbst. (Öl) 1888.
3. Nach Schluss des Balles im Kgl. Schloss zu Berlin. (Öl).
Alle 3, wie mehre ähnliche Bilder desselben Genres 5, nicht ohne deutliche Ironie der Auffassung.
4. Im Konzerthaus zu Berlin. (Gouache) 1871.
5. Berliner (offener) Markt im Winter. (Gouache) 1862.
6. Auf dem Berliner Weihnachtsmarkt (Aquarell) 1866.
Besonders ergötzlich weiss Menzel neben dem Gebahren der Steinsetzer dasjenige unserer Berliner Maurer zu schildern, von denen das alte Berliner Sprichwort sagt „ein Tropfen Maurerschweiss gilt einen Dukaten“ und von denen der geniale Berliner Schauspieler Ludwig Devrient obsieglich behauptete und wettete, dass er eine Flasche Champagner früher ausleeren werde, als ein Maurer eine Prise Tabak von der Dose bis in die Nase befördere.
7. Steinsetzer in Berlin. (Zeichnung) 1875.
8. Steinklopfer (Tusche) 1879.
9. Arbeiter im Neubau zu Berlin. (Aquarell) 1860.
10. Berliner Maurer bei der Arbeit. (Aquarell) 1875.
11. Berliner Maurer auf dem Bau. (Ölskizze) 1875.
12. Desgl. (Ölskizze) 1875.
- 13, 14 und 15. Berliner Maurer bei der Mittagsruhe. (Blei, 1845).
16. In der Japanischen Ausstellung im Ausstellungspalast zu Berlin. (Gouache) 1885.
17. Preussischer Werber aus fridericianischer Zeit. (Öl) 1851.
Drei grosse Tuschzeichnungen zu Heinrich von Kleists Zerbrochenem Krug, 1879.
18. Die Gerichtsverhandlung.
19. Der Traum.
20. Die Überraschung.
21. Studie hierzu. (Blei) 1879.
22. Studie hierzu. Tellermagd. (Blei) 1879.

D. Diplome und Adressen.

1. Adresse des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung zu Berlin bei der Grossjährigkeitserklärung des Prinzen Friedrich Wilhelm am 18. Oktober 1849. (Aquarell) 1849.
2. Ehrenbürgerbrief der Stadt Berlin für den Generalfeldmarschall Graf Moltke. (Gouache, Pergament) 1872.

3. Diplom als Ehrenmitglied der K. Akademie der Künste zu Berlin für ihren damaligen Kurator, Staatsminister Dr. Gustav von Gossler. (Aquarell) 1888.
4. Gedenkblatt an das 50 jährige Bestehen der Firma C. Heckmann in Berlin. (Aquarell) 1869.

Aus dieser Aufzählung erhellt die Vielseitigkeit des künstlerischen Talents unsers Altmeisters, zugleich aber auch die in der That auffallende Zurückhaltung, welche er auf dem Gebiet der Geschichtsmalerei seit dem Jubiläums-Jahre 1871 beobachtet hat

Es erübrigt nunmehr noch von unserm heimatkundlichen Standpunkt aus Menzels Beziehungen zur Berliner Stadtverwaltung zu schildern. Wir folgen hierbei in der Hauptsache einer Mitteilung, welche eine der genannten Behörde nahestehende Persönlichkeit am 12. v. M. in der Voss. Z. nach den Akten veröffentlicht hat.

Die erste Arbeit, welche Menzel im Auftrag der Stadt Berlin lieferte, war die unter D. Nr. 1 vorstehend erwähnte Adresse. In Betracht gezogen wurden zunächst die Maler Menzel, Daege, von Klöber und Adolf Henning. Der Entwurf des letztern gefiel zunächst am meisten, aber seine Forderung von hundert Friedrichsd'or wurde von unsern Stadtvätern für so übertrieben befunden, dass man Henning fallen liess, der denn auch erklärte, durch die Art und Weise, wie die Angelegenheit betrieben worden sei, „so disgustiert zu sein, dass er die Begeisterung und Frische, mit der er das Werk aufgenommen, vorläufig gänzlich verloren habe.“ Stadtrat Schaeffer berichtete in der Sitzung der hierfür niedergesetzten Kommission vom 11. März 1850 er habe sich an den rühmlichst bekannten Maler Menzel gewandt, welcher die Anfertigung des Werkes zugesagt, sobald ihm der Auftrag dazu erteilt werden würde. Ausser ihm waren noch Peters und Hosemann vorgeschlagen worden. Nachdem die Besprechung auf die Tüchtigkeit der einzelnen vorgenannten Künstler gerichtet und ihre Eigentümlichkeiten hervorgehoben worden waren, entschied die Mehrheit sich dahin, mit dem Maler Menzel Verhandlungen anzuknüpfen. In einem an das Komitee gerichteten Schreiben vom 24. April 1850 — die Schriftzüge seiner Hand haben sich seitdem nicht geändert — erklärte sich Menzel bereit, die Arbeit zu übernehmen und bis Mitte Juni zu vollenden. Auch sagte er zu, eine Skizze entwerfen und der Deputation mit entsprechender Erklärung vorlegen zu wollen, wünschte aber nicht, dass in grösseren Versammlungen darüber entschieden werde. Im Schreiben des Künstlers heisst es dann noch: „Mit einem Dank für ehrendes Vertrauen verbinde ich die Versicherung, dass mein ernstestes Streben auf eine Leistung gerichtet sein soll, welche der Absender als des Empfängers würdig sei.“ Menzel hatte nicht zu viel versprochen: als die städtische Deputation unter Führung des Bürgermeisters Naunyn die Adresse, am 30. Juli 1850, dem

Könige vorlegte, nahm er sie, wie ein gleichzeitiger Bericht meldet, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit in Augenschein, sprach wiederholt seinen vollkommensten Beifall aus und äusserte, „es sei dies das schönste Werk, welches er jemals gesehen.“ Er fragte nach den Namen des Künstlers, und erinnerte sich des auch ihm rühmlichst bekannten Malers. Auch die Königin spendete vollen Beifall. Erst drei Wochen später kam die Adresse an den Prinzen von Preussen, der sie „mit sichtlichem Wohlwollen“ entgegennahm und sie seinem Sohne zuzustellen versprach, „welcher recht bald Gelegenheit nehmen würde, Höchstselbst Seinen Dank für das Ihm zugedachte Kunstwerk an den Tag zu legen.“

Jenes ersten Auftrags der städtischen Behörden war Menzel noch eingedenk, als er seinen siebenzigjährigen Geburtstag feierte und dem Magistrat für dessen Glückwünsche Dank sagte. „Nicht zum ersten Male — schrieb er damals — habe ich die hochverehrten Väter der Stadt in meinen vier Wänden erscheinen gesehen. Mit Stolz darf ich weit über ein Menschenalter zurück mich des Tages erinnern, da Ihr Kunstsinn mich zuerst aufsuchte. Und so bin ich zeither wiederholt von Ihnen berufen worden, als es galt, dem Hochgeföhle unserer Metropole für unser glorreiches Herrscherhaus und seine Paladine mit den Mitteln meiner Kunst Ausdruck zu geben.“

Im Jahre 1866 schuf er das künstlerische Gewand der von Scherenberg verfassten poetischen Adresse der Stadt Berlin an den König bei dessen Rückkehr aus dem Kriege, derart, dass er, wie er in seiner eigenen Erläuterung berichtete, „um dem poetischen Charakter des Gedichts gerecht zu werden, dessen künstlerische Ausschmückung als eine freie Phantasie über die festlichen Vorgänge behandelte, welcher jedoch Hauptelemente der Festarrangements je nach ihrer Verwendbarkeit zur äussern Grundlage zu dienen hatten.“ So stellte er in die Mitte des Blatts den zum Teil in Gerüsten steckenden Rathausbau; „im Flaggenschmuck jener Tage, herangetragen auf den Schultern der ersten und auch letzten Bewohner solcher Bauwerke, der Sperlinge und Schwalben.“ (Schreiben Menzels an den Magistrat.)

Es verstand sich wie von selbst, dass Menzel im Jahre 1871 die Anfertigung der Ehrenbürgerbriefe für Bismarck und Moltke (vgl. unter D Nr. 2.) übernahm und eine Fülle von Gedanken und Motiven hineinbrachte, die wir noch heute ebenso bewundern wie damals.

Mit Rat und Hilfe stand Menzel der Stadt zur Seite, als es sich um die künstlerische Ausschmückung des neuen Rathauses handelte: Die Akten des Magistrats besitzen ein ausführliches, bogenlanges Gutachten von seiner Hand, das nicht nur einige Ansichten über die Wäsemannschen Vorschläge enthält, sondern einen fein und sorgsam bis in die kleinsten Einzelheiten erwogenen Plan für die Ausschmückung des Rathauses durch Skulptur und Malerei entwickelt. Das Wesentliche des

Plans gipfelte darin: „Unsere Stadt will und soll sich selbst und die Welt an die denkwürdigen und erhebenden Momente ihrer Geschichte durch Kunstwerke erinnern.“ Aber dann kamen die grossen Ereignisse von 1866 und 1870 und haben den Plan zum Teil umgestossen. Doch Menzels Mitwirkung versagte auch später nicht.

Unter diesen Umständen wird man sich nicht wundern, wenn der Berliner Magistrat den Ehrenbürgerbrief für Adolf Menzel zum 8. v. M. nicht von einem Maler, sondern von einem Kalligraphen herstellen liess. Es sollte damit angedeutet werden, dass kein Maler würdig befunden werde, die Huldigung der Stadt Berlin vor dem ersten Maler derselben mit dem Pinsel auszudrücken. Im Übrigen hat der ausführende Schönschreiber ein vollendetes Kunst- und Meister-Werk, durchaus würdig einem Menzel gewidmet zu werden, mit der Feder erfunden und ausgeführt.

4. Der 2. Vorsitzende Friedel legt ein neues Prachtwerk betitelt: „Bilder aus dem Spreewald“ Facsimile-Druck der Firma Dr. Mertens & Co., in Charlottenburg, nach den Original-Zeichnungen von Willy Werner, 12 Tafeln in Imperial-Folio vor, indem er die Schönheit dieser in jeder Beziehung bestens gelungenen Publikation hervorhebt. Die Volkstypen sind so wohl ausgewählt, dass sie selbst den Ethnologen voll befriedigen, wie die Landschaften und Baulichkeiten (u. A. die charakteristischen Blockhäuser) den Heimatkundigen. Die Fahrt beginnt von Lübbenau aus auf dem Kahne nach den bekannten Wendendörfern Lehde und Leipe. Der Erlenwald, die Strömung der Mutniza, die eigenartigen Brückenstege, alles tritt anschaulich hervor. Ebenso sind die ländlichen Beschäftigungen und Vergnügungen des friedlichen Wendenvölkchens anschaulich und anheimelnd dargestellt das Heumachen, der Kirchgang, der Tanz, der Eislauf, die Schlittenfahrt.

Seit den Zeichnungen, welche Adolf Burger vor 3 Jahrzehnten aufgenommen hat und deren Originale zumeist im Märkischen Museum sich befinden, ist im Bezug auf die künstlerische Darstellung des Spreewalds und seiner Bewohner kaum etwas ähnlich Vollendetes geschaffen worden.

5. Der 2. Vorsitzende Friedel legt ferner vor die „Denkschrift zur Feier des hundertjährigen Jubiläums des Bestehens des Handlungshauses Gebrüder Schickler, Berlin“ indem er bedauert, dass diese Denkschrift in Folge bescheidener Zurückhaltung der jetzigen Geschäftsleitung, fast zu schlicht, vor Allem zu kurz ausgefallen sei, wenn man erwäge, wie die Handlung über ein achtungsgebietendes Archiv verfügt, in welchem sich u. A. die für die Geschichte des Berliner Handels so wichtigen Hauptbücher seit 1712 befinden. Von 1742 ab beginnt z. B. ein laufendes Konto des Königs überschrieben „Fridericus

Rex“. Da sind in den langen Jahren seiner Regierung die meisten derjenigen Ausgaben verzeichnet, welche für Anschaffung von Kriegsmaterial gemacht wurden, und ebenso stehen, nach geschlossenem Frieden, diejenigen Ausgaben gebucht, welche für Sans-Souci, die aus Holland bezogene Orangerie u. s. w., berichtet worden sind.

Dabei befinden sich die Korrespondenzen des grossen Königs mit dem Hause Splitgerber in vielen mit eigener Hand unterschriebenen oder mit persönlichen Randbemerkungen versehenen Schriftstücken geschäftlichen oder privaten Inhalts.

Die Firma Splitgerber geht der Firma Schickler voraus. Splitgerber (Streckfuss und Schwebel schreiben übereinstimmend Splitgerber^{*)}) stammte aus Jakobshagen in Pommern und war anfänglich Buchhalter in der Gregoryschen Handlung zu Berlin. Daum, Splitgerbers Socius, aus Grossenhain gebürtig, hatte im Leibregiment als Unteroffizier gedient. Durch Fleiss und Sparsamkeit hatte der letztere, wie Schwebel (Gesch. der Stadt Berlin II. 299) ausführt, die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen. Friedrich Wilhelm I. gab ihm die Mittel, ein Handlungshaus zu begründen; er betraute dasselbe mit beträchtlichen Aufträgen; er übergab demselben ferner sehr bedeutende Summen eigenen Geldes mit bester Währung (sogen. Franzgeld) zum Geschäftsbetriebe. So entstand die berühmte Firma Splitgerber & Daum, später auf Splitgerber allein lautend.

Das königliche Wohlwollen gegenüber der Firma dauerte unter den folgenden Herrschern fort. Im Jahre 1749 erhielt David Splitgerber die Erlaubnis in Neu-Kölln an der Spree eine Zucker-Siederei und Raffinerie einzurichten. 1751 wurde das Privilegium dahin erweitert, dass er die Kur- und Neumark mit seinem raffinierten Zucker versorgen konnte, dazu ward aller auswärtig gesottene Zucker mit 12 Prozent Einfuhrsteuer belegt. Diese Zuckersiederei hat über ein Jahrhundert lang ihren Ruf behauptet.

Am 31. Dezember 1795 erreichte die Handlung David Splitgerber sel. Erben ihre Endschaft und ging unter der Firma Gebrüder Schickler auf die Kaufleute David und Johann Ernst Schickler über.

Die hervorragendsten Comptoire und Fabriken, welche die neue Firma viele Jahrzehnte erfolgreich weiter betrieb, sind in der Hauptsache folgende.

*) Auch die in der Mitte des 18. Jahrhunderts angelegte Splitgerber-Gasse wird auf den Strassenschildern mit „tt“ geschrieben. Dagegen zeichnet sich der Chef des Hauses auf dem in der Festschrift abgedruckten Zirkular an die Geschäftsfreunde vom 31. Dezember 1798 deutlich David Splitgerber sel. Erben. Zu Ehren der jetzigen Firma wurde einer neuen Verbindungsstrasse zwischen der Strasse An der Stadtbahn und der Alexander-Strasse durch Königlichen Erlass der Name Schickler-Strasse beigelegt.

Das im Jahre 1859 aufgelöste Comptoir in Stettin, von wo aus eigene Segelschiffe, darunter eine Fregatte, den Handel mit fernen Weltteilen unterhielten. Hierüber existieren im Archive der Firma hochinteressante Dokumente, laut denen im Jahre 1743 das französische Ministerium es ablehnte, der Fregatte einen Pass für die französischen Kolonien in Amerika auszustellen, wohin sie „des provisions de bouche“ bringen und dafür Zucker, Kaffee und Indigo an Bord nehmen wollte. Der Einführung von Stabholz und polnischer Wolle in Bordeaux wurden jedoch im Jahre 1756 keine Schwierigkeiten mehr bereitet.

Das Comptoir in Breslau, welches hauptsächlich den Handel mit Wolle und Spiritus in Schlesien und Polen zu vermitteln hatte und erst im Jahre 1860 aufgelöst wurde in Folge der Errichtung der alljährlichen Wollmärkte in den grösseren östlichen Provinzstädten.

Die Mühlen in Bromberg, welche im Jahre 1842 an die Königliche Seehandlung in Berlin übergingen und noch heute von derselben betrieben werden.

Die Spiegel-Manufaktur in Neustadt a. Dosse, aus welcher einige alte schöne Fabrikate die Innenräume des Hauses „Gertraudten Str. 16“ schmücken.

Die Stahl-Eisen- und Messing-Werke, Messerschmiede, Schleif- und Polir-Mühlen in Eberswalde, welche 1753 erbaut wurden, sowie die ebendasselbst auf dem Zainhammer errichtete Knochenmühle, welche am 24. Oktober 1866 abbrannte. Die Stadt Eberswalde verdankt überhaupt einen grossen Teil ihrer Blüte dem regen Interesse, welches die beiden Herren David Schickler, Vater und Sohn, ihr stets bewiesen haben. Auch ruhen beide daselbst auf dem Kirchhofe von ihrer reichgesegneten Arbeit aus.

Die im Jahre 1722 auf fiskalischem Grund und Boden in Spandau und Potsdam errichteten Gewerfabriken, welche noch heute bestehen, aber 1852 in den Besitz des Staates übergingen in Folge eines Verbotes, durch welches den Privatpersonen die Fabrikation von Waffen damals untersagt wurde.

Die beiden, der älteren Generation noch wohlbekannten Zuckersiedereien in Berlin, von denen die eine, in der Holzmarkt-Strasse, am 11. Mai 1850 abbrannte, während die andere, in der Alexander- und jetzigen Schickler-Strasse gelegen, am 5. Mai 1855 ihr hundertjähriges Bestehen feierte und am 15. April 1871 durch den Besuch Ihrer Königlichen Hoheiten des damaligen Prinzen Wilhelm und des Prinzen Heinrich ausgezeichnet wurde.

Das Hauptgeschäft, welches durch Einziehen der Zweigniederlassungen mehr und mehr vergrössert wurde, war stets, wie heute noch, in der Gertraudten Strasse No. 16. Der Grund und Boden wurde nach dem Brande der Petrikirche im Jahre 1733 von den Kaufleuten Split-

gerber & Daum der verwittweten Frau Generalleutenant von Derfflinger, der Schwiegertochter des Feldmarschalls laut des in den Hausakten befindlichen Original-Kontraktes, abgekauft. Das neu erbaute Haus ging am 1. Januar 1735, laut des ebenfalls vorhandenen Hauptbuches der Firma, für 30416 Rthlr. 18 Sbr. 3 Pf. in den Privatbesitz des Herrn Splitgerber über. Seitdem ist an diesem Hause im Laufe der Jahre nur wenig geändert, und die innere Einrichtung der hohen und hellen Comptoir-räume ist noch jetzt die denkbar einfachste. Aber einen herrlichen Schmuck besitzen diese Zimmer, wie ihn kein anderes Handlungshaus in Berlin aufzuweisen haben dürfte. Es ist dies das von Pesne gemalte lebensgrosse Portrait Friedrichs des Grossen, welches der König selbst dem Herrn David Splitgerber geschenkt hat. Andere wertvolle Bilder schliessen sich an, unter ihnen die lebensgrossen Portraits des Herrn David Splitgerber und der älteren Herren Schickler, alle in der vornehmen Tracht des vorigen Jahrhunderts von alten Meistern gemalt.

Es liesse sich noch viel Merkwürdiges anführen aus der persönlichen Geschichte der Mitglieder der Familie Schickler bis zu den jetzigen Inhabern, die auch in Paris ansässig sind und deren schönes Hotel am Vendôme-Platz zu Paris ich im Jahre 1889 zu bewundern Gelegenheit gefunden habe, doch würde dies zu weit führen*). Recht wünschenswert wäre es, dass sich eins unserer Mitglieder mit den vorerwähnten archivalischen Beständen der Handlung vertraut machte und uns später einmal darüber und daraus einen kulturgeschichtlichen und heimatkundlichen Vortrag hielte. Die Anregung dazu sei hiermit gegeben.

6. Emil Dominik †. Eines in weiten Kreisen lebhaft bedauerten Todesfalls sei hier gedacht: Einer der Mitbegründer unserer Brandenburgia, der rühmlich bekannte Schriftsteller Emil Dominik ist am 16. dieses Monats in Berlin nach langem, schwerem Leiden gestorben. Er war im Jahre 1844 in Brandenburg a. H. geboren und hatte sich nach einer tüchtigen Vorbildung dem Schriftstellerberuf gewidmet. Er begründete die Zeitschrift „Zur guten Stunde“ und die „Illustrierte Zeitung“, die später mit „Über Land und Meer“ verschmolzen wurde. Zuletzt gab er „Der Neue Kurs, Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten“ heraus. Von seinen Büchern sei erwähnt, „Rund um Berlin“. Die uns nahe stehende und befreundete vaterländische Zeitschrift „Der Bär“ hat er mehrere Jahre hindurch redigiert und unserer Gesellschaft namentlich in den ersten zwei Jahren seine Thätigkeit zugewendet. Dominik besass eine umfassende Kenntniss der Provinz Brandenburg und hat mit seiner Er-

*) Gegenwärtig lautet die Firma Gebrüder Schickler, Bankgeschäft, Gertrauden Str. 16, Speicher- und Lombard-Geschäft Holzmarktstr. 15—18. Inhaber Barone Arthur und Fernand von Schickler in Paris und General-Konsul Arthur Zwicker in Berlin.

fahrung manchem Heimatsforscher freiwillig gedient. Zu bemerken ist noch, dass viele seiner Arbeiten unter dem Pseudonym Fritz Ellguth veröffentlicht sind.

7. Der I. Schriftwart Herr Ferdinand Meyer legte mit Bezugnahme auf die von dem Herrn Vorsitzenden zuletzt am 30. v. M. besprochenen Erinnerungstücher, zu denen auch das legendäre Schweisstuch der heil. Veronika gehört, die verkleinerte Kopie desselben nach einer angeblich im 12. Jahrhundert angefertigten Originalzeichnung vor, die sich noch in München befinden soll. — Eine zweite, ebenfalls vorgezeigte Darstellung des Schweisstuches, von Mellan 1649 meisterhaft in Kupfer gestochen, zeigt das lebensgrosse Antlitz des Erlösers aus einer einzigen spiralförmigen Linie gebildet. Der Vortragende erinnert auch an die neuerliche Vorstellung desselben Gegenstandes, die Gabriel Max mit ergreifendem Ausdruck auf Seide gemalt und legt eine Photographie dieses Schweisstuches in Grösse des Max'schen Originalbildes vor. Vgl. Jahrg. III S. 306 und IV S. 260.

8. Herr E. Friedel zeigt im Anschluss daran, ein dem Märkischen Museum von unserm Mitglied, Herrn C. Schack geschenktes Leinwandtaschentuch (VI. 11960) vor, wahrscheinlich westfälische Arbeit, mit der Inschrift: „Erinnerung an die Ausstellungszeit des heil. Rockes zu Trier 1891“ und den Hauptgebäuden der Wallfahrtsstadt Trier, schwarz auf weiss bedruckt; sowie vier zusammenhängende rot kattunene weiss und schwarz mit Tieren bedruckte Erinnerungstücher (Kat. VI 11961, Geschenk des Frl. El. Lemke), welche Kindern die Hauptformen unserer Tierwelt einprägen sollen. Herr Friedel erinnert endlich, unter Hinweis auf das von ihm (vgl. S. 268) vorgezeigte Erinnerungstuch mit der Darstellung des Mechanismus des neuen kleinkaliberigen Gewehrs von 1888, dass kürzlich eine Untersuchung wegen Landesverrats in den westlichen Provinzen unsers Staats schwebte, wobei man Zeichnungen dieser Art bei verdächtigen, in Folge dessen auch zur Haft gebrachten Personen entdeckt und geglaubt habe, dass sie militärische Geheimnisse nach dem Ausland verraten und verkaufen wollten. Die Sache sei aber ganz harmlos dahin aufgeklärt worden, dass es sich nur um die Zeichnung zu einem dergleichen Erinnerungstuch gehandelt habe, was keineswegs im Ausland, sondern gerade im Gegenteil in den Kasernen unserer Vaterlandsverteidiger verbreitet und verkauft werden sollte.

9. Custos Buchholz legt unter Hinweis auf die soeben stattgehabte Feier des Krönungs- und Ordens-Festes ein zufällig für das Märkische Museum erworbenes Original-Exemplar der

„Statuten des Königlich Preussischen Ordens vom schwarzen Adler“ von 1701,

vor. Es ist ein Grossfolio Band, „Druckts Ulrich Liebpert, Königl. Preussis. Hof-Buchdrucker, Cölln an der Spree“, in rotem Sammetdeckel, mit 10 Blatt Kupferstichen von Otto und 29 Seiten Text. Dem Titelblatt ist eine allegorische Darstellung vorgeheftet: Borussia legt dem Drachen tötenden Ritter den Stern des schwarzen Adler-Ordens auf die Brust. Der Kopf der Einleitung ist mit einem Bilde geziert, auf dem der König einem vor ihm knieenden neu ernannten Ordensritter die Ordenskette um den Hals hängt. In der Einleitung motiviert der König die Stiftung des Ordens:

„Dass Wir bei Annehmung der Königlichen Würde des von Uns gestifteten Königreichs Preussen unter anderen auch für nöthig erachtet, einen Königlichen Preussischen Ritter-Orden darinnen aufzurichten. Unser Orden de la Generosité, den Wir noch als Prinz und in Unserer zarten Jugend gestiftet, zeuget genugsam, wie Wir auch schon damahls geneigt gewesen, Rittermässige Personen und Thaten von andern zu unterscheiden; Und da es nachgehends der Güte des Allerhöchsten gefallen, Uns zur Regierung zu bringen, und nunmehr gar in den Königlichen Stand zu erheben: So haben Wir wenigstens bei Unserer itzigen Erhöhung nicht wohl ermangeln können, die in Unserer Jugend gehabte gute Intention anitzo völliger an den Tag zu legen und einen rechten vollkommenen Ritter-Orden einzuführen: Sonderlich einen solchen, der tüchtig wäre, beydes, das Absehn Unseres neu-gestifteten Reichs und Ordens, und die Pflicht derer von Uns aufgenommenen Ritter recht vorzustellen.

„Hierzu hat Uns der Orden vom Schwartzten oder dem Preussischen Adler (wie Wir diesen Unsern Orden benennet) sehr bequem gedaucht: nicht allein, weilen die meiste Königliche Orden von einem gewissen Thier den Namen führen; sondern weilen auch unter den Thieren der Adler sonderlich edel; weilen er ein König des Geflügels, und ein Sinnbild der Gerechtigkeit ist, und bey dem allem das Preussische Reichs-Wapen machet.

„Als ein König des Geflügels schicket es sich wohl zu Unserer Königlichen Würde, wesswegen Wir ihm auch eine Königliche Krone auf das Haupt gesetzt. Als Unser Reichswapen bezeichnet er um so viel eigentlicher den Ort und Sitz dieses Ordens, um alsobald vor andern Orden erkandt zu werden: Und als ein Bild der Gerechtigkeit zeigt er eben den Endzweck Unseres Reichs und Ordens an und worauf beydes abgezielt; nemlich Recht und Gerechtigkeit zu üben und jedweden das Seine zu geben. Welches desto deutlicher auszudrücken, Wir dem Adler in der einen Klaue einen Lorbeerkrantz, in der andern Donner-Keile und über dem Haupt Unsern gewöhnlichen Wahlspruch:

„Suum cuique zur Ueberschrift verordnet. Mit dem Krantze die Gerechtigkeit der Belohnungen, mit den Donner-Keilen die Gerechtigkeit der Straffen und mit dem Suum cuique die allgemeine Unpartheilichkeit anzu-
deuten, nach welcher nicht nur einem und dem andern; sondern allen durchgehends und einem jedweden nach Verdiensten das Seine geleistet werden sollte. pp.“

Es folgen dann die 40 Paragraphen der Statuten, die im Laufe der 195 Jahre des Bestehens des Ordens mancherlei Änderungen und Ergänzungen erfahren haben, im grossen Ganzen aber noch heute gültig sind. Bemerkenswert ist daraus: In § 2 wird auf die Erfahrung hingewiesen, „dass gewisse Ritterliche Orden durch die grosse Menge derer, so dazu gelanget, in Verachtung geraten und endlich gar verfallen und „erloschen“. § 3 bestimmt u. a., dass die Königlichen Prinzen „sofort nach ihrer Ankunft auf die Welt das Orangefarbe Band samt dem blauen Kreutze angeleget, die solenne Investitur aber dann geschehen soll, wann Sie zuförderst zu der Communion des H. Abendmahls zugelassen worden“. Nach § 6 sind zur Aufnahme 8 Ahnen, 4 von väterlicher, 4 von mütterlicher Seite, erforderlich. Nachgesucht darf die Verleihung weder mittelbar noch unmittelbar werden, bei Strafe gänzlicher Ausschliessung; der König will nur aus eigenster Initiative verleihen. Bei der Benennung eines Ritters erhält derselbe zunächst nur das Ordenskreuz nebst dem Bande, die übrigen Insignien aber erst bei der Investitur, der die Zahlung von 50 Dukaten für das Königsberger Waisenhaus vorangehen muss. Das Ordenskreuz muss jeder Ritter täglich anlegen, bei 50 Dukaten Strafe, die beim zweiten Vergehen auf 100 Dukaten erhöht wird, während nach dem dritten Fall der Ausschluss aus dem Orden erfolgt. Wird ein Ritter des Ordens de la generosité in den neuen Orden erhoben, so hat er die Insignien des ersteren zurückzugeben. Die Ordensritter sollen nach der Anciennität erledigte Prälaturen und Kanonikate erhalten; von dem Einkommen sollen sie aber einen Teil dem Waisenhause abgeben. Den Rittern wird das Prädikat „Edel“ und der Rang der Generallieutenants beigelegt. Als ordensunwürdig soll ausgestossen werden: „Wer sich als „Gotteslästerer und Atheisten aufgeführt; des criminis laesae Majestatis schuldig worden; in einer Kriegsbegebenheit schändlich durchgegangen; oder sonst wider Ehre, Pflicht und Gewissen gehandelt“. In § 33 wird „Unser Oberster Staatsminister, Ober Cämmerer, Ober Stallmeister, General-Ökonomie-Direktor, Ober Hauptmann aller Chatoul Aempter, General-Erb-Postmeister, Marschalk von Preussen, wie auch Protector aller Unser Akademien, Graf von Wartenberg“ zum Ordenskanzler ernannt. Die Ordenszeichen, wie die Ordenstracht, sind sowohl vereinigt — und zwar an der Person des Königs selbst —, wie auch einzeln abgebildet und ausführlich beschrieben, nämlich: das Kreuz mit dem Bande; der Ordenshut, ein niedriger schwarzer Sammethut mit vorn aufgeschlagener Krempe

und einem sehr hohen Aufbau von weissen Straussenfedern; eine Ordensweste (Unterrock) von blauem Sammet; ein Mantel von rotem Sammet, mit aufgesticktem Stern, gefüttert mit himmelblauem Mohr; die Ordenskette mit anhängendem Kreuz; der Ordensstern; der Ordensdegen. Auch das zweiseitige Ordenssiegel und der Siegelbeutel sind abgebildet. Eine Schlussvignette vereinigt noch einmal sämtliche Stücke nach Art eines Wappens, umgeben von Engeln, Amoretten und Blumenguirlanden.

Der Schwarze Adler Orden ist der Zeitfolge nach der dritte von allen Brandenburgisch-Preussischen Orden, der älteste war der von Kurfürst Friedrich II. in der Zeit von 1440—1443 gestiftete Schwanen-Orden, der eine religiös-sittliche Tendenz verfolgte. Er verfiel in Folge der Reformation; doch machte Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1845 einen Versuch zur Wiederbelebung. Der zweitälteste, Orden de la générosité, den König Friedrich I. noch als Kurprinz im Jahre 1685 gestiftet hatte, bestand bis 1740, zu welcher Zeit ihn Friedrich II. bald nach der Thronbesteigung in den noch heute bestehenden „Orden pour le mérite“ verwandelte.

10. Custos Buchholz bringt 15 Blätter Landschaftsbilder aus dem Kreise Crossen zur Ansicht, die um 1795 gezeichnet, in Kupfer gestochen und koloriert worden sind. Es sind anmutige Partien innerhalb der damals Gräflich Finkenstein'schen Güter Skyren, Drehnöw, Trebichow; von Interesse ist namentlich ein Theerofen und ein Backofen. Das erstgenannte Gut ist neuerdings als Ruhe-Aufenthalt des zweiten deutschen Reichskanzlers, Grafen Caprivi, bekannt geworden.

11. Herr Dr. Otto Franz Gensichen verlas einige Abschnitte aus seiner Dichtung Pfarrhaussegen. In den allgemeinen Zügen ist der Inhalt des Epos schon S. 282 d. Jhrgs. angegeben worden. Die künstlerisch vollendete Recitation machte den tiefsten Eindruck auf die Hörer. Der Vortrag war dem Inhalt so angepasst, dass die mannigfachen Scenen ausserordentlich wirksam hervortraten. Es sei hier nur an die Schilderung des Sonntagmorgens vor dem Kirchgang erinnert, welche die feierliche Stille und den Frieden der Landschaft malt und weiter an die Darstellung von der Not, die das wachsende Wasser der Warte den Anwohnern bringt, von dem Hangen und Bangen und dem Aufatmen, als die Gefahr vorüber ist. Wir Märker wollen dem Dichter dankbar sein, dass er die Poesie unserer Heimat auch in der Gegenwart zu finden weiss und dass er, als der erste, ihr auch das poetische Gewand gegeben hat.

12. Vortrag von Frl. Elisabeth Lemke über
Volkstümliche Soldatenlieder.

Geehrte Anwesende! Die Thatsache, dass nunmehr ein Vierteljahrhundert seit dem Kriege 1870—71 vergangen ist, hat zu unübersehbar vielen Mitteilungen und Betrachtungen Veranlassung gegeben. Leute, die vordem niemals für eine Zeitung geschrieben hatten, überliessen ihre aus dem Feldzuge stammenden Aufzeichnungen der Presse; und mancher Einer, der damals mit dabei gewesen ist, meldet sich zum Worte. Bitte, folgern Sie nun aber nicht, — weil ich hier über Soldatenlieder sprechen werde — dass auch ich mit dabei gewesen wäre!

Der mir zufällig vor Augen gekommene Abdruck eines Briefes von Gustav Freytag über jene Arten von Liedern, denen der aus den unteren Volksschichten kommende Soldat den Vorzug giebt, erinnerte mich zunächst an meine eigene kleine Sammlung solcher Lieder, sodann verglich ich dieselben mit gedrucktem und ungedrucktem Material aus dem gesammten deutschen Vaterlande. Wie es in der Natur der Sache liegt, ist die Übereinstimmung der Soldatenlieder in allen Gauen des Reiches eine sehr grosse. Daher muss ich annehmen, Ihnen nicht viel Neues vortragen zu können. Indessen möchte ein kleiner Rundblick auf genanntem Gebiete Sie ein wenig unterhalten.

Ich werde — was Beispiele anbelangt — im Wesentlichen Varianten aus der Mark Brandenburg und der Provinz Ostpreussen berücksichtigen. Dies ist (abgesehen von anderen Gründen, die meine Auswahl bestimmen) naheliegend durch die Bedeutung, welche gerade diese beiden Provinzen für uns haben.

Der allergrösste Teil der Soldatenlieder geht zugleich unter dem Namen „Volkslieder“, und das in mehr, als einem Sinne, mit Recht. Dagegen birgt die Bezeichnung „Volkslied“ im Allgemeinen einen kleinen Widerspruch in sich, den Jeder kennt, der lange Zeit hindurch z. B. mit der ländlichen Arbeiterbevölkerung verkehrt und sie treulich beobachtet hat. Wol singt man auch hier Manches, was in allen Kreisen des Vaterlandes und darüber hinaus so treffend „Volkslied“ genannt wird; aber wir möchten mit diesem Worte nicht ohne Weiteres jene Gesänge bezeichnen, die daselbst mit Vorliebe gepflegt werden; und doch sind dies wiederum die wahren „Lieder des Volkes“.

Das Volk (insofern wir die unteren Schichten der Bevölkerung darunter verstehen) hat seine eigene Welt und lehnt in den meisten Fällen das Eindringen des ihm Fernliegenden ab, womit Dieser oder Jener es beglücken möchte; es hat seine besondere Poesie, worin es lebt und denkt, die es auch nicht selten ausspricht, — aber meist unbewusst. Die Mehrzahl seiner Gesänge bedeutet ihm nur das, was man ein „angenehmes Geräusch“ nennt. Es fällt ihm nicht ein, und es hat auch nicht die Fähigkeit (und auch nicht die Zeit) dazu, über die Worte und ihren

Sinn viel nachzudenken; es singt sozusagen darauf los. Wenn sich das nicht mit einiger Bequemlichkeit thun lässt, wird das Lied entweder abgelehnt oder zurechtgerüttelt. So hat man immer verfahren; so ward nach Belieben und Bedarf manches aus altersgrauer Zeit herstammende Lied verstümmelt, dass man's kaum wieder erkennen kann; oft gehört der erprobte Spürsinn eines Fachgelehrten dazu, um die rechtmässigen Theile der Dichtung nachzuweisen.

Der erwähnte Brief von Gustav Freytag (abgedruckt in den „Grenzböten“ III, 1895) bezieht sich auf ein Heft Lieder, welches 1870 für in's Feld ziehende Soldaten zusammengestellt ward und womöglich dem ganzen Heere übermittleit werden sollte. Das Heft enthält u. A.: Die Wacht am Rhein, Deutschland über Alles, von Arndt des Deutschen Vaterland, sowie das Kriegslied gegen die Welschen, von Körner das Schwertlied, Lützows wilde Jagd, Trinklied vor der Schlacht, Gebet vor der Schlacht u. s. w.

Man wünschte hierüber ein Urtheil von Gustav Freytag, der sich in der Begleitung des Kronprinzen befand, zu hören; und er schrieb (am 23. September 1870): „Die Schwierigkeit der Spedition ist nicht das einzige Bedenken, welches mir gegen das patriotische Unternehmen erhoben wurde. Die Hauptsache ist — und ich spreche hier nicht nur die eigene Ansicht, sondern das Urtheil Aller aus, denen ich die kleinen Liederhefte zeigte — diese Lieder sind es nicht, welche unsere Soldaten zu singen lieben, und nicht die, welche sie im Felde brauchen, um den Segen eines frischen Liedes zu empfangen Die Mehrzahl der Lieder, welche man gewählt, sind sehr werthe Gabe der Gebildeten Dem Soldaten im Felde ist dies Genre viel zu vornehm und unbequem Ist das Rohheit unseres Volkes? Im Gegentheil. Es ist nur eine Wahrhaftigkeit, der in der Regel eine sehr feine Empfindung zu Grunde liegt. Wen der grimmige Ernst des Krieges umgiebt, der hat vor Allem das Bedürfniss, nicht sich poetisch darein zu versenken, sondern humoristisch daraus zu erheben. Diese Befreiung und Herstellung des Gleichgewichts wird am schnellsten durch einen Spass, einen derben Ausdruck erreicht. Der Soldat singt deshalb am liebsten etwas Lustiges. Und der Hauptmann überhört gern, wenn der Text nicht immer plumpe Ausdrücke vermeidet. Der Soldat braucht ferner flüssige Melodien und Texte, bei denen sich gut marschirt, solche, in denen nicht zu viel Anschauungen und schilderndes Detail zusammengedrängt ist, wie in der Regel bei Arndt und Körner. . . . Die drei Reiter und der gute Kamerad werden noch durch mehrere Generationen gesungen werden; das „Lieb Vaterland kannst ruhig sein“ haben Offiziere und Soldaten im Felde herzlich satt. Es ist ein eigenes geheimnissvolles Ding um die Poesie des Volkes — für uns Gebildete. Und ich fürchte nicht, von Ihnen ungerechter Kritik geziehen zu werden, wenn ich Ihnen geradezu sage,

dass mir gerade die sogenannte volksthümliche Poesie der Deutschen über die Sängler der Freiheitskriege und selbst Uhland hinweg noch nicht den richtigen, einfachen Ton gefunden zu haben scheint, welcher die Kluft zwischen Kunstpoesie und Volkslied überklingt. Göthe, . . . Uhland und Heine haben Jeder in einzelnen Liedern diese Herrschaft über das Volksgemüth gewonnen, fast nur zufällig. Einen gebildeten Dichter der ganz volksthümlich empfand, haben wir noch nicht gehabt. Unterdess macht sich der Soldat am besten seinen bescheidenen Liederbedarf selbst. Von Allem, was aus unsern Kreisen in diesem Kriege dem Heere zugebellmaust wurde, hat sich blitzschnell nur das Chassepotlied des Kladderadatsch verbreitet, obgleich es nach Rhythmus und Text dem Soldaten nicht völlig bequem ist. Aber es hat einzelne Stellen, wie: „Immer feste auf die Weste“, die nebst der beherzten Tendenz dem Heere durchaus liebenswerth sind“.

Nun, dergleichen ist dem Soldaten nicht nur im Felde „durchaus liebenswerth“, sondern überall recht. Personen, die gründlichen Einblick in jene zu Hause oder in Kasernen geschriebenen Sammlungen thun können, versichern, dass die am meisten beliebten Lieder Nichts zu wünschen übrig lassen, was drastischen Ausdruck, Derbheit und Keckheit anbelangt. Von diesem Superlativ der Soldaten-Poesie Kenntniss zu nehmen, muss ich natürlich Ihren persönlichen Bemühungen überlassen.

Ehe wir uns mit der Gegenwart beschäftigen, sei in Kürze an die Herkunft und Geschichte des Soldatenliedes erinnert.

Da können wir zurückschauen bis zu Tacitus, der von den Schlachtgesängen unserer Vorfahren berichtet. In jenen gewaltig klingenden Gesängen feierten die Germanen die Thaten ihrer Nationalhelden, welche dadurch mehr und mehr den Göttern nahe gerückt wurden.

„Leider“ — sagt H. Ziegler in seinen „Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus fünf Jahrhunderten“, 1386–1871, (Leipzig Breitkopf & Härtel) — „ist uns kein einziges Zeugniss dieser Heldengesänge erhalten. Wir wissen nur, dass sich schon in jenen Zeiten die Poesie versöhnend und erquickend durch das raube Kriegerhandwerk zog und — auf die rein innerliche Erregung verzichtend — zur Handlung überleitete. Die begeisternden Heldenlieder wurden bei den Gelagen, welche den Schlachten vorangingen, und bei Beginn des Kampfes gesungen; und zwar haben wir uns den Vortrag so zu denken, dass einige Vorsänger das Lied, die Heerhaufen nur den Refrain sangen. — Das Kriegslied im modernen Sinn tritt erst im 14. Jahrhundert auf, in welcher Zeit die Schweizer Blut und Leben für Freiheit und Vaterland dransetzten. Der Tag, welcher den vier Waldstätten den ruhmvollen Sieg über das übermüthige Oesterreich brachte — der Tag der Schlacht bei Sempach (1386) — ist der Geburtstag des volksthümlichen Kriegsliedes.

Hundert Jahre später singt der wackere Veit Weber („der selbst gewesen in der Schlacht“) sein Jubellied auf den Kampf bei Murten, in welchem Liede wir bereits einen Fortschritt, den Uebergang aus der rein epischen Vortragsweise zu lyrischer Subjektivität erkennen können. Von nun an kommt die volksthümliche Dichtung — gefördert durch die Buchdruckerkunst, in Form von fliegenden Blättern u. s. w. — in Fluss. Jedes wichtige, das Volk in seiner Gesamtheit interessirende Ereigniss wird in Verse gebracht; und diese machen, nach bekannten Melodien gesungen, die Runde durch alle deutschen Gaue. — Doch erst das 16. Jahrhundert mit seinen tief einschneidenden religiösen, politischen und socialen Umwälzungen hat im eigentlichen Sinne das Soldatenlied geschaffen. Historisch erklärt sich diese Erscheinung aus der in jene Zeit fallenden Entwicklung des Landsknechtslebens“.

Ihre Begründung und ihre erste Einrichtung (1492) verdankt die Miliz der Landsknechte dem Kaiser Maximilian I., von dem sie selbst sangen:

Gott gnad dem grossmechtigen kaiser frumme
 Maximilian! bei dem ist aufkumme
 ein orden, durchzeucht all land
 mit pfeiffen und mit trummen:
 landsknecht sind sie genannt.

„In dem langwierigen Streit zwischen Habsburg und Frankreich, der bis zum Ende des 30 jährigen Krieges das Triebrad aller politischen Bewegungen Europa's blieb, sah sich der junge Held vom Adel seiner Erbstaaten verlassen und von der ungebändigten Reichsritterschaft wenig unterstützt; da befahl er, Fussvolk aus der jungen Mannschaft des Landes zu werben; und mit Hülfe des Grafen Eitelfriedrich von Zollern und Georg von Frundsberg brachte er ein Heer aus den österreichischen Erblanden zusammen, das bald einen berühmten Namen durch die ganze Welt erwerben sollte. Diese Leute waffnete er nach Schweizerart ohne Schild, mit 18 Fuss langen Spiessen, mit Hellebarden und ungeheuren Schlachtschwertern, u. s. w. — So entstanden die Landsknechte, d. h. „eingeborene Kriegersleute“, die in ihrer Taktik, in ihren Gewohnheiten, in ihrem Gericht und Recht nichts Anderes, als das alte Volksheer der Merowingerzeit waren. Sie selbst, in deren Reihen auch Männer von Adel sich befanden, nannten sich mit Vorliebe die „frommen“ Landsknechte, obgleich sie Nichts weniger, als fromm im heutigen Sinne des Wortes waren. Aber das Wort „fromm“ hatte damals einen andern Sinn; es bedeutete: förderlich, dem Zweck entsprechend, seine Pflicht erfüllend; erst nach Luther hat das Wort die religiöse Bedeutung bekommen, die es heute noch hat“. (R. König, Deutsche Literaturgeschichte.)

Hier ein Paar Proben jener Lieder:

Der in Krieg wil ziehen,
Der sol gerüstet sein;
was sol er mit ihm führen?
ein schönes Fräulein,
ein langen Spiess, ein kurzen Degen,
ein Herren wöll'n wir suchen,
der uns Bescheid soll geben.

Der Landsknecht' Muth
stift nichtes gut,
Mord, Raub und Brand
acht er kein Schand',
Martern und Schweren
braucht er zu ehren,
allein um Gut
er kriegen thut,
und ist nichts als der Welt Ruth'.

Fasten und beten lassen sie wol bleiben
Und meinen, Pfaffen und Mönch' sollen's treiben.

Hat er doch sein Stücklein Brod
oder einen honetten Tod.

Viel Ehr' hat er,
er siegt als Held.
Sein' Seele fleucht in's Himmelszelt.

Uebrigens ist ein „tiefer Strom echter Liebeslyrik aus den Reihen der Landsknechte dem deutschen Volke zugeflossen. Aber mit dem Ueberhandnehmen jener Existenzen, die von sich sangen:

Ich hab' mein Lebtage nichts Gutes gethan
und hab' es auch nicht im Sinn;
das weiss meine ganze Freundschaft ja,
dass ich ein Unkraut bin;
drum bin ich bei meinem Fürsten Soldat, —

mussten die Heerhaufen schliesslich verwildern und sittlich verkommen. Die Poesie findet bald keinen Boden mehr; denn alle edleren Züge sind erblichen. Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts ist die Blüthe dieses Standes abgestreift, die Wurzel krank; die traurige Zeit des 30 jährigen Krieges findet den ganzen Stamm morsch und faul.“ (H. Ziegler, a. a. O.)

Geehrte Anwesende, ich brauche wol kaum daran zu erinnern, welchen Einblick in die nunmehr sich ausbildenden Zustände wir kürzlich

gewannen, nämlich durch den interessanten Vortrag des Herrn Divisionspfarrer Schild aus Torgau.

Während jene Zeit reich an Kriegs- und politischen Liedern war, galt als Losung des Soldaten „In Hungersnoth schlag' Hennen todt und lass kein Gans mehr leben“!

Aber allmählich sollte der Gesamtzustand besser werden. „1675 tritt eine neue, noch kleine, aber durchaus tüchtige Macht auf den Plan, mit deren Fahnen von nun an die patriotische Dichtung unlöslich verknüpft ist: es ist die brandenburg-preussische Monarchie, die unter dem grossen Kurfürsten die deutsche Sache zu der ihrigen macht und in der Schlacht bei Fehrbellin den mit der Zeit zum Erbfeinde gewordenen Schweden energisch die Thür weist. Vor dem Erscheinen Friedrich d. Gr. ist es noch Prinz Eugen, der als echt populärer Held und kräftiger Vertreter des wieder erstarkten Deutschlands gegen östliche und westliche Feinde in unzähligen Liedern gefeiert wird. Von 1740 an steht jedoch Preussen ganz im Vordergrund. Friedrich d. Gr. ward der Anstoss zu einer neuen Aera besagter Dichtung“. (H. Ziegler, a. a. O.)

Auf die Schlacht bei Rossbach (in Thüringen, 5. Nov. 1757) bezieht sich wol folgendes Lied das nach der Melodie „Wir preussische Husaren, wann kriegen wir Geld“ gesungen wurde:

1. Ei, ei, mein Herr Soubise, was hast du denn gedacht,
Dass du dich auf die Strümpfe nach Sachsen hergemacht?
Stolzierst ja mit Prangen, wie Pharao, in's Feld,
Mit 60 000 Steitern, Geharnisch und Gezelt.

2. Du meintest wol, uns Preussen schlug dein Franzosenwitz
Und Friedrich kannst du jagen mit deiner Pudelmütz'?
Na, na, der hat mit Lachen dein Prahlen angehört
Und seinen starken Degen gleich wider dich gekehrt.

U. s. w.

Die Frage „was hast du denn gedacht“? — hier an Soubise gerichtet — werden wir nachher in einem Liede antreffen, das sich auf Napoleon I. bezieht.

Mit dem Tode Friedrich d. Gr. ist es wiederum mit der patriotisch-dichterischen Erhebung zu Ende. Als „Testament“ dieses Königs ging folgendes Lied:

1. Weil ich nun bald werde sterben
Und hab' weiter keinen Erben,
So mach' ich mein Testament.
Meines Bruders Wilhelm Sohne
Wird besteigen meinen Throne;
Und so hat der Streit ein End'.

2. Keine Glocken lasst mir läuten,
Stille mit der Leiche schreiten,
Wenn die Glocke Achte schlägt!
Auch ist dieses mein Begehren,
Welches ihr mir sollt gewähren,
Dass mich meine Garde trägt!

3. Lasst mir keine Musik machen,
Lasst auch keine Stücke krachen,
Machet auch kein Trauermahl!
Doch kann sich ein Tambour rühren. —
Und die Garde paradiren
In dem grossen Trauersaal!

4. Ihr sollt mich nicht balsamiren
Und so in's Gewölbe führen!
Zu was dienet diese Pracht? —
Gott befehl' ich meine Seele,
Meinen Leib der düstern Höhle,
Die schon lang' für mich gemacht.

5. Schmeichelt mir nicht nach dem Tode,
Lobt mich nicht in einer Ode!
— Nach dem Tod' ist Niemand schön.
Redet nicht von meinem Namen,
Schliesst mein Bild in keinen Rahmen!
— Eitler Ruhm muss doch vergeh'n.

6. Sagt man gleich von mir viel' Lügen,
So bleibt dies doch mein Vergnügen,
Dass die Seele reiner ist.
Viele Sieg' hab' ich erhalten;
Gott thät über mich stets walten,
Trotz der Feinde schlauer List.

7. Brauchet Rätze von Verstande!
Suchet sie in eurem Lande,
Die getreu und ehrlich seyn!
Wählet keine fremden Männer!
Sie sind keine Landeskenner,
Dienen nur aus falschem Schein.

8. Hier habt ihr nun meinen Willen!
Suchet, ihn nun zu erfüllen!
— Dieses wünsch' ich für und für.
Ich geh' nun zu meinen Helden,
Die in jenen Himmelszelten
Meiner warten mit Begier.

9. Zu Schwerin und Winterfelden

Geh' ich dann in jene Welten;
 Hier kann ich nicht länger seyn.
 Meinen Ziethen werd' ich sehen
 Und mit Keith und Moritz gehen,
 Ewig mich mit ihnen freu'n,

Dieses Lied ward nach der Melodie „Prinz Eugen, der edle Ritter“ gesungen und ist von Franz Wilhelm Freiherrn von Dittfurth — nach mündlicher Ueberlieferung aus Unterfranken — in seine Sammlung „Einhundert historische Volkslieder des Preussischen Heeres von 1675 bis 1866“ (Berlin, E. S. Mittler & S.) aufgenommen; 1839 stand es in einem Würzburger Kalender abgedruckt.

Den nächsten Aufschwung nahm die patriotische Dichtung erst bei der allgemeinen Erhebung des Volkes. Neben den berühmt gewordenen Liedern von Körner, Fouqué Schenkendorf, Arndt, Rückert u. s. w. „geht eine einfachere Volks- und Soldatenpoesie her, die im Heere gesungen ward und zündete. Unzählige Spottlieder auf den „Näppel“ (Napoleon I.) halfen das Ansehen des grossen Korsen untergraben und die Furcht vor dem unüberwindlichen Heere verscheuchen.“ (H. Ziegler, a. a. O.)

Ein Theil dieser Lieder wird noch heute mit grösstem Behagen überall gesungen, — sowol in Kasernen, im Quartier u. s. w., wie im Dorfe nach der Arbeit und bei Festlichkeiten, z. B. Erntebier.

Ich wusste schon seit einer Reihe von Jahren auf dem so ungemein dankbaren Felde der Erforschung des Volksthümlichen Bescheid, aber noch immer wollte es mir nicht gelingen, gerade in meiner ostpreussischen Heimath ein ganzes Napoleonslied zu verzeichnen; ich traf immer nur Bruchstücke bei meinen Gewährsleuten. Vor allem ersehnte ich das Lied, in welchem Napoleon I. mit dem Namen „Schustergeselle“ bedacht wird und welches s. Z. mit dem Kotzebue-Hummelschen „Es kann ja nicht immer so bleiben“ so zu sagen zusammengeknetet wurde. Endlich sollte sich mein Wunsch erfüllen. In dem etwa 70 Jahre alten Hirten Klaus, der — seine Soldatenzeit ausgenommen — besagte Gegend niemals verlassen hatte, fand ich den gesuchten Sänger. Letzteres Wort ist wie ich Ihnen gleich erklären werde, buchstäblich zu nehmen. Bei verschiedenen Gelegenheiten hatte ich wohl überlegte Angriffe auf Klaus gemacht; doch der Alte hatte immer erklärt: er könne sich auf das Lied nicht mehr besinnen. Da nahm ich zu einem Gewaltmittel meine Zuflucht. An einem köstlichen Sommerabend lockte ich Klaus unter die alten Linden in unserm Garten, und wir nahmen auf einer Bank (wenn auch nicht dicht nebeneinander) Platz. In meiner Hand hielt ich ein Wasserglas, zu $\frac{3}{4}$ mit grässlich-schönem Liqueur gefüllt. „Nun, Klaus, wie ist's mit dem Napoleonslied“? — „Neiche, nei, nei, nei, ich weiss Nichts mehr

davon.“ — „Na, trink' Er nur erst einen Schluck von diesem schönen Liqueur!“ — Der Schluck ward gethan. „Gewusst hab' ich das Lied sehr gut. Wie fängt's doch blos an!“ — „Trink' Er noch einen Schluck und besinn' Er sich dann!“ — Ein zweiter Schluck und noch ein Schluck! dann sprang Klaus von seinem Sitze und stellte sich, wie zum Exerziren oder Marschiren hin. Sofort hielt ich Papier und Bleistift in Bereitschaft. Und Klaus sang:

1. Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und haben ein' Andern so lieb,
Wir erheitern einem Andern das Leben; —
Ach, wenn es doch immer so blieb!

2. Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem Wechsel des Mond's,
Denn der Krieg muss den Frieden vertreiben,
Und im Kriege wird Keiner verschont.

3. Dann kommen die stolzen Franzosen;
Wir Preussen, wir fürchten uns nicht.
Wir stehen so fest wie die Mauern
Und legen die Waffen nicht ab.

4. Wir legen die Waffen nicht nieder,
Bis dass Deutschland ist gänzlich in Ruh';
Die Franzosen, die müssen retiriren
Nach Frankreich, ohn' Strümpf' und ohn' Schuh'.

5. Ach, Napoleon, du Schustergeselle,
Du sitztest nicht fest auf deinem Thron,
Denn in Deutschland da warst du so strenge,
Und in Russland bekamst du deinen Lohn.

6. Ach, hätt' ich doch nie an das Russland gedacht,
Und hätt' mit den Preussen den Frieden gemacht!
Ei, so wär' ich doch Kaiser geblieben
Und hätte den allerhöchsten Thron.

Klaus trank noch, in tiefes Sinnen verloren, den beträchtlichen Rest Liqueur und ging dann, von meinen aufrichtigen Dankesworten begleitet, nach Hause; er wird in jener Nacht wol einen guten Schlaf gehabt haben.

Das erwähnte Lied habe ich seitdem oft von unsern Leuten singen hören, ebenso in andern Theilen Ostpreussens; ich erhielt es aus Westpreussen, aus Schleswig-Holstein und Süd-Deutschland. Wie mir von zuverlässiger Seite versichert worden ist, wird das Lied ebenfalls in

Berliner Kasernen gesungen. Unter der Ueberschrift „Der preussische Soldat“ ist es abgedruckt in „Deutsche Liederhalle oder Sammlung der schönsten Lieder und Gesänge für fröhliche Gesellschaften.“ (Augsburg.) Ziegler entnimmt es Simrock's „Deutschen Volksliedern“; daselbst wird Napoleon mit „Schustergesellchen“ angeredet.

Ein anderes Napoleonslied, das ich daheim ausfindig machte, lautet:

1. Wo bist du denn geblieben,
Du stolzer Napoleon?
Die Nacht hat dich vertrieben
Mit deiner Kriegesmacht.

2. Guten Tag, du Bruder Preussen!
Was hast du denn gedacht?
Du hast mich ja betrogen
Gleich bei der ersten Schlacht.

3. Ich meint', ich wär' ganz sicher schon
Mit meiner Kriegesmacht, —
Doch hast du mich betrogen
Gleich bei der ersten Schlacht.

In einem Verslein heisst es:

Bonaparte ist nicht stolz,
Er handelt gern mit Schwefelholz.

(S. A. Treichel, Danz. Ztg., 15. Jan. 93.)

Unter dem Titel „Napoleons Niederlagen“ bringt A. Treichel in seinem Buche „Volkslieder und Volksreime aus Westpreussen“ (Danzig, Th. Bertling):

1. Bei Smolensk war die erste Schlacht,
Die Napoleon mit den Russen macht,
Mit Infanterien.
Auf einmal war das Feld so roth
Von lauter, lauter französischem Blut;
Sie mussten weichen.

2. Bei Moskau war die zweite Schlacht,
Die Napoleon mit den Russen macht,
Mit Kavallerieen.
Sie steckten Moskau in den Brand
Und schlugen die Franzosen aus ihrem Land
Bis hin nach Sachsen.

3. In Sachsen, da versammelten sie sich
 Und wollten wieder nach Preussen zurück,
 Um Beut' zu machen.
 Da kam der preussische König an
 Mit fünfmalhunderttausend Mann,
 Sie brav zu schlagen.

4. Er schlug sie immer hin und her,
 Sie verloren Kanonen und Gewehr,
 Dazu die Schuhe.
 Er sprach: „Ret'riert man immerzu!
 „Hol' der Teufel uns're Schuh',
 „Sie bleiben in Sachsen.“

5. Als Napoleon dieses recht vernahm,
 Sprach er: „Ich bin ein armer Mann;
 „Was will daraus werden!
 „Denn alle Generale sind verloren,
 „Und meinen Soldaten wird's bange davor
 „Vor solchen Leuten.“

6. Die Preussen sind gar brave Leut';
 Sie streiten wie Vöglein in der Welt
 Bis auf die Spitze.
 Napoleon, du Deuwelskind,
 Dass du uns alle junge Leut' wegnimmst,
 Du lump'ger Kaiser!

7. Hätt'st du mit Preussen Frieden gemacht
 Und hättest an Russland nicht gedacht,
 Wär'st Kaiser geblieben.
 Mit Preussen hat es keine Noth;
 Der Kaiser Alexander hat Geld und Brod
 Für seine Leute.

8. Bei Paris war die letzte Schlacht,
 Die Napoleon mit den Preussen macht,
 Auf freiem Felde.
 Mit einmal war das Feld so roth
 Mit lauter, lauter französischem Blut;
 Sie mussten weichen.

Herr Dr. Joh. Bolte in Berlin hat zu den Quellen-Angaben — die erwähnte Liedersammlung betreffend — sehr werthvolle Beiträge geliefert; das eben vorgeführte Lied ward einer Handschrift von 1828 entnommen; zu vergleichen wären u. A.: Soltau-Hildebrand „Bei Waterloo war die erste Schlacht“ (Deutsche historische Volkslieder 2, No. 89), sowie Erk-Böhme No. 352a.

In dem Liede „Die Husaren 1813“ (Ditfurth, a. a. O.) heisst es
— 2. Strophe —:

Napoleon, deine Stricke und arge Tyrannei —
Die hauen wir in tausend, in tausend Stücke entzwei!
Eh' wollen wir nicht rasten und ruh'n, bis Alles gut,
Und du uns abgezahlet mit deinem eig'nen Blut.

An die Schlacht bei Grossbeeren (23. August 1813) knüpft sich
das Lied:

1. Bei Grossbeeren, bei Grossbeeren,
General Bülow in der Schlacht
Thut den Franzen Mores lehren,
Bis sie ganz caput gemacht.
General Bülow ist ein Held,
Allzeit siegreich in dem Feld.

2. Bei Grossbeeren, bei Grössbeeren
Mit der langen Nas' abzieh'n
Musst' der Franze, der zerstören
Wollte unser schön's Berlin.

U. s. w.

Dieses Lied entnahm Ditfurth im Jahre 1835 der geschriebenen Sammlung eines Soldaten in der Alexander-Kaserne zu Berlin, wie denn überhaupt solche von Soldaten angelegten Sammlungen eine nicht zu unterschätzende Fundgrube für die hier in Rede stehenden Nachforschungen sind. Ich kann dies, geehrte Anwesende, aus eigener Erfahrung bestätigen. Als mir der Gedanke kam, über Soldatenlieder hier vor Ihnen zu sprechen, sah ich mich auch nach militärischer Hülfe um. Zu diesem Zwecke wandte ich mich an einige Offiziere und an einen hiesigen Kapellmeister. Der Erfolg war gleich Null, indem ich — statt Nachrichten über Lieblingslieder der Soldaten, handschriftliche Sammlungen u. s. w. — nur den guten Rath erhielt, mir das vom Königl. Kriegs-Ministerium herausgegebene, bei E. S. Mittler verlegte „Soldatenliederbuch“ zu verschaffen. Ich musste mir also selber helfen. Ein Angriff, wie auf jenen Klaus gemacht, war indess nicht nöthig. In Herrn Ludwig, — Sattlermeister in der Alexandrinenstr. hier — der seine Beziehungen zur Kaserne auch nach der Soldatenzeit gepflegt hat, kam mir die Unterstützung. Er veranlasste seinen Freund, den Unteroffizier Werther vom 1. Garde-Drägoner-Regiment, mir eine „gesäuberte“ Auslese umfangreicherer Handschriften zukommen zu lassen. Diese dankenswerthe Sammlung liefert einen neuen Beweis dafür, dass die Mehrzahl solcher Gesänge allenthalben Uebereinstimmung zeigt. Natürlich bilden sich aber überall Varianten aus.

Ich greife ein wenig vor, wenn ich die Anfänge einiger Lieder aus jenem Hefte erwähne; z. B. „Bei Sedan auf der Höhe“ — „Lustig ist das deutsche Leben“ — „Müde kehrt ein Wandersmann zurück.“

Erstaunt und erfreut war ich, das auf das Jahr 1812 zu verweisende Lied „Ist denn dieses wirklich war“ gleichfalls verzeichnet zu finden; ich werde nachher die der Jetztzeit angehörende Abänderung erwähnen. Das Original lautet:

1. Ist denn dieses wirklich wahr,
Wie man's hat vernommen,
Dass so viele tausend Mann
Sind nach Russland kommen?

2. Mit Kanonen, Spiess und Schwert
Sind zum Streit versehen
Viel' zu Fuss und Viel' zu Pferd',
Die nach Russland gehen.

3. Kaiser der — Napoleon —
Ist nach Russland kommen,
Hat sogleich die grosse Stadt
Moskau eingenommen.

4. Die Franzosen liefen schnell,
Etwas zu erwerben;
Denn der Hunger war sehr gross,
Viele mussten sterben.

5. Napoleon zum Volke sprach:
Hier giebt's keine Gärten;
Petersburg, die Residenz,
Müssen wir noch haben!

6. Da giebt's Brod und Fleisch genug
Und ein herrlich Leben
Und ein Glas Champagnerwein,
Bier und Schnaps daneben.

7. Landsmann, nimm dich wol in Acht,
Wie es dir wird gehen!
Siehst du nicht die grosse Macht
An der Grénze stehen?

8. Ein französ'scher Offizier
Sprach: wir sind verloren!
Alle uns're schönsten Leut'
Sind im Schnee erfroren.

9. Hochmuth wird von Gott gestraft,
 Wie es steht geschrieben;
 O du stolzer Bonapart,
 Du musst unterliegen!

Diese 9 Strophen sind nun unter dem Namen „Dragonerlied“ zu 5 zusammengeschmolzen:

1. Ist es denn nun wirklich wahr,
 Was man hat vernommen,
 Dass so viele tausend Mann
 Sind nach Frankreich kommen?

2. Viel' zu Pferd' und Viel' zu Fuss,
 Viele zum Verderben.
 Ach, der Kummer war so gross, —
 Viele mussten sterben.

3. Wehe dir, Napoleon,
 Wie wird's dir ergehen!
 Siehst du nicht bei Mars la Tour
 Die Dragoner stehen?

4. Mitrailleuse und Chassepot,
 Turkos und Zuaven! —
 Uns're Leut' geh'n muthig vor, *müthig, froh*
 Haben bess're Waffen.

5. Tambour wirbelt auf und ab;
 — Vorwärts, Grenadiere!
 Vor Paris wird Halt gemacht;
 Da giebt es Quartiere.

Dieses Lied klingt anders, als jenes aus dem preussisch-französischen Kriege 1806;

Ach Preusse, was hast du gefangen an
 Schon wieder auf's Neu' einen Krieg!
 Franzosen und Bayern greifen dich an
 Als wie ein feuriges Licht.
 Sie werden dich aus deinem Lustgarten vertreiben
 Und werden dich jagen davon;
 Darinnen soll Keiner verbleiben,
 Kein einzig gewaffneter Mann.

U. s. w.

Versmaass und Reim werden oft arg gemisshandelt; das stört aber Niemand. Die Mängel des Versmaasses gleicht man durch Dehnung oder

Beschleunigung beim Singen aus; und wo der ursprüngliche Text verloren ging, hilft man sich durch Wiederholungen.

Wiederholungen sind aber auch sonst sehr beliebt; z. B. bei jenem Liede, das in verschiedenen Gegenden einen verschiedenen Anfang hat, indem allemal eine andere Stadt gemeint ist. In A. Müller's „Volkslieder aus dem Erzgebirge“ heisst es: Berlin ist eine wunderschöne Stadt; — bei Lewalter: O Strassburg, eine wunderschöne Stadt; — in Berlin: Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt; — in Westpreussen: Preussisch Eylau ist eine schöne Stadt; (bekanntlich liegt dieselbe in Ostpreussen) — in Ostpreussen aber singt man von dem westpreussischen Städtchen:

Deutsch Eylau, eine wunderschöne Stadt,
Da drinnen ein Soldat,
Der da muss marschiren wol in den Krieg,
Der da muss marschiren wol in den Krieg,
Wo die Kanonen steh'n,
Wo die Kanonen steh'n.

In der vorhin erwähnten Liedersammlung von A. Treichel ist dies Lied in folgender Fassung:

1. Preussisch Eylau ist eine schöne Stadt,
Darinnen ein Soldat;
Der Soldat, der muss marschiren wol in den Krieg,
Wo die Kanonen steh'n, wo die Franzosen geh'n.

2. Und als er in die Stadt reinkam
Wol vor des Hauptmann's Haus, —
Der Hauptmann schaut zum Fenster hinaus:
„Mein Sohn, bist Du schon hier?“

3. „Geh' Du zu dem Herrn Feldwebel hin,
„Zieh' den blauen Rock Dir an!
„Denn Du musst marschiren wol in den Krieg,
„Wo die Kanonen steh'n, wo die Franzosen geh'n!“

4. Und als der erste Tag herankam,
Sein Feinstliebchen weint' so sehr.
„Weine nicht, weine nicht, mein liebes Kind,
„Weil ich noch bei Dir bin!“

5. Und als der zweite Tag herankam,
Feinstliebchen weint' viel mehr.
„Weine nicht, weine nicht, mein liebes Kind,
„Weil ich noch bei Dir bin!“

6. Und als er in das Schlachtfeld kam,
Die erste Kugel war sein.
Ei, nun liegt er da und schreit so sehr
Nach seinem Kamerad.

7. „Kamerad, ach liebster Kamerad,
„Schreibe Du einen Brief nach Haus'!
„Schreibe Du, schreibe Du an meine Braut,
„Dass ich erschossen bin!“ —

8. „Ich hab' keine Tint' und Feder,
„Damit ich schreiben kann.“ —
„Tauche Du Dein Finger in mein Blut'
„Und schreib' mit meinem Blut'!“ —

9. Und als die Braut den Brief bekam,
Vor Schrecken fiel sie um.
„Ei, nun liegt er da und schreit nicht mehr;
„Die Seel' geht um ihn 'rum.“

Aus den Kriegsjahren 1870—71 sind nicht viele volksthümliche Soldatenlieder in Deutschland und darüber hinaus bekannt geworden. Am verbreitetsten ist wol jenes Lied, von dem Karl Voretzsch („Zu den deutschen Volksliedern aus Böhmen und aus Niederhessen“, — Zeitschr. d. „Vereins für Volkskunde“ 1893, II, 179) sagt: „Text und Melodie vereinigen sich, um eins der schönsten Soldaten- und Volkslieder zu schaffen, das — auf dem Marsche oder im Biwak von zweistimmigem Chor gesungen — einen überwältigenden Eindruck macht.“ Es liegen mir gar abweichende Schreibweisen vor. Der „Brandenburgia“ biete ich das Lied in der Fassung dar, die ich dem erwähnten Garde-Drögoner zu verdanken habe:

1. Bei Sedan auf der Höhe
Stand nach der blut'gen Schlacht
In den letzten Abendstunden
Ein Drögoner auf der Wacht.

2. Die Wolken zieh'n gen Osten,
Es wüth't der Dörf'er Brand,
Sie erleuchten Wald und Fluren
Im fernen Frankenland.

3. Der Drögoner schleicht sich näher;
Er sieht die Todesschaar,
Die noch gestern um die Stunde
So frisch und munter war.

4. Was jammert dort im Busche? —

Es ist ein Reitersmann,
Der in tiefem Blut und Wunden
Lag im Busche bei Sedan.

5. Gieb mir Wasser, deutscher Kamerad!

Die Kugel traf so gut;
Dort an jenem Wiesenrande
Da floss zuerst mein Blut.

6. Gewähr' mir eine Bitte:

Grüss' mir mein Weib und Kind!
Denn ich heiss' Andreas Förste
Und bin aus Angermünd'.

7. Er neigt sein Haupt zur Erde

Im letzten Abendroth;
Der Mond beleucht't sein Auge, —
Es brach, und er war todt.

8. Des Morgens in der Frühe

Grub ihm der Sachs' sein Grab.
Und er streute frische Blumen
Und senkte ihn hinab.

9. Auf ein Kreuzlein von zwei Zweigen

Darauf schrieb' er dann geschwind:
Hier ruht Andreas Förste,
Er war aus Angermünd'.

Das vorhin angedeutete Lied „Lustig ist das deutsche Leben“ —
das ich Ihnen nach ostpreussischer Schreibweise vorführen will — klingt
nicht besonders lustig, ist aber gleichfalls sehr beliebt:

1. Lustig ist das deutsche Leben,

Für's theure Vaterland zu streben
Bis zum letzten Tropfen Blut;
Ja, wir Deutsche haben Muth!

2. Wenn Kanonen und Haubitzen

Und lauter Waffen um uns blitzen,
Ei, so zieh'n wir in's Gefecht.
Ja, wir Deutsche haben Recht.

3. Wenn nun Frankreich es will wagen,

Müssen wir zurück sie schlagen;
Tapfer muss das Deutschland sein!
Sonst ist Frankreich bald am Rhein.

4. Ist der Kampf auch noch so blutig,
Sind wir Deutsche doch so muthig.
Wer dann Weib und Kind verlässt,
Ja, der thut gewiss sein Recht.

5. Wenn ich meinen grauen Mantel
Um ein deutsches Mädchen falte,
Ei, so fühl' ich keinen Schmerz;
Redlich ist das deutsche Herz.

6. Ich muss wandern fremde Strassen,
Muss mein'n Schatz einem Andern lassen.
Ach! ich hab' sie treu geliebt; —
Schatz, leb' wohl, vergiss mein nicht!

7. Auf mein'm Grabstein könnt ihr lesen,
Dass ich ein tapfrer Held gewesen,
Der hier liegt und der hier ruht,
Der für euch vergoss sein Blut.

Den Soldaten fehlt es bekanntlich nicht an Liebe und Gegenliebe, „denn“ — so heisst es in dem Garde-Drägoner-Heft — „der Soldat allein liebt treu und rein.“ Darüber liesse sich streiten. „Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen“ kommt der Wahrheit näher. Mitunter aber zieht der Soldat „den Kürzeren“:

1. Es war ein junges, rasches Blut,
Ein Jüngling noch von Jahren,
Der war auch seinem Mädchen gut,
Die er so gern wollt' haben.

2. Und endlich kam die Zeit heran,
Dass er marschiren musste;
Die Zeit, die kam so schnell heran,
— Er wollte nicht, er musste!

3. Da ging er zu dem Mädchen hin,
Reicht' ihr den Mund zum Küssen,
„Bekommst Du keinen andern Sinn,
„So will ich zieh'n mit Freuden!“

4. Es dauert kaum ein halbes Jahr,
Da er Soldat gewesen,
Da hat sie sich — und das ist wahr —
Einen Andern auserlesen.

5. Und als der Jüngling dies erfuhr,
Ging er nie mehr zu ihr;
Im Felde fand er keine Ruh',
Auch so wie im Quartier.

6. D'rum, Knaben, nehmt euch wol in Acht!
Und glaubet keinem Mädchen,
Bis dass ihr's schriftlich habt gemacht,
Denn sie sind wie die Rädchen.

(E. Lemke, Volksth. i. Ostpr. I.)

Aus der Garnison Halle (36. Inf.-Reg.) stammt (s. Voretzsch
a. a. O.):

1. Es sind ja die Zeiten so schön in der Welt
Dass alle Burschen müssen ziehen in's Feld

2. Der König von Preussen, er hat es gesagt,
Dass alle jungen Burschen müssen werden Soldat.

3. Die hübschen und die geraden, die sucht er sich aus;
Und die Krumpfen und die Lahmen schickt er wieder nach Haus'.

4. Ach Mädchen! Ach Mädchen! Wie wird's euch ergeh'n!
Ihr müsst nun mit die Krumpfen und die Lahmen ausgeh'n.

5. Die traurigen Briefe, die schicken wir nach Haus';
Damit pressen wir unsern Eltern die Thränen heraus.

6. Die lassen sich erweichen und schicken uns brav Geld,
So wie es uns lustigen Soldaten gefällt.

Einer Danziger Kaserne verdanke ich:

1. An der Weichsel fern im Osten
Stand ein Ulan auf einem Posten;
Ei, da kam ein hübsches Mädchen
Und brachte Blumen nach dem Städtchen.

2. Halt! wohin du schöne Knospe?
Halt! wohin du schöne Rose?
— Ich pflücke Blumen mir zum Strausse;
Alsdann eile ich nach Hause.

3. Halb verdächtig scheint mir die Sache.
Fort mit dir nach jener Wache!
— Ach, lass' mich gehen! Sonst ich weine;
Denn meine Mutter ist alleine.

4. Bist du treu dem Vaterlande,
So reich' mir einen Kuss zum Pfande!
— Du wirst vom Pferd' absteigen müssen,
Wenn du mich willst küssen!

5. Küssen muss ich dich! — wol auf dem Posten,
Und sollte es gleich mein Leben kosten!
Ei, so soll mich Gott bewahren
Vor den deutschen Reiterschaaren!

Eine merkwürdige Philosophie liegt in dem Liede:

1. Kein besser Leben ist
Auf dieser Welt zu denken,
Als wenn man trinkt und isst
Und lässt sich garnicht kränken.
Denn ein Soldat im Feld,
Seinem Herren dient er treu;
Hat er gleich nicht viel Geld,
Hat er doch Ehr' dabei..

In der 5. Strophe heisst es:

5. Wenn ich gestorben bin,
So thut man mich begraben
Mit Trommel und mit Spiel,
Wie's die Soldaten haben.
Drei Salven giebt man mir
In's tiefe Grab hinein; .
Das ist Soldaten-Manier, —
Lass Andre lustig sein!

In Ostpreussen sah ich zu diesem Liede allerlei bestimmte Bewegungen ausführen; und der Refrain lautete:

Halb links, halb rechts, g'rad' aus marschiren wir!
— Hat er doch Ehr' dabei.

Offenbar gilt es den Rekruten, wenn man singt:

Wir reisen nach Danzig;
Es fällt mir so schwer.
Geliebtes Mädchen,
Wir seh'n uns nicht mehr.

U. s. w. (E. Lemke, a. a. O. II.)

In Mündel's „Elsäss. Volksliedern“ heisst es;

Die Reise nach Deutschland —
Und die fällt mir schwer.

Wenn wir einen Augenblick bei jenen Liedern verweilen, die wir Alle so lieben, die unser gemeinsamer Besitz (ohne Rücksicht auf Stand und Alter), d. h. Volkslieder im weitesten Sinne geworden sind, — z. B. Uhland's „Ich hatt' einen Kameraden“, Arndt's „Was blasen die Trompeten,“ und Hauff's (aus dem Jahre 1824 stammendes) „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod“ — so werden wir auch nicht Hauff's „Steh' ich in finst'rer Mitternacht“ vergessen.

In Volks- und Soldaten-Kreisen finden wir noch ein anderes Schildwachen-Lied, das nach ostpreussischer Art (s. E. Lemke, a. a. O. I.) mit „Schatz, ach Schatz, scheid' nicht so weit von hier“ — und in „Des Knaben Wunderhorn“ mit „Ich kann und mag nicht fröhlich sein“ beginnt. Die beiden letzten Strophen der ostpreussischen Variante lauten:

5. Soldatenleben, — das heisst: lustig sein!

Wenn And're schlafen,
Dann muss ich wachen,
Muss Schildwach' steh'n, Patrouille geh'n.

6. Patrouille gehen gebrauchst Du ja nicht!

Wenn Dich die Leut' fragen,
Dann thust Du sagen:
Schatz, Du bist mein! und ich bin Dein!

Das Gegentheil dieser glücklichen Liebe finden wir in dem eigenartig hübschen Gesange:

1. Ist Alles trübe, ist Alles dunkel,
Dieweil mein Schatz eine And're liebt.

U. s. w.

Was es dann nachher heisst:

2. Was nützt mir mein Rosengarten,
Wenn And're drin spazieren geh'n
Und pflücken mir die Rosen ab,
Woran ich meine, woran ich meine, woran er seine Freud' d'ran hat!

3. Was nützt mir mein schönes Mädchen,
U. s. w.

Geehrte Anwesende, zum Schlusse mögen sie mir gestatten, einige Proben lithauischer Soldatenlieder anzuführen! (Chr. Bartsch, Dainu Balsai I und II; Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhandlung.)

Es kam geritten, kam bestellen
Ein Oberstlieutenant zum Krieg.

(Jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung!)

1. Sie trieben, trieben,
Die Schulzen trieben
Uns junge Brüder fort.

2. Ueber Berlin hin,
Zweihundert Meilen;
Dort lagen wir im Lager.

3. Uns traf der Regen,
Uns peitschten Winde,
Uns traf der Schnee und Hagel.

4. An unseren Füßen
Die Schuh' verdarben, —
Die Kleider auf den Schultern.

5. Ich kam nach Hause.
— Mich grüsst kein Vater
Und keine alte Mutter,

6. Ich geh' zum Garten,
— Nichts mehr vom Eichbaum,
Noch von der grünen Linde!

7. Ach, aus des Eichbaums
So hartem Holze
Dem Vater ward ein Grabkreuz.

8. Und aus der Linde,
Aus uns'rer grünen,
Hat einen Sarg die Mutter.

9. Ich geh' zum Stalle,
— Nichts mehr von Pferden,
Noch von dem jungen Bruder!

U. s. w.

1. Ich bin Soldat, Nichts weiter,
Bin stets in fremden Landen,
Bin stets am fremden Orte.

2. Ich hab' daheim verlassen
Den lieben, alten Vater
Der Eich' im Garten gleich.

3. Die Eiche blüht im Garten;
Es weint um mich der Vater,
Das alte Väterlein.

4. Er weint viel bitt're Thränen,
— Muss endlich doch aufhören;
Ich muss von dannen zieh'n.

In dem Liede:

1. Ein bunter Brief kam,
Ein Brief, gar eilig rufend,
Den jungen Bruder
Zum Kriege, zum Kriege fort;

heisst es in der 6. Strophe:

6. Ei Rösslein, Rösslein,
Du mein schwarzbraunes Rösslein,
Wirst du noch bringen
Mich heim vom Kriege einmal?

(I. S. 227:)

6. Wenn alle Welt zusammenbricht,
 Watend im Blut die Könige geh'n,
 Zaget nicht, Brüder!
 Stehet und kämpfet,
 Bis die Franzosen weichen!

(I. S. 232:)

3. Heute noch, Brüder, war der Tag uns gut;
 Doch schon morgen fasst uns des Franzosen Hand.

4. Der Preussenkönig ist ein Kriegesheld,
 Der Franzosenkönig nur ein Räuberfürst.

(I. S. 233:)

5. Der Franzosenkaiser prahlt bei seinem Heer:
 In den Grund zerhauen wir sie all'!

6. Doch der Preussenkönig spricht zu seinem Heer:
 Gott nur mag entscheiden, wem das Glück gehört!

7. Brüder, lasst uns stehen all' für einen Mann,
 Schlagen die Franzosen all' wie einen dann!

8. Zieh'n in grosse Städte dann als Sieger ein,
 Wo wir Arac trinken und den süssen Wein.

(I. S. 234:)

6. Bei dem alten Vater
 Stets liebe Gäste!
 Aber bei dem General
 Immer lustige Burschen!

Jeden lieben Abend
 Bei Trompetenschall!

7. Morgens Bass und Geigen,
 Mittags Pauk' und Trommeln,

8. Morgens ein klar Schnäpschen,
 Mittags dunkle Biere,
 Jeden lieben Abend
 Bei dem puren Wein!

Dies stimmt zu einem aus jener Danziger Kaserne gewonnenen
 Liede, worin es heisst:

Grosse Kugeln hört man sausen,
 Aber kleine noch viel mehr.
 Darum bitt' ich Gott im Himmel
 Um ein kleines Gläschen Kümmel.
 — Wenn's doch einmal Frieden wär'!

Geehrte Anwesende, wer kann sagen, welches von den von mir erwähnten Soldatenliedern heute vor 25 Jahren in Feindesland erklungen ist!? — Franc tireurs sprengten die Moselbrücke bei Fontenay; ein Gefecht steht für den 22. Januar nicht verzeichnet. Da mag doch Einer und der Andere nach einem lustigen Reiterstücklein oder einem munteren Liede verlangt haben. Und Niemand sollte es dem Soldaten, der für die Daheimgebliebenen Alles d'ran setzte, verdenken, wenn er — Angesichts der düstersten Möglichkeiten — nach Aufheiterung sich sehnte!

Eine Aufheiterung aber braucht der Soldat auch wol in Friedenszeit; er ist nicht allemal „auf Rosen gebettet“; — man müsste denn die Dornen dafür nehmen! Seiner Sangeslust (wir wollen die „schönsten“ seiner Lieder ungeprüft lassen!) verdanken unsere Schätze volksthümlicher Art umfangreiche und werthvolle Beiträge. Das Volksthümliche aber ist so recht unser angestammtes Gut; und das möge es bleiben in der Mark Brandenburg und in allen Theilen unseres Vaterlandes!

Der interessante Vortrag wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

13. Nach dem Schluss der Sitzung vereinigten sich die Theilnehmer zu einem zwanglosen Beisammensein im Ratskeller.

Miscellen aus der heimischen Pflanzenwelt.

von Carl Bolle.

Vom Elsbeerbaum (*Sorbus torminalis*, Crtz.) in der Mark.

Von dir Verschollener, dem ich auf eigener Scholle ein Asyl bereitet habe, in dem du grünst und Frucht bringst wie einst in altgermanischer Wildnis, soll wieder einmal die Rede sein.

Den Elsbeerbaum haben sogar unsere Floristen lange vernachlässigt, ja bisweilen, als einheimisch, kaum gelten lassen wollen. Ein wenig, wenn auch nicht allzuviel besser kannten ihn die Grünröcke. Zur Stunde hat ein eifriger und unermüdlicher Erforscher der Baumwelt, Professor Conwentz ihn, neben dem ihm vielleicht noch lieberem *Taxus*, ins Auge gefasst; er ist dem lange Vernachlässigten durch das Gesamtareal seiner Verbreitung nachgegangen und hat zur Verwunderung mancher in seiner westpreussischen Heimat eine ganze Reihe von Standorten desselben ans Licht gezogen. Wir in der Mark liegen den zahlreicher von dieser Pomacee besiedelten Landstrichen eigentlich näher als jenes von der Weichsel durchströmte Gebiet, in dem das Areal der Species sich schon seiner fernsten nordöstlichen Grenze nähert. Soll es da nicht Wunder nehmen, ihr Erscheinen im Brandenburgischen so dürftig ausfallen zu sehen? Wäre dem indess anders, so würde es meinerseits verlorene

Mühe sein, den Leser an ein Paar der seltenen Punkte zu führen, die ihr in der Mark noch eigen sind. Es liegt nicht an mir, dass sich derselbe mit sehr Wenigem zu begnügen haben wird.

Es war am 2. August v. J. als auf einer Rundfahrt durch die bewundernswürdig schönen und wohlgepflegten Eberswalder Forste Herr Oberforstmeister Danckelmann die Güte hatte, mich auf den einzig noch übrigen Elsbeerbaum dieser Reviere aufmerksam zu machen. Der Letzte seines Geschlechts hier muss es wohl in der That sein, denn wer kennt wohl genauer, Schritt vor Schritt, alle jene Waldungen als der genannte ausgezeichnete Förstmann?

Im lichten Buchenbestand zeigte sich dieser *Sorbus torminalis*, dicht an dem von uns befahrenen Pirschwege, mehr ein Bäumchen als ein Baum, etwas unter Mittelgrösse, gerade gewachsen, dennoch aber schon kränkelnd an unverkennbarer Wipfeldürre. Wie lange wird er noch stehen? Und, wenn die Axt mit ihm aufgeräumt haben wird, werden vielleicht fruchtfressende Vögel einmal neue Keime hieher tragen? Die Species scheint nun mal, zum Bedauern des Waldfreundes, an Havel und Spree unrettbar dem Niedergange verfallen zu sein.

Es ging, da wir nicht allein waren, rasch vorüber, deshalb habe ich über den Baum nichts Genaueres mir merken können.

Ich will indess ganz im Stillen verraten, dass Herr Oberforstmeister Danckelmann mir anvertraut hat, dass in der Gramzower Forst auf altererbtem Grunde die Elsbeere heut noch, wie zu Burgsdorfs Zeit, nicht ganz arm an Zahl und in stattlichen Stämmen ihr Dasein friste.

Eins ihrer Lieblingsasyle dürfte früher der gleichfalls der Uckermark angehörige Pälitzwerder im Paarsteiner See gewesen sein. Von hier ist eine noch heut gültige Lokalität, die Höhen bei Oderberg, nur wenige Meilen weit entfernt. Auf jener von der Kultur lange gemiedenen Seeinsel nun, im Lindenhain der alten *Terra Lipana* war vor vielen Jahren schon ein überaus starker Stamm der Elsbeere, damals anscheinend eine Neuheit für unsere Flora, entdeckt worden. Längst ist er, unstreitig altersschwach, einem Windstosse erlegen, nicht jedoch ohne Nachkommenschaft hinterlassen zu haben. Bei einem Besuche, den ich 1887 in Gesellschaft des Herrn Rat Friedel dem romantischen Eilande abstattete, konnte ich die Gegenwart von zwei jüngeren Elsbeerbäumen, schön herangewachsen, konstatiren. Der Tracht nach glichen sie Birnbäumen von guter Grösse. Jeder von ihnen zeigte, freistehend, eine Höhe von ca. 30 Fuss.

Bei der immerhin für Brandenburg vorwaltenden ausserordentlichen Seltenheit der Species, will ich dieselbe umsomehr der Aufmerksamkeit und dem Beobachtungsgeist unserer Vereinsgenossen empfehlen als die noch nicht überall durchgehend botanisch erforschten Waldungen der Heimat, neben Überraschungen anderer Art, auch bisher geheim gebliebene Standorte der Elsbeere bergen mögen.

Es wirkt eigentümlich zu sehen, wie der Florist von Schlechtendal dem märkischen Bürgerrecht der Elsbeere noch mit kaum verhehltem Zweifel gegenübersteht, weswegen sie, aus dem Text verbannt, nur in einer An-

merkung unter der Chiffre B. (Burgsdorf) bei ihm zugelassen wird. „In der Falkenhagener Forst“ heisst es *loco citato*.

Das Pflanzenverzeichnis des Borgstedeschen Werks: Statistisch-topographische Beschreibung der Kurmark Brandenburg (1788), bringt nichts als den blossen Namen *Crataegus torminalis*; unter gleicher Benennung etwa ein Jahrzehnt später von Burgsdorf als Standorte die Grimmitzer und Gramzower Forste.

Zum Schluss sei hier noch eine kleine Erinnerung wiedergegeben, die ich von einer im Herbst 1887 gemachten Fahrt von Joachimsthal nach Chorin mitbrachte. Ich gebe sie hauptsächlich deswegen, weil auch das schwächste Bild von Tag zu Tag mehr schwindender Naturzustände unseres Landes mir der Aufbewahrung wert erscheint. Ich verdanke sothane Aufschlüsse dem Manne, der mich mit eigenen Pferden fuhr, Herrn Krumbach aus Joachimsthal, welchen ich mit dem Baunwuchs der von uns durchmessenen Waldregion vertrauter als zu erwarten stand, dabei auch mittheilsam gefunden hatte. Er erzählte u. a. Folgendes:

Noch vor wenigen Jahrzehnten war der Umkreis des Grimmitzsees reich an schönen Knödelbäumen. Es gab auch in voller Wildnis Birnbäume mit grosser süsser Frucht, Jungfernbirnen genannt, sowie mächtige Mehlbeerbäume (Weissdorne); selbst die Elsbeere fehlte nicht ganz. Das Alles hat jetzt die Kultur vernichtet, doch stehen bei Goltze noch heut sehr starke Knödelbäume. Besonders hohe und dicke von diesen haben früher allgemein in dieser Gegend als Grenzbäume gedient. — Schwerlich hat der Erzähler gewusst, dass Göthe bereits in „Hermann und Dorothea“ den Birnbaum „die Grenze der Felder“ genannt hatte.

Die Spätlinge unserer Flora im Jahre 1895.

Die Gelehrten nennen's jetzt Biologie, früher hiess man es schlechtweg Blütenkalender, indem man es, als eine Art botanischer Belustigung, allerdings mit geringerer Emphase betonte als heut zu Tage, wo bei allem gründlicher zu Werke gegangen und eine ernstere Miene zur Schau getragen wird. *Plus ça change, plus ça reste la même chose* hat Alfons Karr ebenso hübsch wie wahr gesagt, und hier trifft's gerade so recht zu.

Die Sache an sich indes behält so wie so ihren Reiz. Wer in freier Natur lebend, gern die Augen offen hält für das was rings um ihn vorgeht, der wird auch willig durch den Lauf der Monde hindurch dem Sprossen und Vergehen der Blumenwelt seiner Umgebung mit Auge und Gemüt folgen.

Früher habe ich mehrfach genauere Aufzeichnungen in diesem Sinne gemacht. Niemand hat indes danach gefragt und so sind sie liegen geblieben. Das durfte mich nicht abhalten, diesmal mir wieder einiges zu merken, das hier seinen bescheidenen Platz in der Öffentlichkeit finden möge.

Der Winter hat in diesem Jahr lange mit seinem Kommen gezögert. Der Spätherbst ist ein langanhaltender und im ganzen sehr milder gewesen. Trotzdem, und man muss darüber erstaunen, hat es an sogenannten Nachblühern, besonders in der Baum- und Strauchsphäre, fast gänzlich gemangelt. Kein Apfel- oder Birngehölz, keine Magnolie, keine Weide hat sich vorwitzig hervorgewagt; nicht minder haben sich die leicht zu Extravaganzen geneigten

Potentillen und Pulsatillen zurückgehalten. Was sonst jedoch von Spätlingen den Reigen der Abschied nehmenden Flora marchica schloss, war der Zahl nach keineswegs unbedeutend; es ist teils innerhalb der Schranken einer sich oft wiederholenden Regelmässigkeit aufgetreten, teils hat es sich in freier, mit jedem Jahr wechselnder Eigenartigkeit dargestellt. Die Auslese fiel wohl auch reicher aus, wenn mein diesmaliges Beobachtungsgebiet sich nicht auf eine Inselscholle des Tegeler Sees beschränkt gehabt hätte.

Es blühten in Scharfenberg, bei durchgängig weicher Luft, aber dennoch schon zeitweilig stattgehabten ziemlich scharfen Frösten, bis über die Mitte des Novembers hinaus und zwar in voller unangetasteter Frische folgende wildwachsende Spezies:

<i>Caltha palustris.</i>	<i>Scleranthus annuus.</i>
<i>Ranunculus acer.</i>	<i>Ballota nigra.</i>
<i>Viola arvensis.</i>	<i>Bellis perennis.</i>
<i>Erodium Cicutarium.</i>	<i>Anthemis Cotula.</i>
<i>Papaver dubium.</i>	<i>Solidago Virgaurea.</i>
<i>Cardamine hirsuta.</i>	<i>Helichrysum arenarium.</i>
<i>Spergula arvensis.</i>	<i>Campanula rotundifolia.</i>
<i>Arenaria serpyllifolia.</i>	<i>Scabiosa arvensis.</i>
<i>Lychnis Flos Cuculi.</i>	<i>Rumex Acetosella.</i>
" <i>dioica.</i>	<i>Malva rotundifolia.</i>
" <i>diurna.</i>	<i>Cirsium palustre.</i>
<i>Dianthus Carthusianorum.</i>	<i>Poa annua.</i>
	<i>Polygonum aviculare, var. angustissimum.</i>

Das grösste Kontingent an Spätblüchern bot das Ackerland in Form des Stoppelfeldes dar, auf welchem sich eine zweite diesjährige Generation von Annuellen, aus Samenausfall entstanden, dem Auge in Menge darbot. In zweiter Linie die Wiesen mit ihrer regelmässig, nur in abgeschwächtem Maasse sich wiederholenden Frühlingsvegetation, in der die den Kindern liebe Kuhlblume neben *Ranunculus acer*, diesem allein unter seinen Gattungsverwandten, vorwaltete. Hier räumt jedoch der Frost um ein Weniges früher auf als auf trockenem Boden.

Von Gartengewächsen trotzten dem Boreas am längsten die nordamerikanischen Asten *Novi Belgii, vimineus, brumalis* und *Novae Angliae*, die Ringelblume *Calendula officinalis*, *Cosmos bipinnatus*, die Monatsrose und ihre noch schönere Schwester die Malmaison. Der kolchische Epheu blieb angeborener Sitte treu, indem er überhaupt erst im November zur Blüte kam.

Von verwilderten Pflanzen blühten an einer Kalksteinmauer bis ganz spät: *Linaria Cymbalaria* und *alpina*, sowie reichlich *Corydalis lutea*. Im Gebüsch nahmen ein oder zwei Sträucher des Kellerhalses (*Daphne Mezereum*) den noch fernen Frühling vorweg. Nur wenige Blütensträusse des heimischen Gaisblatts (*Lonicera Periclymenum*) schmückten noch eine wilde Hecke, dagegen ward der auch zur Schneezeit freundlich grüne Ginster (*Spartium scoparium*), den wir Kriensch nennen, nicht müde hie und da eine seiner goldgelben Schmetterlingsblumen im Licht der schräg fallenden Sonnenstrahlen zu erschliessen.

Die allerletzten Nachzügler, noch kurz vor Weihnachten in Begleitung der Christ-Niesswurz (*Helleborus niger*) blühend gefunden, wenn auch halb eingefroren, sind *Primula acaulis*, *Dianthus Carthusianorum* und *Solidago Virgaurea* gewesen. Das Grün, vom Graswuchs und frischer Saat abgesehen, schied mit dem nur zögernd sich entlaubenden Kreuzdorn (*Rhamnus cathartica*), mit der Pyramideneiche und mit grossen Horsten des Sumpfziests (*Stachys palustris*), welche die, gleich reifem Korn, vergilbten Rohrdickichte, lange dauernd und weithin sichtbar, durchsetzten. Vale Flora!

Hexenbesen.

Hinsichtlich dieser eigentümlichen, von Alters her die Phantasie des Volks erregender Pflanzengebilde, die in unserer Mitte neulich eingehend besprochen worden sind, möge die Bemerkung gestattet sein, dass solche sich auf den verschiedensten Baumarten, hierin der ihnen äusserlich ähnlichen Mistel vergleichbar, ohne Rücksicht auf Gattung oder botanische Verwandtschaft der Betreffenden auszubilden vermögen. Demungeachtet interessiert es den Beobachter in einzelnen Fällen, auf welcher Unterlage die Erscheinung sich entwickle. Genauere Angaben der Standörter werden demgemäss zulässig, vielleicht sogar erwünscht. Hier eine solche.

Bei einem Besuch des hiesigen botanischen Gartens in den ersten Tagen des Januar d. J. erblickte ich hoch oben in den Kronen eines Birkengehölzes drei Hexenbesen von seltener Grösse und Schönheit; man wäre versucht gewesen zu glauben, sie seien des Donar nicht unwürdig und zu gut gewesen Zauberweibern als Sattel oder Reitpferd zu dienen. Dieselben bilden, im entlaubten Geäst weithin sichtbar, dunkelfarbige Kugeln von so grosser Regelmässigkeit der Form wie ich sie kaum jemals besser entwickelt gesehen habe.

Als ich jedoch am 24. Januar die Stelle wieder besuchte, fand ich zu meinem Erstaunen davon nur noch zwei und zwar diese in der Krone ein und desselben Baumes vor: unbegreiflicher Weise oder vielleicht auch leicht begreiflicher Weise. Worum auch plaudern?

Sie hingen, um auch die Species namhaft zu machen in der Krone einer und derselben Lakenbirke (*Betula pubescens*, Ehrh.).

Schübeler, der überaus fleissige Beobachter und Schilderer der Vegetation Norwegens, berichtet, in Skandinavien seien die Hexenbesen auf der Birke häufiger als auf irgend welchem anderen Baume. Sie würden oft sehr gross, denn man habe deren bis zu drei Fuss im Durchmesser angetroffen.

Ein ähnlich hervorragendes Exemplar des Hexenbesens wurde von mir vor Jahren einmal einer Hainbuche des Tegeler Forstes (*Carpinus*, *Betulus*, L.) entnommen, die es in Gesellschaft von zwei oder drei anderen bewohnte. Dasselbe ist seinerzeit der pflanzenphysiologischen Sammlung unseres Provinzial-Museums einverleibt worden (1885).

Zur Kunde von der Alraunwurzel.

Das war zu Erfurt und ist in seinen späteren Jahren einem Manne passiert, dessen Erlebnisse eine reiche Fundgrube des Wissenswerten bleiben werden, dem Fürsten Pückler nämlich. Lassen wir ihn selbst reden.

„In einer phantastischen Aufstellung der heterogensten Dinge, die ein wunderlicher Greis à la Hoffmann, auf eine, ich möchte sagen schauerliche Art erklärte, sah ich mit Erstaunen das wirkliche Galgenmännchen vor mir, eine Wurzel, die alle von der Natur geformten Glieder des menschlichen Körpers so vollkommen modellierte als es ein Bildhauer nur im Stande ist. Mit kreischender Stimme erzählte der Alte, dass er sie um Mitternacht auf dem Templower Berge in einer 60 Fuss mächtigen Sandschicht ausgegraben, wo sie noch Blutwärme gehabt, und reichte sie mir dann dar um mich von ihrer Ächtheit und der seltsamen Beweglichkeit ihrer Glieder zu überzeugen. In der That fand ich nach genauester Untersuchung, dass nicht das Mindeste daran durch Kunst nachgeholfen war, und es hätte nur ein mächtiger Arnimscher Zauber gefehlt um die Wurzel sofort zu beleben. Ja einigemal kam es mir bei dem trüben Schein der Insektlichter vor als wenn sie doch lebe und deutlich eine Bewegung gemacht habe.

Die ganze Nacht träumte ich davon und, kaum aufgewacht, schickte ich meinen Diener mit dem Gebote ab, das Galgenmännchen um jeden Preis zu erstehen, um es bei der Rückkehr meiner Freundin Bettina oder meiner Gönnerin Frau von Savigny zu Füßen zu legen. Zu spät! Ein Unbekannter war mir zuvorgekommen und hatte gestern schon, spät in der Nacht den alten Magier herausklopfen lassen, das Galgenmännchen mit Gold aufgewogen und augenblicklich mit ängstlicher Hast entführt.

Zwei Tage blieb ich in Erfurt um Nachforschungen anzustellen. Lohn-diener, Antiquare und Juden wurden in Bewegung gesetzt, doch Alles vergebens. Galgenmännchen und sein Käufer blieben spurlos verschwunden.

So ward das prosaische Erfurt der erinnerungsreichste Punkt meiner Thüringer Fahrten, denn es belehrte mich durch den Augenschein, dass Galgenmännchen nicht bloss die Geburt einer schöpferischen Phantasie sind, wie ich bisher glaubte, sondern dass es wirklich dergleichen noch in unserem Vaterlande giebt und vielleicht häufiger als wir vermuten. Gott, es ist ein schrecklicher Gedanke dass man vielleicht mit einem Minister, einem Präsidenten, ja mit einem frommen Geistlichen vertrauensvoll umgeht und derselbe doch nur ein scheinbar belebtes Galgenmännchen sein könnte!“

Wir wollen den Manen des Fürsten die Verantwortlichkeit für obige kleine Malicen auferlegen und höchstens noch die Herausgeberin seiner Tagebücher, Ludmilla Assing, an diesem Onus teilnehmen lassen. Leicht ersieht man, Pückler hielt mehr von der Mandragora als seinerzeit Geist von Beeren, dem er allerdings an Spottlust gleichkam. Er würde das Bernsteinpüppchen von Grossbeeren nicht ins Kaminfeuer geworfen haben. Was ihn von jenem skurrilen Junker von Grund aus unterschied, war dass er auf höchster Stufe von Bildung und Aufklärung sein Gemüt immer noch den Schauern unüberwundener Romantik geöffnet hielt. Allerdings ist bei Pücklerscher Sinnes-

weise oft schwer zu erkennen wo zwischen dem Schalk im Nacken und wahrhaftem Ernst die Grenze zu ziehen sei.

Uns mag bei der Geschichte hauptsächlich interessieren, dass die Fundgrube jener unheimlichen Wurzel auf den Templover Berg verlegt worden war. Der geistvolle und fleissige Monograph der Alraune, unser Ascherson, würde bei seiner eminent kritischen Veranlagung an solcher Stelle schwerlich einen Originalstandort für seine Mandragoras vermutet, ja vielleicht nicht einmal für das Surrogat derselben, die uns vertrautere Zaunrübe (*Bryonia*), einen derartigen als authentisch anerkannt haben.

Unsere Einbildungskraft trägt uns weit weg vom Kreuzberg zu höheren Gipfeln und klassischeren Gefilden. Unzweifelhafter als jene sehr apokryphe ist auf alle Fälle eine ganz recente Begegnung unseres Landsmannes und Freundes W. Siehe mit der schauerlichen Sagenpflanze gewesen. Derselbe, zur Zeit als Naturforscher auf dem antik angehauchten Boden Kleinasiens weilend, schreibt mir, er habe am Fuss des cilicischen Taurus Mandragorawurzeln von enormer Grösse und wunderlichster Bildung mühsam ausgegraben lassen, die er für das märkische Provinzial-Museum bestimme. Man wird es begreiflich finden, dass der uns nahestehende Vorsteher dieses Instituts, Herr Geheimrat Friedel, hierin glücklicher als Fürst Pückler, dem Eintreffen sothaner Fundstücke mit Spannung entgegenseht.

Süsse Eberesche. *Sorbus aucuparia*, L. var. *fr. dulci*.

Da die süssfrüchtige Spielart der Eberesche neuerdings bei uns ein gewisses Interesse erweckt hat, gebe ich hier, als Resultat sowohl meiner Lektüre wie meines Nachdenkens, einiges dieselbe Betreffende wieder.

Wir haben Mähren als Heimat dieses Baumes kennen gelernt; jetzt werden wir die Verbreitung desselben viel weiter, nämlich auf Russland, ausdehnen müssen. Allerdings ist keine vollkommene Identität, des mährischen nämlich und des russischen, anzunehmen, weil Grösse und Farbe der Frucht abweichend geschildert werden. Auch darf man nicht glauben, dass, weil die Vogelbeere im Norden Russlands allgemein genossen wird, es auch allerorten die süssfrüchtige Varietät sei, welche diese Kost liefere. Letztere scheint vielmehr ganz lokal zu sein.

In seiner „Geographischen Verbreitung der Holzgewächse des europäischen Russlands“ sagt Köppen von derselben folgendes:

„Nach Beobachtungen der Fürstin Golizyn giebt es im Kreise Shisdra des Gouvernements Kaluga zwei scharf unterschiedene Formen der Eberesche: die gemeine, überall verbreitete, mit dunkelroter Frucht, im rohen Zustande unangenehm herb schmeckend und die Varietät *chrysocarpa*, Zinger, mit viel kleinerer, gelbroter Frucht, von süsserem und angenehmem Geschmack. Wie weit letztere in Russland verbreitet sei, darüber liegen keine Nachrichten vor.“

Man geniesst in jenem Lande auch allgemein die Früchte der gewöhnlichen Eberesche, nachdem sie Frost bekommen haben, und findet sie dann nicht unschmackhaft. Im Norden soll man sie sogar zerquetscht dem Brod

beimengen; auch findet ein durch einen Aufguss auf sie hergestellter Schnaps (Rjabinowka) viele Liebhaber, und sogar eine Marmelade wird aus ihnen bereitet.

So zieht der Mensch unter jedem Himmelsstrich seinen Vorteil aus den Gaben, welche die Natur ihm spendet. Wir Märker, deren Sonne noch Pfirsiche und Trauben reift, werden den hohen Norden um ein so ärmliches Obst wie die Eberesche nicht beneiden; gern überlassen wir sie den Krammstövögeln und den Rehen. Der jetzt zu unserer Kenntnis gelangten zweiten Sorte der süßfrüchtigen jedoch, würden auch wir gern unsere Gärten öffnen, in welche die mährische eben erst kürzlich Einzug gehalten hat. Was roh geringwertig erscheint, dürfte als Compot in willkommener Weise die Abwechslung vermehren helfen, wenn es als Zuspense auf unseren Tisch gelangt. Es könnte überdies leicht sein, dass zwischen der mährischen und russischen süßen Eberesche ein einer feineren Zunge fühlbarer leichter Unterschied im Geschmack obwaltet.

Unser Mitglied, Rat Späth, würde seinen vielen Verdiensten um deutsche Pomologie ein neues hinzufügen, wenn er den Baum von Kaluga lebend herschaffen wollte, was ihm bei vielfacher Verbindung mit Russland nicht allzuschwer fallen dürfte.

Kleine Mitteilungen.

„Recht, Himmel und Hölle für Friederich.“ Diese drei ziemlich heterogenen Begriffe bilden den Titel eines satirischen Gedichtes aus der Zeit des Baiерischen Erbfolgekrieges, das sich in den Familienpapieren einer bekannten märkischen Adelsfamilie vorgefunden hat. Das Originelle in der Erfindung, die treffenden und launigen Vergleiche, der beissende Witz des Ganzen verdienen es wohl, dass das Gedicht, sofern es noch nicht bekannt ist, allgemeiner bekannt werde. Es ist ein charakteristisches Zeichen der Stimmung, die für Friedrich nicht nur in Preussen herrschte, und bildet gewissermassen ein Pendant zu der Thatsache, dass der grosse König von vielen Süddeutschen als Schutzpatron auf Erden betrachtet wurde. Im übrigen spricht es für sich selbst:

Um Nieder-Bayern zu erwerben
 und dieses seinen rechten Erben
 durch Macht und Bündniss zu entziehen
 war Josephs emsiges Bemühen.
 Das deutsche Reich mit einzuflechten,
 doch wider Friederich zu fechten,
 Der nur für Deutschlands Rechte ficht
 das wollen unsre Fürsten nicht;
 und Joseph traut sich nicht die Sachen
 Allein mit Friederich auszumachen.
 Drum bath er Ihre Heiligkeit,
 die sonst das Schwerdt — — — — *)
 Er soll den Himmel doch bewegen,
 dass der sich möcht' ins Mittel legen.

*) Der Schluss dieses Verses ist im Original unleserlich.

Der Papst klopft an den Himmel an,
 Ihm wird von Petrus aufgethan.—
 Er segnet sich, seufzt: Gott behüte!
 Weil Friederichs Stern pour le Mérite
 An Petrus heil'gem Knopfloch hing,
 Weshalb er sachte weiter ging.
 Mit einem preussischen Kollegen,
 Der Malchum hieb, sich aufzulegen
 Taugt nicht, spricht er in seinem Sinn,
 Geht grad' zur heil'gen Jungfrau hin.
 Hier ist er erst bestürzt geworden,
 weil er den schwarzen Adler-Orden
 gar an der heil'gen Jungfrau sah,
 also war keine Hoffnung da. —
 Dass ihm der Teuffel Hülfe sandte,
 deshalb er sich zur Hölle wandte.
 Ein alter Teuffel, lahm und schief,
 der auf der glühenden Pritsche schlief,
 als Pius Sextus klopft', erwachte
 und ihm das schwartze Thor aufmachte.
 Wo ist sein alter Obrister?
 Fragt ihn der Papst, wo ist sein Herr?
 Die Antwort war: die Höllen Schaaren
 sind alle Lossowsche Husaren;
 die gantze Hölle ist hier leer
 und ausser mir kein Teuffel mehr.
 Ja selber unsre Jesuiten
 Zerschnitten alle die Habiten
 zu Mänteln und zu Dolmans sich
 für ihren Schutz Herrn Friederich.
 Der Papst berichtet das dem Kayser
 und rieth ihm an, er thäte weiser,
 da Himmel, Hölle und die Welt
 Mit Preussens Macht zusammenhält,
 dass er mit Friederich sich vertrüge,
 als sich mit Hölle und Himmel schlüge.
 Und nun begreift ein jeder leicht,
 dass Laudon vor Printz Heinrich weicht
 und Joseph sich so tief verschantzet
 und schwere Stücke um sich pflanzet.
 Vier Gegner sind zu fürchterlich,
 Recht, Himmel, Hölle, Friederich.

Dass der Teufel die Jünger des heiligen Ignatius als die seinen beansprucht, ist für diese Herren allerdings nicht schmeichelhaft; beweist aber, mit wie ungünstigen Augen sie überall betrachtet wurden.

G. Siegerist.

Die Ruppiner-Bilderbogen. Auch bei den höchsten Herrschaften blieben die Neu-Ruppiner Bilderbogen nicht unbemerkt. Dafür bürgt unter anderen folgende Thatsache. Zunächst muss ich voraussenden, dass die die staatlichen Turnkurse in der Kgl. Turnlehrer-Bildungsanstalt im März jedes Jahres abschliessenden Turnvorstellungen der hochselige Kaiser Friedrich als Kronprinz mit seinem erlauchten Vater, dem hochseligen Kaiser Wilhelm I. oder in dessen Vertretung seit 1861 fast regelmässig beiwohnte. Wenn er allein kam, hatte der hohe Herr seine Freude daran, an der Reihe der aufgestellten Kursisten, Lehrern aus allen Provinzen, entlang zu gehen und mit jedem ein freundliches, zumeist scherzhaftes Wort zu wechseln. So auch bei einer Vorstellung Ende der 70er oder Anfang der 80er Jahre. Als der Kronprinz zu einem Lehrer kam, der als seinen Wohnort Neu-Ruppin bezeichnete, sagt der Kronprinz lebhaft: „Ach, Neu-Ruppin mit seinen Bilderbogen — Gustav Kühn soll leben!“ — Er fügt hinzu, dass seinen Kindern diese Bilderbogen nicht unbekannt seien. — 1887 wohnte der Kronprinz zum letzten Mal der Schlussvorstellung in der Turnlehrer-Bildungsanstalt bei. Über eine halbe Stunde unterhielt er sich mit den Kursisten. Es war der letzte offizielle Akt, dem der Kronprinz in Deutschland beiwohnte, die letzte Ansprache, die er hielt. Dr. Carl Euler.

Eulenlöcher. Eine Zeitlang haben die „Eulenlöcher“ in den Rauchhäusern ohne Schornstein, die auch in der Mark sich noch fanden, die Forschung beschäftigt. Eulenlöcher hiessen sie deshalb, weil die Eulen durch die Löcher auf den Dachboden kamen und die Katze vertraten, indem sie Mäuse weggingen. Mir ist auch wiederholentlich in Rheinland und Westfalen von Augenzeugen mitgeteilt worden, dass sie Eulen regelmässig in den Eulenlöchern bemerkten. Sie werden deshalb wohl in alter Zeit ein häufiger und gern gesehener Mitbewohner gewesen sein. Einen derartigen Fall (vom Jahre 1894) teilte mir noch neuerdings Herr Förster Balke vom Forsthaus Lüdersdorfer Damm mit. Neben dem Forsthause steht ein Stallgebäude. Durch das Luftloch war eine Eule auf den Heuboden gekommen und hatte dicht dabei auf das Heu vier Eier gelegt und Junge ausgebracht. Die Sonne konnte ihr grade ins Nest scheinen, sie war aber nicht weiter mit dem Nest ins Dunkle gegangen. Wenn jemand auf den Boden stieg und sie ihn auf der Leiter kommen sah, flog sie vom Nest „herunter“ nach aussen und dann zwanzig Schritt weiter in ein paar grosse Tannen.

Artisse. In Dörfern des Kreises Teltow heisst die Eidechse: Artisse, Artisse, auch Eitisse. In der Uckermark sagt man, nach einer mir gewordenen Mitteilung, Heiditsche.

Kuckeluren heissen die Kienäpfel in der Gegend von Luckenwalde und Jüterbog; auch sollen sie in Sputendorf (bei Gross-Beeren) so genannt worden sein. W. v. Schulenburg.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei. Berlin. Bernburgerstrasse 14.

Personal-Nachrichten.

Unser allverehrter Ehrenpräsident Wirkliche Geheimrat von Levetzow scheidet am 1. Mai d. J. aus seiner ehrenvollen und verantwortlichen hohen Stellung als Landesdirektor der Provinz Brandenburg aus, um auf seiner Besetzung, Rittergut Gossow im Kreise Königsberg N/M. an seinem, so Gott will, noch recht langen und gesegneten Lebensabend das wohlverdiente Otium cum Dignitate zu geniessen. Als Ehrenpräsident der Brandenburgia wird Excellenz von Levetzow, welcher am 12. September d. J. seinen Siebzigsten Geburtstag feiert, unseren vaterländischen Bestrebungen auch fernerhin zugethan und gewogen bleiben.

An Stelle des Landrats des Kreises Luckau, Freiherrn von Manteuffel auf Rittergut Crossen ist Herr von Levetzow zum Mitglied des Provinzial-Ausschusses, dagegen Herr Freiherr von Manteuffel zum Landesdirektor der Provinz Brandenburg gewählt worden. Das Gehalt des Landesdirektors beträgt 15000 Mark; dazu kommt eine Dienstwohnung, Herr von Levetzow bezieht eine Pension von 13500 Mark. Der Provinziallandtag hat beschlossen, Herrn von Levetzow porträtieren zu lassen, ihm das Bild zu überreichen und eine Kopie im Sitzungssaal des Provinziallandtages aufhängen zu lassen. Freiherr von Manteuffel, Sohn des verstorbenen Minister-Präsidenten, ist bekanntlich beim Umschwunge in der konservativen Partei der Führer der letzteren an Stelle des Herrn von Helldorf geworden. Er gehört dem Reichstage und dem Herrenhause an, in welchem letzterem er als erster Vicepräsident fungiert. von Manteuffel ist 1844 in Berlin geboren. Nach dem Universitätsbesuche war er seit 1866 Husarenoffizier. Landrath wurde er 1872. Er ist Mitglied der Generalsynode und war bisher auch Generaldirektor der Landfeuersocietät für die Kurmark und Niederlausitz.

Am 26. Februar sprach der Herr Oberpräsident Dr. von Achenbach im Brandenburgischen Provinziallandtag u. A. folgende die Versammlung tief ergreifenden Worte:

„Zum Abschiede unsers hochgeliebten Landesdirektors. Wir haben uns bemüht, ihn zu halten, aber er hat auf seinem Abschied bestanden. Er weiss auch, dass nicht bloss dieses Haus, sondern die ganze Provinz ihn mit den herzlichsten Wünschen auf seinen ferneren Lebensweg be-

„gleiten. Wir alle erflehen auf ihn und sein Haus Gottes Segen; möge
 „der Segen, der auf ihm ruht, auch seinem Nachfolger zu teil werden,
 „damit er auf denselben Bahnen weiter wandle. Möge die Thätigkeit
 „desselben für die Provinz so gesegnet sein, wie die seines Vorgängers.
 „Das ist mein Wunsch, mit dem ich die Tagung schliesse.“

Diesen Wünschen schliesst sich die Brandenburgia von ganzem
 Herzen an. Der Vorstand.

15. (5. öffentl.) Versammlung des IV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 26. Februar 1896, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

im Bürgersaale des Rathauses.

1. Der Vorsitzende Geheimrat E. Friedel teilt mit, dass dem Ersten Schriftwart Herrn Ferdinand Meyer zu seinem 70. Geburtstag am 7. Februar d. J. gratuliert worden sei und wiederholt, unter Verweisung auf den nachfolgenden Lebensgang, die Glückwünsche der Brandenburgia.

Ferdinand Meyer wurde als der Sohn eines Tierarztes am 7. Februar 1826 zu Charlottenburg, dem damaligen dritten Berliner Landrevier, geboren. Zwei Jahre darauf siedelte er mit seinen Eltern nach der Hauptstadt über und besuchte, nach erlangter Vorbildung das Gymnasium zum grauen Kloster, dem damals Direktor Ribbeck vorstand, während als Lehrer Männer von klangvollem Namen: die Professoren Zelle (Vater des heutigen Herrn Oberbürgermeisters), Liebetreu, Bellermann, Wille, Leyde und Larso, Bloch und Schütz, der Schreiblehrer und Kalligraph par excellence, als Lehrer wirkten.

Nach dem Verlassen der Anstalt trat M. als Buchhalter in Stellung, bis er am 1. Juli 1851 seine Beamtenlaufbahn beim Königlichen Polizei-Präsidium begann. Auf Befürwortung des Polizei-Präsidenten v. Zedlitz wurde ihm unterm 2. Juli 1859 durch Allerhöchste Verordnung die ausnahmsweise Anstellungsberechtigung für den Staatsdienst verliehen.

Zu seiner vielseitigen Beschäftigung, in der er sich, wie die Behörde ihm später attestierte, stets treu, gewissenhaft und umsichtig mit den besten Erfolgen bewährte, gehörte u. a. die ihm übertragene alleinige Gesamtzusammenstellung der im Jahre 1864 noch von dem Polizei-Präsidium bewirkten Berliner Volkszählung, die eine Civilbevölkerung von 614 164 Seelen und einen Militäirstand von 18 128 Köpfen ergab. Bei dieser Gelegenheit stellte Meyer zum ersten Male die Zahl der geborenen und in ihrer Vaterstadt lebenden Berliner fest, wobei sich ergab, dass jeder dritte Einwohner hier das Licht der Welt er-

blickt hatte. Das damalige „Familienhaus“ im sogenannten Vogtlande wies allein 385 Familien mit 1552 Bewohnern auf, von denen 1282 geborene Berliner waren. Häuser, die lediglich von geborenen Berlinern bewohnt wurden, gab es nur zwei mit einem bzw. zwei derselben.

Das Resultat dieser Ergebnisse teilte Meyer in der am 8. April 1865 abgehaltenen Sitzung des von ihm und seinem Schulfreunde Dr. Julius Beer im Januar jenes Jahres ins Leben gerufenen „Vereins für die Geschichte Berlins“ mit, an dessen Spitze der Oberbürgermeister, Regierungs-Präsident a. D. Seydel stand, während M. als zweiter Schriftführer fungierte.

Am 1. Juli 1866 nun trat derselbe in den Dienst unserer Städtischen Behörde, noch jetzt daselbst in Körper- und Geistesfrische seines Amtes waltend.

Als späterer Hauptschriftwart des genannten Vereins wurde ihm am Tage der Feier des 25jährigen Bestehens desselben, am 25. Januar 1890, der von Sr. Majestät dem Kaiser Allergnädigst verliehene Kronenorden IV. Klasse durch Se. Excellenz den Herrn Kultusminister von Gossler im Festsale des Rathauses übergeben. Die Anzahl der bis dahin von M. im Verein gehaltenen Vorträge belief sich auf nahezu einhundert.

Wenden wir uns nun der litterarischen Thätigkeit des Jubilars zu, so befinden sich von ihm Aufsätze zur Geschichte Berlins schon vor 40 Jahren in der „Vossischen Zeitung“, zu deren Mitarbeitern er noch jetzt gehört. Namentlich erschienen seine Berichte über die Vereinssitzungen regelmässig und ausführlich.

Im Jahre 1875 erschien unter seiner und George Hiltls Herausgabe die von beiden begründete vaterländische Zeitschrift „Der Bär“, deren Mitarbeiter M. noch jetzt ist.

Seit Begründung der „Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin“, im März 1892, fungiert M. als erster Schriftwart derselben.

Von seinen herausgegebenen Schriften seien angeführt:

„Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten“. (Berlin 1875 — 1877.)

„Das Berliner Schuhmachergewerk. Denkschrift zum 600jährigen Jubiläum desselben, am 2. Juni 1884.“

„Daniel Chodowiecki, der Peintre-Graveur“. Mit zahlreichen Illustrationen aus dem nahezu vollständigen, im Besitze des Verfassers befindlichen Chodowiecki-Werk. Berlin, 1888.

„Der Berliner Thiergarten, von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart“. Mit Abbildungen. Berlin, 1893.

Seit nunmehr 20 Jahren zum anderen Male verheiratet, huldigt der Jubilar, der in früher Jugend noch mit dem „alten“ Schadow persönlich in Berührung gekommen war, auch den bildenden Künsten.

Nicht nur als „glücklicher Sammler“; denn manche altberlinische Stätte, von seiner Hand im farbigen Bilde festgehalten, blickt von den Wänden seines traulichen Heims herab.

2. Der Vorsitzende Friedel lässt das kürzlich erschienene dichterische Sammelwerk: „Die deutschen Mundarten. Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit, herausgegeben von C. Regenhardt. I. Theil: Niederdeutsch“. Berlin, 1896, mit empfehlenden Worten cirkulieren. Die Zusammenstellung ist geschickt veranstaltet und giebt eine treffliche Auslese, bei der Brandenburg mit der Altmark, Berlin, der Priegnitz, Uckermark und Neumark vertreten ist. Unser Mitglied Frl. Wilhelmine Weyergang (Schriftstellername: Ellen Lucie) hat, als Dialekt-Dichterin, aus der Nachbarprovinz Pommern zwei Beiträge geliefert. Eine Besprechung der Sammlung aus der Feder des Frl. Elisabeth Lemke wird demnächst im Monatsblatt veröffentlicht.

3. Herr Hermann Busse, Techniker in der hiesigen Keibel'schen Fabrik, ein eifriger Sammler und glücklicher Ausgrabungsforscher im Gebiet der märkischen Vorgeschichte, hat der Brandenburgia die nachfolgenden, dankend angenommenen 2 Fundberichte übersendet.

A. Ueber den Heiligen Brunnen bei Dannewitz, Kreis Ober-Barnim.

Bei meinen meist vorgeschichtlichen Untersuchungen, die sich auf Berlin benachbarte Kreise erstrecken, hörte ich vor mehreren Jahren in den Dörfern Rüdnitz und Dannewitz, Kreis Ober-Barnim, von einem grösseren Stein-Urnenfund in den Dannewitzer Fichten. Meine Forschungen ergaben, dass der Bauer Freitag mit 2 Knechten bei einer Brunnen-ausschachtung diesen Fund gemacht hatte. Im Frühjahr 1895 hörte ich in Dannewitz, dass leider der Bauer Freitag und einer seiner Knechte verstorben sei und dass der andere Knecht nach Rüdnitz verzogen. Letzteren gelang es mir aufzufinden und ging dieser mit mir im Dezember 1895 nach der Fund-Stätte, die im Volksmunde „Heiliger Brunnen“ oder „Freitags Pfuhl“ oder „Tränke“ genannt wurde und aus einem 80—100 Fuss langen und breiten und 10—12 Fuss tiefen Kessel besteht, in dem sich unten im Winter wie im Sommer Wasser befindet. Mein Gewährsmann, mit Namen Kessel aus Rüdnitz, berichtete mir, dass sie damals das Ganze zu einer Vieh-Tränke eingerichtet hätten. Bei Vertiefung des Wassers fanden sie mehrere etwa 5—6 Fuss lange eichene Holz-Kloben, glatt gearbeitet, die so fest waren, dass sie mit ihren gewöhnlichen Werkzeugen kaum zerkleinert werden konnten. Mit der Säge kamen sie nicht durch. Bei der fortgesetzten Erweiterung des Wasser-Beckens mussten sie alsdann sehr viel Erde auskarren und fanden sie nun, circa 3—4 Fuss östlich seitwärts über die Wasserfläche

8—10 ganz regelmässig gelegte glatte Steinkisten, dazwischen Thon-Gefässe und darin Knochen. Einige davon nahmen sie mit nach Dannewitz, sie gingen aber sehr leicht entzwei und wurden dann nicht weiter beachtet. Ich sondierte nun ringsherum die Erde, konnte jedoch nichts entdecken. Auch die damals herausgeschaffte Erde wurde teilweise durchsucht und fanden sich hierbei einige frühgermanische Thonscherben, ohne jedes Ornament auch fanden sich noch zwei Steinplatten, glatt und flach zugehauen, circa $1\frac{1}{2}$ Fuss lang und 3 Zoll dick. Immerhin bestätigte das Wenige das vorher Gesagte.

Der Fundort liegt 200 Schritt östlich von einer alten Landstrasse, die von Alt-Landsberg über Seefeld und Wilmersdorf nach Biesenthal führt, auf Dannewitzer Gebiet, $\frac{3}{4}$ Kilometer nördlich vom Wege, der von Tempelfelde nach Rüditz bzw. Ladeburg geht; das Vorwerk Albertshof liegt $\frac{1}{2}$ Kilometer südwestlich und links von ersterer Strasse. Früher waren dort kahle Sandhügel, jetzt stehen Fichten rundherum. — Wasser ist stundenweit ringsherum nicht vorhanden. — Meine Ansicht ist, dass man es hier mit einem vorgeschichtlichen Brunnen zu thun hat, in dessen nächster Nähe Kisten-Gräber eingebaut waren, der Name „Heiliger Brunnen“ zeugt auch dafür.

B. Ein alter Friedhof am Dämeritz-See bei Erkner, Kreis Nieder-Barnim.

Wenn man von Erkner über die Brücke einige Minuten auf der Strasse nach Neu-Zittau geht, führt westlich ein Weg in 8 bis 10 Minuten über den Bretterschen Graben zu einem Plateau, das im Norden und Westen vom Dämeritz-See, im Süden und Osten von den Spree-Wiesen begrenzt wird. An der Südostseite des Dämeritz-Sees liegt die kürzlich entstandene Kolonie „Seebad“ bestehend aus circa 8—10 kleineren und grösseren Landhäusern. Auf dem Grundstück des Bade-Besitzers Herrn Schade fand man im Frühjahr 1895 mehrere Menschen-Schädel und Teile von solchen. Ich untersuchte nun die Sache und konstatierte, dass am Abhang nach dem See viel Land zu Neubauten abgekarrt war und hierbei wurden die Schädel blosgelegt. Ich grub nun weiter und fand, dass die anderen Teile der menschlichen Skelette zum grössten Teile noch metertief im Sande steckten, die Arm- und Bein-Knochen teils noch gut, teils weniger gut erhalten. Schädel fanden sich nicht mehr, doch kamen 4—5 stark verrostete Nägel mit etwas Spuren vom Holz (also vom Sarg?) zum Vorschein. Die Skelett-Reihe erstreckt sich auf das Nachbar-Grundstück (des Herrn Thade) weiter. Ich fand auch im Sande am See-Abhang einige gute Exemplare von Feuerstein-Messern. Die Arm- und Bein-Knochen liess ich zum Aufbewahren bei Herrn Schade. Auf dem Plateau zerstreut, namentlich nach der Seeseite hin, liegen eine Menge von germanischen Gefäss-Scherben. Ich möchte noch hinzufügen, dass im vorigen

Jahrhundert Friedrich der Grosse in und um Erkner, auch hier auf dem Plateau am See Kriegs-Invaliden ansiedelte, die aber später sich etwas weiter südöstlich an der Strasse nach Neu-Zittau aufbauten und hier die Colonie Neu-Buchhorst gründeten. Sollten erstere Gräber nicht von den früheren Kolonisten herkommen?

4. Herr E. Friedel legt demnächst auf Wunsch des Verfassers vor; Dr. Max Fiebelkorn: Geologische Ausflüge in die Umgegend von Berlin. Berlin, 1896. Ferd. Dümmler's Verlag, indem er auf die Besprechung dieses willkommenen, geologischen Führers seitens des Herrn Dr. Eduard Zache verweist.

5. Dgl. unter Bezugnahme auf den heut Abend zu gewärtigenden Vortrag des Herrn Dr. Paul Gräbner, dessen „Studien über die Norddeutsche Heide. Versuch einer Formationsgliederung“. Leipzig 1895, welche Herr Dr. Carl Bolle im diesjährigen Monatsblatt S. 284 bereits besprochen hat.

6. Der 2. Vorsitzende teilt den nachfolgenden Aufruf zu Beiträgen für ein Brunold-Denkmal (vgl. Monatsblatt Jahrg. III. 1894/95 S. 5) mit.

F. Brunold (August Ferdinand Meyer), der Dichter des vielgesungenen „Grab auf der Heide“, das in der volkstümlichen Sangesweise Wilh. Heisers sich in allen liederfrohen Herzen diesseits und jenseits des Oceans einen Platz erworben, ist am ~~27. Februar~~ 1894 im hohen Alter von 82 Jahren zur letzten Ruhe gegangen. Weit und breit, in allen Erdteilen, überall, wo deutscher Sang noch eine fröhliche Stätte findet, ertönen seine Lieder; über hundert derselben sind von den ersten Sangesmeistern, wie Abt, Tschirch, Heiser, Löwe, Kücken, in Musik gesetzt. Kein deutscher Gesangsverein existiert, der mit Brunold's Liedern nicht die Herzen seiner Hörer erfreut hätte.

Dem tiefgemütvollen Lyriker, der die Natur so innig belauscht und den deutschen Wald so herrlich besungen, dem Sänger der Mark Brandenburg, insbesondere der sagenreichen Höhen und Wälder um den Werbellin-See, dem eifrigen Forscher altmärkischer Geschichte, dem verdienstvollen Jugendschriftsteller beabsichtigten Freunde und Verehrer, in dem nahe Berlin gelegenen märkischen Städtchen Joachimsthal, wo Brunold ein Menschenalter hindurch als Lehrer der Jugend gewirkt, ein einfaches, dem schlichten Wesen des Heimgegangenen entsprechendes Grabdenkmal zu errichten.

An alle Freunde und Verehrer des Dichters ergeht daher die herzliche Bitte um Beiträge für ein

Brunold - Denkmal.

Insbesondere wenden wir uns an die Berufsgenossen des entschlafenen Dichters, die deutschen Lehrer, vor allem aber an die Sangesfreunde

und Gesangvereine, die seine Lieder so oft gesungen und noch singen, mit der Bitte um Gaben für den bezeichneten Zweck. Namentlich die Gesangvereine könnten uns durch Veranstaltungen von Concerten, die litterarischen Vereinigungen durch Veranstaltungen von „Brunold-Abenden“ sehr wirksam unterstützen. Mögen alle Freunde des gemühtiefen deutschen Volksgesanges es als eine Ehrenschild betrachten, beizutragen an einem sichtbaren Zeichen der Liebe für einen deutschen Sänger, der zur Pflege des deutschen Gemütslebens so viel beigetragen und mit seinen Liedern so vieler Tausender Herzen in Leid und Lust erfreut hat.

Beiträge zum Denkmalsfonds werden an Herrn Geh. Regierungsrat, Stadtrat Ernst Friedel, Berlin NW., Paulstrasse 4, erbeten. Zur Beantwortung etwaiger Anfragen hat sich Herr Hermann Müller-Bohn, Steglitz bei Berlin, Schildhornstrasse 98, freundlichst bereit erklärt.

Felix Dahn, Breslau. M. Deutschländer, Handelsschuldirektor, Hamburg. Professor Dr. Ehling, Deutsch-Krone. Theodor Fontane, Berlin. Ernst Friedel, Geheimer Regierungsrat und Stadtrat, Berlin. Rich. George, Redacteur des „Bär“, Berlin. W. Handwerg, Musikdirektor und Komponist, Berlin. Wilh. Heiser, Kgl. Musikdirektor und Komponist, Friedenau bei Berlin. Hermann Jahnke, Lehrer und Schriftsteller, Berlin. Prof. Joseph Kürschner, Geh. Hofrat, Eisenach. Hermann Müller-Bohn, Lehrer und Schriftsteller, Steglitz bei Berlin. Ewald Müller, Lehrer und Schriftsteller, Kottbus. Dr. Ludwig Salomo, Schriftsteller, Elberfeld. Adolf Scharlipp, Bureauvorsteher, Berlin. Prof. Dr. W. Schwartz, Geh. Regierungsrat, Berlin. Christian Schmitt, Lehrer und Schriftsteller, Strassburg i. E. Heinrich Sohnrey, Herausgeber des „Land“, Steglitz bei Berlin. Albert Träger, Rechtsanwalt und Reichstagsabgeordneter, Berlin. Karl Vollrath, Chefredakteur der „Volkszeitung“, Berlin. Ernst Wichert, Kammergerichtsrat und Schriftsteller, Berlin. Ernst von Wildenbruch, Berlin.

7. Herr E. Friedel spricht demnächst:

Über die Ursache der Verunreinigung des Berliner Leitungswassers im November 1895.

Um die Mitte des Novembers vorigen Jahres zeigte sich einige Tage hindurch das Berliner Leitungswasser im Norden, Nordwesten und Westen unserer Haupt- und Residenzstadt derartig verunreinigt und von fauligem Geschmack, dass lebhaftige Klagen von den verschiedensten Teilen jener Stadtgegenden bei der Centralstelle einliefen. Dank den thatkräftigen Bemühungen der Verwaltung ist dem Übelstande binnen kurzer Zeit abgeholfen worden; auch ist anzuerkennen, dass das K. Polizeipräsidium sich sofort mit der Untersuchung des infizierten Wassers beschäftigte.

Dass dasselbe nicht von den Müggelseewerken, welche hauptsächlich den Osten und Südosten unserer Stadt mit Trinkwasser versorgen, her-
stamme, liess schon das geschilderte örtliche Auftreten der Verun-
reinigung erkennen. Alle Erscheinungen wiesen vielmehr auf die Bezugs-
quelle des Tegeler Sees hin, wo denn auch zweifelsohne der Sitz des
Übels gefunden worden ist.

Über die Ursache des letzteren gingen die Ansichten auseinander;
während der chemische Sachverständige Dr. Bischof annahm, dass
irgend welche Theerdestillate vielleicht von Schiffen aus auf die Ober-
fläche des Tegeler Sees und durch die Sanger der Städtischen Werke zu
Tegel in die Wasserspeisungsröhren gelangt seien, äusserte sich der
Städtische Betriebsingenieur Piefke von vornherein ganz richtig dahin,
wie der hohe Ammoniakgehalt des von ihm untersuchten verjauchten
Wassers andeute, dass es längere Zeit mit stickstoffhaltigen organischen
Verbindungen, welche fast garnicht in niederen Pflanzen (Algen), wohl
aber in tierischen Kadavern (kleinen Fischen, Schnecken pp.) auf-
gestapelt sind, in Berührung gekommen sei.

Mir ist, aus gleich zu erörternden Gründen, kein Augenblick ein
Zweifel gewesen, dass kleine Lebewesen und zwar fast ausschliesslich
die von mir in unserm Monatsblatt III. Jahrgang 1894/95 Seite 142
aufgeführten Schafklauen-Muscheln (*Dreissena*, *Congeria*] poly-
morpha van Beneden (gleich *Tichogonia* [*Mytilus*] *chemnitzii*
Rossmässler) der Sündenbock gewesen seien.

Diese Schafklauen-Muschel*) ist wegen gewisser anatomischer
Eigenschaften und wegen der geographischen Ausbreitung die inter-
essanteste unter allen norddeutschen Süsswasser-Muscheln.

Sie hat äusserlich Ähnlichkeit mit der als wohlschmeckende Speise-
muschel in Berlin seit Jahrzehnten mehr und mehr beliebten Mies-
muschel (*Mytilus edulis* Linné), welche vor der Erwerbung Schleswig-
Holsteins fast nur von der Nordsee in der gestreiften Abart (*Mytilus*
galloprovincialis) meist aus Ostende zu uns kam, seitdem aber in der
Hauptsache aus der westlichen Ostsee, vornehmlich aus Kiel und Apenrade
bezogen wird, wo man diese Tiere domestiziert und an ins Meer ge-
triebenen schwachen Pfählen (daher auch die Tiere Pfahlmuscheln
genannt werden) gewissermassen künstlich züchtet.

Wie die riesenhafte Steck- oder Schinken-Muschel (*Pinna***), so
sondert die Miesmuschel, die ihr nahestehende Bartmuschel (*Modiola*

*) In Ungarn heissen die versteinerten Dreissenen aus den tertiären Congerien-
Schichten ganz ähnlich „Ziegenklauen“, vgl. Ed. v. Martens: Die Weich- und
Schaltiere. Leipzig und Prag 1883 S. 188.

***) *Pinna squamosa* Gmelin, schuppige Steckmuschel und *P. nobilis*
Linné edle Steckmuschel, im Mittel- und Adriatischen Meer. In Abbazia bei Fiume
am Quarnero habe ich während des Mai 1895 diese riesigen dünnen Muschelschalen,

barbata Linné), die echte Perlmuschel (*Avicula margaritifera* Linné), die Feilenmuschel (*Lima*) und unsere Schafklauen-Muschel aus einer Furche in ihrem Fuss, in welche viele Drüsensäcke münden, durch letztere einen klebrigen, im Wasser fadenziehenden und erhärtenden Stoff ab. Indem der Fuss nun, wie Ed. v. Martens a. a. O. S. 168 beschreibt, mit seiner Spitze einen fremden Gegenstand berührt und sich dann wieder zurückzieht, bleibt ein wenig Klebstoff dort haften und zieht sich zu einem Faden aus, der mit dem anderen Ende am Fuss befestigt bleibt, also dem Wesen nach dasselbe wie das Fadenspinnen der Spinnen. Durch Wiederholung desselben Vorganges vermag sich die Muschel mittels zahlreicher solcher Fäden, Byssus genannt, an fremden Gegenständen zu befestigen, gleichsam vor Anker zu legen. Man kann diejenigen Muscheln, welche dies thun, an den Schalen daran erkennen, dass die Schalenränder irgendwo im untern vorderen Teil nicht dicht aneinander schliessen, sondern eine kleine Lücke zwischen sich lassen, durch welche auch bei geschlossener Schale die Befestigungsfäden hindurchtreten. Dieses Fadenspinnen kann aber auch zur Fortbewegung dienen, indem die Muschel die Fäden willkürlich an ihrem Ursprung wieder verflüssigen und ablösen kann; wenn sie nun stets die am meisten rückwärtsbefestigten ablöst und nach vorn neue spinnt, vermag sie dadurch allmählig vorwärts zu rücken und namentlich ihrer Schwere entgegen an senkrechten Gegenständen aufwärts, indem sie dabei in jedem Augenblick durch eine Anzahl Fäden befestigt bleibt. Einige Arten der verwandten Gattungen *Modiola* und *Lima* benutzen auch diese Fähigkeit, um sich eine lockere Hülle aus Seegrassblättern oder kleinen Steinchen und Schalenbruchstücken zu machen, die sie mittels ihrer Fäden zusammen spinnen. Die Stelle der Spinndrüse nahe dem oberen Ende des Fusses, an dessen Unter- oder Hinterseite entspricht dem Rücken des nach hinten gestreckten Fusses der Schnecken und so lässt sich die Absonderung des Byssus mit der Bildung des bekannten hornigen Deckels bei vielen Schnecken (meistens Meeresschnecken, aber auch bei Süßwasserschnecken und selbst einigen Landschnecken [z. B. *Cyclostoma*]) vergleichen, um so mehr als bei einigen Muscheln (z. B. der Archen-Muschel, *Arca*) die Masse sich nicht in Fäden teilt, sondern einen dicken Pflock bildet.

Ich habe die uns in Sachen unserer Städtischen Wasserwerke in erster Linie angehenden Schafklauen-Muscheln seit dem Jahr 1850 unaus-

deren glänzende Innenseiten mit Ölmalereien bedeckt werden, vielfach verkäuflich gesehen. Im Kgl. Museum für Naturkunde zu Berlin befindet sich ein Paar Handschuhe aus dem Byssus der Steckmuschel des ionischen Meeres gewebt, welche der Bischof von Tarent dem König Friedrich Wilhelm IV., wie dieser als Kronprinz Italien bereiste, geschenkt hat. Sie fühlen sich gleich Seide an, sind gelbbraun glänzend und werden von Insekten nicht angefressen.

gesetzt im Aquarium gehütet, auch beobachtet und kann darnach feststellen, dass in einigen, wie wohl nicht gerade häufigen Fällen, Exemplare von mittlerer Grösse, welche auf Steinen oder anderen Muscheln (*Unio* und *Anodonta*) sassen, sich loslösten und nach einiger Zeit an der Glaswand ihres Gefängnisses befestigt erschienen. Pflückt man die lebenden Dreissenen von ihrer Unterlage etwas gewaltsam ab, so reisst nicht selten der Byssus von der Drüsensack-Furche ab und bleibt an dem Stein, der Muschel u. s. w. haften. Mir scheint, dass die Dreissene dies häufig nicht verträgt, vielmehr bald hernach eingeht. Die Schalen toter Dreissenen lösen sich von ihrem an der Muttermuschel haften bleibenden Byssus sehr leicht ab. Ist die Unterlage hier eine andere Muschel, z. B. die viel grössere Malermuschel, so sehen letztere von dem anhaftend bleibenden braunschwarzen ziemlich weichen Byssus-Polstern ganz zottig aus und die Fischer meinen ganz zu Unrecht, dass dieser Byssusbart zu der Malermuschel oder *Anodonta* gehöre und dass dies sehr bejahrte, im Alter bärtig gewordene Malermuscheln pp. seien, so wie die Fischer von alten, Wucherungen auf dem Kopf zeigenden Karpfen sagen, dass diesen „Moos“ auf dem Kopfe wachse („bemooste Karpfen“).*)

Während die miesmuschelartigen Zweischaler die ausser einem grösserem Schliessmuskel hinten, noch einen zweiten kleinern, vordern, dicht unter den an das Vorderende der Schale gerückten Wirbeln besitzen, noch eine wenn auch beschränkte Art von Fortbewegung kennen, ist die bekannte Lieblingsspeise der Feinschmecker, die nur mit einem Schliessmuskel ausgestattete *Auster* (*Ostrea edulis* Linné, *O. hippopus* Lamarck u. s. f.) dazu verdammt, wenn sie nicht zufällig etwa äussere Gewalten (Wind, Wellen, Schleppnetze) wieder losreissen, an dem fremden Gegenstände zeitlebens haften zu bleiben, an welchen sie sich in frühester Jugend selbst angekittet hat.

Ich lege Ihnen zur Verdeutlichung ausser einer ganzen Folge der Dreissenen in verschiedenen Entwicklungsstadien tot und lebend, ein Exemplar der gemeinen *Auster* (*Ostrea edulis* Linné) aus der Nordsee vor, welches sich auf einer Schale der gemeinen Herzmuschel (*Cardium edule* Linné) angeheftet hat und neuen Exemplare derselben Art und der blätterigen *Auster* (*O. lamellosa* Brocchi), welche ich in dem Austerschonrevier des Lido bei Venedig im Adriatischen Meere 1895 im Mai gesammelt habe; die sehr zierlichen Schälchen sind fest auf Schnecken- und Muschelschalen angekittet.**)

*) Allen älteren Berlinern sind die berühmten „bemoosten“ alten Riesenkarpfen des Charlottenburger Schlossgartenteichs in der Erinnerung, welche in den siebziger Jahren bei starkem Frost, als man das Luhnenhauen nicht gehörig besorgt hatte, aus Mangel an Luft elendiglich erstickten.

***) Die echte Perlmuschel (*Avicula* [*Meleagrina*] *margaritifera*) obwohl zu den Einmuskeln (*Monomya*) gehörig unterscheidet sich von Austern, wie erwähnt, dadurch, dass sie sich nicht festkittet, sondern mit Byssusfäden anspinnt.

Die vorsorgliche Mutter Natur hat aber sowohl bei den miesmuschelartigen Muscheln (*Dimya*), zu denen unsere „Schafklau“ gehört, wie bei den Austern dafür gesorgt, dass sie ein Entwicklungsstadium durchmachen, in welchem sie beweglicher sind und sich ihren künftigen Hauswirt, auf dem sie sich ansiedeln, beliebig auswählen können. Diese Muscheln durchleben nämlich, sobald sie die Muttermuschel verlassen, noch einen Larvenzustand, in welchem sie mittels Wimperbewegungen im Wasser frei umherschwimmen und sich auf demjenigen Object, welches sie als Träger ihrer selbst für's Leben wünschen, niederlassen können. Sie klammern sich hier fest und verwandeln sich dabei erst durch einen Umwandlungsprozess in die eigentliche Muschel, welche sich nunmehr ihrer Unterlage anpasst.

Dieser eigenartige biologische Vorgang ist es, welcher bei dem massenhaften Eindringen der Schafklauen-Muschel in die Saugerohre und Zuleitungen unserer Wasserwerke am Tegeler- und Müggel-See den eigentlichen springenden Punkt bildet.

Allerdings sind diese Saugerohre, an der Öffnung mit welcher sie in das Seewasser eintauchen, mit einem Maschengitter versehen, welches das Eindringen grösserer Körper (Fische, Borke, Wasserpflanzen, Korke u. dgl.) verhindert, zu eng dürfen die Maschen aber selbstredend nicht sein, damit nicht der Zufluss des Wassers gehemmt wird. In der Muschellaichzeit gehen nun die Larvenschwärme am Ufer auseinander, um sich dort Wohnstätten zu suchen, da sie in der Tiefe des Sees nicht leben. Bei dieser Gelegenheit gerathen sie in den Saugestrudel der Wasserleitungsröhren und werden durch die Vergitterung derselben hinein gerissen. Sie heften sich an den Wandungen der grossen Rohre fest und gründen dort weit ausgedehnte Kolonien aus Hunderttausenden und aber Hunderttausenden bestehend. Obwohl sie in der Freiheit das Licht lieben, kommen sie im Dunkeln der Röhren fort, da ihnen dort beständig fliessendes Wasser und mit demselben ihre mikroskopische Nahrung zugeführt wird. Sie wachsen nebeneinander gesellig dicht gedrängt sehr gleichmässig, erreichen aber so weit ich gesehen, niemals die etwa bis 40 mm gehende äusserste Länge unter günstigsten Verhältnissen im freien Wasser lebender Individuen. Sie bleiben also in den Röhren gleichsam in einer Art von Verkümmern.

Als ich im Jahre 1894 die unter der ausgezeichneten Leitung des Professor Dr. Johannes Frenzel stehende biologische und Fischerei-Station Müggelsee besuchte, welche der Deutsche Fischerei-Verein unter den Auspizien seines Präsidenten Fürsten zu Hatzfeldt-Trachenberg Durchlaucht angelegt hat und welche unmittelbar mit den dortigen Berliner Wasserwerken grenzt, so fiel mir ein Muschelkegel auf, etwa einen Meter hoch und an der Grundfläche im Durchmesser eben-

falls einen Meter messend, welcher lediglich aus kleinen Schafklauen-Schalen bestand. Dieselben waren meist lebendig und nur winzig gross, obwohl anscheinend ziemlich alt, nämlich durchschnittlich nur 10 bis 12 mm lang, nicht mit der üblichen grauen Grundfarbe und den dunkeln Zickzackbändern darauf, welche die im freien Wasser wachsenden jungen bis mittelgrossen Schafklauen auszeichnen, sondern einfarbig dunkel, fast wie Miesmuscheln, gefärbt, wie dies durch den Ausschluss des Lichts in den Röhren der Wasserleitung veranlasst wird.*)

Dieser Muschelberg war aus den Saugerohren der Müggelwasserleitung herausgeschabt. An und für sich schaden die Schafklauenmuscheln in den Rohren nichts, wenn man etwa davon absieht, dass sie das Profil (die Seele, das Kaliber) derselben ein wenig verengen, folgeweise den Wasserzufluss etwas verringern, im Gegenteil, da die Schafklauen nur in reinem Wasser leben, so sind sie sogar ein Beweis für die Güte des Rohwassers, welches zur Filtration gelangt.

Wie aber, dachte ich mir, wenn diese ungeheure Menge lebender Tiere einmal plötzlich abstirbt, was unter Umständen schnell vor sich gehen kann? Alle tierischen Organismen, die zwischen den alsdann faulenden Muscheln haften, geraten ebenfalls in Zersetzung und dies kann unter Umständen eine bedenkliche Verunreinigung des Wassers zur Folge haben, wenn auch die Verjauchung bei der grossen Menge des fliessenden Leitungswassers im Verhältnis zu jenen Zersetzungsprodukten derartig verdünnt wird, dass sie der Gesundheit der betreffenden Trinkenden kaum gefährlich werden kann.

Ein solches Massensterben der Schafklauen-Muschel ist aber bisher weder in den älteren Tegeler Werken noch in den jüngeren Müggelwerken beobachtet worden. Der Grund ist mir auch hier garnicht zweifelhaft. Die Schafklauen vertragen, wie alle Muscheln, obwohl sie Wassertiere sind, lange Zeit eine Trockenheit, vorausgesetzt, dass sie nicht gleichzeitig der Sonne ausgesetzt sind oder in dumpfen, schlecht ventilerten Räumen lagern. Man sieht dies an den Austern und Miesmuscheln, welche namentlich wenn sie derart zusammen gepresst werden, dass sie die Schalen nicht öffnen können, sich wochenlang lebendig erhalten lassen.

In Bezug auf die Lebensfähigkeit der Schafklauen-Muscheln habe ich seit vielen Jahren die mannigfaltigsten Beobachtungen gesammelt. In stehenden kleinen Gewässern kommen sie nicht fort, wohl aber in Landseen ohne Strömung, weil deren Wasser durch den Wind namentlich

*) In den tiefsten und dunkelsten Stellen des morastigen Löcknitzfliesses zwischen Erkner und Fangschleuse, Kreis Nieder-Barnim, zeigten sich die jungen Dreissenen, wie wir bei einer von der Biologischen Station am 11. August 1895 veranstalteten Fischereipartie sahen, ebenfalls dunkel gefärbt. Ursache: mooriger Boden und tiefes, dunkles Wasser.

in der Uferzone, welche von den Dreissenen bewohnt ist, genügend bewegt wird. Ströme sind ihre eigentliche Heimat, in denselben haben sie, wie wir weiterhin sehen werden, geradezu erstaunliche Wanderungen zurückgelegt.

Im Aquarium halten sie sich, wenn es bewegt und fleissig durchlüftet wird, ganz gut, sonst daselbst weniger gut, am leidlichsten noch im Aquarium schwimmend an Borke und Rohrstengeln, weil sie dann mit dem ihnen nachteiligen Pflanzenbrei, Schlamm und anderen Abgängen am Boden unzureichend gereinigter Aquarien-Behälter nicht in Berührung kommen. Die Dreissenen*) siedeln sich nicht selten in solchen Mengen auf lebenden grossen Muscheln (*Anodonta* und *Unio*) an, dass die Wellen sie herauspülen und ans Ufer werfen. Nach Stürmen wirft der Müggel- und der Tegel-See die Dreissenen zu Millionen an den Strand. Sie bilden dort Bänke, die unteren Schichten können sich etwa vier Wochen lebend erhalten, die der Sonne ausgesetzten sterben schon nach wenigen Tagen und alsdann miteins ab.

Unter mittleren Verhältnissen vermögen die Schafklauenmuscheln wohl 14 Tage Trockenheit zu vertragen; in den trocken gelegten Saugerrohrleitungen zu Tegel hatten aber die Dreissenen vom 19. October bis 13. November d. h. etwa 27 Tage ohne Zufuhr frischen Wassers aushalten müssen und dies ging über ihre Leistungsfähigkeit. Der unter dem 10. December 1895 abgestattete interessante Bericht der Deputation für die Städtischen Wasserwerke, deren Vorsitzender der Stadtrat Haack ist, wurde bereits am 12. desselben der Stadtverordneten-Versammlung in der Hauptsache, wie folgt, mitgeteilt.

Die Untersuchungen des Wassers auf unseren Filterwerken werden seit circa 2 Jahren in der Weise vorgenommen, dass täglich der Keimgehalt des unfiltrierten Seewassers, des Filtrats jedes einzelnen Filters und des Reinwassers festgestellt wird. Diese Untersuchungen erfahren dadurch eine Kontrolle, dass durch das Hygienische Institut hiesiger

*) *Dreysena polymorpha*, seitens van Beneden i. J. 1835, Bull. Acad. Brux. p. 25 zu Ehren eines belgischen Apothekers Dreysen benannt. Daneben kommt aber, namentlich neuerlich die Schreibweise *Dreissena* vor. Auch *Dreissensia*, vgl. z. B. I. F. Babor: Über das Centralnervensystem von *Dreissensia polymorpha* Pallas, in Sitz. Berl. Berl. Kgl. Gesellsch. 1895. XLVIII. — Partsch nannte die Gattung 1835 *Congeria* (d. i. Zusammenhäufung) Ann. Wien. Mus. I. 5. 93. Rossmässler erfand für die Muschel ebenfalls 1835 *Tichogonia Chemnitzii* nach den griechischen Wörtern *Toichos* gleich Wand und *Gonios* gleich Winkel, also „Winkelwand“, Iconogr. I. p. 112. — Daneben entstand 1837, Ann. Soc. nat. VII. p. 302 der Gattungsname *Mytilina* Cantray, als Verkleinerungsform von *Mytilus*. — Als *Mytilus Wolgae* war die Muschel längst zuvor von Chemnitz und durch von Baer: *Mytilus Hageni*, zu allererst aber von dem Berliner Naturforscher Pallas: *Mytilus polymorphus* genannt worden. Eine unglaubliche, nur verwirrend wirkende Häufung überflüssiger Namens-Taufen!

Universität alle 14 Tage die bakteriologische und chemische Beschaffenheit des Seewassers, des Reinwassers der verschiedenen Werke und des Wassers aus 5 Entnahmestellen in der Stadt festgestellt wird.

Die vorgenannten regelmässigen Untersuchungen haben ergeben, dass sowohl das Rohwasser von ausserordentlicher guter Qualität ist, als auch die Filter dauernd in ausgezeichnete Weise arbeiten.

Speciell das Rohwasser des Tegeler Sees, welches durchgehend einen Gehalt von 100—500 Keimen aufweist und fast vollständig frei von stickstoffhaltigen Stoffen ist, hat bei der sorgfältigen Filtration, wie sie in Tegel vorgenommen wird, ein Reinwasser erzeugt, dessen Keimgehalt sich dauernd zwischen 20 und 50 Keimen bewegt und deshalb als besonders gut bezeichnet werden muss.

Wenn daher eine plötzliche Verunreinigung des Wassers eingetreten ist, so musste dieselbe nur durch besondere Umstände herbeigeführt sein, welche die Güte der ganzen Anlage nicht in Frage stellen können.

Die Ursache der plötzlichen Verunreinigung war folgende:

Das Maschinenhaus B der Anlage Tegel war mehrere Wochen ausser Betrieb gewesen, um die Maschinen, welche durch Jahre hindurch gelaufen waren, einer gründlichen Reparatur zu unterziehen. Am 13. November er. liess der leitende Ingenieur eine Maschine angehen und beförderte hierdurch einen Teil desjenigen Wassers, welches in der Saugkammer und Saugerohrleitungen stagniert hatte, auf die Filter. Er glaubte dies ohne Bedenken thun zu können, da das Wasser der Saugkammer, welche bei ihrer tiefen Lage vor Beginn des Betriebes nicht abgelassen werden konnte, beständig mit Sauerstoff in Berührung geblieben war und daher ein Fauligwerden des Rohwassers bei dem geringen Stickstoffgehalt desselben nicht befürchtet wurde.

Trotzdem wurde bereits nach einer halben Stunde eine Trübung des Wassers auf den Filtern bemerkt; sofort wurde die Maschine wieder ausser Betrieb gestellt und eine Reinigung der Saugkammern und Saugerohrleitungen in Aussicht genommen, weil die Vermutung nahe lag, dass gerade in letzteren (den Saugerohrleitungen), in welchen der Zutritt von Sauerstoff sehr erschwert war, sich abgestorbene tierische Organismen angehäuft hätten. Da nur circa 300 cbm des bedenklichen Wassers auf die Filter gebracht waren, in welchen zur Zeit eine Masse von circa 38 000 cbm Wasser aufgespeichert war, da ferner das Filtrat der Anlage B sich mit demjenigen der Anlage A vor der Versendung nach Charlottenburg vermengte, dessen Menge auch circa 30 000 cbm betrug, so befürchtete der leitende Ingenieur eine Verunreinigung des gemeinsamen Filtrats nicht. In der That fiel eine Verschlechterung des Wassers während der ersten 26 Stunden nicht auf. Wenn trotzdem übelriechendes Wasser zur Stadt gelangt ist, so ist dies teilweise dem Umstand zuzuschreiben, dass der Betriebs-Ingenieur gezwungen war, am 14. November Mittags in dienstlichen Geschäften das Werk zu verlassen und gerade während seiner Ab-

wesenheit überriechendes Wasser zu dem Reinwasserbassin und von dort nach Charlottenburg gelangt sein muss.

Nachdem die Verunreinigung in Berlin bemerkt war, wurde sofort das Tegeler Wasser von der Versorgung der Stadt abgeschlossen, die Reinwasserbehälter in Charlottenburg und die Hauptrohrleitungen entleert und mit gutem Wasser wieder aufgefüllt. Eine sofort seitens der Verwaltung der Wasserwerke vorgenommene chemische Untersuchung des bedenklichen Wassers ergab, dass dasselbe der Gesundheit nicht schädlich sein konnte. Allerdings fand sich in demselben Ammoniak und Salpetersäure, jedoch in ausserordentlich geringen Mengen.

Die Oxydirbarkeit des Wassers stellte sich nicht höher, als es früher schon häufig vorgekommen ist.

Das Ergebnis dieser Untersuchung wurde durch die spätere bakteriologische Untersuchung bestätigt. Das Tegeler Wasser enthielt in max. 144 Keime, eine Zahl, welche um so weniger bedenklich ist, als es sich nur um Fäulniserreger handeln konnte und das Vorhandensein pathogener Keime im Tegeler Wasser ausgeschlossen erschien. Auch das aus verschiedenen Zapfstellen der Stadt den Wasserwerken durch die Hausbesitzer zugesandte Wasser wies durchschnittlich nur eine unbedeutende Zunahme der Keimzahl auf, obwohl dasselbe in nicht sterilisierten Flaschen aufgefangen und transportiert war. Auch das Hygienische Institut hat das Wasser aus den Tegeler Filtern und mehreren Zapfstellen am 15., 16., 18. und 19. November und aus zwei Häusern, aus welchen besonders lebhaft Klagen gekommen waren, am 16. und 18. November chemisch und bakteriologisch untersucht. Auch hier ergab die bakteriologische Untersuchung einen Keimgehalt von 176 bzw. 152 Keimen am 15. und 16. und von 56 bzw. 22 Keimen am 18. und 19. Die chemische Untersuchung ergab, dass das Wasser frei von Ammoniak, Salpetriger-Säure und Salpetersäure war. Der bezügliche Teil des amtlichen Berichtes lautet:

„Aus den Resultaten der bakteriologischen Untersuchung folgt, dass das von dem Tegeler Werke gelieferte Wasser am 15. und 16. November einen den bei dem Tegeler Leitungswasser gewöhnlich beobachteten Keimgehalt ziemlich erheblich überschreitenden Gehalt an entwicklungsfähigen Keimen aufgewiesen hat.“

In chemischer Hinsicht genügten alle zur Untersuchung übersandten Wasserproben den Anforderungen, die an ein brauchbares Trinkwasser zu stellen sind.

Das Wasser der Tegeler Werke nach der Filtration ist, wie aus der Tabelle ersichtlich, geschmack- und geruchlos, ebenso die am 18. November den Wasserleitungen der Häuser Stromstrasse 53II und 56I entnommenen Proben; es entsprechen also diese Wasser auch in dieser Hinsicht der Beschaffenheit eines guten Trinkwassers.

Betreffs des Geschmackes und Geruches des unfiltrierten Tegeler Wassers ist eine irgendwie merkliche Abweichung gegen den gewöhnlichen Befund, welchen dieses Wasser zeigt, nicht zu konstatieren gewesen.

Was den Geschmack und den Geruch der am 16. November entnommenen Proben aus der Stromstrasse anbelangt, konnte dafür in der chemischen Beschaffenheit dieser Proben der Grund nicht gefunden werden, es sind diese Veränderungen höchstwahrscheinlich durch vorübergehende Ursachen bedingt; dafür spricht auch der Umstand, dass das am 18. November aus den betreffenden Häusern der Stromstrasse entnommene Wasser auch in Rücksicht auf Geschmack und Geruch tadellos befunden wurde.

Das Wasser des Tegeler Sees wurde in der Zeit vom 14 bis 17. November er. als normal befunden, dagegen zeigte das Wasser der hinter den Saugerohrsträngen liegenden Saugekammer einen ausserordentlich hohen Gehalt von Bakterien.

Nach der Entleerung der Saugekammer und der Rohrleitungen fanden sich in beiden eine grosse Anzahl kleiner Seemuschneln, welche zum Teil abgestorben waren. Diese waren die Erreger der Fäulnis.

Wenn schon die Menge der Muschneln in der Saugekammer, in welcher sich das Wasser gewöhnlich nur langsam bewegt, auffiel, da in den daneben gelegenen Pumpen-Sümpfen, welche öfters gereinigt wurden, nie eine derartige Menge abgelagert war, so überstieg die grosse Menge von Muschneln in den Rohrsträngen, woselbst das Wasser dauernd während des Betriebes schnell fliesst, wesentlich die Erwartung. Eine Verschmutzung derselben war von Hause aus als durchaus unwahrscheinlich angenommen und deshalb Reinigungs-Vorrichtungen, wie dieses nie bei eisernen Rohrleitungen geschieht, nicht vorgesehen. Gerade aber die in den Rohrleitungen lagernden abgestorbenen Muschneln hatten in der Hauptsache die Kalamität herbeigeführt, weil dort der Zutritt des Sauerstoffes vollkommen unterbunden war. Es ist im Betriebe der Wasserwerke erst jetzt zum ersten Male vorgekommen, dass eine ganze Anlage längere Zeit ausser Betrieb gestellt werden musste und deshalb eine derartige Kalamität erst jetzt in die Erscheinung getreten.

Wir halten es nun für geboten, Einrichtungen zu treffen, welche die Entleerung und Reinigung der Saugekammern und Saugerohrleitungen in bestimmten Intervallen gestatten und werden zur Erreichung dieses Zieles im nächsten Etat die hierzu nötigen Mittel beantragen.

Durch diese neue Einrichtungen werden plötzliche Verunreinigungen des Wassers ausgeschlossen sein. Die dauernden bakteriologischen und chemischen Untersuchungen werden wie bisher eine genügende Sicherheit für die Güte des Wassers geben.

Schiesslich bemerken wir, dass sich die Filtration hier ausserordentlich bewährt hat. Eine ganz ausserordentliche Menge von Lebewesen hatte sich in dem fauligen Wasser entwickelt. Wenn die Filter diese soweit zurückgehalten haben, dass sich in dem Filtrat nur 176 Keime in max. fanden, so ist dieses auch nach dem Urteil des Herrn Geheimrat Dr. Koch der Erfolg einer sehr sorgsam und ausserordentlich wirksamen Filtration. Nur die Zersetzungs-Producte, welche

das Wasser vollkommen in sich aufgenommen hatte, und welche den Filtern im gewöhnlichen Betriebe nicht zugeführt werden, haben, wie der Bericht am Schluss bemerkt, durch die Filter nicht beseitigt werden können.

Hätten die Techniker die Lebensweise der Schafklauenmuschel, welche sich in den Saugeröhren des Tegeler Wasserwerks angesiedelt, gekannt, so würden sie entweder die Muscheln rechtzeitig entfernt oder durch rechtzeitiges Wiedereinlassen des Wassers am Leben erhalten haben. Damit soll kein Vorwurf ausgesprochen werden. Unsere Städtischen Wassertechniker sind in der Physik, Technik und Chemie durchaus eben so gut ausgebildet, wie die betreffenden Fach- und Sachverständigen des Reichs und Preussens. Es fehlen diesen sämtlichen Fachleuten aber diejenigen Kenntnisse der zoologischen und auch botanischen Biologie, ohne welche heut zu Tage eine rationelle Wasserwirtschaft, wie die Tegeler Kalamität lehrt, nicht immer auskommen kann.

Unter diesen Umständen begrüßen wir es, dass die biologische und Fischerei Station Müggelsee des Deutschen Fischereivereins unmittelbar neben den Städtischen Wasserwerken errichtet worden ist und dass die Stadtgemeinde Berlin diese auch für Berlin und den Berliner, insbesondere für die rationelle Bewirtschaftung unserer Bewässerungsanlagen am Tegeler und Müggel-See so wichtige, wissenschaftliche und gemeinnützige Anstalt mit einer Jahresbeihilfe unterstützt. Mögen unsere Wassertechniker die ihnen dadurch gebotene Gelegenheit, sich über die Lebeformen und Lebewesen des zur Verarbeitung gelangenden Rohwassers zu unterrichten, in Zukunft recht fleissig benutzen. Denn, ich betone das noch einmal, ausdrücklich die Chemie und die Hydrotechnik erschöpft das Wissensgebiet, in welches der Wassertechniker eingeweiht sein soll, in keiner Weise.

Es erübrigt nun noch, über die höchst eigentümliche Herkunft der Schafklauen-Muschel in unseren Gewässern etwas zu sagen.

Vor 100 Jahren würde man ein Verderbnis des Berliner Leitungswassers durch eine Muschelpest oder Muschelplage, wenn damals bereits die Tegeler und Müggelsee-Wasserwerke existiert hätten, nicht zu besorgen genötigt gewesen sein. Denn damals existierte die Dreysse noch nicht bei uns, diese fruchtbare, mitunter auch, wie der Tegeler Fall lehrt, furchtbare Muschel, welche jetzt mit ihren abgestorbenen Schalen solche Lager und Bänke bildet, dass wir sie, wenn wir nicht die Rüdersdorfer Kalkberge hätten, zum Kalkbrennen behufs der Mörtelfabrikation benutzen würden, wie dies in kalkarmen Gegenden Schleswig-Holsteins, Hannovers, Oldenburgs und Hollands mit Seemuschelschalen dem sogenannten „Schill“ noch heutigen Tages geschieht.

Und doch lebte die Schafklauenmuschel schon einmal in unseren Gegenden, nämlich vor zehntausenden von Jahren in der letzten Zwischenzeit.*) Die hierauf folgende alljüngste Vergletscherung unsers Bodens hat sie wie ein anderes Schaltier, die in unseren Monatsblättern wiederholt genannte Deckelschnecke *Lithoglyphus naticoides*,**) ferner den Karpfen und den Damhirsch, sowie andere Tierarten ausgerottet. Durch den modernen Menschen erst sind diese genannten Tiere, die Schaltiere unabsichtlich, der Karpfen und der Schaufler absichtlich, wieder in unsere Gegenden eingeschleppt beziehentlich eingeführt worden.

I. P. E. Friedrich Stein, Die lebenden Schnecken und Muscheln der Umgegend Berlins schreibt S. 106 im Jahre 1850 Folgendes von der Schafklaue:

„Diese Muschel, welche vor weniger als 50 Jahren, hier noch so selten war, dass einzelne von Berlin nach Wien gesandte Stücke mit etwa 5 Silbergroschen bezahlt wurden, und die wahrscheinlich durch Schiffe oder Flosshölzer (aus der Wolga?) zu uns kam, hat sich jetzt so vermehrt, dass man sie scheffelweise sammeln könnte. Ihre leeren Gehäuse liegen hier und da zu Tausenden am Ufer des Tegeler Sees, gewöhnlich in Klumpen zusammengehäkelt, die eine Anodonta oder einen Unio umschliessen; durch diese Gewohnheit, sich an andere Gegenstände zu hängen, werden sie allerdings, wie schon Troschel nachwies, den Anodonten verderblich, indem die Wogen solcher Art bedeckte Muscheln aus dem Grundschlamm herausreissen und nach und nach auf das Ufer werfen, wo dann aber auch mit einer Muschel 30—40 Tichogonien zu Grunde gehen.“

Ed. v. Martens S. 187 sagt von der Schafklaue: „Ursprünglich nur im Südost-Europa, namentlich im Kaspischen Meer***), seit 1825

*) Zuerst festgestellt bei Baumgartenbrück durch Professor Dr. G. Berendt, vgl. Die Diluvial-Ablagerungen der Mark Brandenburg, insbesondere der Umgegend von Potsdam. Berlin 1863, S. 41.

**) Vgl. meine Berichte im Monatsblatt II. S. 37 und III. S. 138. Jetzt ist *Lithoglyphus naticoides* Férussac im Berlin-Spandauer Schiffahrts-Kanal so gemein geworden, dass dieses zierliche Schaltier anfängt, andere etwa gleichgrosse Schnecken, wie *Valvata* und selbst die gewöhnliche *Bythinia* geradezu zurück zu drängen.

***) Das angebliche Vorkommen in dem Kaspischen Meer ist sehr auffallend, da dies Meer viel salziger als die Ostsee und auch noch salziger als die Nordsee ist, in welche beiden Meere die Schafklaue aus den Flussmündungen nicht hineintritt, doch wohl eben nur, weil ihr Salzwasser nicht behagt. Hiermit stimmt es, dass unser Berliner Landsmann, der grosse Naturkundige Simon Pallas sie nur von der Wolga als *Mytilus Wolgae* beschreibt. Es müsste also das behauptete Wohnen der Dreysse im Kaspischen Meere revidiert werden. E. Fr.

durch den Verkehr in den Binnenkanälen von einem zum andern Flusssystem über Ostpreussen eingewandert und gegenwärtig [1883] von da flussaufwärts bis in die untere Saale bei Halle, den Neckar bei Heilbronn und den Rhein bei Basel verbreitet, in Frankreich auch wiederum durch Binnenkanäle von den nördlichen Flüssen aus im gegenwärtigen und vorigen Jahrzehnt bis in die Rhone und Garonne gelangt, und ebenfalls in England weiter verbreitet, wo sie zuerst in den Docks von London auftrat, wahrscheinlich mit Schiffsbauholz aus den Ostseeprovinzen eingeführt. Sie kommt auch noch in den Haffen*), aber nicht mehr in der offenen Ostsee und noch weniger in der Nordsee vor. Aus dem Main ist sie durch die Regnitz und den Ludwigskanal in die Altmühl und damit in den mittleren Teil der Donau um 1864 gekommen, während sie in dem unteren, Ungarn und Banat, schon seit mindestens 1790, wahrscheinlich schon viel länger gewesen ist. Diese Verschleppung geschieht dadurch sehr leicht, weil die Muschel sich mittels des Byssus an fremde Gegenstände anheftet, namentlich gern an grössere Flussmuscheln, aber auch an Flossholz u. dgl.; zu konstatieren ist die Verschleppung deshalb leicht, weil keine andere Süsswassermuschel Europas nach Gestalt und Lebensweise mit ihr zu verwechseln ist und sie, wo sie einmal auftritt, meist in grosser Anzahl vorhanden ist, so dass sie nicht leicht zu übersehen ist und man aus der Nichterwähnung derselben in einigermaßen sorgfältigen Lokalverzeichnissen mit grosser Wahrscheinlichkeit auf ihr Nichtvorhandensein zu derselben Zeit schliessen kann.“

Die genaue Jahreszahl des Auftretens der Dreysene in und bei Berlin zu ermitteln, ist, wie wir gesehen haben, auch dem sorgfältigen Sammler und Forscher Friedrich Stein, Kustos am Berliner Zoologischen Museum (verstorben zu Berlin i. J. 1882), nicht gelungen.

In der Spree war sie bis in die sechziger Jahre auch innerhalb Berlins sehr verbreitet. Die Verschmutzung unserer Gewässer durch die in dieselben einmündenden Kloaken hat sie vertrieben. Seit die methodische Kanalisation Berlins mit Rieselfelderwirtschaft, das grösste Verdienst des Geheimen Baurats Dr. med. James Hobrecht, unsere Gewässer wieder gereinigt hat, ist die Dreysene von neuem in die Berliner Spree und unsere Kanäle eingewandert, zur Zeit in der Spree, Havel und Oder eine der verbreitetsten Bewohnerinnen.

*) z. B. im Kurischen Haff, daher nach dem Königsberger Naturforscher Hagen, *Mytilus Hageni* genannt.

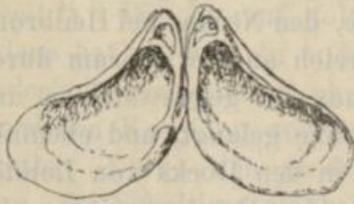


Fig. 1.



Fig. 2.

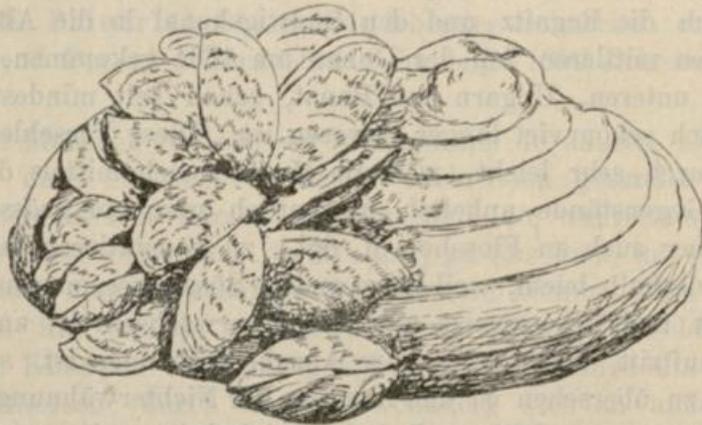


Fig. 3.

Zum Schluss sei zur Erklärung der vorstehenden Abbildungen bemerkt, dass Figur 1 die geöffnete leere Schale einer Dreissene und Figur 3 eine Malermuschel (*Unio tumidus* Retz) aus dem Liepnitz-See bei Bernau darstellt, auf deren äusserer Schale, als das Tier noch lebendig war, sich viele Dreysenen mit ihrem Byssus angesponnen haben, Figur 2 zeigt eine Malermuschel (*Unio pictorum* L.) aus dem Tegeler See mit einem dichten Polster von Byssusfäden, herrührend von Dreissenen, welche daran befestigt gewesen sind.

8. Herr Custos Buchholz legt den neu erschienenen II. Teil des grossen Brandenburgischen Münzwerks vor, das von unserem Vorstandsmitglied und Bibliothekar, Herrn Dr. Emil Bahrfeld, unter dem Titel: „Das Münzwesen der Mark Brandenburg“ bearbeitet und herausgegeben wird. Der 1889 erschienene I. Teil behandelt das Brandenburgische Münzwesen „von der ältesten Zeit bis zum Anfang der Regierung der Hohenzollern“, der II. Teil umfasst die erste Regierungszeit der Hohenzollern von 1415 bis 1640 in 570 gr. qu. Seiten Text und 25 Tafeln mit über 900 Abbildungen. Da die bisher erschienenen Brandenburgischen Münzwerke im Wesentlichen den Character von blossen Verzeichnissen oder geschäftlichen Katalogen tragen, denen hauptsächlich

die Münzen selbst zu Grunde gelegen haben, so hat das Werk sich nur zu einem sehr kleinen Teil auf Vorgänger stützen können und die in ihm niedergelegten Ergebnisse der Forschungen des Verfassers müssen als völlig ursprünglich und neu erachtet werden. Ein besonderer Wert ist auf die archivalischen Forschungen gelegt. Der Verfasser hat sich nicht damit begnügt, die Münzen nach den Geprägten und Sorten zusammenzustellen, sondern ihm sind vor allem die aus den Archiven geschöpften Nachrichten massgebend gewesen, also diejenigen über den Betrieb der Münzstätten, über die Münzbeamten nebst deren Siegeln und Zeichen, über Schrot und Korn, über Prägeregister, Veranlassung zur Wahl der Typen, ferner über die Verhandlungen, welche sich auf Münzwesen beziehen, Münzverbote, Wertfestsetzungen u. s. w. Er giebt somit eine völlige münzpolitische Bearbeitung des Märkischen Münzwesens und indem er dadurch die Bedeutung der Numismatik als vorzüglichste Hilfswissenschaft der Geschichte in hohem Grade zur Erscheinung bringt, hat er gleichwohl für die practischen Zwecke der Münz-Sammler und -Sammlungen ein vorzügliches, ja unentbehrliches und massgebendes Handbuch geliefert. Das Werk des auch in Fachkreisen rühmlich anerkannten Verfassers ist durch den ihm gegebenen wissenschaftlichen Character eine epochemachende Erscheinung in der numismatischen, wie in der Brandenburgischen Litteratur.

9. Custos Buchholz: Von unserm Mitglied, Herrn Fabrikbesitzer Adalbert Vogt, der dem Märkischen Provinzial-Museum schon mehrfach sehr wertvolle Stiftungen zugewendet hat, ist wiederum im Museum ein Geschenk eingegangen, das in hohem Grade zur Kenntnis der früheren landschaftlichen Verhältnisse in einigen Teilen der Mark beizutragen geeignet ist. Es ist eine Sammlung von 90 Blatt Aquarellen, die während der beiden letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts nach der Natur gemalt sind. Der Künstler scheint sich nur in den nördlichen Teilen der Mark und zwar zumeist an dem Hofe des Prinzen Heinrich aufgehalten zu haben, denn die relativ meisten der Einzelansichten betreffen Schloss, Park und Gegend von Rheinsberg. Auch die weitere Umgebung von Rheinsberg, namentlich: Oranienburg, Gransee, Lychen, Boitzenburg, Chorin, ferner Schwedt und Landsberg a/W., ausserdem eine Reihe von Dörfern, sind in je mehreren Blättern vertreten. Abgesehen von dem Interesse, das man heutzutage den durch diese Blätter fixierten landschaftlichen Bildern aus der Zeit vor 100 Jahren zuwendet, bieten sie auch einen Einblick in die ländlichen industriellen Anlagen jener Zeit, z. B. Glashütten, Theerofen, Pottaschenhütte, Backöfen u. dgl. Schloss Rheinsberg und dessen idyllische Parkanlagen werden auf 32 Blättern in allen ihren Einzelheiten vor Augen geführt.

10. Custos Buchholz zeigt im Anschluss an das in der vorigen Sitzung besprochene Original-Statut des Schwarzen Adler-Ordens ein zufällig erlangtes Original-Statut des

Roten Adler-Ordens

von 1734, also aus der Zeit, in der dieser Orden in Preussen noch nicht bestand. Der Rote Adlerorden wurde bekanntlich im Jahre 1705 vom Markgrafen Georg Wilhelm von Brandenburg-Baireuth gestiftet. Er erfuhr einige Abänderungen und wurde im Jahre 1791, als der letzte Markgraf der Fränkischen Linie die Regierung niederlegte und das Land an Preussen fiel, von König Friedrich Wilhelm II. als zweithöchster Preussischer Orden übernommen. Er wurde zunächst nur in einer Klasse verliehen, 1810 wurden 3 Klassen und zwei allgemeine Ehrenzeichen errichtet und 1830 erhob Friedr. Wilhelm III. das Höhere der beiden Ehrenzeichen zur 4. Klasse des Roten Adler-Ordens. Das vorliegende Exemplar des Statuts erscheint sowohl hinsichtlich des Textes, wie der Illustrationen, dem vom Schwarzen Adler mehr oder weniger nachgebildet. Die Abbildungen sind nach Zeichnungen von J. Fr. Gerhard von Bernhard Vogel gestochen und koloriert. Das erste Blatt zeigt den Stifter des Ordens, Markgraf Georg Wilhelm, in der Tracht und mit den Insignien des Ordensmeisters, das Zweite den Markgrafen Georg Friedrich Karl, der dieses Statut verordnete; zwei weitere Tafeln zeigen die einzelnen Ordenszeichen. Der Text enthält 24 Paragraphen, die nur wenige Abweichungen von denen für den Schwarzen Adlerorden zeigen.

11. Herr P. Ascherson: Ich lege zwei Druckzeugnisse vor, welche ich der Güte von Frau Handarbeitslehrerin Anna Schattschneider in Frankfurt a. O. verdanke, einer Dame, welche ein lebhaftes Interesse für Heimatkunde und schöne Kenntnisse auf diesem Gebiete besitzt. Das Erste ist die Extra-Beilage zur Frankfurter Oder-Zeitung No. 298, Freitag, den 20. December 1895, welche eine kurzgefasste Geschichte der alten Oderbrücke und eine allerdings nicht sonderlich gelungene Phototypie dieses alten, wenn auch nicht gerade ehrwürdigen Bauwerkes bringt. Mit bewundernswerter Zähigkeit hat diese Brücke im Laufe von sechs Jahrhunderten allen Fährlichkeiten, der wiederholt teilweise oder gänzlich erfolgten Zerstörung durch Wasser und Feuer, den Wechselfällen des dreissig- und siebenjährigen, sowie des Franzosen-Krieges zum Trotz ihren Platz behauptet. Auch für mich knüpfen sich an dieselbe mannichfaltige Erinnerungen, seitdem ich sie zuerst 1853 als rüstiger Jüngling mit dem, ungeachtet seiner Bestrebungen, die Natur zu „verbessern“, um die Frankfurter Flora hochverdienten alten Buek (zuletzt noch zu Pfingsten 1895) überschritt. Jetzt ist die alte Brücke, seitdem der neue stattliche Steinbau an dem gedachten Tage

feierlich eingeweiht, bereits bis auf die Wasserfläche abgetragen und in Kürze wird jede Spur von ihr verschwunden sein,

Das zweite Stück ist ein Bilderbogen, der das in einer der letzten Sitzungen (vgl. Brandenburgia IV S. 262) besprochene Tanzlied „Herr Schmidt! Herr Schmidt!“ zum Gegenstande hat. Auf die nahen Beziehungen zwischen den in dieser Sitzung vorgelegten „Erinnerungstüchern“ und den Bilderbogen hat ja schon Herr Geh.-Rat Friedel hingewiesen (a. a. O. S. 272). Der in Frankfurt als letzter Ladenhüter eingekaufte Bogen, dessen sich übrigens auch Herr Dr. P. Graebner aus seinen Knabenjahren erinnert, trägt die Nummer 1950, aber keine Firmenbezeichnung. Ob er aus der weltberühmten Fabrik von Gustav Kühn in Neu-Ruppin stammt, habe ich nicht ermitteln können, obwohl ich bei diesem Hause selbst angefragt habe. Ich erhielt als Antwort den hier ebenfalls vorgelegten, nach den Kostümen der dargestellten Personen jedenfalls um mehrere Decennien jüngeren Bogen No. 6760 zugesendet, zugleich mit meiner unbenutzten Antwortskarte! Dieser letztere Bogen bietet in sofern ein geringeres Interesse, als der Text des Liedes nahezu wörtlich mit dem des Erinnerungstuches übereinstimmt, wie ihn Frl. Elisabeth Lemke mir gütigst mitgeteilt hat. Nur sind die 12 Töchter in anderer Reihenfolge aufgeführt. Bemerkenswert wäre allenfalls, wie oben bemerkt, die Modernisierung des Kostüms. Unter den Freiern, von denen mehrere, z. B. ein Pastor, ein Engländer mit unsinnig grossen „Whiskers“ moderne Tellerbouquets bringen, und einer die für „Pchut“ geltende rote Krawatte trägt, befindet sich kein Student mehr, die ja jetzt noch nicht ans Heiraten denken können. Das Sopha des sitt- (oder sitz?-) samen Hannchens ist weder lang noch breit, sondern eins jener Lotterbetten, die man als Chaiseslongues bezeichnet.

Der Frankfurter Bogen, auf dessen Hauptbilde Bruder Studio neben einem weissbärtigen alten Herrn vertreten ist, bringt dagegen einen Text, dessen Redactor jedenfalls von dem echten nur noch dürftige Reste im Gedächtnis bewahrt und die Lücken aus eigener freier Erfindung ausgefüllt hat. Schon in den beiden einleitenden Versen stimmen nur je die 2 ersten Zeilen überein. Die Freier sagen:

Herr Schmidt, Herr Schmidt!
Wir hätten eine Bitt'.
Wir möchten gerne baldigst frei'n;
Doch dürfen Sie nicht sparsam sein.

Papa Schmidt antwortet:

Ja, ja, ja, ja!
Ich bin der Herr Papa
Von einem Dutzend Töchterlein,
Die möchten gerne alle frei'n.

Von den 12 auf die Töchter, die fast alle andere Namen führen, bezüglichen Versen stimmen nur wenige mit dem echten Texte überein. Die der Henriette (nur die Minderzahl führt die im echten Text bei allen Töchtern angewendete kosende Deminutiv-Endung — chen) gewidmete Strophe;

Die spielt wie Thalberg oder Liszt,
D'rum ein Klavier das Beste ist.

kennzeichnet diesen Text als etwa in den 40er oder 50er Jahren entstanden.

Die jüngste Tochter heisst statt Ottilchen hier Gretchen,

Die kriegt, weil sie das Kakelnest,
'nen Kuss und dann den ganzen Rest.

Mit dem echten auf Mariechen bezüglichen Vers

Die sieht sich schon die Dreissig an,
Da müssen meine Groschen 'ran.

deckt sich inhaltlich hier der auf Rosalie bezügliche:

Schier dreissig Jahr! Welch' harte Nuss,
Da heisst's: „Papa, gieb Baaribus!“

Nur zwei Verse sind in der echten Ueberlieferung erhalten; hier bekommt das im Original so „sittsame“ Hannchen, wie dort Dörtchen

'Ne Wiege und schön Kinderzeug,
Wenn's dann so weit ist, hat sie's gleich.

Fast völlig identisch ist aber der Vers, mit dem auf beiden Bogen die Reihe der Töchter beginnt:

Herr Schmidt! Herr Schmidt!
Was kriegt denn Julchen mit?
'Nen Schleier und 'nen Federhut,
Der kleidt [echter Text: Sie stehn] dem Mädchen [sic!] gar zu gut.

Es ist wohl kein Zufall, dass dieser Vers der einzige ist, den ich mich erinnere vor mehr als einem halben Jahrhundert von meiner Kinderfrau, der mir und meinen Brüdern unvergesslichen „Olle“, gehört zu haben. Auch zahlreiche meiner Bekannten beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters, kennen nur Julchen mit ihrem Schleier und Federhut, die in der Tradition dieses Liedes als „der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht“ betrachtet werden muss.

Es möge mir gestattet sein, hier noch an ein anderes Tanzlied zu erinnern, welches von Herrn Handmann in seinen Märkischen Sagen erwähnt und in seiner Weise tief sinnig gedeutet worden ist. Der mir

überlieferte Text kann sich freilich weder an Umfang noch an Aufwand von Geist und Kenntnissen mit „Herrn Schmidt“ messen. Er lautet:

Anne Rusel geht nach Sirop, Sirop!
 Anne Rusel! geht's denn gar nicht mehr?
 'S wird schon gehn, 's wird schon gehn!
 Woll'n ein bischen stille steh'n.

Die Namensform Rusel für Rosalie deutet auf die Nachbarprovinz Schlesien, und so erklärt es sich, dass dieses geistreiche Tanzpoëm nur in die Neumark und bis Frankfurt a. O. eingedrungen, in der Mittelmark und weiter westlich aber unbekannt geblieben ist. *) Auch in Frankfurt ist es der heutigen Jugend nicht mehr bekannt. Vor 50 Jahren tanzten aber die Knechte und Mägde der dortigen Ackerbürger danach, was auf dem Lande wohl noch heute geschehen mag. Das Lokal in dem in Frankfurt diese Tanzbelustigungen hauptsächlich stattfanden, hiess der Paddenkrug und lag am Eingang des Poetensteigs. Das alte unansehnliche Gebäude ist längst verschwunden; meine Schwägerin, Frau Professor Mathilde Ascherson und ihre jüngere Schwester, Frl. Anna Sandau wissen sich desselben, das aber damals kein Wirtshaus mehr war, noch unter diesem Namen zu erinnern. Ihre älteste Schwester, Frl. Auguste S. hat aber als Kind dort nach den Klängen von „Anne Rusel“ tanzen seh'n und die denkwürdige Inschrift mit Kreide auf den Bretterzaun des Paddenkrugs gemalt gelesen: „Barfüssige Damen dürfen hier nicht tanzen!“

12. Herr W. Pütz:

Die Pfingstinsel bei Pichelsdorf.

Nachdem die Wissenschaft den Satz aufgestellt hat, dass in unseren Tagen noch dieselben Naturkräfte in Thätigkeit sind, welche einst das Weltall „aus dem Chaos schlugen“ und die verschiedenen Entwicklungs-

*) Frau Elwine Linke teilt mir mit, dass in ihren Schuljahren zu Kammin in Pommern, vor etwa 30—40 Jahren, der nachfolgende Vers von Kindern allgemein gesungen und seine Melodie auch beim Tanz aufgespielt werde. Zur Erklärung sei daran erinnert, dass es früher allgemeine Sitte war (und auch in Berlin bei Kindern „kleiner Leute“ noch ist) Syrup auf Weissbrot gestrichen zu geniessen, ähnlich wie von Wohlhabenderen Honig verwendet wird. Syrup war deshalb ein in viel höherem Masse als heut bei den Materialwaarenhändlern, denen man deshalb den Spitznamen „Syrups-michel“ (wie heut zu Tage „Heringsbändiger“) gab, begehrter Artikel. Der Vers lautet:

Anna geht nach Syrup, Syrup!
 Holt für'n Dreier Schmier' — up, Schmier' — up,
 Leckt den ganzen Syrup aus,
 Bringt den leeren Topf nach Haus.

stufen des Erdkörpers bewirkten, mussten folgerichtig auch sämtliche, wengleich unscheinbare auf dem Antlitz unseres Planeten vor sich gehenden Veränderungen eine erhöhte Bedeutung gewinnen und in den Bereich aufmerksamer Beobachtung wie eingehender Untersuchung gezogen werden.

In einem der Heimatkunde beflissenen Kreise mögen nun die nachfolgenden Mitteilungen um so eher einige Beachtung finden, als sie einen Vorgang betreffen, der in unserer nächsten Nähe, sozusagen vor den Thoren, wenn auch nicht unserer Hauptstadt, so doch deren alter Nachbarstadt Spandau stattgefunden hat, und zugleich Gelegenheit zur Erwähnung einer von Menschenhand herrührenden Veränderung jener Gegend darbieten, deren Folgewirkungen wiederum ein Werk der unablässig schaffenden Natur sind.

Vom Bahnhof der alten Veste bringt uns die Pferdebahn in etwa $\frac{1}{2}$ Stunde nach Pichelsdorf, einem Ort, dessen westlichen neueren Teil dieser moderne Verkehrsweg vollständig die Physiognomie einer Vorstadt von Spandau aufgeprägt hat, während der ältere mit seinen meist noch strohgedeckten und im Sommer unter dem Blätterwerk der Obstbäume fast verschwindenden Häusern am Flusse sich entlang breitende Teil noch dem malerischen Charakter des Fischerdorfes bewahrt hat und so dem Auge des auf dem hoch aufragenden Pichelswerder Weilenden einen so anmutenden, in den Rahmen des Landschaftsbildes so harmonisch sich einfügenden Anblick darbietet, ein Bild, in dem leider jedoch auch die Dissonanz in Gestalt nüchterner, Brauereischornsteine nicht fehlt.

Diese Gegend war vor nunmehr fast 90 Jahren der Schauplatz eines ebenso merkwürdigen, wie seltenen Naturereignisses.

Die erste Nachricht hierüber findet sich in der ehemaligen Spener'schen Zeitung, „den Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen“ vom 23. Mai 1807 und lautet:

„Am 17. Mai um 1 Uhr mittags erhob sich während eines mit Hagel vermischten Regen- und Donnerwetters in der Havel eine kleine Insel aus dem Wasser, etwa 50 Schritte lang und 12 bis 15 Schritte breit. Sie liegt zwischen dem Pichelswerder und Pichelsdorf ungefähr 200' vom Ufer des letzteren. Einige benachbarte Bewohner wollen während des Gewitters ein Getöse gehört haben, nach welchem sich sogleich eine kleine Insel im Fluss gezeigt. Die Oberfläche derselben war anfangs elastisch und wurde durch Stampfen erschüttert. Sie zeigte keine Spur von Vegetation, sondern war mit Muscheln und Schneckengehäusen bedeckt; auch brachte sie Fische mit aus dem Grunde hervor. In einer geringen Entfernung von ihr ist das Wasser sehr tief. Die Stelle, wo sie

entstand, wurde bis dahin von den Schiffern wegen ihrer beträchtlichen Tiefe der Sack genannt. Es lagen starke Flosshölzer daselbst, die mitgehoben und auf die Seite gedrückt wurden!

Mögen nun Naturforscher die Ursachen dieser Naturerscheinung zu erklären suchen.“

Diese Aufforderung blieb nicht ohne Wirkung. Bereits am 7. Tage nach jenem Ereignisse wurde nach Berghaus*) die neuerstandene Insel „von einem der ersten Geologen jener Zeit“, Vonhoff**); untersucht indessen geben seine Mitteilungen statt einer Erklärung der Ursache nur eine genaue Bestätigung der Thatsachen;

„Die Insel liegt 400 — 500 Schritt unterhalb Pichelsdorf im Hauptarme der Havel so dicht neben dem Fahrwasser, dass die Schiffe ganz nahe vorüber müssen. Auf keiner Seite der Insel zeigt sich ein steiler oder senkrechter Absturz des Ufers. Die Gestalt derselben ist länglich, von N. nach S. gerichtet, gegen N. spitz. Sie hat in der Länge 47, in der Breite 12 Schritt, besteht aus Sand und erhebt sich nicht viel mehr als 3' über dem Wasserspiegel. Der Sand war klar, ohne Steine, und der Boden hatte bereits die gewöhnliche Festigkeit des feuchten Sandbodens. Muscheln und Würmer, Holz, Baumrinde, Kohlen, kleine Scherben und faulende Wasserpflanzen bildeten die Oberfläche und liessen keinen Zweifel, dass dieselbe noch vor wenigen Tagen mit Wasser bedeckt gewesen sei. Auch haben in den ersten Tagen Fische und Krebse darauf gelegen.

An ein Zusammenspülen des Erdreiches durch Wasser war nicht zu denken; eines Theils würde dann die Oberfläche eine ganz andere Beschaffenheit gehabt haben, anderen Theils hätte dann ein grosses Floss von den stärksten Stämmen, dessen eine Seite auf dem Ufer der Insel im Trocknen ruhte, indess die andere, schräg herunter hängend auf dem Wasser schwamm, nicht in die Höhe gehoben werden können. Die Stämme aber zeigten deutliche Spuren, dass sie noch bis vor wenigen Tagen bis über die Hälfte im Wasser gelegen hatten. Wäre ein Anschwemmen des Sandes durch den Strom erfolgt, so würde dieses Floss entweder durch denselben auf die Seite getrieben worden sein, oder, wenn es nicht hätte ausweichen können, so müsste der Strom es mit Sand überschüttet haben. Die sorgfältigste Erwägung aller Umstände lässt nicht daran zweifeln, dass hier in der That eine wirkliche Hebung eines soliden Stückes des Grundes stattgefunden hat.“

*) Berghaus Landbuch der Mark Brandenburg Band I S. 480.

***) K. E. A. Vonhoff, Magazin der ges. Naturforsch. Freunde zu Berlin, I. Jahrg. 1807 S. 233.

Soweit der Bericht Vonhoff's, dem Berghaus*) 1854 hinzufügt, dass die Insel nicht wieder verschwunden, sondern noch vorhanden und mit einer Grasdecke bekleidet sei.

Wenn nun aber in unsern Tagen der Leser jener Mitteilungen die unter so eigenartigen Umständen entstandene Insel, wohl ausgerüstet mit einer guten Karte aufsuchen wollte, so müsste er alsbald die Entdeckung machen, dass an dieser Stelle der Havel, „wie er auch sucht und blicket“, keine Insel zu sehen ist, und es könnte ihm wohl ob dieser Thatsache das Sprichwort in den Sinn kommen: „wie gewonnen, so zerronnen!“ Und doch weisen alle im Handel befindlichen Karten der

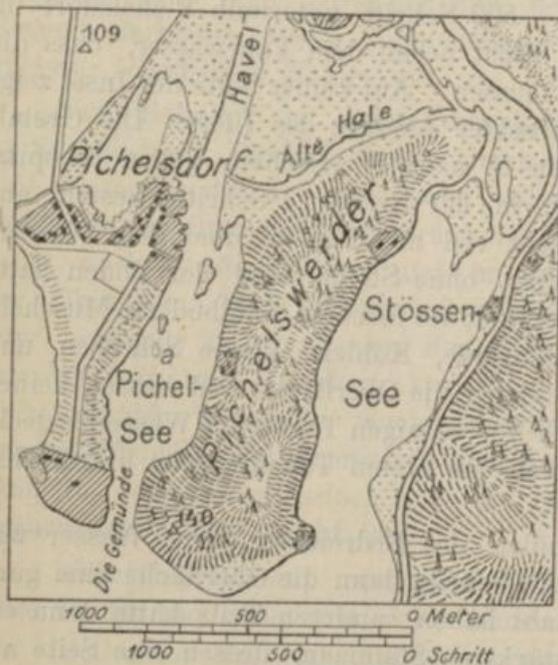


Fig. 1. 1:25000

Bei a die auf den Kartenblättern nicht angegebene, deshalb hier nur in punktierter Linie eingetragene Pflingstinsel.

die von der Strombauverwaltung vor etwa 30 Jahren im Interesse der Schifffahrt angelegten Buhnen, deren Eintragung in die Generalstabskarten bis jetzt nicht geschehen ist, ungeachtet ihrer, das Kartenbild wesentlich beeinflussenden Wichtigkeit für die Flussregulierung, die bekanntlich darin besteht, dass das vor den Buhnenköpfen zu stärkerer Bewegung gezwungene Wasser die in der Schwebel befindlichen Sinkstoffe veranlasst, sich in dem ruhigen Wasser zwischen den einzelnen Buhnen abzusetzen, so dass diese Zwischenräume allmählich ausgefüllt werden, und schliesslich, als Endziel der Buhnenanlagen, eine ganz neue durch die Köpfe der

Umgegend von Berlin und selbst das neueste, mit Nachträgen von 1893 versehene Messtischblatt Spandau an dieser Stelle 2 Inseln auf (s. Fig. 1), von denen die grössere etwa 260 Meter in der Längserstreckung messende, so ziemlich in der Mitte der hier zum sog. Pichelsee erweiterten Havel, gegenüber der unteren Dorfhälfte, die zweite mit einer etwa 50 Meter betragenden Länge nahe dem rechten Ufer und etwas unterhalb Pichelsdorf verzeichnet ist.

Die Ursache, nicht aber die Entschuldigung dieses Widerspruches zwischen Natur und Kartenbild sind

*) Berghaus Landbuch der Mark Brandenburg I. S. 481.

Buhnen gegebene Uferlinie gebildet wird, deren Anblick im Gegensatz zu ihrer Zweckmässigkeit freilich die volkstümliche Bezeichnung herausfordert; „Schön ist anders.“ (Siehe Fig. 2).

Unter diesen Umständen entbehrte die Aufsuchung der i. J. 1807 entstandenen und nach der Angabe von Berghaus i. J. 1852 „noch vorhandenen und mit Gras bewachsenen“ Insel, welche der Unterzeichnete sich im verflossenen Sommer zur Aufgabe gemacht hatte, nicht eines gewissen Forschungsreizes.

Das erste, nur nebenbei zu erwähnende Ergebnis war die Thatsache, dass die zuerst genannte, gegenüber dem Dorfe eingezeichnete Insel vollständig von der Bildfläche verschwunden und zwar in das hier durch einen Längsdamm regulierte linke Flussufer einbegriffen worden ist; da jedoch auf Grund der angeführten Mitteilungen nur die auf den Karten südlich des Dorfes eingetragene Insel a priori in Frage kommen konnte, so galt es zunächst das Vorhandensein dieser innerhalb des die Situation verwirrenden, auf den Karten nicht enthaltenen Buhnen systems festzustellen.

Diese Arbeit gelang im Juni vorigen Jahres noch ohne sonderliche Schwierigkeit, würde aber schon im Spätherbste kaum mehr möglich gewesen sein; denn auch hier hat man einen Längsdamm gebaut, der die Insel zwischen sich und dem rechten Flussufer einschliesst, so dass heute, nachdem sowohl der abgeschnittene Wasserarm wie die niedrige Insel selbst durch Anschüttung auf das Niveau des hinterliegenden Landes gebracht worden ist, auch diese Havelinsel spurlos in dem neugebildeten Ufer aufgegangen ist.

Die somit noch vor Thoresschluss stattgehabte Prüfung der von Vonhoff mitgeteilten Massangaben ergab nun folgendes Resultat: Länge etwa 90 Schritt, Breite etwa 40 Schritt d. h. also ungefähr das doppelte der oben erwähnten Masse. Bei Prüfung der a. a. O. auf 400–500 Schritt angegebenen Entfernung vom Dorfe, galt es in der Erkenntnis, dass die

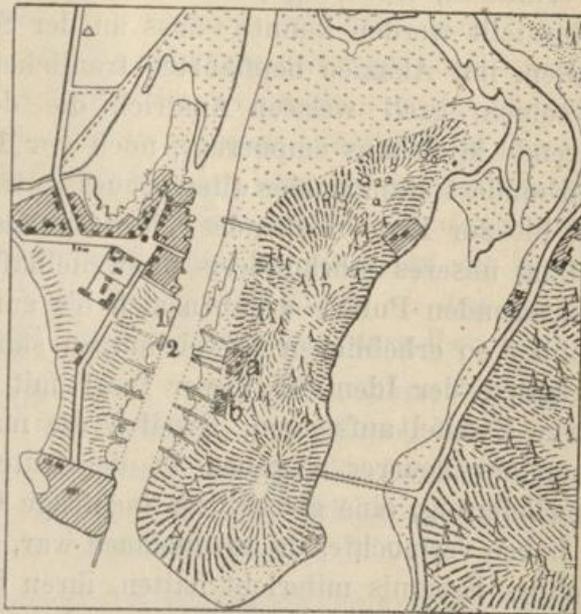


Fig. 2. 1:25000.

1. Insel Flachenberg 2. Pflingst-Insel. a. Café Pichelswerder. b. Inselgarten.

die heutige südliche Dorfgrenze bildenden Häuser nicht über 30 Jahre hinausreichen, ein zweifellos aus dem Anfang des laufenden Jahrhunderts herrührendes Gebäude als mutmasslichen Ausgangspunkt dieser Messung zu ermitteln, eine Frage, die insofern bald eine sichere Lösung fand, als festgestellt werden konnte, dass an der Stelle, wo heute im Knie der breiten, mit Akazien bepflanzten traulichen Dorfstrasse das villenartige, in seinem grell weissen Anstrich die dörflische Harmonie empfindlich störende Mietshaus emporragt, noch vor 15 Jahren ein aus dem vorigen Jahrhundert stammendes altersgraues, mit seinem verwitterten Schilfdach fast bis zur Erde reichendes „Wendenhaus“ stand. Von diesem für den Anfang unseres Jahrhunderts unzweifelhaft als südliches Ende des Dorfes anzusehenden Punkte ergaben sich bis zur Insel rund 260 Schritt. Gegenüber so erheblichen Abweichungen sämtlicher Massangaben mussten bezüglich der Identität dieser Insel mit der gesuchten zum mindesten starke Zweifel aufsteigen, Zweifel, die mangels jeglicher anderweitigen, besonders neuerer Angaben in der Litteratur nur noch die mündliche Überlieferung, eine gründliche Nachfrage bei den ältesten Dorfbewohnern zu heben vermochte, da anzunehmen war, dass deren Väter, welche jenes wichtige Ereignis miterlebt hatten, ihren Söhnen, also den jetzigen Alten doch eine lebendige Erinnerung an dasselbe übermittlelt haben mussten.

Diese für unsere weitere Forschung allein noch übrige „Quelle“ spendete als anregendes Resultat zunächst den wirklichen Namen des gesuchten Eilandes, floss aber, wie ich bald wahrnehmen konnte, in zwei verschiedenen Richtungen. Der hiermit glücklich der Vergessenheit entrissene Name lautet: „die Pfingstinsel“ weil, wie es thatsächlich der Fall ist, jenes Ereignis auf dem Pfingstsonntag d. J. 1807 fiel.

Und diese Pfingstinsel, so hiess es weiter, sei die augenblicklich in der Zuschüttung begriffene vorgenannte Insel. Bald nach ihrem Festwerden sei sie von den Fischern, als den „Nächsten dazu“ in gemeinschaftliche Grasnutzung und später, trotz des Protestes der übrigen nicht zur Fischerzunft gehörenden Einwohner, welche das Geschenk der Natur als Gemeindegut ansehen wollten, mit dem Rechte der Verjährung als wirkliches, seitdem unbestrittenes Eigentum in Besitz genommen worden. Dann trat eine, das schliessliche Schicksal der Insel bestimmende, wichtige Veränderung in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Dorfes ein. Die Einwohner hatten von Alters her das Weiderecht auf dem Pichelswerder besessen, welches in der Weise ausgeübt wurde, dass, während der „göttliche“ Kuhhirte, der als Nebenamt auch den Nachtwächterdienst inne hatte, in seinem Kahn übersetzte, die Herde nebenher den Fluss beim „Gemünde“ durchschwimmen musste, ein Schauspiel, welches die Berliner Sonntagsausflügler stets haufenweise anlockte. Als nun vor etwa 30 Jahren die Regierung die Ablösung

dieses Weiderechtes verfügte, (wie gesagt wurde, lediglich wegen des zunehmenden Verkehrs auf der Insel) sahen sich die Pichelsdorfer zur Aufgabe des gesamten Viehstandes veranlasst; damit war die vordem wegen ihres herrlichen Graswuchses geschätzte Insel ziemlich wertlos geworden, so dass, als bald darauf die Pichelsdorfer Brauerei, der als Eigentümerin des gegenüberliegenden Ufers der Erwerb derselben, sowie des trennenden, durch die inzwischen erfolgte Anlegung des Buhnsystems allmählich in Versumpfung übergegangenen Wasserarmes zur Vergrösserung ihres Geländes sehr begehrenswert war, den Fischern ein Kaufangebot machte, solches leichtes Gehör fand; und so ging für die Summe von 5000 Mark das einst heiss umworbene Eiland an den neuen Eigentümer über, der alsbald mit der Zuschüttung derselben begann.

Es wäre „so schön gewesen“ auf Grund dieser Nachrichten aus dem lebendigen Quell der Überlieferung eine „Geschichte“ der Pflingstinsel zu konstruieren, die mit dem Schicksal des Dorflebens so innige Berührungspunkte hatte, aber jene Zahlen-Differenzen forderten mit mathematischer Strenge ihre Ausgleichung.

Nur als ganz nebensächliche Begleiterscheinung war in den vorgenannten Mitteilungen noch einer kleineren Insel Erwähnung geschehen, deren beide Merkmale: „kleiner und weiter flussabwärts gelegen“ sofort die Aussicht auf Lösung aller Schwierigkeiten eröffneten; und in der That führte eine nochmalige örtliche Besichtigung, der u. a. auch der wackere Nestor des Dorfes, der im Jahre 1811 geborene Fischer und Gärtner Schüler als Gewährsmann beiwohnte, zu folgendem nicht nur aufklärenden, sondern den Widerspruch der beiden verschiedenen Ansichten auch leicht erklärenden Ergebnis: Die vorgenannte, augenblicklich unter den Schuttmassen im Verschwinden begriffene, auf den Kartenblättern in der Nähe des rechten Ufers dicht unterhalb Pichelsdorf verzeichnete ungefähr 90 Schritt lange Insel ist nicht die am 17. Ma 1807 entstandene Pflingstinsel, sondern der sog. Flachenberg (von flach = seicht, untief), eine allmählich aus unscheinbarem Anfange zu ihrer späteren Grösse angewachsene Sandbank.

Schon immer habe, so hiess es weiter, an dieser Stelle des Flusses eine für die Schifffahrt sehr hinderliche Untiefe bestanden, aber erst vor etwa 60 Jahren, also in der Jugend unseres Gewährsmannes und viele Jahre nach dem Auftauchen der Pflingstinsel sei dieselbe über den Wasserspiegel hervorgetreten*), habe sichtbar an

*) Als indirekter Beweis für diese Behauptung kann der Umstand gelten, dass in dem Vonhoff'schen Bericht der obengenannte Flachenberg, der als Merkmal zur näheren Bezeichnung der Lage der neuen, plötzlich entstandenen Insel doch kaum

Ausdehnung zugenommen, sich später mit einer üppigen Grasdecke bekleidet, sei aber, ihrem Namen getreu, immer niedriger geblieben, als die weit kleinere etwa 100 Schritt südlicher gelegene Pflingstinsel.

Und dort liegt das gesuchte kleine Eiland auch heute noch, wenngleich in einer arg verstümmelten, wohl nur dem Eingeweihten erkennbaren Gestalt, nämlich fast am Kopfende der gerade gegenüber von Café „Pichelswerder“ in die Havel stossenden, als Zugang zu dem hier von der Krahnengesellschaft erbauten Verladungsbollwerk dienenden Buhne. Bollwerk und Buhne haben den grössten Teil des Inselchens derartig bedeckt, dass von ihrem unteren, südlichen Ende nur noch ein winziger, gegenwärtig noch vom toten Wasser, des sog. Sack*) (s. vor.) bespülter Zipfel freiliegt, während die an der linken, nördlichen Seite des Bühnenkörpers freigebliebene Nordspitze des Inselchens durch einen kräftigen Weidebusch gekennzeichnet ist.

So geht nunmehr die Pflingstinsel demselben Lose entgegen, wie der Flachenberg, mit dem ihre „Geschichte“ zudem eng verknüpft ist. Dieser teilte die Fahrlinie der Havel in zwei Arme, so dass die kleineren, flussabwärts kommenden Schiffe vor demselben nach dem Pichelsdorfer Ufer, den Flachenberg links lassend, abbogen und dann zwischen diesem und der Pflingstinsel, letztere rechts lassend, wieder in das Hauptfahrwasser einlenkten; indes wurde dieser Zustand, der immer neue Sandmassen am Flachenberg anhäuften, mit der Zeit unhaltbar, und freudig begrüsst daher die Schifffahrt die vor etwa 30 Jahren begonnene Flussregulierung, welche durch Anlegen eines Bühnensystems das Wasser wieder in eine einzige Fahrlinie zusammenschloss. Durch die beiden ersten, südlich von Pichelswerder auf dem rechten Ufer erbauten Bühnen

zu umgehen gewesen wäre, nicht erwähnt wird, während andererseits als Erklärung für die immerhin auffallende Thatsache, dass sich in der Litteratur keinerlei Notiz über das Entstehen dieser grösseren Insel findet, ihre vorhin geschilderte allmähliche Entstehung dienen muss. Einen weiteren Beleg bot die Einsichtnahme der älteren in dem Archiv der Königl. Landesaufnahme aufbewahrten Original-Kartenblätter. Die Aufnahme von 1832 zeigte nur die grösste gegenüber von Pichelsdorf gelegene Insel, unterhalb des Dorfes aber gar keine Insel, lässt also den Schluss zu, dass der Flachenberg noch nicht vorhanden, oder aber wegen seiner Kleinheit gleich der Pflingstinsel übersehen wurde. Dagegen findet sich auf dem 1852 aufgenommenen Blatte südlich von Pichelsdorf nur eine kleine Insel, die nach Lage und Grösse nur die Pflingstinsel sein kann und zur Annahme berechtigt, dass der Flachenberg zu jener Zeit noch zu unbedeutend war, um den Topographen zu seiner Einzeichnung zu veranlassen.

*) Es mag hier noch angeführt werden, dass in den Mitteilungen der Pichelsdorfer Fischer die Bezeichnung: „Sack“, welche nach dem ersten Bericht über die Pflingstinsel (s. diesen) auf die Tiefe dieser Stelle Bezug hat, mit der Flucht des Wendenfürsten Jazko in Verbindung gebracht wird, indem es damals geheissen hätte: „Jetzt haben wir ihn im Sack“.

wurden nunmehr der Flachenberg und die Pflingstinsel in das tote Wasser einbegriffen, derart, dass der Flachenberg zunächst frei zwischen denselben blieb, während die zweite, gerade gegenüber dem Café „Pichelswerder“ (Rackwitz) liegende, als Fussweg eingerichtete Buhne kurz vor ihrem Kopfe unsere Pflingstinsel in zwei, oder vielmehr, einen Teil derselben bedeckend, in drei Teile zerlegte, so dass der Eindruck entstand, als läge hier statt einer ursprünglichen Insel nur ein bereits von der Buhne bewirktes beiderseitiges Landansetzen vor. Auf diese Weise ihres ursprünglichen Charakters entkleidet, konnte es geschehen, dass die wegen ihrer Kleinheit zum Unterschied vom Flachenberg stets herrenlos gebliebene Pflingstinsel, zu der unser Gewährsmann in seiner Jugend die noch scharenweise zu diesem Naturwunder wallfahrenden Berliner unzählige Mal im vollbesetzten Kahne übersetzte, bald der Vergessenheit anheimfiel in dem Grade, dass die Namen der beiden nahe neben einander liegenden, aus den Fluten erstandenen Inseln mit der Zeit fast gleichbedeutend wurden, und der eigenartige Zauber, der den kleineren, aber unscheinbar gewordenen Gegenstand umwebte, auf den grösseren, wertvolleren überging, ein wohl erklärliches *qui pro quo!*

Jetzt sind, wie bereits erwähnt wurde, die Köpfe der beiden ersten unterhalb des Dorfes liegenden Buhnen durch einen von der Pichelsdorfer Brauerei erbauten Längsdamm, hinter welchen sowohl die Pflingstinsel wie der Flachenberg der bald vollendeten Zuschüttung entgegensehen, verbunden; bald deckt ein gemeinsames Grab beide Inseln, als Opfer des alles nivellierenden Erwerbslebens und nichts wird den Wanderer, der künftig diese Stätte betritt, und dessen Auge an Stelle des ehemaligen 300 Meter breiten Pichelsee's nur den gleichmässig auf 100 Meter eingeeengten Havelfluss erblickt, daran erinnern, dass hier im Anfang des wendenden Jahrhunderts ein in der Naturgeschichte unserer Mark wohl einzig*) dastehendes Ereignis stattfand.

Es erscheint unmöglich, diese Mitteilungen zu schliessen, ohne die Frage gestreift zu haben: „Wie erklärt die Wissenschaft das geschilderte Ereignis, welches wohl geeignet erschien, den Gedanken auf vulkanische Thätigkeit zu lenken.“

In der That ist der erste Erklärungsversuch von Dittmar in den Berlinischen Nachrichten u. s. f. vom 26. Mai 1807 nicht weit von dieser Annahme entfernt. Hier wird das Entstehen der Pflingstinsel mit andern grossartigen Naturerscheinungen z. B. Monte Nuovo in Italien, Insel Santorin u. a. in Parallele gestellt und unter dem Havelbette das Vor-

*) Über einen ähnlichen Fall berichtet Berghaus (Landbuch I. p. 481) vom Dreetzer See, nördlich von Oranienburg, in welchem sich während der Nacht vom 25. auf 26. April 1832 eine kleine Insel gebildet hatte, die aber bald wieder verschwunden ist und nur eine Untiefe zurückliess.

handensein der in der Umgegend von Berlin nachgewiesenen Alaun- und Kalkschichten, sowie ausserdem von Steinkohle und Schwefelkies vorausgesetzt. In Folge Entzündung dieser „Fossilien“ habe eine Explosion von Wasserdämpfen stattgefunden, durch deren gewaltigen Druck an jener Stelle die auflagernden Sandmassen emporgedrückt worden seien.

Eine Ausführung des Autors sei wörtlich wiedergegeben, weil sie charakteristisch ist für den damaligen, sich gern in philosophischen Spekulationen ergehenden Stand der Naturwissenschaft; sie lautet:

„Sucht man die Ursachen und Gründe auf, welche gewisse Erscheinungen in der Geister- und Körperwelt hervorbringen, so werden sie so wenig frappant wie die Begebenheit sein, dass an demselben Tage, als das Eiland aus der Havel hervortrat, auch Friedrichs d. Gr. Degen und Ordensband den Invaliden zu Paris feierlich übergeben ward*.“

Dieser gewaltsamen Erklärung stellt am zweitfolgenden Tage Louis von Voss als einfache Entstehungsursache die Wirkung von Wasser und Sand entgegen. Er denkt sich einen unterirdischen, auf dem hohen Pichelswerder mit einem grossen Reservoir beginnenden und nach jener Stelle des Havelbettes hinführenden Kanal. Wurde durch einen starken Regenfall das Reservoir gefüllt, so mussten nach dem Beispiel communizierender Röhren die Wassermassen an dem kürzeren, tieferern Ende herausdringen und die davor liegende Sanddecke emporheben.

Der Gegensatz zwischen diesen beiden Theorien, der an die alte geologische Streitfrage zwischen Vulkanismus und Neptunismus erinnert, rief auch einen poetischen Autor, Bornemann, in die Schranken, der mit seiner „handgrieplichen Erklärung, up wat vör närrische Oart dat Insel-ding bie Pichelsdörp tom Vörschin kam“, als Beleg dafür dienen kann, dass auch in jener tieftraurigen Zeit der Berliner Witz noch Blüten treiben konnte. Es sei gestattet, wenigstens einige mit ihrem Inhalt ganz modern klingende Strofen als Proben hier wiederzugeben:

„Doch hätt de Insel Geld mitbröcht,
De Pichelsdörper Kröger lacht
Recht koboldmässig in de Fust,
Dat he oft wie en Koater prust.

Vier Gröschchen gult de Pulle Beer!
Un doch — wenn em de Havel weer
Tor Hand nich weest mit godem Roath,
Verdörst weer Alles oahne Gnoad.

*) Bezieht sich auf die am 17. Mai 1807 auf Befehl Napoleons I. unter grossem Schaugepränge stattgehabte Überbringung der oben genannten, aus Potsdam entführten (?) Reliquieen nach dem Invalidendom.

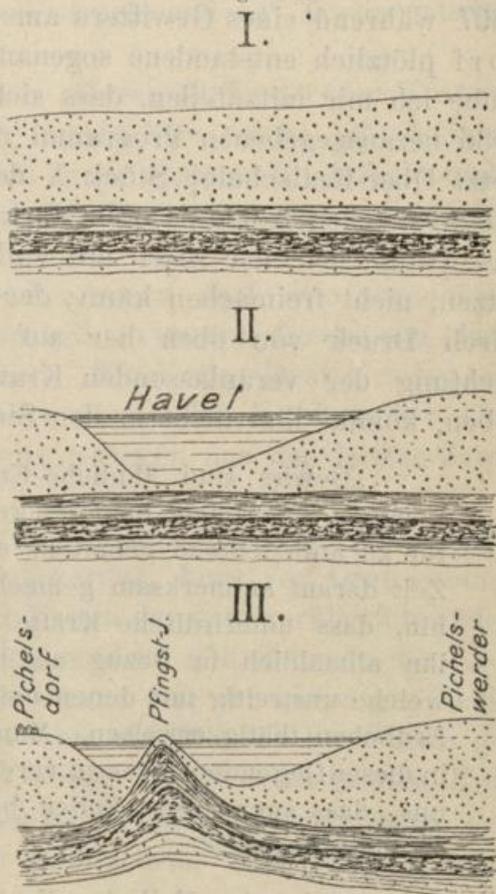
Wenn jetzt de Kröger Abends spä
 Int Bett siek legt, es sin Gebet:
 Ach lever Gott, hör dinen Knecht,
 Moack frische Inseln boald torecht.“

Der erklärende Schlussvers heisst:

„En Schelm von Schiffer hat de Sack
 Letzt umgestülpt ut Schabernack,
 Dat unnerst steit nu boaben rut
 Un süht as wie ne Insel ut.“

Welche Antwort giebt nun die Wissenschaft unserer Tage auf die aufgeworfene Frage? Sie lautet: Aufpressung weicher unterer Schichten in Folge ungleichmässigen oder aufgehobenen Druckes. Für diese auf einer einfachen Ausgleichung mechanischer Kräfte beruhende Theorie bieten die sog. Creeps in den Kohlengruben von New-castle d. h, Emporpressung einzelner Flötzstellen typische Beispiele. Die Anwendung auf vorliegenden Fall möge durch Fig. 3 erläutert werden. Denkt man sich (bei I) vor stattgehabter Erosion des Havelbettes das ganze Gebiet mit dem, sowohl den Pichelswerder wie auch das Pichelsdorfer Ufer bildenden Diluvialsand bedeckt, darunter aber weiche, plastische Thonschichten, so konnte der nach geschehener Erosion eingetretene Zustand (bei II) nur ein vorübergehender sein; denn die unter dem Flussbett ihres Druckes enthobenen, an beiden Seiten aber nach wie vor belastet gebliebenen Thonschichten mussten nebst der geringen, nicht erodierten Sandbedeckung zu einem gewissen Zeitpunkte emporgespresst werden, ein Vorgang, der mit der Entstehung der „Pfungstinsel am 17. Mai 1807 seinen Abschluss fand, (Fig. 3 III) und zwar entspricht es ganz der Natur der Sache, dass die Aufpressung an der tiefsten Stelle des Flussbettes, dem Punkte der grössten Entlastung erfolgte.

Fig. 3.
 Profile zur Erläuterung der Entstehung der Pfungstinsel.



I. Zustand vor der Erosion des Havelbettes
 II. Zustand nach der Erosion des Havelbettes
 III. Zustand nach dem 17. Mai 1807.

Eine eingehende Untersuchung des Falles erscheint, so interessant sie auch vom Standpunkte der Heimatkunde sein würde, nach Lage der geschilderten geographischen Verhältnisse so gut wie ausgeschlossen, und so mögen diese Mitteilungen sich mit der Genugthuung bescheiden, unmittelbar vor Eintritt der vollen Unmöglichkeit noch die Stelle innerhalb des neugebildeten Uferlandes bestimmt zu haben, wo einst aus den Fluten der Havel jenes Inselchen emportauchte, das trotz seiner hochinteressanten Entstehungsgeschichte so schnell der Vergessenheit anheim fiel, und dessen kartographisches Bild uns leider keines der im Handel befindlichen Blätter aufbewahrt hat.

13. Im Anschluss an die plötzlich entstandene Insel am rechten Havel-Ufer bei Pichelsdorf macht Herr E. Friedel folgende

Mitteilung über auftauchende und schwimmende Inselbildungen.

Im Anschluss an die höchst interessanten Untersuchungen, welche unser Mitglied Herr Pütz in verdienstlicher Weise über die am 17. Mai 1807 während eines Gewitters am rechten Havelufer unterhalb Pichelsdorf plötzlich entstandene sogenannte Pfingstinsel gemacht hat, erlaube ich mir mitzuteilen, dass sich K. F. von Klöden in dem Berlin, 1836 herausgegebenen Programm der Friedrich-Werderschen Realschule [jetzt Ober-Realschule] Stück X der Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntnis der Mark Brandenburg, von der Vorstellung, das Auftauchen der Insel mit vulkanischen Kräften in Verbindung zu setzen, nicht freimachen kann; der Gedanke einer Aufpressung der Insel durch Druck von oben her auf moorigen Untergrund, also mit der Richtung der veranlassenden Kraft gerade ungekehrt wie beim Erdbeben, kommt ihm nicht in den Sinn. A. O. S. 41 schreibt er:

„Gewiss sind ähnliche Erscheinungen in der Mark öfter vorgekommen, aber nicht bekannt geworden, denn in der Regel werden sie für zu unbedeutend gehalten, auch ist man überhaupt erst in neuerer Zeit darauf aufmerksam gemacht worden. Sie deuten unstreitig darauf hin, dass unterirdische Kräfte auch in diesem Boden geschäftig sind, ihn allmählich in Bezug auf Höhe und Tiefe zu verändern, Kräfte, welche unstreitig mit denen nahe zusammenhängen, welche sich in dem Erdbeben thätig erweisen. Man hat das gänzliche Fehlen dieser Kräfte in diesen Gegenden etwas zu voreilig behauptet, denn die Geschichte lehrt uns, dass auch unser Boden bereits mehr als einmal durch Erdbeben erschüttert wurde.“

Bekannt ist der Fall des Erdbebens zu Lissabon vom 1. November 1775, welches auch in der Mark verspürt wurde. Gegen Mittag wurde das Wasser in vielen Uckermärkischen Seen unruhig, z. B. im

Grossen Stechlin*) bei Fürstenberg i. Meckl., in den Seen bei Templin, sowie im Libbensee, Röddelin, Mahlgast und Nezo. In diesen uckrischen Gewässern erhob sich eine plötzliche Flutwelle, welche am Nezo-See die am Ufer beschäftigten Fischer in Lebensgefahr brachte. Sie wollten beim letzten Ansteigen des Wassers gleich einen unerträglichen Gestank wahrgenommen haben.**)

Im Juli 1831 erschien mittels eines Erdbebens im Mittelmeer plötzlich zwischen der Südseite von Sizilien und der nahe der afrikanischen Küste belegenen Insel Pantellaria, eine Insel, die 700 m Umfang hatte und bis 200 Fuss hoch war. Die Engländer hissten auf der Ferdinanda oder Julia genannten Insel ihre Flagge auf. Im November versank dies Neugebilde und Ende December 1831 war dort wieder ein tiefer Abgrund.

Vor einigen Jahren berührte ich die vorgenannte Insel Pantellaria, welche im wesentlichen einen Krater mit Vorland ringsum bildet und als eine Strafkolonie für Verbrecher dient; wenige Zeit nach meinem zweiten Aufenthalt daselbst erhob sich angesichts der Insel ein neues Eiland während eines untermeerischen Bebens. Aber auch hier dauerte die Freude nicht lange und die Insel verschwand auf Nimmerwiedersehen.

James Fenimore Cooper in seinem „Marcus-Riff oder der Krater“, einer Erzählung aus dem stillen Meer, macht eine solche plötzlich erschienene Insel sogar zum Schauplatz einer spannenden Robinsonade, welche ebenfalls mit dem Untergange der Insel samt ihrer ganzen Bevölkerung abschliesst.

Dergleichen vulkanische Inselercheinungen sind, wie angedeutet, leider oder glücklicher Weise, wie man will, in unserer friedsamem Mark Brandenburg bislang nicht nachgewiesen. Wohl aber lässt sich bei uns in der Provinz Brandenburg und den anstossenden Landschaften eine ganze Reihe von Aufpressungserscheinungen aus den letzten Jahrzehnten nachweisen.

Wie dem Berliner Börsen-Courier am 8. Mai 1873 gemeldet wurde, ist kurz zuvor in der Nähe von Birkenwerder, kurz vor Oranienburg, ein 300 Fuss langer und 20 Fuss hoher Damm der dort vorüberführenden Berliner Nordbahn nicht nur eingestürzt, sondern gänzlich von der Erdoberfläche verschwunden und an Stelle dessen ein, den bisherigen Raum des Dammes weit überschreitender See von ungefähr 15 Fuss Tiefe getreten. Zur Herstellung des Dammes waren 12 000 Schachtruten Erde verwendet worden. Die Ursache dieses mit donnerähnlichem Getöse sich vollziehenden Einsturzes soll darin zu suchen sein, dass sich vor alter

*) Bratring, die Grafschaft Ruppin S. 22.

**) Seifart, Allgem. Gesch. der Erdbeben, S. 197 bis 207.

Zeit in dem dortigen Thaleinschnitt ein See befunden habe, auf den sich wahrscheinlich im Laufe der Jahre eine Art von Moordecke gelegt hat, die wiederum durch das Hinaufwehen von Sand sich allmählich zu einer festen Decke verdichtete, unter welcher, wie in der ganzen Gegend, sich das Wasser immer mehr und mehr senkte und dadurch eine Höhlung hervorrief, die bei dem ungeheuren Druck, den der 20 Fuss hohe Bahndamm ausübte, endlich nachgab. Inzwischen hat eine vollständige Verlegung jener Strecke nach einem günstigeren Terrain stattfinden müssen.

Als die Ostbahn durch das Rote Luch bei Straussberg geführt wurde, verschwand ebenfalls der frisch geschüttete Eisenbahndamm und dafür quoll Erde und Moor an einer andern Stelle mächtig in die Höhe. Etwas gleiches ist während des Baues des die Ost- mit der Nordsee verbindenden Kaiser Wilhelm-Kanals mehrfach und in unliebsamster Weise bemerkt worden.

Herr Kaufmann Micha teilte mir kürzlich mit, wie es ihm in Rummelsburg bei Berlin ergangen, woselbst er sich ein Grundstück mit Wasserfront am Rummelsburger See gekauft habe. Eines Morgens habe er bemerkt, wie sein Grundstück vom See abgedrängt worden sei, indem sich davor ein aus dem See emporgequollener Wall von mooriger Erde gelagert. Gleichzeitig sei die hohe Anschüttung für die Verbindungsbahn versunken gewesen. Die ungeheure Last presste hier den Moorgrund derartig zusammen, dass er seitlich nach dem Rummelsburger See ausweichen musste und in demselben in Gestalt einer Barre erschien.

In der Gegend von Dreetz bei Neustadt an der Dosse liegt ein See, so erzählt Klöden a. a. O. S. 39, dessen Tiefe etwa 11 Fuss beträgt, am oberen Teile, wo der Rhin hineinfällt, hatte sich ein Kolk gebildet, von etwa 14 Fuss Tiefe. Am Abend des 25. April 1822 konnten die Schiffer mit ihren Rudern den Grund des Kolkes noch nicht erreichen. In der Nacht war an dieser Stelle unbemerkt eine Insel entstanden, von 5 Ruten Länge und $2\frac{1}{2}$ Ruten Breite und ragte mehr als 2 Fuss über dem Wasserspiegel empor, der gerade sehr niedrig war. Das Erdreich bestand aus Moor mit Sand gemengt und war so weich, dass man, ohne einzusinken, nicht darauf treten konnte. Nur vermittelt einiger Ruder, die man darauf legte, vermochte man, sich eine Art von Damm zu schaffen. Später wurde sie so fest, dass man darauf gehen konnte. Der Amtsrat Herr Cochius, liess die Insel mit Weiden besetzen, welche auch anfangs ausschlugen, aber später umfielen. Als das Wasser des See's stieg, wurde die Insel kleiner, mehr aber wurde sie durch den Wellenschlag zernagt, dem die heftigen Stürme dieses Sommers eine ungewöhnliche Stärke verliehen hatten. Im Juni 1832 war nur noch ein kleiner Teil über dem Wasser zu sehen, und im August war sie ganz vom Wasser bedeckt, und nur als Untiefe vorhanden. Die Schifffahrt

wird dadurch nicht gehindert, da sie seitwärts von der Fahrbahn liegt. An Ort und Stelle ist man geneigt, die Entstehung der Insel einer blossen Alluvion zuzuschreiben, und führt dafür an, dass im verflossenen Jahre die Einmündung des Flusses vertieft worden, um den Wasserlauf und die Schifffahrt zu befördern; dies aber scheine ein Unterwaschen der Seitenwände des Flusses zur Folge gehabt zu haben, das strömende Wasser habe einen Teil derselben fortspülen können, und in dem Kolke, nach welchem es sich hin zu bewegen pflegt, abgesetzt. Mit dieser Ansicht scheint indessen das plötzliche Erscheinen der Insel nicht verträglich zu sein. Es hätte doch eine sehr bedeutende Strecke des flachen Ufers zusammenbrechen müssen, um das, wenigstens auf 30 000 Kubikfuss zu schätzende Material zu einer solchen Insel zu liefern, und auf dem Grunde einer solchen Tiefe einen kegelförmigen Berg aufzusetzen, dessen Basis doch mindestens 4 mal so gross sein muss, als die aus dem Wasser hervorragende Fläche, wobei noch zu bedenken, dass sich doch nicht alles Losgerissene gerade an dieser Stelle abgesetzt haben wird, die Masse desselben also noch grösser sein musste; und dennoch scheint ein Uferbruch von dieser Grösse nicht vorhanden zu sein, wenigstens erwähnen ihn meine Nachrichten nicht. Aber selbst, wenn dies der Fall wäre, so scheint es doch an das Unmögliche zu grenzen, dass das Wasser in einer einzigen windstillen Nacht, und bei niedrigem Wasserstande, eine solche Ufermasse nicht bloss zusammenspülen, sondern selbst mehrere Fuss über seinen Spiegel aufhöhen könne, vielmehr erinnern alle Umstände an die vorerwähnte Inselbildung in der Havel, und lassen an eine Erhebung von unten her denken, wofür auch die in der Richtung der Längachse vorhandenen Zerberstungen ein Zeugnis liefern, welche bei dem blossen Zusammenschwemmen weit weniger erklärbar sind. Die Vergänglichkeit der Insel spricht nicht dagegen, sondern ist nur Folge des losen Zusammenhanges der sie bedeckenden Erdschichten, macht aber jede weitere Untersuchung unmöglich.

Zum Kapitel der Schwimmenden Inseln vermerke ich hier noch folgende Einzelheiten.

Auf der Hälfte des Weges zwischen den Dörfern Blankenburg und Bertikow im Kreise Angermünde, so erzählt die Vossische Zeitung vom 4. Juni 1865, stösst man an den Blankenburger See, welcher sich in einer Länge von fast einer Viertelmeile gegen Südwesten erstreckt und sich an dem Südwestende nahe dem Dorfe Blankenburg auf eine Achtelmeile ausbreitet, während er an der Nordseite spitz zuläuft. Er ist ohne Inseln, nur befindet sich in einiger Entfernung vom Ufer des Südwestendes ein sogenanntes Fenn, d. h. eine moorige, mit Wurzeln von allerlei Wasserpflanzen durchzogene Fläche, welche dem Fusse nur bei dem niedrigsten Wasserstande und grosser Dürre einigermaßen sichern Stützpunkt bietet, aber vom Ufer her als Insel erscheint, da sie hohes Schilf

zeigt und mit mehreren starken Weidenbäumen besetzt ist. — Wer den See und die Gegend kannte und am 31. Mai d. J. des Weges kam, musste auf's Höchste erstaunt sein, am Nordostende des Sees eine Insel zu gewahren. Etwa 10 Schritte lang, 8 Schritte breit, fünfzig Schritt vom Ufer entfernt, liegt sie vor dem verwunderten Wanderer; hohes Schilf zeichnet den Umfang; auf ihr prangen zwei starke Weidenbäume, deren Stämme 8—10" Durchmesser hatten, daneben ein jüngerer von etwa 2" Stammsdicke. Jene beiden tragen dichtbelaubte, breite Kronen und stehen so gerade, als ob sie dort von kunstgeübter Hand gepflanzt wären. Das Ganze macht den freundlichsten Eiudruck.

Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Der Südwestorkan des 30. Mai hat am Südwestende des Sees ein Stück des Fennes, mit jenen Bäumen besetzt, losgerissen und in fast wunderbarer Weise dieses mit grünen Segeln und lebensfrischen Masten versehene Schifflein eine Viertelmeile bis in die entgegengesetzte Spitze des Sees fortgeführt, bis es in dem seichteren Wasser strandete. Dabei ist zu bewundern, wie dies seltsame Fahrzeug die verschiedenen sonstigen Untiefen des Sees vermeiden und selbst einige Vorsprünge des Ufers, die weit in das Wasser hineinreichen, umfahren konnte. Leider hat niemand, so viel bekannt, dasselbe seinen Weg machen sehen. Es ist anzunehmen, dass es während der Fahrt bis auf die Baumkronen unter Wasser gesunken gewesen und erst da, wo der schräg aufsteigende Boden des Beckens sich dem Wasserspiegel nähert, allmählich aus der Tiefe auftauchte, wobei es jedoch merkwürdig ist, dass die Bäume nicht schräg gedrückt oder hingestreckt erscheinen, sondern den Eindruck machen, als hätten sie lange Jahre an dieser Stelle gestanden und ihre Wurzeln fest und tief eingeschlagen.

Dergleichen kleine Inseln, wenn sie unterkütig sind, d. h. auf einer leichten Unterlage ruhen, die dem Wellenschlage ausgesetzt ist und mit nicht sehr tief wurzelnden Bäumen, als Weiden, insbesondere von Erlen bestanden sind, werden bei heftigen Stürmen durch den Winddruck auf diese Bäume nicht selten losgerissen und treiben dann den Strom oder See entlang. Merken die Besitzer dies, so setzen sie den Flüchtlingen nach und holen sie wieder zurück.

Auf diese Weise ist, wie der heut anwesende Besitzer der Insel Scharfenberg im Tegeler See, Dr. Carl Bolle bestätigte, eine mit elf Erlenbäumen bestandene Insel losgerissen und dann längs des südlichen Vorlandes genannter Insel gestrandet, von den Leuten des Besitzers festgebunden worden; jetzt ist sie mit Scharfenberg hoffentlich untrennbar verbunden.

Weiter westlich im Tegeler See liegen die beiden Eilande der Grosse und der Kleine Valentinswerder, unserm Mitgliede Paul Haberkern gehörig und von ihm durch Anschüttungen zu einer einzigen Insel

vereinigt. An diese trieb vor einigen Jahren während eines Sturmes eine schwimmende Insel an, viel grösser als die vorhin von Scharfenberg erwähnte. Nachdem sie hier eine Zeitlang scheinbar landfest geworden, hat ein anderer Sturm sie zum grossen Teil wieder losgerissen und weiter getrieben.

In den Jahren 1869 bis 1873, während welcher ich als Kreisrichter in unserm Vorortstädtchen Coepenick amtierte, habe ich zum öftern den alten biedern Fischer und gelegentlichen Gastwirt Schütz am Teufelssee zwischen dem grossen Müggelsee und Müggelberg besucht. Schütz besass auf dem Teufelssee eine kleine, mit Bäumen besetzte Insel, auf der ich es etwas unheimlich zu gehen fand, weil dieselbe bei jedem Schritte bog und bebte. Im Winter befestigte Schütz die Insel bei seiner Hütte, im Sommer, sobald die Berliner Ausflügler kamen und dort in übermütiger Laune Unfug verübten, ruderte Schütz seine Bauminsel nach einer seichteren Stelle des sonst als unergründlich geltenden Teufelssees und verankerte sie dort, um das Betreten des Eilandes zu verhindern.

Die anwesenden Herren, Dr. C. Bolle und Paul Haberkern, bestätigten die Angaben des Herrn E. Friedel hinsichtlich ihrer schwimmenden Inseln im Tegeler See.

14. Herr Dr. Graebner sprach: „Über die märkische Heide“. Wir hoffen diesen Vortrag später bringen zu können.

15. Nach dem Schluss der Sitzung fand ein gemütliches Beisammensein im Ratskeller statt.

16. (10. ausserord.) Versammlung des IV. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 29. Februar 1896, nachmittags 3 Uhr.

Besichtigung der Fabrik der Actiengesellschaft
Ludwig Loewe und Co. zu Charlottenburg (Martinikenfelde),
Kaiserin Augusta Allee 30

Zur festgesetzten Zeit hatten sich trotz des kalten Windes etwa 60 Mitglieder mit ihren Gästen eingefunden. Sie wurden von dem stellvertretenden Direktor, Herrn Haenisch begrüsst, da Herr Baurat Köhn dienstlich verhindert war. Bevor die Gesellschaft sich versammelt hatte, benutzte Herr Haenisch die Zeit, um das neue Gewehr zu erklären, dessen Herstellung später gezeigt werden sollte. Im Prinzip ähnelt es dem Modell 88, doch liegt die Mehrladevorrichtung vollständig

im Schaft, und der Patronenrahmen ist nur ein schmaler Metallstreifen, welcher sofort beim Einführen in das Gewehr hinausfliegt.

Der Rundgang begann mit der grossen Halle, in welcher elektrische Maschinen z. B. Dynamomaschinen, Elektromotoren, Anker, Elektrizitätszähler u. a. hergestellt werden. Anziehend waren hier namentlich die Apparate für die unterirdische Stromzuführung, welche auf der Ausstellungslinie Kurfürstendamm—Treptow an verschiedenen Stellen zur Aufstellung gelangen sollen. Sämtliche Betriebsmaschinen werden hier durch Elektrizität bewegt.

Gesondert liegen die Fabrikräume für die Herstellung von Handfeuerwaffen. Unter diesen ist die Schmiede die erste. An den Wänden der langen Halle stehen die grossen Fallhämmer, unter denen die glühenden Stahlstangen sofort in die Formen gepresst werden, welche die betreffenden Gewehrteile erhalten sollen. Auf der Fläche des Hammers und auf der des Ambos befinden sich die Hälften der Hohlformen und das gepresste Stück ist so exact, dass es nur noch wenig weitere Bearbeitung erfordert. Eben so interessant wie dies ist die Bohrung der Gewehrläufe. Mit Hilfe eines langen hohlen Bohrers werden die Läufe in einer Operation glatt durchbohrt, wobei das unter Druck dem Bohrer zugeführte Öl gleichzeitig kühlt und die Späne entfernt. Auf einem Tisch war eine Sammlung von Läufen ausgelegt, welche die Veränderungen zeigen sollten, die der massive Stahlstab durchmachen muss, bis er ein fertiges Rohr geworden ist. Auch in den Sälen, in denen die übrigen Gewehrteile angefertigt werden, waren ähnliche Zusammenstellungen gemacht worden. Sie ergaben recht deutlich, welche enorme Zahl von Operationen und welche minutiöse Präzisionsarbeit dazu gehört, um eine derartige Vollkommenheit zu erreichen. Diese Arbeit ist allein zu bewältigen mit Hilfe der ungeheuren Anzahl von Maschinen, welche, dicht neben einandergestellt, alle Säle anfüllen. Jede Maschine ist durch einen Treibriemen mit einer der grossen Wellen verbunden, welche an der Decke sich drehen, und diese Wellen werden endlich von den grossen Dampfmaschinen bewegt, deren blanke Räder wir bewundern konnten.

In dem Revisionsraum werden endlich alle diese Gewehrteile sorgfältig geprüft. Jeder von ihnen, vom Lauf bis zur kleinsten Niete, muss ausgewechselt werden können, deshalb ist es erforderlich, dass die gleichartigen Stücke untereinander völlig übereinstimmen. Alle Stücke müssen bis auf $\frac{1}{1000}$ mm genau gearbeitet sein, und für die Prüfung sind die sorgfältigsten Messapparate konstruiert worden.

Wie sämtliche Metallteile, so werden auch die Schäfte von der Fabrik angefertigt. Zuerst werden sie im Rohen ausgeschnitten, dann kommen sie in die sogenannte Copiermaschine, wo die Rinne für den

Lauf und die Ausschnitte und Vertiefungen für das Schloss und die Mehrladevorrichtung sofort hintereinander hergestellt werden, ohne dass der Schaft auch nur einmal umgelegt wird.

Ist das Gewehr fertig, so passiert es das Anschusslokal. Dort werden aus ihm 5 Schuss auf eine Scheibe in einer Entfernung von 50 m abgegeben. Von diesen 5 Schuss müssen vier in einem Rechteck von 9 cm Höhe und 4 cm Breite sitzen. Einige Schützen der Gesellschaft durften hier ihre Kunst zeigen.

Auch die Verpackung der Gewehre für den überseeischen Transport wurde noch in Augenschein genommen.

Zum Schluss begab sich die Gesellschaft in die neue Halle für die Electricitätsabteilung; dieselbe war soeben unter Dach gebracht worden und ist 170 m lang und 36 m breit. Hier war ein Buffet aufgestellt, und es wurde Punsch und Bockbier herumgereicht. Herr Geheimrat Friedel toastete auf die Firma und Herr Direktor Haenisch brachte ein Hoch auf die Gesellschaft aus.

Der Besuch der Fabrik war für alle ausserordentlich lehrreich, denn er offenbarte die Leistungsfähigkeit des modernen Betriebes in seinem ganzen Umfang und gerade bei einem Gegenstande, wie das Gewehr, an dessen Beschaffenheit ganz besonders hohe Anforderungen gestellt werden.

Die Fabrik wurde vor 25 Jahren mit wenigen Arbeitern in der Hollmannstrasse eröffnet, allmählich hat sie sich zu der jetzigen Höhe emporgearbeitet. Wie bekannt, wurde sie vor einigen Jahren von unserer Militärverwaltung mit der Herstellung unserer Gewehre betraut. Augenblicklich werden in der Fabrik für Spanien, Argentinien und Chile Gewehre angefertigt. Als wir die grosse Halle verliessen, betrat dieselbe der argentinische Oberst, welcher mit der Prüfung und der Abnahme der Gewehre beauftragt ist. Und da nun auch chilenische Offiziere die Fabrik betreten, so muss der Verkehr höchst diplomatisch geregelt werden, da die beiden Staaten in Süd-Amerika etwa in dem Verhältnis wie Deutschland und Frankreich zu einander stehen.

Die Besichtigung hatte beinahe zwei Stunden in Anspruch genommen, und mit dem wärmsten Dank an Herrn Direktor Haenisch und die Herren Betriebsinspektoren Beyer und Winterfeldt für die sorgfältigen und liebenswürdigen Belehrungen trennte man sich.

Kleine Mitteilungen.

Aschermittwochs - Brauch in Brandenburg a/Havel. Am Aschermittwoch schmücken sich die Schülerinnen der Töchterschule mit Bändern, welche sie wie eine Schärpe von der linken Schulter bis zur rechten Hüfte über das Kleid hängen und auf der Schulter mit einer Schleife befestigen. Über das Band streifen sie dann die sog. Fastenbretzel (Schaumbretzel). Die Farbe der Bänder ist verschieden; doch ist dieselbe bei den Schülerinnen derselben Klasse die gleiche. Dem Bäcker ist dies eine willkommene Sitte; am bewussten Tage findet er sich regelmässig bei Schulanfang und in den Zwischenpausen auf dem Schulhofe mit grossen Körben der begehrenswerten Waare ein, um deren Absatz er nicht zu sorgen braucht. Dem Lehrer werden oftmals Fastenbretzel, zuweilen in recht stattlicher Zahl, als Tribut auf den Tisch gelegt. Brandenburg, 15. Febr. 1896. Bruno Heller.

Spandauer Eisen. „Spandauer Wind“ (Regenwind für Berlin) und „Spandauer Zimmt-Pretzeln“ kennt jedes richtige Berliner Kind*), dagegen gestehe ich zu, dass ich „Spandauer Eisen“ erst aus den Verhandlungen kennen gelernt habe, welche am 19. Dezember 1895 in Betreff von angeblich in Württembergischen Straf- und Irren-Anstalten vorgekommenen Miss-handlungen in der Württembergischen Abgeordneten-kammer stattfanden. In dem Bericht darüber heisst es: „Einen peinlichen Eindruck in der Kammer machten die Auskünfte des Justizministers Dr. v. Faber über die schweren Strafarten, die der Beschwerdeführer Julius Pfeiffer im Stuttgarter Zuchthause zu erdulden hatte. Pfeiffer, der wegen Totschlags — er hatte im Zorn seinen Schwager erdolcht — zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt war, ist einmal wegen Drohungen drei Monate lang in „Spandauer Eisen“ gelegt worden. Diese Spandauer Eisen sind breite, innen mit Leder gefütterte Eisenbänder, die oberhalb des Fussknöchels über dem Strumpfe und den Unterhosen zusammengeschnitten werden; sie sind mit Ketten versehen, die Bewegung hindern sie nicht; das Anschmieden geschieht mit Hilfe eines kleinen Ambos und soll schmerzlos sein. Als sich nach der Verbüssung der Fesselung Pfeiffer noch widerspenstig zeigte, wurde er in Dunkelarrest gesteckt und erhielt gleichzeitig Kostschmälerung. Noch während der Fesselung in den Spandauer Eisen soll der Sträfling Spuren von Irrsinn gezeigt haben.“

Höchst wahrscheinlich bezieht sich die Bezeichnung „Spandauer Eisen“ auf eine Fesselungsart, welche in dem ehemals in Spandau befindlichen grossen Zuchthause üblich gewesen sein mag.

*) Vgl. den alten Klapphornvers:

Berliner Kind,
Spandauer Wind,
Charlottenburger Pferd,
Sind keinen Dreier wert.

Es wird nun im kulturgeschichtlichen wie heimatkundlichen Interesse hiermit angefragt; ist der Ausdruck „Spandauer Eisen“ in Spandau oder der Mark bekannt und ist ein ähnliches Bändigsmittel gegen widersetzliche Sträflinge in der That bei uns ebenfalls üblich oder doch in früheren Zeiten üblich gewesen?

E. Friedel.

Bücherschau.

Prignitzer Kamellen und Hunnenblömer von Hermann Graebke, Zürich, Verlag von Caesar Schmidt 1896.

Der Dialekt ist dasjenige Element im Volkstum, welches sich überall am längsten behauptet hat gegenüber dem nivellierenden Ansturm der Neuzeit. Wo die Tracht der Menschen, die Bauart der Häuser, ja die Art des Baumaterials durch alle Gaue Deutschlands schon deutliche Züge der Vermischung aufweisen, da hat sich der Dialekt noch in auffälliger Reinheit erhalten. Der Dialekt ist die Natur. Wie der Wuchs der Pflanze den Boden erkennen lässt, aus dem sie ihre Nahrung schöpft, so offenbart der Dialekt die Seele des Volksstammes. Wie sehr dies von unserem heimischen Platt gilt, das lehrt auch die vorliegende Gedichtsammlung in ganz ausgezeichnete Weise. Aus jedem Gedicht spricht ein besonderer Zug und alle sind sie lebendig. Wenn man das Wesen des Märkers kurz charakterisieren soll, so besteht es wohl darin, dass es frei von Extremen ist. Das Tragische ist ihm ebenso verhasst, wie die Ausgelassenheit. Zwischen diesen Grenzen aber liegen gleichsam im Zwielficht die tausend Nuancen von dem warmen Gefühl für Natur- und Menschensein bis hinüber zur Eulenspiegelei. Viele von den Gedichten werden sich gewiss in den Herzen derjenigen Märker, welche noch nicht den Sinn für den Erdgeruch der Heimat verloren haben, einen Platz erobern.

Zache.

„Aus vier Jahrhunderten. Ein Blatt märkischer Heimatkunde“ betitelt sich eine kleine Schrift des Pastor Standau zu Beutnitz im Kreise Crossen, die 1893 unter Bestimmung des Reinertrages zu kirchlichen Zwecken im Selbstverlage des Verf. erschienen und bereits von Dr. Wendland im „Bär“ 1895, S. 511 ff. zu einer „Geschichte der Herrschaft Beutnitz“ mit verwertet ist. Es handelt sich um einen kleinen, aber litterarisch wenig bekannten und kulturgeschichtlich fast noch garnicht erforschten Teil der Mark, einen im nördlichen Teil des Kreises liegenden, früher den Herren von Rottenburg, jetzt dem Fürsten von Hohenzollern gehörigen Güter-Complex. Beide Abhandlungen sind sehr dankenswerte Beiträge zur Brandenburgischen Heimatkunde, auf die alle Freunde derselben aufmerksam gemacht werden. Dem Inhalt mag als Kuriosum hinzugefügt werden, dass vor etwa 8 Jahren, als der Fürst von Hohenzollern das angrenzende Gut Griesel erwarb, die Besitzerin, Frau Forstrat Krause, sämtliche älteren Akten des Guts verbrannt zu haben erklärte. So gehen Privat-Archive mitunter zu Grunde!

Buchholz.

Fragekasten.

Einbaum. Die ursprünglichste Schifffahrt ist in ausgehöhlten Baumstämmen (Einbäume genannt) betrieben worden. Die Zahl dieser Fahrzeuge in unseren Gegenden, sofern sie noch im Gebrauch sind, wird mit jedem Jahr geringer. Vor einigen Jahren sah ich noch auf dem Chiem-See einen aus einem riesigen Eichbaum gefertigten Einbaum. Jetzt verrottet er als Merkwürdigkeit auf dem Hof des Bayrischen National-Museums in München. Auf der ungarischen Kunst- und Industrie-Ausstellung zu Budapest i. J. 1885 bemerkte ich neue, aus Lindenstämmen gefertigte Einbäume zum Verkauf. Vor 8 Jahren sah ich einen kleinen Einbaum, aus Pappelholz gefertigt, auf der Spree liegen, in Martinikenfelde, da, wo der Kanal von Plötzensee kommend in den Strom einmündet. Ebenso traf ich vor der alten (hölzernen) Moabiter Brücke in Berlin einen aus einem Pappelstamm gefertigten Einbaum, dessen sich polnische Ramm-Arbeiter bei der Ausbesserung der Brücke bedienten, dgl. einen solchen ca. 1887 im Tegeler See bei der Malche. Diese Pappel-Einbäume waren polnischer Herkunft: auf der Warthe, namentlich auf der Weichsel ist solche Art von Einbäumen noch heute im Gebrauch. Den Holztriften fährt bei niedrigem Wasserstande ein Mann im Einbaum voraus, um das Fahrwasser anzuzeigen, damit die schweren Flosshölzer (Karinen) nicht auf die Sandbänke geraten. Am 17. Nov. 1895 bemerkte ich zu meiner Überraschung an der Spree am linken Ufer gegenüber Friedrichshagen bei Coepenick einen kohlschwarz aussehenden, ziemlich roh gefertigten Einbaum, ob aus Pappelholz oder Lindenholz war wegen der schwarzen Theeranstrichs schwer entscheidbar, etwa 12 Fuss lang, halb im Wasser unterhalb des Müggelschlusses bei der Überfahrt liegend. Vertrauenerweckend war sein Zustand nicht gerade sehr; mehr wie Einen Menschen konnte dieser „Kippelkahn“ nicht tragen.

Im Dezember 1895 ging durch die Zeitungen die Nachricht, dass im Moor bei Rathenow ein vorgeschichtlicher Einbaum aus einem Eichenstamme gefertigt ausgegraben sei. Die vorgeschichtlichen Einbäume unserer Heimat sind, soweit mir bekannt, sämtlich aus Steineichen oder Sommereichen gefertigt. Mitunter werden in unseren Mooren auch schmalere Einbäume gefunden und von Unkundigen als Kähne erklärt, während es sich in dergleichen Fällen um lange Einbaumtröge zum Tränken des Viehs handelt.

Ernst Friedel.

Nachträglich teilt mir Professor Dr. Joh. Frenzel mit, dass auch der Friedrichshagener Einbaum aus Pappelholz sei und von polnischen Flössern herrühre.

E. Fr.

Inhalt des IV. Jahrgangs 1895/96.

A. Vorträge.

Ascherson: Eine verschollene Getreideart	S. 37
Buchholz: Bauzeichnungen mit Anweisungen auf Bauportionen aus der Zeit des Soldatenkönigs	„ 72
Buchholz: Auswahl berlinischer Altertümer	„ 212
Friedel und Bahrfeld: Die brandenburgischen Hacksilberfunde	„ 14
Friedel: Erinnerungstücher	„ 258
Friedel: Donnerbusch oder Hexenbesen	„ 289
Galland: Hat unsere Mark eine künstlerische Vergangenheit?	„ 224
George: Aus der Vergangenheit Stralauß	„ 185
Gensichen: Der Vater der neuen Planetenentdeckungen	„ 273
Lemke: Volkstümliche Soldatenlieder	„ 336
Liebenow: Die Territorial-Entwicklung der Mark	„ 19
Meyer: Pankow und Nieder-Schönhausen	„ 89
Meyer: Jagdschloß zu Königs-Wusterhausen	„ 153
Müllenhoff: Geschichte des Botanischen Gartens	„ 302
Pütz: Zwischen Tiefwerder und Pichelsdorf	„ 393
Schwartz: Die Ruppiner Bilderbogen	„ 220

B. Aufsätze.

Bolle: Wendische Dämonen	„ 124
Bolle: Ein paar Worte, vielleicht in Erwartung anderer mehr	„ 308
Bolle: Die amerikanische Moosbeere und deren Einbürgerung hiesigen Orts	„ 314
Busse: Über den heiligen Brunnen bei Dannewitz	„ 372
Friedel: Das „Wunder“ beim Riechfest der Kaiser Friedrich Gedächtniskirche	„ 246
Friedel: Auftauchende und schwimmende Inseln	„ 404
Magnus: Ursache der Bildung von Hexenbesen	„ 311
Siegerist: Wo hat die Kölnische Stadtmauer geendet?	„ 121
Siegerist: Recht, Himmel und Hölle für Friederich	„ 366
Zache: Die geologische Wand im Humboldthain	„ 108
Zache: Beschaffung des Gesteinsmaterials für die geologische Wand im Humboldthain	„ 175

C. Besprechungen.

Albrecht und Graupe: Wanderbuch für die Mark Brandenburg	S. 147
Behla: Spreewaldklänge	„ 238
Eberdt: Die Braunkohlenablagerungen in der Gegend von Senftenberg	„ 147
Geologische Karten von Preussen und den Thüringischen Staaten	„ 142
Gensichen: Pfarrhausegen	„ 282
Graebke: Prignitzer Kamellen und Hunnenblömer	„ 413
Graebner: Studium über die norddeutsche Haide	„ 284
Hammer: Ortsnamen der Provinz Brandenburg	„ 148
Heimatkunde der Provinz Brandenburg	„ 10
Hupp: Wappen und Siegel der deutschen Städte	„ 10
Keilhack: Die baltische Endmoräne in der Neumark und im südlichen Hinterpommern	„ 143
Keilhack: Notiz über ein Vorkommen von Mitteloligocän bei Soldin, Nm.	„ 146
Keilhack: Das Profil der Eisenbahnen Arnswalde—Callies—Stargard	„ 146
Krause-Schlettstadt: Die Kiefer als Wahrzeichen der brandenburgischen Hegemonie in Deutschland. Globus 1895	„ 119

D. Abbildungen.

Ansicht von Treptow	„ 188
Bechergläser zum „Wunder“	„ 251
Berlinische Altertümer	S. 213 ff.
Havelinsel, Pfingstinsel	„ 396 ff.
Hexenbesen	„ 293 ff.
Kirche zu Stralau	„ 194 ff.
Pichelswerder	„ 396 ff.
Schafklau-Muscheln	S. 388
Situationsplan der Köllinischen Stadtmauer	„ 122
Stralauer Fischzug	„ 196
Tafeln zum Hacksilberfund	„ 64
Taschentuch auf den Frieden zu Cistowe	„ 64

Fehler-Berichtigungen.

S. 3, Z. 9 v. u. lies: Jacquard.

S. 9, unten 2 lies: Sibold.

S. 22, Z. 11 lies: Tolenzner.

S. 23, Z. 1 lies: Lunkini.

- S. 23 lies: 1142 statt 1134.
 S. 24 lies: 1226 statt 1266.
 S. 26 lies: 1373 statt 1341.
 S. 27 lies: 1411 statt 1378.
 S. 87, Z. 3 v. u. lies: Musen.
 S. 90, Z. 20 lies: November.
 S. 141, Z. 20 lies: Hünengrab.
 S. 148, Z. 7 lies: Kastaven.
 S. 149, Z. 22. v. u. statt Hay — lies: Harz —
 S. 163, Z. 16 v. u. hinter 2 m einzuschalten: tief.
 S. 190, Z. 8 statt paläontologischen lies: archaeologischen.
 S. 284, Z. 10 lies: Graebner.
 S. 287, Z. 14 hinter Edel-Eberesche ist: genannt, einzuschalten.
 S. 295, bei Fig. 3 lies: Klein-Winsen.
 S. 296, Z. 19 lies: Prolification.
 S. 311, Z. 9 v. u. lies: Graebner.
 S. 312, Z. 14 v. u. für im lies: in.
 S. 314, Z. 1 lies: Forscher.
 S. 322, Z. 5 lies: 80ten [nicht: 80sten].
 S. 341, Z. 18 lies: Ziegler.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

- Abromeit, Dr. S. 298.
 Adler, Geh. Baurat S. 121.
 Albrecht, Dr. S. 147.
 Alraunwurzel S. 364.
 Altertümer, berlinische S. 212.
 Altrichter, K. S. 102.
 Aquarellen, Landschaften S. 389.
 Artisse S. 368.
 Aschermittwoch S. 412.
 Ascherson, Prof. Dr. S. 37, 390.
 Austausch der Schriften S. 79.

 Bahrfeldt, Dr. S. 14, 388.
 Bären S. 141.
 Baumann, Architekt S. 229.
 Bauopfer S. 246.
 Bauzeichnungen, alte S. 72
 Bergau S. 225.
 Berlin, Name S. 60.
 Bernsteinkunde S. 234.
 Biber S. 116.

 Bibliothekars, Bericht des S. 69.
 Biëfre, Maler S. 231.
 Bilderbogen, Ruppiner S. 220, 368.
 Bildertafeln z. Naturgeschichte S. 301.
 Bismärck, v. S. 7.
 Blankenfelde, Wilke u. Hans S. 90.
 Blending von Goldorfe S. 179.
 Blüten der Sonne S. 240.
 Bluth, Geh. Baurat S. 277.
 Bolle, Dr. C. S. 124, 174, 208, 288,
 300, 308, 314, 332, 359.
 Borrmann, R. S. 123.
 Botanik S. 37.
 Botanischer Garten S. 302, 308.
 Bouché, Carl S. 310.
 Buchholz, Custos S. 69, 212, 255, 388.
 Bücherdiebe S. 235.
 Busse, H. S. 372.
 Brandenburg, Dom S. 225.
 Brandmaus S. 114.
 Brandt, Christopf v. S. 158.

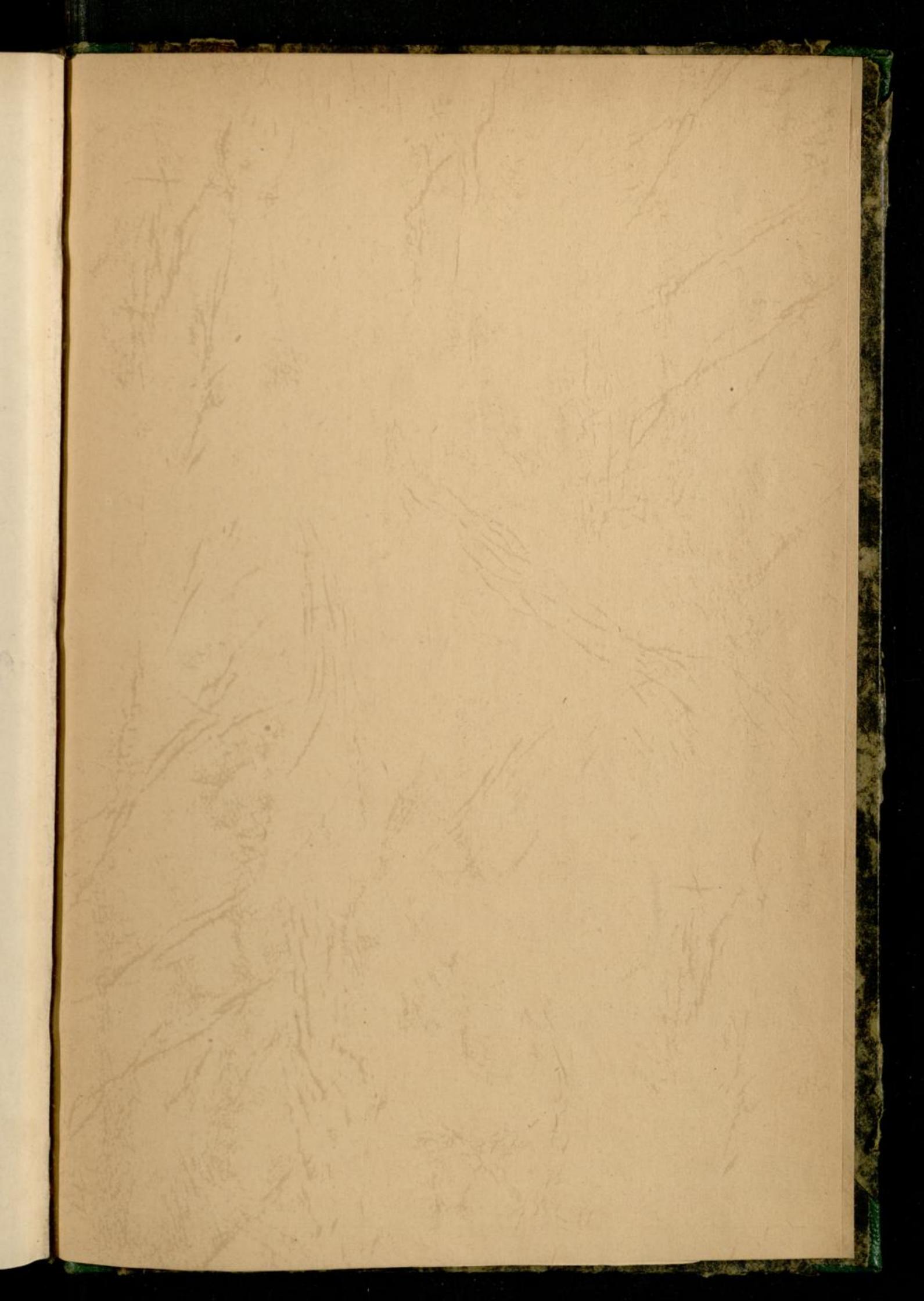
- Braunkohlenwälder S. 285.
 Brausewetter S. 319.
 Brassenzug S. 205.
 Braunkohlen S. 147, 285.
 Britzer Skelet S. 162.
 Brunold-Denkmal S. 374.
 Caffetist, der S. 86.
 Central-Commission für wissenschaftliche Landeskunde S. 256.
 Chodowiecki S. 229.
 Chorin, Wandmalerei S. 95.
 Colonie, franz. zu Müncheberg und Fürstenwalde S. 206.
 Cornelius S. 231.
 Crossen, Landschaftsbilder S. 335.
 Dahlem, Dorf S. 63.
 Dämeritz, See S. 373.
 Dämonen, wendische S. 124.
 Denkmal des Grossen Kurfürsten zu Rathenow S. 277.
 Dennewitz, Schlacht S. 148.
 Dobrilugk, Kirche S. 225.
 Donnerbusch S. 289.
 Dominik, Emil S. 331.
Eberdt, Dr. S. 147.
 Eberesche S. 286, 365.
 Edelhirsche S. 140.
 Eichhörnchen S. 115.
 Einbaum S. 414.
 Eisenbahn-Profil, Callis-Stargardt S. 146.
 Elchwild S. 116.
 Elisabeth-Christine S. 93.
 Elsbeerbaum (*Sorbus torminalis*) S. 359.
 Endmoräne, südbaltische S. 143, 145.
 Eosander, Baumeister S. 92.
 Erinnerungstücher S. 11, 257, 332.
 Eulenlöcher S. 367.
 Euler, Prof. Dr. S. 368.
Feueraberglaube S. 236.
 Fiebelkorn, Dr. S. 374.
 Fische S. 149, 177, 202.
 Fischessen S. 202.
 Fischotter S. 116.
 Fischreichtum S. 203.
 Fischsterben S. 176.
 Fischzug, Stralauer S. 192.
 Foerster, A. S. 64.
 Forrer, Antiquar S. 11, 257.
 Freimütigen, Verein der S. 64.
 Frenzel, Prof. Dr. S. 77, 379.
 Friedel, Geh. R. R. u. Stadtrat S. 5, 9, 14, 63, 64, 84, 120, 148, 150, 160, 223, 234, 238, 241, 253, 257, 281, 287, 301, 321, 374, 404.
 Friedhof, alter S. 373.
 Friedrich der Grosse im Volksliede S. 366.
 Friedrich Wilhelm I S. 154.
 Friedrichstadt, Entstehung S. 73.
 Gallait, Maler S. 231.
 Galland, Dr. S. 209.
 Gedenktafeln S. 103, 236.
 Geologie S. 142, 374.
 Geologische Wand S. 108, 175.
 Gensichen, Dr. S. 273, 282, 335.
 George, R., Redakteur S. 185.
 Geschenke für die Bibliothek S. 77.
 Getreideart, verschollene S. 37.
 Gewehrfabrik v. Ludwig Löwe S. 409.
 Glocken zu Gr. Beeren S. 235.
 Glockenkunde S. 235, 281.
 Goese (*Idus melonatus*) S. 202.
 Goldschmiede, Berliner S. 69.
 Gräber, vorgeschichtliche S. 237.
 Graebner, Dr. S. 284, 374.
 Graupe, Dr. S. 147.
 Grosser Kurfürst, Denkmal zu Rathenow S. 277.
 Gross Räschen, Dorf S. 285.
 Groth, Postkommissar a. D. S. 321.
 Grumbkow, v. S. 71.
Hacksilberfunde S. 14.
 Haide, norddeutsche S. 284.
 Hamster S. 115, 140.
 Heimatkunde d. Prov. S. 10.
 Heiliger Brunnen S. 372.
 Hencke, Planetenentdecker S. 273.
 Hensel, Maler S. 230.
 Herrscher-Galerie d. Sieges-Allee S. 8.
 Hexenbesen S. 289, 311, 363.
 Hirsch, der Sechsendsechzig-Ender S. 158, 159.

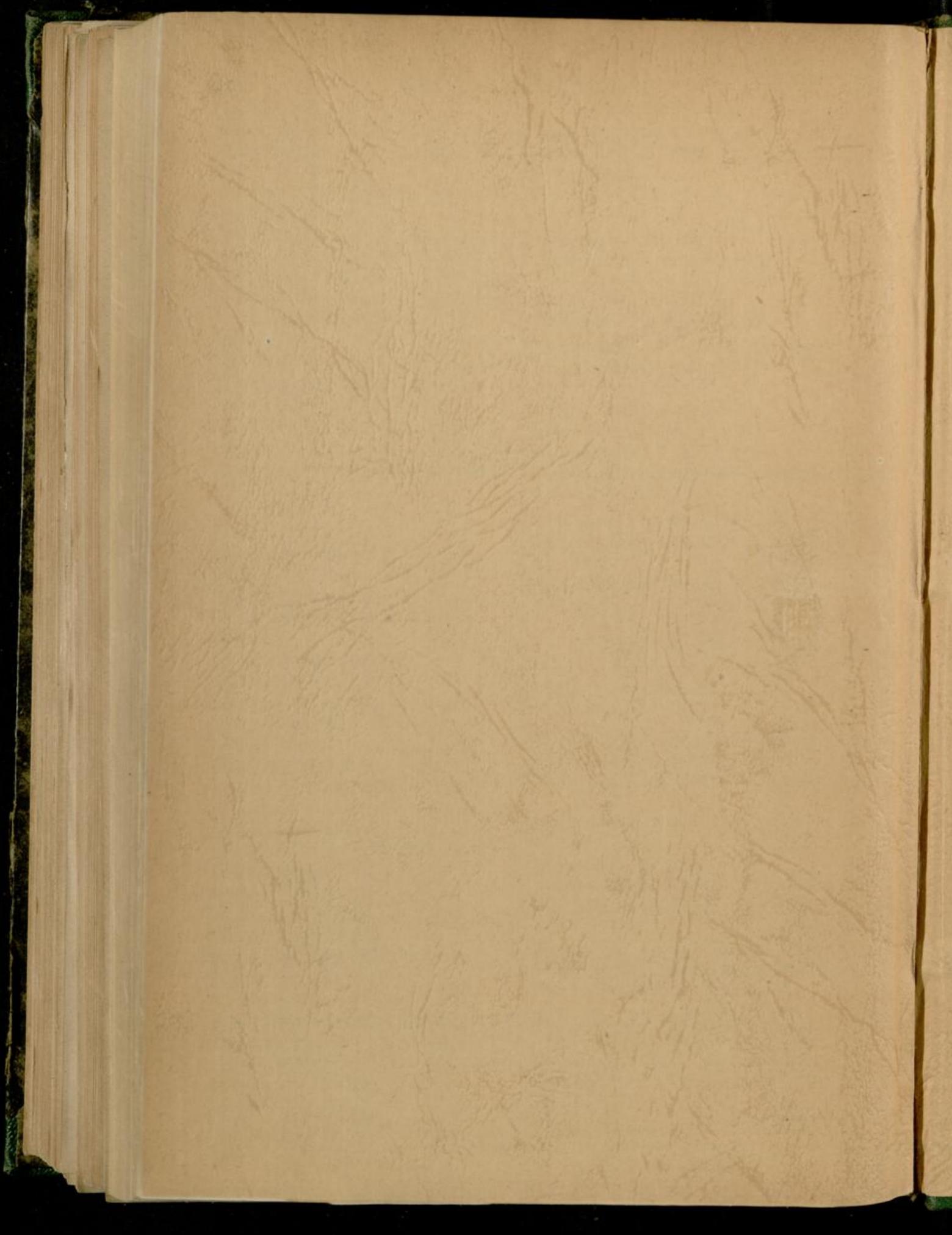
- Hirschgeweihe, versteinerte S. 234.
 Hirse S. 37.
 Hohenzollern in Brandenburg S. 211.
 Hosemann, Maler S. 230.
 Humboldthain 107.
 Hut, Freunde mit dem S. 70.
 Jacob-Möbeln S. 240.
 Jagden des 17. Jahrh. S. 158.
 Jean Paul S. 240.
 Jederitz, vorgesch. Gräber S. 237.
 Jentsch, Prof. S. 211.
 Jerichow, Kirche S. 225.
 Igel S. 115.
 Influenza S. 233.
 Inschriftenplatte S. 61.
 Inselbildung S. 393, 404, 407.
 Joachim II. S. 227.
 Johann Georg S. 227.
 Jüterbog, Münzfund in S. 149.
 Kaffee S. 84.
 Kaiser Friedrich - Gedächtnis - Kirche
 S. 241.
 Kalk-Reise S. 150.
 Kassen-Status S. 66.
 Kasimir, Herzog S. 205.
 Kaulbach S. 231.
 Keilhack, Dr. S. 146.
 Keller, Gottfried S. 151.
 Kenster S. 291.
 Kiefer S. 119.
 Knobelsdorff, v. S. 229.
 Köllnische Stadtmauer S. 121.
 Königs-Wusterhausen S. 153.
 Körner, F. W. S. 161.
 Kongressalbum S. 6.
 Krause-Schlettstadt, Dr. S. 119.
 Krebsfang S. 80.
 Krebspest S. 79.
 Kuckuluren S. 368.
 Kühn, Gustav S. 223.
 Kuh S. 141.
 Kunsthalle S. 210.
 Lamprete S. 180.
 Lange, Lehrer S. 82.
 Lehnin, Kirche S. 225.
 Leissower Mühle S. 15.
 Leitungswasser, Verunreinigung S. 375.
 Lemke, Frä. Elis. S. 258, 336.
 Lepke, R. S. 151.
 Leucaspius delineatus S. 180.
 Levetzow, v. W. G. R. R. S. 369.
 Liebenow, G. R. R. Prof. S. 19, 67.
 Liebesinsel im Rummelsburger See
 S. 187, 201.
 Linoleum-Compagnie S. 160.
 Löwe'sche Fabrik, Martinikenfelde
 S. 408.
 Luckau, Stadt S. 63.
 Magnus, Prof. S. 311.
 Mammut-Mensch S. 162.
 Manegold, Dr. S. 158.
 Manteuffel, v. S. 369.
 Maränen S. 303.
 Maulwurf S. 115.
 Maurer, H. S. 150.
 Meerschweinchen S. 141.
 Mengel, Adolf S. 321.
 Mertens, Dr. S. 15, 328.
 Meteorfall S. 319.
 Meyer, F. S. 90, 153, 332, 370.
 Mitglieder S. 65.
 Möbius, Geh. R.-R. S. 253.
 Möser, Justus S. 88.
 Moosbeere, amerikan. S. 300, 314.
 Müggelsee, Naturgesch. S. 77.
 Müllenhoff, Prof. S. 302.
 Münzfunde S. 149.
 Münzwesen S. 388.
 Museum für Naturkunde S. 253.
 Nehring, Prof. S. 168.
 Nieder-Schönhausen, Schloss S. 90.
 Neunaugen S. 180, 206.
 Paetel, Verlagsbuchh. S. 5.
 Panicum sanguinale S. 37.
 Parchent S. 63, 97.
 Pascal, ord. Lehrer S. 301.
 Pfarrhaussegen S. 282.
 Pflanzenwelt, heimische S. 359.
 Planeten-Entdeckungen S. 273.
 Pniower, Dr. S. 151, 182, 235.
 Podratz, Archivar S. 255.
 Polka-Kirche S. 151, 239.
 Prignitzer Kamellen und Hunnen-
 blömer S. 413.

- Pröhle, Dr. S. 102.
 Pütz, Techniker S. 84, 97, 285.
 Quappe S. 179.
 Rathenow, Kurfürstendenkmal S. 277.
 Ralten S. 115, 140.
 Rauch S. 230.
 Recht, Himmel und Hölle für Friedrich S. 366.
 Richtfest der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche S. 246.
 Ritter S. 67.
 Rixdorf S. 67.
 Rohrsänger S. 208.
 Roter Adler Orden S. 390.
 Ruppiner Bilderbogen S. 220, 368.
 Säugetiere S. 114, 140.
 Sandberge, die weissen (Jungfernhaiden) S. 82.
 Sarre, Fr. S. 69.
 Schadow S. 230.
 Schafklauen-Muschel S. 376.
 Schenk, E. S. 286.
 Schickler, Firma S. 328.
 Schild, Divis.-Pfarrer S. 258, 281.
 Schinkel S. 230.
 Schlüter, Andreas S. 228.
 Schmidt-Neuhaus S. 103.
 Schröder, Dr. S. 146.
 Schulenburg, W. v. S. 237, 368.
 Schwaden S. 57.
 Schwartz, Geh. R.-R. S. 209.
 Schwarzer Adler Orden S. 333.
 Schweisstuch d. heil. Veronika S. 260.
 Seeadler und Stör S. 205.
 Siegerist, Georg S. 121, 367.
 Silurus glanis S. 182.
 Simrock, Carl S. 251.
 Soldatenkönig S. 72.
 Soldatenlieder S. 336.
 Sonne, das Blüten der S. 240.
 Sophie Charlotte S. 92.
 Spandauer Eisen S. 412.
 Spangenberg, Cyriacus S. 319.
 Spätlinge unserer Flora S. 361.
 Spindlersfeld S. 105.
 Splitgerber, Firma S. 329.
 Spreewald Bilder S. 328.
 Spreewald-Klänge S. 238.
 Stadtmauer, die Köllnische S. 121.
 Steinkultus S. 62.
 Stendal, Dom S. 225.
 Sterlet S. 128, 204.
 Stichling S. 178, 180.
 Stiftungsfest, drittes S. 34.
 Stör S. 180.
 Stralau, Dorf S. ~~185~~ 185.
 Strohdächer in Berlin S. 239.
 Territorial-Entwicklung d. Mark S. 19.
 Teufel als Baumeister S. 62.
 Thee S. 84.
 Theiss, Caspar S. 227.
 Tierasyl S. 118.
 Touristen-Club S. 8.
 Treichel, Rittergutsbesitzer S. 210, 296.
 Tuchmacher S. 1.
 Vereinsjahr, Bericht S. 65.
 Vergangenheit, künstlerische d. Mark S. 224.
 Verkehrswesen, Berliner S. 319.
 Versammlungen S. 1, 5, 34, 65, 89, 105, 107, 153, 160, 185, 209, 241, 253, 255, 285, 370, 409.
 Vogt, A., Fabrikbes. S. 389.
 Volksglauben-Werke S. 238.
 Vorposten-Hunde S. 117.
 Wanderbuch d. Mark Brandbg. S. 147.
 Wandmalerei zu Chorin S. 95.
 Wappen u. Siegel der deutsch. Städte S. 10.
 Wardenberg, Tyle S. 89.
 Webeschule S. 1.
 Weinbau S. 62, 182.
 Weisse Frau S. 319.
 Wendische Dämonen S. 124.
 Wels S. 149.
 Werner, W., Maler S. 328.
 Wright, amerik. Gesandter S. 300.
 Wunder bei Richtfesten S. 246.
 Zache, Dr. S. 108, 142, 162, 301.
 Zelle, Oberbürgermeister S. 65.
 Zeugdrucke, alte S. 11.
 Zoologie S. 114, 140, 170.
 Zopfstil S. 228.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.





Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003286

